Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Karl Hammerdörfer Christian Traugott Kosche

Europa

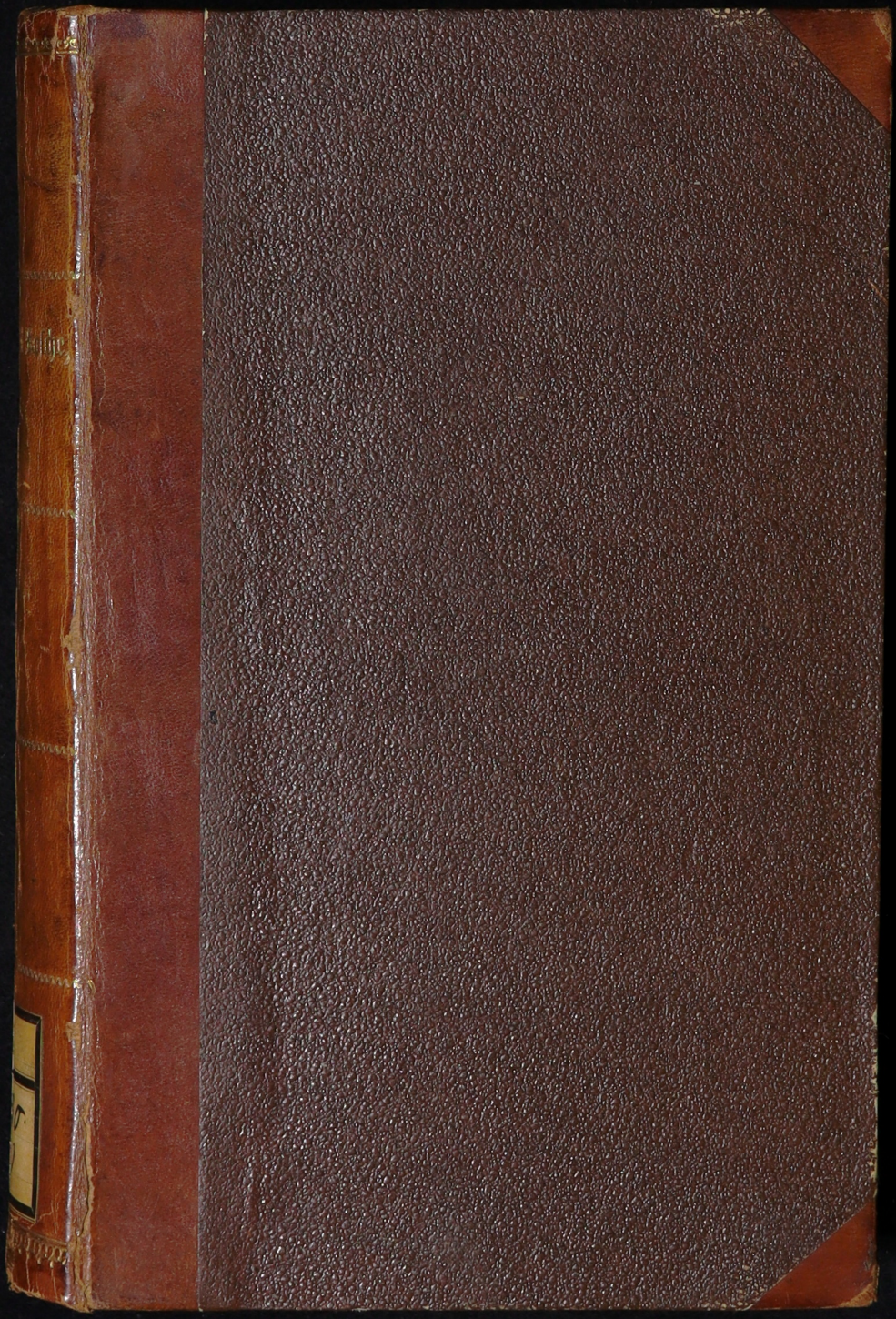
Dritter Band : Asia : als eine Fortsetzung von Europa

Leipzig: bey Weidmanns Erben und Reich, 1786

https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049913

Band (Druck) Freier Zugang





Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049913/phys_0001
DFG

Qa-3130.(3.)

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049913/phys_0002
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1759049913/phys_0003
DFG

Asia

ein

geographisch-historisches Lesebuch

zum

Nutzen der Jugend und ihrer Erzieher

von

K. Hammerdörfer und C. T. Kosche A. M.

Dritter Band,

als eine Fortsetzung von Europa.

Leipzig,

bey Weidmanns Erben und Reich. 1786.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049913/phys_0005
DFG

Ex Bibliotheca Academiae Rostochiensis

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049913/phys_0006
DFG

Dem Versprechen zufolge, das wir in der Vorrede zum zweyten Band unsers Europa gethan, und aufgemuntert durch die schonenden Urtheile, mit welchen unsre Arbeit beehrt worden ist, wagen wir es, mit Beschreibung der übrigen drey Erdtheile, den Anfang zu machen. Wer die Schwierigkeiten kennt, die uns Mangel an hinlänglichen oder doch brauchbaren Nachrichten, Widersprüche der Reisenden, und zum Theil auch Undienstfertigkeit in den Weg gelegt haben, der wird es uns gewiß nicht zu hoch anrechnen, wenn wir hie und da nicht so vollständig gewesen sind, als wir vielleicht hätten seyn sollen. An gutem Willen, an Fleiß und Mühe haben wir es wenigstens nicht feh-

len lassen: wir wären auch zuweilen wohl im Stande gewesen, uns über manchen Gegenstand weiter auszubreiten, wenn wir alles, was wir fanden, ohne nähere Prüfung hätten aufnehmen wollen; allein so mußten wir vieles als unbrauchbar verwerfen, was Leichtgläubigkeit, oder die Sucht, alles recht hübsch systematisch vorzutragen, den Reisenden als Wahrheit nieder zuschreiben gelehrt hatte. Wer weit her kömmt, hat gut lügen: sagt ein französisches Sprüchwort, und in der That möchte man diese Worte auf manche Nachrichten von entfernten Ländern setzen, deren Verfasser sich nicht entblöden, die handgreiflichsten Unwahrheiten bekannt zu machen. Dies gilt indessen meist nur von ältern Reise- und Länderbeschreibungen; gegen neuere aber wurden wir dadurch ziemlich mistrauisch, da wir fanden, daß viele Nachrichten, die in unsern Journalen als handschriftlich paradiren, aus ältern Büchern, und zum Theil sogar aus der Histoire moderne des Chinois etc. pour servir à l'histoire ancienne de Rollin, fast wörtlich abgeschrieben waren.

Die-

Dies vorausgesetzt also, darf es, wie uns dünkt, unsern Lesern und Beurtheilern gar nicht unangenehm seyn, wenn wir alles, was das Gepräge der Fabelhaftigkeit an sich zu tragen schien, weggelassen, und wo wir blos selbstersonnene Muthmassungen hätten niederschreiben können, lieber geradezu eine Lücke gelassen, und unsre Unwissenheit gestanden haben. Der, dessen unermüdliche Feder alles abschreibt, was ihm vor die Faust kömmt, der wichtiges und unwichtiges, brauchbares und unbrauchbares, wahrscheinliches und unwahrscheinliches mit gleicher Bereitwilligkeit auf und annimmt, um nur recht viel von dem Gegenstand sagen zu können, den er vor sich hat, der hintergeht das Vertrauen, welches Publikum und Verleger in ihn setzen, hat kein andres Verdienst, als jeder Schreiber, der die elendesten Schmiralien seines Patrons treufleißigst kopiret, und darf aufs höchste von dem unverständigen Pöbel Beyfall erwarten.

Bisher haben wir uns deswegen entschuldigt, daß wir nicht überall so weitläuftig waren, als es

die Quellen, aus denen wir schöpften, zuweilen erlaubt hätten; nun müssen wir uns etwas näher über den angeführten Mangel an Nachrichten erklären, denn von der Undienstfertigkeit, die wir hie und da aus Gründen, die sich zum Theil leicht errathen lassen, haben erfahren müssen, wollen wir gar nichts weiter berühren.

Manchem möchte es ein Widerspruch scheinen, daß wir dort über zu viele, hier über zu wenige Nachrichten klagen; aber doch sind beyde Klagen vollkommen gegründet. Von der asiatischen Türkey z. B. handeln eine ungeheure Menge Reisebeschreibungen, aber die meisten dieser Reisenden waren Männer, denen Ruinen alter Tempel und Schauspielhäuser, Grabsteine und Bildsäulen untersuchenswürdigere Gegenstände waren, als der gegenwärtige physische, moralische und politische Zustand dieser Gegenden. Sie untersuchen wohl mit großer Aengstlichkeit, ob dieser oder jener Berg oder Fluß, bey den Alten so oder anders genennt worden? sie untersuchen wohl, ob das alte Babylon auf diesem

oder

oder jenem Flecke gelegen? von dem aber was man weit lieber wissen möchte, was Aufschlüsse über die Geschichte der Menschheit und ihrer Kultur geben würde, sagt jeder meist nur gerade soviel, als alle seine Vorgänger auch gesagt haben. Ohne Niebuhrs treffliche Nachrichten wäre es mit Arabien nicht besser, denn ältere Reisende sind beynahe gar nicht brauchbar. Persien ist zwar zur Genüge bekannt und beschrieben; allein die Nachrichten, welche wir von diesem Reiche haben, sind meist alle nur bis auf die Zeiten des Nadir Schach anwendbar, und von dem jetzigen Zustande dieses einst so mächtigen Reiches, in welchem die großen politischen Revolutionen, die es seit etlichen vierzig Jahren erfahren hat, wichtige Veränderungen hervorgebracht haben müssen, wissen wir wenig oder gar nichts. Nicht viel besser ist es mit Hindostan und andern Staaten Ostindiens; niemand weiß genau und bestimmt zu sagen, in wie weit der Wohlstand des erstern unter seinen neuen verschiednen Beherrschern zu- oder abgenommen hat, und niemand kennt auch

die Regierungsart, und die innre Verfassung der Nationen, welche den Thron der Moguls umgestürzt haben. Die Küsten und Inseln Ostindiens kennt man noch am genausten, von der großen Halbinsel jenseit des Ganges aber muß man sich immer noch mit den so mangelhaften zum Theil gewiß äusserst unwahren Nachrichten der Missionäre begnügen. Von Sina und Japan kennen wir weiter nichts als die Küsten, und in dem ersten durch russische Berichte den Strich bis Pe-king; ins Innre dieser beyden Reiche ist seit mehr als einem Jahrhundert kein Europäer gekommen, und diejenigen, welche vorher Gelegenheit hatten, die innern Gegenden zu bereisen, waren entweder zu sehr mit Religionsvorurtheilen eingenommen, oder in der Sprache des Landes zu unwissend, oder sie hatten gleich den Missionären ihre besondern Absichten zu sehr vor Augen, als daß man in ihre Nachrichten ein vollkommnes Vertrauen setzen könnte. Dies läßt sich auch auf Thibet, und noch mehr auf die tatarischen Völker in Asien anwenden, welche nicht innerhalb

der Gränzen des russischen Reiches wohnen, und welche beynahe noch unbekannter und fremder für die Europäer sind, als die Bewohner Südindiens, von welchen wir, freylich wider die gewöhnliche Sitte, aber doch aus guten Gründen, einen Theil mit zu Asien gerechnet haben, deswegen nämlich, weil es doch wohl etwas zu vorschnell war, einen Haufen zerstreute Inseln, die sich zum Theil dicht an die asiatischen Philippinen und Molucken hinstrecken, deren Größe noch nicht genug bekannt ist', und deren Einwohner doch in jedem Betracht weit hinter den gesitteten Nationen der andern Erdtheile stehen, sogleich mit der Benennung eines fünften Welt- oder Erdtheils zu beehren.

Daß wir uns übrigens bemüht haben, die bestmöglichsten Hülfsmittel zu unsrer Arbeit zur Hand zu nehmen, wird aus der Anzeige der Werke erhellen, welche wir bey diesem Theile benutzt haben. Zum asatischen Rußland, bearbeitet von Hammerdörfer, ist gebraucht worden: Georgi Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs,

nebst

nebst Desselben und Pallas, Gmelins und Rytschkows Reisen; Peter Rytschkows Orenburgische Topographie, Stellers und Kraschenninikows Beschreibung von Kamtschatka und Coxe Geschichte der neuesten russischen Entdeckungen. Zur asiatischen Türkey, Arabien und Persien, bearbeitet von M. Rosche, ist benutzt worden, Lüdeke Beschreibung des türkischen Reiches, Pococke Beschreibung des Morgenlandes, Niebuhrs Beschreibung von Arabien nebst dessen Reisen, Björnstählς Briefe, Mariti Reise nach Cypern, Chandlers nach Kleinasien, Baltimore's in den Orient, Tourneforts in die Levante, Chardins, Taverniers und Otters Reisen nach Persien. Zu Ostindien und Sina, von Hammerdörfer bearbeitet, Tiefenthalers Beschreibung von Hindostan, du Halde Beschreibung des sinesischen Reiches, Sonnerats Reise nach Ostindien und Sina, Dows Geschichte von Hindostan, Raynal Hiloire politique et philosophique, Bolts gegenwärtiger Zustand

stand von Bengalen, Makintosch Reisen (a. d. Engl. Leipzig 1785.) Yves, Großens, Osbecks, Ekebergs, Olof Torrees Reisen, Marsdens Beschreibung von Sumatra, die *Histoire moderne* und viele in Forsters und Sprengels Beyträgen der Auswahl kleiner Reisebeschreibungen u. a. O. mehr zerstreut stehende Aufsätze. Zu Sina auch noch die Memoires de la Chine und Beschreibung einer dreyjährigen sinesischen Reise, Amsterdam 1666. Zu Japan, Thibet, der freyen Tatarey und Südindien, von denen das erste M. K. die andern H. bearbeitet hat, ist gebraucht worden, Kämpfers Beschreibung von Japan, kritische und philosophische Bemerkungen über Japan und die Japaner, die Nachrichten von Thibet in den N. Nordischen Beyträgen, Georgi bey Rußland angeführte Beschreibung nebst den neuen bekannten Entdeckungsreisen der Engländer, auch Danpiers, le Maire, Bougainville Reisen.

Wir beschließen diese Vorerinnerung mit dem Wunsche, daß das Publikum unsre Arbeit mit eben dem Beyfall aufnehmen möge, mit dem es uns bisher beschenkt hat, und mit der Versicherung, daß der vierte Band unsers Werkes, welcher sich mit Afrika beschäftigen wird, binnen Jahresfrist gewiß erscheinen soll.

Die Verfasser.

I.

Asiatisches Rußland.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049913/phys_0017
DFG

Von dem ungeheuern russischen Reiche, dessen europäischen Theil wir an einem andern Orte beschrieben haben, gehört bey weitem das größeste Stück zu Asien: denn da das europäische Rußland ohngefähr auf 60000 Quadratmeilen geschätzet wird, so beträgt das asiatische 240000 solcher Meilen, daß es also weit größer, als das ganze Europa ist, und zwey Fünftheile von Asien befasset. Allgemeine Uebersicht. a) Land.

Dieser große Erdstrich, welcher gegen Westen von dem europäischen Rußland, gegen Süden von dem türkischen, persischen, bucharischen und sinesischen Gebiete, gegen Osten von dem Welt- und gegen Norden von dem Eismeere begränzt wird, kann unmöglich dasselbe Klima oder dieselbe Fruchtbarkeit haben, und man kann wirklich sagen, daß die traurigsten furchtbarsten Einöden, mit den herrlichsten lachendsten Gefilden darinnen abwechseln. In den ganz nördlichen Gegenden dieser Provinzen herrscht ein ewiger Winter; so weit das Auge nur reichet ist alles mit Schnee bedecket, der öfters vier Ellen tief lieget, da ist kein Baum, keine Waldung, kein Gras zu sehen, sondern nur hie und da sind kleine Gestrüppe und Moose sparsam zerstreuet, und die elenden Einwohner, welche mehr thier- als menschähnlich leben, sind neun Monate des Jahres in ihre Hütten versperret. Je weiter man von hier gegen Süden gehet, desto erträglicher wird die Ansicht des Landes, und wenn auch der Winter immer noch sehr hart und anhaltend ist, so kommen doch

an manchen Orten Getraide und Gartenfrüchte fort. Der zwar kurze, aber doch warme Sommer ist nicht ohne Reize; ja in einigen Gegenden ist der Boden so fruchtbar, daß er nur mehr, und mehr fleißige Einwohner zu erfordern scheinet, um die auf ihn verwendete Mühe mit Wucher zu lohnen. In den ganz südlichen Gegenden endlich, z. B. in Astrachan, ist der Sommer langanhaltend und heiß, der Winter kurz und gelinde, und die Fruchtbarkeit des Bodens vortreflich. Wären diese Provinzen nur so bewohnet, als es die europäischen sind, oder könnte man die zerstreuten nomadisirenden Einwohner zum sitzenden Leben gewöhnen, so würde das asiatische Rußland gewiß nach und nach in einen blühendern Zustand kommen, als gegenwärtig, da es immer genugsame Erzeugnisse hervorbringt, ungleich mehr Menschen als jetzt zu ernähren. Ohne hier eine umständliche Anzeige dieser Produkte zu liefern, die wir bey Beschreibung der einzelnen Provinzen doch wiederholen müßten, wollen wir jetzt nur im allgemeinem anführen, daß überhaupt genommen, Getraide und andere Hülsenfrüchte, Gartengewächse, Obst, Wein, Süßholz, viele Arzney und Farbekräuter, Kali, Baumwolle und ein unerschöpflicher Schatz von Holzungen darinnen zu finden ist. Die Gebirge, unter welchen der Ural eines der vorzüglichsten ist, enthalten Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Bley, Salz, welches auch häufig in Seen gefunden wird, Marmor, Asbest, Magnet, Achat, Karneol, Schwefel u. a. Mineralien in Menge, auch trift man viele mineralische Wässer an, wiewohl überhaupt die Naturreiche dieser Gegenden noch gar nicht hinlänglich erforscht worden sind. An Thieren ist hier fast in allen Arten Mannigfaltigkeit und Ueberfluß. Wo keine Viehzucht ist,

da

da ersetzen Rennthiere diesen Mangel; Schafe giebt es verschiedene Arten, wohin auch die kirgisischen mit den polsterförmigen Fettschwänzen gehören; ferner hat man Pferde, Ziegen, Schweine, auch Kamele, Hirsche, Hasen, Erdhasen, Luchse, Wölfe, Bären, Füchse, Dachse, Antelopen, Vielfraße, Hermeline, Biber, Billiche, und viele andere, gutes Pelzwerk liefernde Arten; viel zahmes und wildes Geflügel, viele Fische, Bienen, Seidenwürmer, aber auch Erdspinnen, Skorpione u. a. häßliches und schädliches Ungeziefer.

b) Einwohner.

Eine nähere Beschreibung der Einwohner des asiatischen Rußlands, ihrer Sitten und Lebensart werden wir in der Folge zu liefern, Gelegenheit haben, wenn wir von den Wohnplätzen, wo sie sich aufhalten, sprechen; vorläufig wollen wir sie nur namentlich anführen, und einige allgemeine Nachrichten von ihnen vorausschicken. Die tatarischen Völkerschaften verdienen theils wegen der Anzahl theils wegen ihres höhern Grades von Kultur, unter den Landeseingebornen die vorzüglichste Stelle. Sie sind alle freye, der Leibeigenschaft nicht unterworfene Leute, die ohne Störung bey ihrer alten Verfassung gelassen werden, sich ihre Vorgesetzten aus ihrem Mittel erwählen, einen geringen Tribut geben, oder Kasakendienste verrichten, die türkische Sprache reden, und theils Mohämedaner, theils Heiden, theils Christen sind. Dahin gehören die Kirgisen, von denen etwan 60000 Familien unter russischer Herrschaft im Gouvernement Orenburg leben, welche aber von den Orenburgischen und Kasanischen in Städten und Dörfern wohnenden Tatarn zu unterscheiden sind; die Turalinzen, Tobolskischen und Tomskischen Tatarn in Sibirien; die

Nogaischen am Asowschen Meer die Astrachanischen, Terekschen und Kubanischen, die Kundurowsche Horde in Sibirien, die Truchmenen, die Kaukasischen, die Baschkiren im Gebirge Ural, unter welchen die Mestscheräken wohnen, die Barabinzen, Tschetschengen, Abinzen, Jakuten u. s. w. wozu auch noch die aus der kleinen Bucharey kommenden in Sibirien und andern Gouvernements zerstreut lebenden Bucharen gehören. Nach den Tatarn kommen die munglischen Völker, die wir auch unter dem allgemeinen Namen der Kalmycken kennen, und welche gar nicht so roh sind, als man sich dieselben gemeiniglich vorstellet. Völker finnischen Stammes sind, die Wotjaken etwan 40000 Köpfe stark, die Tscheremißen, Tschuwaschen, Nordwinen, Permeken und Sirjänen, die Ostiaken, Wogulen und Teptjärei. Völker, deren Ursprung unbekannt ist, sind die Tunguſen, die Samojeden, die Jukagiri, die Korjäki und Kamtschadalen. Russen, Polen, Schweden, Teutsche, Franzosen u. a. Europäer, Perser, Indianer leben hie und da in allen diesen Provinzen. So vielerley aber auch diese Völkerschaften sind, so ist dennoch, wie wir schon berührt haben, die Bevölkerung bey weitem nicht so groß, als sie wirklich seyn könnte. Bey der herumschweifenden Lebensart verschiedener dieser Völker werden schöne Landstrecken blos zur Viehweide verwendet, die für Ackerbau und Bevölkerung weit nutzbarer seyn könnten. Dazu kömmt noch, daß die Blattern, andre kontagiöse Krankheiten und venerische Seuchen viele Verwüstungen angerichtet, und manche ehedem zahlreichere Völkerschaft fast gänzlich ausgerottet haben.

Die

Die bisherigen Beherrscher Rußlands, vorzüglich aber die jetzt regierende Kaiserin, haben indessen alles mögliche gethan, die Volksmenge zu vermehren. Es ist die Einimpfung der Blattern eingeführt, und dadurch, so wie durch andre medicinische Verfügungen sehr viel zum Besten der Bevölkerung gethan worden. Auch hat man russische und andre Kolonisten in verschiedenen Theilen des Reiches angesetzt, welche nicht allein die Volksmenge vermehren und das Land in einen bessern Zustand bringen, sondern auch auf ihre noch unkultivirtern Nachbarn heilsamen Einfluß haben. Zieht man die ehemalige Beschaffenheit dieser Gegenden in Erwägung, und vergleicht sie mit ihrem jetzigen Zustande, so kann man auch noch hoffen, daß dieser beträchtlichste Theil des russischen Reiches in Zukunft immer mehr zu einem höhern Grad der Kultur und des Wohlstandes gebracht werden wird.

e) Kultur.

Da diese Länder größtentheils erst in dem gegenwärtigen Jahrhundert aus der tiefsten Barbarey herausgerissen worden sind, und noch der größte Theil ihrer Bewohner ein unstetes, den größern Fortschritten in der gesellschaftlichen Verfeinerung ganz unzuträgliches Leben führet, so wird man auch leicht einsehen, daß die Stufe der Kultur, auf welcher sie stehen, keine der höchsten seyn kann. Sibirien hat erst durch die schwedischen Kriegsgefangnen in dem großen nordischen Kriege Handwerker, Künste und Sitten erhalten, und das Treffen bey Pultawa ist eigentlich der Anfang seiner ersten Kultivirung. Indessen ist seine Kultur immer noch sehr geringe, und wo nicht fremde Kolonisten, Militär und Kronbedienten etwas mehr verfeinerte Lebensart und Sitten eingeführt haben, da ist Sibirien dem rohen Naturstand noch immer näher, als der bürger-

lichen Vollkommenheit. Kasan, Astrachan, Orenburg haben mehr fremde Pflanzer, sind dem Verkehr mit Europa näher unterworfen, und genießen zum Theil auch eines glücklichern Klimats, als daß ihre Bewohner nicht einen großen Fortgang auf dem Wege der Kultur gemacht haben sollten. Die neuern georgischen und persischen Erwerbungen, nebst Kamtschatka stehen dafür noch ganz auf den niedrigsten Stufen des bürgerlichen Seyns, und noch werden vielleicht Jahrhunderte vergehen, ehe sich ihre verwilderten Einwohner höher empor gearbeitet haben, ehe das Land besser bebauet und die ganze Lebensart menschlicher worden ist. Wo Teutsche und sonst Kolonisten ansäßig sind, oder in den großen Städten, Kasan, Orenburg, Astrachan, Katharinenburg, Tobolsk u. s. w. werden Handwerke, Manufakturen und Handel regelmäßig betrieben, so wie die häusliche Lebensart sich den europäischen Sitten nähert; wo aber die Landeseingebornen noch unvermischt leben, da sorgt jeder, so gut er kann für seine Bedürfnisse, und, wenn man die meisten Tatarn, nebst den Kalmycken ausnimmt, so sind die Menschen oft beynahe durch nichts mehr, als ihre äußere Gestalt von den Thieren des Feldes verschieden. An Geistesaufklärung ist zur Zeit noch wenig oder gar nicht zu denken. Der thierische Mensch spielt hier die Hauptrolle, und bey der Seltenheit und Kostbarkeit der Bücher, bey den wenigen und oft hundert und mehr Meilen von einander lebenden Gelehrten, ist es auch nicht zu verwundern, daß Unwissenheit, Aberglauben und Sinnlichkeit überall die Oberhand haben. Das ächte Christenthum hat auch noch wenig Fortgang genommen, und überhaupt tragen die Religionssysteme dieser Völker die größten Kennzeichen der tiefsten Unwissenheit an sich. Die heidnischen zeigen kaum noch einige Spu-

ren

ren ihres Ursprungs, oder sind geradehin voll des widersprechendsten Unsinns; der Mohämedismus, zu welchem sich viele tatarische Völker bekennen, ist mit heidnischen Gebräuchen verunstaltet, oder doch wenigstens blos ein Gewebe von Cerimonien, und das Christenthum besteht fast allein darinnen, daß seine Anhänger das Kreuz schlagen, und vor den Gemälden der Heiligen die Knie beugen, so daß diejenigen, welche aus Heiden und Mohämedanern Christen werden, an vernünftigen Religionsbegriffen dadurch gewiß nicht zunehmen. Bey dem allen aber ist der Zustand aller dieser Völkerschaften nicht so beklagenswürdig, als er uns bey manchen von ihnen zu seyn scheinet, und sie dienen daher zu einem starken Beweise, daß Glückseligkeit und Mangel an Verfeinerung sich sehr wohl mit einander vertragen.

d) Politische Eintheilung.

Die russischen Monarchen beherrschen diese Länder durch Statthalter, welche wegen der weiten Entfernung von ihrem Oberherrn oft ziemlich willkührlich verfahren. Doch sind die hier wohnenden Völker nicht in gleichem Grade dem russischen Scepter unterworfen, sondern verschiedne sind blos Schutzverwandte, und andre erlegen zwar Tribut, haben aber übrigens ihre eigene Nationalverfassung, oder doch, wie die mohämedanischen Tatarn, große Privilegien. Hievon aber, so wie von allen bisher nur kurz berührten Dingen, werden wir nun bey Beschreibung der einzelnen Gouvernements und Landschaften umständlicher zu sprechen Gelegenheit haben. Diese Gouvernements und Landschaften sind folgende: 1) Gouvernement Kasan, 2) Gouv. Astrachan, 3) Gouv. Orenburg, 4) Gouv. Tobolsk, 5) Gouv. Irkutzk, 6) Gouv. Katharinenburg, 7) die Halbinsel

Kamtschatka mit denen dabey liegenden Inseln, und 8) die neuen in Georgien und am Kaukasus gemachten Erwerbungen, welche unter dem Namen Kaukasien dem kaiserlichen Titel einverleibt worden sind.

1) Goub. Kasan.

Das Gouvernement Kasan, welches zum Theil ehedem ein tatarisches Königreich war, 1552 aber vom Zar Ivan Wasiljewitsch erobert, und zu einer russischen Provinz gemacht wurde, ist ein fruchtbarer, mit mancherley Erzeugnissen gesegneter Erdstrich. Der Boden bringt Getraide, Hülsenfrüchte, Spargel, Melonen, Obst u. s. w. in Menge hervor. An den Ufern der Wolga ist die Fruchtbarkeit besonders ganz außerordentlich, und ihr ganzes Gestade ist mit Wäldern besetzet, welche unter andern Bäumen auch das schönste Eichenholz in sich enthalten, welches in großer Menge von hier nach Petersburg geflößet wird. Da das Gebirge Ural seine Bergketten in dieses Gouvernement strecket, so leidet es auch an Mineralien keinen Mangel, und hat Eisen, Kupfer, gediegenen Schwefel, der an Farbe und Durchsichtigkeit dem Bernstein vollkommen ähnlich ist, und mitten in Kalksteinen gefunden wird, Alabaster, Erdpech und sehr viel Salz, wie denn die Quellen in der Provinz Permien oder Kungur einen sehr großen Theil des Reiches mit Salze versorgen. Das Thierreich besitzt ebenfalls einen Reichthum der schönsten Erzeugnisse, als schönes Horn- und Schafvieh, Pferde, zahmes Geflügel, Wildpret, Dachse, Luchse, Vielfraße, Erdhasen und andre Pelzwerk gebende kleine Thierarten, Raub- Wasser- und andre Vögel, eine Menge der schönsten Fische, Bienen und also auch Wachs nebst andern zum Theil auch schädlichen Insekten.

Dieses

Dieses Gouvernement hat auch eine starke Bevölkerung, indem sie, wenn alle Einwohner dazu gerechnet werden, leicht 2 Millionen betragen kann. Diese Einwohner sind aber 1) Russen und andere Europäer, 2) Tatarn, etwan 10000 männliche Köpfe mohämedanischer Religion, stille, fleißige, fromme und nüchterne Leute, theils in den Vorstädten der Stadt Kasan, theils sonst im Gouvernement ansässig. Diejenigen, welche in der Stadt wohnen, sind Kaufleute oder Handwerker, vornämlich Juftengerber und Schuhmacher. Die Dorftatarn kleiden sich und leben wie die Stadttatarn, treiben Ackerbau und Viehzucht, und sind bey weitem fleißiger, als die russischen Landleute, denen sie auch in Absicht der Reinlichkeit und Ordnung ihrer Lebensart vorzuziehen sind. 3) Tscheremissen, die sich selbst Mari nennen, stehen in Ansehung der Gestalt zwischen den Russen und Tatarn in der Mitte, doch stehen beyde Geschlechter den erstern an frischer Farbe, Lebhaftigkeit und geschwinder Urtheilskraft nach, sondern sind im Gegentheil langsam, eigensinnig und argwöhnisch. Sie wohnen alle in Dörfern, die ziemlich im russischen Geschmacke sind, und da sie auch den Ackerbau, der ihr vornehmstes Geschäft ist, von den Russen erlernt haben, so sind sie diesen in ihrer Haushaltung und Lebensart sehr ähnlich, doch treiben sie im Winter die Jagd, vermuthlich noch aus Liebe zu ihrer ehemaligen nomadischen Lebensart. Ihre Weiber spinnen, weben, färben, nähen Kleider, und sind überhaupt sehr fleißig. Die Kleidung ist bey den Männern russisch, an den Hemden aber nähen sie die Halskragen mit bunter Wolle aus. Die Weiber tragen Hosen, die Beine mit Lappen umwunden, und Baftschuhe. Im Sommer ist ein Hemd, welches bis an das Knie reicht und bunt ausgenäht

wird

wird, ihr einziger Anzug. Mädchen tragen die Haare in Zöpfen, an denen Quasten und Klimperwerk hängen; Weiber haben ein buntgenähtes Tuch auf dem Kopfe, und beyde auf der Brust ein dreyeckigtes Leder, das schuppenartig mit kleinen Silbermünzen bedeckt ist. Sie sind zwar völlig russische Unterthanen, und stellen auch Rekruten für die Armee, haben aber die Freyheit, sich in ihren Dörfern eine eigne Nationalobrigkeit zu wählen, und erlegen keine andre Abgaben, als jede Mannsperson 110 Kopeiken; ja einige Dörfer in Permien haben sogar das Vorrecht, daß sie Marderfelle statt des Kopfgeldes erlegen. Nur ein Theil von ihnen ist seit 1723 nach und nach zur griechischen Kirche gebracht worden, der aber doch 1774 bis zu 6580 Männern und 5951 Weibern angewachsen war, die übrigen sind meist Heiden und eine kleine Anzahl Mohämedaner. Aller Religionsbegriffe sind aber äußerst verworren, und überall, selbst bey den getauften zeigen sich noch häufige Spuren des Heidenthums. Den höchsten Gott nennen die Heiden Juma und seine Frau Jumon Awa, (Göttermutter) den ganzen Haufen von guten Gottheiten aber, die meist Kinder der obersten Gottheiten sind, von denen sie aber übrigens keine Rechenschaft zu geben wissen, Jumon Schuktse. (Gottes Familie) Eben so zahlreich ist die Sippschaft ihrer bösen Götter, von denen der Stammvater Jö oder Schaitan heißet. Jedes Haus hat meist eine plumpgeschnitzte hölzerne Puppe, welche den Donnergott vorstellet, außerdem aber kennen sie keine Götzenbilder, und ob sie gleich in den Wäldern kleine Breter von Lindenrinde an die Bäume hängen und sich dafür bücken, so wissen sie doch nicht, ob das Bret die Gottheit des Waldes vorstellen, oder dieselbe blos besänftigen soll. Tempel haben sie auch nicht, sondern

sie

sie haben Opferplätze in den Wäldern, die keine Weibsperson betreten darf, und wo sie allerley Thiere, auch Brod, Bier, Meth und Brantewein opfern. So unzusammenhangend und verworren aber auch ihr Religionssystem ist, so haben sie doch den Glauben an ein künftiges Leben, und wenn sie dasselbe gleich nur als eine wenig veränderte Fortsetzung ihres gegenwärtigen Zustandes halten, so glauben sie doch, daß man dort glücklicher und unglücklicher als hier werden könne. Diese Hofnung einer Fortdauer nach dem Tode legen auch ihre Leichenfeste an den Tag, von denen wir noch etwas hinzufügen wollen. Sie legen nämlich ihre Leichen in der besten Kleidung in den Sarg, binden ihnen etliche Kopeiken in den Gurt, und legen einiges Hausgeräth, wie auch einen Stock, die Hunde abzuwehren, nebst einem kleinen Büschel Rosensträucher, der die bösen Geister abhalten soll, dazu. Wenn das Grab mit Erde angefüllt ist, setzen die Leichenbegleiter brennende Kerzen darauf und drey Bissen Pfannenkuchen, wie auch einen vier bis fünf Fuß langen Stock, an welchen ein weißes Tuch, gleich einer Fahne, gebunden ist. Nachher feyern sie noch den dritten, den siebenden und den vierzigsten Tag das Andenken ihrer Todten, und jedes Dorf begeht jährlich noch besonders ein allgemeines Leichenfest. Die Tscheremissen sind übrigens sowohl finnischer Herkunft, als: 4) die Tschuwaschen, welche, wie sie im Kasanischen, Orenburgischen und Nischni-Gorodschen Gouvernement wohnen. Diese Tschuwaschen sind ein zahlreiches Volk, welches für mehr als 200000 Köpfe steuert, und seit 1723 dem größten Theile nach zum Christenthum gebracht worden ist. Sie wohnen gleich den Tscheremissen, denen sie auch im körperlichen Ansehen, Karakter

und

und Lebensart gleichen, in kleinen Dörfern, und sind auch, wie jene, Ackerleute und Jäger. Auch in Absicht der Kleidung kommen beyde Völker mit einander überein, nur tragen die Tschuwaschischen Weiber Stirnbinden, welche mit Kopeiken bedeckt sind. Eben so ist es mit den Religionsbegriffen derer, welche noch Heiden sind, und der übrigen Verfassung; doch haben ihre Gottheiten andre Namen. 5) **Mordwinen**, ebenfalls ein finnisches Volk, welches sich in zween Stämme in **Mokschaner** und **Ersaner** theilen, sich übrigens aber Kleidung, Aussprache und einige Gewohnheiten ausgenommen, wenig von einander unterscheiden. Da sie lange unter tatarischer Herrschaft gestanden haben, so ist manches tatarische in ihre Sprache und Sitten gemischt, sonst aber gleichen sie fast durchaus den Tscheremissen und Tschuwaschen. Der größte Theil von ihnen bekennt sich zwar zum Christenthum, befindet sich aber in der größten Unwissenheit, und hat wenig vor seinen heidnischen Brüdern voraus. Die Heiden haben Opferplätze, wie die obenbeschriebene Völker, glauben auch eine ganze Götterfamilie, und haben von den Russen noch dazu den heiligen Nikolaus angenommen, den sie aber so wenig, als ihre Nationalgötter unter Bildern vorstellen. 6) **Wotjaken**, welche sich selbst **Udy** oder **Udmurt** nennen, und in diesem Gouv. gegen 30000 männliche Köpfe stark sind. An Gestalt gleichen sie den finnischen Bauern am meisten, im übrigen sind sie durchaus den bisher beschriebenen ähnlich. 7) **Permeken** und **Sirjänen**, die sich selbst **Komi** nennen, sind die Reste der alten Einwohner von Permien, finnischen Ursprungs, aber meist mit den neuen russischen Einwohnern dergestalt vermischet, daß sie kaum mehr kenntlich sind.

8) Wo-

8) Wogulen, von denen wir bey Sibirien umständlicher sprechen werden, da ihrer im Kasanschen nur etliche tausend wohnen.

Wir bemerken in diesem Gouvernement Kasan, am Flusse Kasanka, der nicht weit von der Stadt in die Wolga fällt, einen angenehm etwas hoch gelegenen Ort, der auch weitläuftig, aber überall offen, meist hölzern und schlecht bewohnt ist, und unordentliche mit Holz gebrückte Gassen hat. Die alte tatarische Festung ist ein unförmliches Viereck, und enthält nebst verschiedenen Kirchen und Klöstern, (deren in allen in und um Kasan 62 seyn mögen) das Gouvernementshaus und die Wohnung des Erzbischofes. Neben dieser Festung ist ein schöner Marktplatz, auf welchem 1138 Gewölber und Buden befindlich sind. In zwo Vorstädten wohnen Tatarn, welche zwo schöne Metscheds von Stein und zwo von Holz besitzen. Die Einwohner treiben einen ansehnlichen Handel mit Seife, Saffian und Juften, auch ist schon seit den Zeiten Peters I. eine Tuchmanufaktur, deren Gebäude ein Viereck von 200 Klaftern im Durchmesser ausmachen, welche 104 Stühle, nebst 1700 Arbeitern hat, und jährlich auf 100 bis 120000 Stück Tücher und Boye verfertigt. Was Kasan einen großen Vorzug vor allen russischen Städten, Petersburg und Moskau ausgenommen, ertheilet, sind die guten Schuleinrichtungen, welche man darinnen antrift, indem nicht allein Privat- und Garnisonschulen, sondern auch ein Seminar für Priestersöhne, eine Schule für die Tscheremissen, Tschuwaschen u. s. w. und ein wohleingerichtetes Gymnasium hier befindlich sind. — Von dem alten Kasan sieht man in der Nähe noch die Trümmer. Die Tatarn erzählen, daß, als Temir Lan Brechimowa die Hauptstadt des bolgharischen Kasan.

harischen Reichs erobert hätte, sey der Prinz des damaligen Khans der Bolgharen auf den Einfall gekommen, eine neue Stadt zu bauen, die er, da sein Bedienter mit dem Kessel Wasser schöpfen wollen, und den Kessel in den Fluß fallen lassen, nebst dem Flusse Kasan d. i. Kessel, genannt habe. Nachher sey die Stadt vom Khan Ali Bey auf ihre gegenwärtige Stelle verlegt, und ein zweyköpfigter Drache, (der noch das Stadtwapen ist), welcher vielen Schaden gethan, den ein Zauberer aber getödtet habe, zum Wapen derselben genommen worden. Im Jahr 1522 den zweeten Oktober kam Kasan in russische Hände, und bey Pugatschews Empörung ward es von den Rebellen hart mitgenommen.

Bolghari. In der kasanschen Provinz liegt auch Bolghari an der Wolga, ein Dorf, das aus mehr denn 100 Höfen bestehet, und auf den Trümmern des obengenannten Brechimowa oder Brjächimof stehet. Das ansehnlichste Ueberbleibsel ist ein Thurm von wohlbehauenen Bruchstücken, etwas über 12 Faden hoch, und noch in sehr gutem Zustande. Man sieht auch noch Mauerwerk und ein tatarisches Bethaus, das jetzt in eine christliche Kapelle verwandelt worden ist. Im Jahr 1722 besah Peter I. bey seinem persischen Feldzuge diese Ruinen, bey welcher Gelegenheit noch eine Menge, theils arabische, theils armenische Grabschriften, nebst Kupfer- und Silbermünzen gefunden wurden.

Sinbirsk. In der Provinz Sinbirsk, in der man ebenfalls viele Ruinen von ehemaligen Städten entdecket, ist Sinbirsk theils an der Wolga, theils an dem Fluß Swijaga gelegen. Sie ist 1648 erbauet, hat 14 steinerne und eine hölzerne Kirche, nebst zwey Klöstern. Die Anhöhe, worauf die Stadt

stehet, giebt einen prächtigen Anblick, besonders wegen der hohen Kirchthürme. Sie ist viel besser gebauet, als viele, durch welche man von Moskau hieher reiset. Die Einwohner treiben auf der Wolga viel Handel. Samara ist 1591 erbauet, liegt an der Wolga und Samara, und hat einige Pallisaden und hölzerne Thürme zur Befestigung. Im Winter kommen Tatarn des Handels wegen hieher. Ueberhaupt hat der Ort von seiner Viehzucht und Fischfang sehr gute Nahrung. Samara.

In der pensinskischen Provinz ist Pensa am Flusse Sura auf einer Höhe gelegen. Die Einwohner treiben einen ansehnlichen Handel. In dieser Provinz sind viel Stutereyen, Brantewein-brennereyen und guter Waidbau, in dem Dorfe Ißa aber, ist eine Fabrik von gewirkten Tapeten, welche destomehr angeführt zu werden verdienet, weil nicht nur fast alle dabey gebrauchten Materialien inländisch sind, sondern die Arbeit blos durch Kinder und Mädchen verrichtet wird. Pensa.

In der swjäschkischen Provinz ist Tschebaksar an der Wolga ein großer Ort mit 1500 Häusern und 13 steinernen Kirchen, dessen Einwohner Juften, Sohlleder, Saffian und blaue Glanzleinwand verfertigen, und damit, so wie mit Korn, Mehl, Honig und Wachs einen beträchtlichen Handel treiben. Die Provinz Permien oder Kungur am Uralgebirge auf beyden Seiten der Kama gehört ebenfalls zum Gouvernement Kasan. Der Hauptort darinnen ist Kungur, in dessen Nachbarschaft Kupfer- und Eisenwerke sind. Bey Solikamsk einer andern Stadt von 1600 hölzernen Häusern, sind sehr viel Salzkoten. Die Salzquellen gehen unter der Erde fort, daher die Sole durch Maschinen herauf gebracht wird. An Ge- Tschebaksar. Kungur. Solikamsk.

halt sind diese Quellen verschieden, doch gehen jährlich ohngefehr 7 Millionen Pud Salz ins Innere des Reiches. Die Stadt treibt auch Handel mit Pelz nach Sina. In der Gegend ist die Kupferhütte Troizkoi, bey welcher eine Fabrik ist, in welcher Tombak verfertigt wird, der an Schönheit dem Golde nichts nachgiebt.

2) Gouvern. Astrachan.

Dieses schöne gesegnete Gouvernement, welches gegen Persien das südlichste von Rußland ist, und an der nordlichen, zum Theil auch der westlichen Seite des kaspischen Meeres liegt, war ebenfalls ehedem ein tatarisches Königreich, welches, wie Kasan vom Zar Iwan Wasiljewitsch 1554 dem russischen Scepter unterwürfig gemacht wurde. Das Klima dieser Gegenden ist äußerst hitzig, der sehr sparsame Regen hält noch dazu nur sehr kurze Zeit an, und die Hitze würde unerträglich seyn, wenn vom Anfang des Maymonats bis zum August nicht fast unaufhörlich ein Wind wehte, der eine frische Kühlung hervorbringt. Das Land würde auch vollkommen unfruchtbar seyn, wenn der Wolgafluß nicht gewöhnlich jährlich aus seinen Ufern träte, und die daran stoßenden Gefilde fruchtbar machte.

Mit dem Getraidebau will es zwar noch wenig ordentlichen Fortgang gewinnen, wenn man das Land um den Fluß Terek ausnimmt, welches den besten Weizen hervorbringt, desto herrlicher aber ist die Viehweide, und das Gras gelangt an manchen Orten wohl zu zwo Ellen Höhe. Man bauet auch Aepfel, Birnen, Pfirsichen, Aprikosen, Quitten, Pflaumen, Kirschen, Maulbeeren, Wein, der 1613 zuerst angepflanzt worden, Melonen, Kürbisse, Tabak, Meerrettig, welcher dicker als ein Mannsarm ist, spanischen Pfeffer, den das gemeine Volk als Würze brauchet, Baumwolle, Krapp

und

und andere Erd- und Gartenfrüchte. Wildwachsend findet man auf den Steppen und an den Ufern der Flüsse Süßholz, mit dessen Saft die russischen Apotheken versehen werden, Spargel, Kapern, Salzkraut, Mandelsträuche und andere Obstbäume und eine Menge der schönsten Blumen, Farbe- und Medicinalkräuter. Von Mineralien haben diese Gegenden wenig, wohl aber finden sich auf den Steppen, welche ehemals von den Gewässern des kaspischen Meeres bedeckt gewesen zu seyn scheinen, viele Salzseen und Pfützen, in welchen sich das Salz theils auf dem Grund in Kristallen, theils auf der Oberfläche wie ein Eis ansetzet. Der See Elton und Bogdo oder Bogdinskoi sind die vorzüglichsten darunter. Desto mannigfaltiger sind die hier befindlichen Thierarten. Dahin gehören: Ochsen, Schafe mit und ohne polsterförmige Fettschwänze, Büffel, ein- und zweybuckligte Kamele, Pferde, Elennthiere, Antelopen oder ungeschwänzte Rehe, welche sehr leicht zahm gemacht werden können, Hasen, Erdhasen, die kleiner als die Eichhörner sind, kurze Vorder- lange Hinterfüße, und einen Rattenschwanz haben, und sich in die Erde vergraben, Hermeline, Bergfüchse, Bären, Luchse, Wölfe, Dachse, russische Murmelthiere, Bisamratten, deren Haar an Glanz und Zartheit dem Biberhaar nichts nachgiebt, die von Blutigeln und andern Ungeziefer leben, und einen weit durchdringenden Geruch, als der beste Moschus von sich geben. An Geflügel giebt es Adler, Trappen, Fasane, Rebhühner, Birk-, Schnee-, Auer- und Haselhühner, Amseln, Störche, Kropfgänse, Kraniche, Bienenvögel u. s. w. Die Flüsse enthalten eine Menge der schönsten Fische, wie denn kein Fluß im ganzen Reiche fischreicher als die Wolga mit ihren Nebenwässern ist. Nicht nur die nächstgelegenen

Gegenden haben daraus einen Ueberfluß an Fischen, sondern dieser Fluß, nebst dem Jaik oder Ural, versehen auch das ganze Reich mit Störarten und andern gemeinen Fischen. Der vorzüglichste dieser Fische ist der **Beluga** oder **Hausen**, (Acipenser Huso) der zuweilen 25 Spannen lang ist und 140 Pud wieget. Aus dem Rogen desselben wird der Kavear, und aus der Schwimmblase die bekannte Hausenblase verfertigt. Andere Störarten, Welße, dessen Haut als Fenster gebraucht wird, Weislachse, Barben, Tollfische, Quappen, Karpfen zu 30 Pfund, Hechte, kleinere Fische und Krebse sind überflüßig vorhanden. Das kaspische Meer ist nicht so fischreich, man findet aber auch Seehunde und Fischottern darinnen, von denen die erstern so fett sind, daß sie, besonders im Herbst, eher einem Schlauch voll Thran, als einem lebendigen Thiere ähnlich sehen. Man macht aus dem Thran auch eine Seife, welche zum Walken und Reinigen des Wollenzeugs vorzügliche Güte haben soll. An Insekten ist ebenfalls kein Mangel, wohin Bienen, Seidenwürmer und spanische Fliegen, aber auch ungeheure Taranteln deren Biß doch keine schädlichen Folgen hat, Tausendfüße und andre sehr beschwerliche Fliegen, Mücken und Raupenarten gehören.

Was die Einwohner dieses Gouvernements betrifft, so ist fast noch eine größere Verschiedenheit unter denselben, als im Kasanischen. Da sind 1)

5. Kasaken. Russen, 2) Grebenskische Kasaken, deswegen so genannt, weil sie bey der russischen Eroberung dieses Landes sich auf einem Gebirge niederließen, das man seiner felsigten Spitzen wegen mit einem Kamm (Greben) verglich. Sie wohnen in fünf mit Brustwehren und Pallisaden umgebenen Städtchen am Flusse Terek, haben nach Art der donischen einen

eigenen

eigenen Ataman. An demselben Flusse wohnen auch 3) die seemenischen Kasaken, weiche seit 1736, da ihr ehemaliger Wohnort, die Stadt Terki, an Persien abgetreten ward, in drey mit Erdwällen befestigten Städtchen wohnen, Getraide und Wein bauen, Jäger sind, und mit den tscherkassischen Völkern viel Verkehr haben. S. Kasaken. 4) Tatarn vom nogaischen Stamme. Ein Theil von ihnen wohnt in einer Vorstadt und etlichen Dörfern bey den Städten Astrachan und Kislar, die übrigen ziehen in der Steppe zwischen der Wolga und dem Uralflusse, an der Achtuba einem Wolgafluß, zwischen den Flüssen Sulak und Arai, und bey Kisi Kanal herum, wohnen in Hütten von Latten, welche auf Wagen gefahren werden, und in Kibitken von Filz. Man theilt sie in verschiedene Horden; aber alle erlegen keinen Tribut, und haben ihre eigene Mursen, müssen aber, wenn es verlangt wird, mit einigen tausend Mann zur Armee stoßen. Ihr Aeußeres hat viel Kalmyckisches und ihre Lebensart ist völlig nomadisch. Sie haben großes Rindvieh, Schafe mit Fettschwänzen, dauerhafte Pferde, beschäftigen sich auch mit Fischerey und Vogelfang, genießen gedörrte Fische statt des Brodes, und bekennen sich theils zur mohämedanischen, theils zur griechischen Religion. Tatarn. 5) Truchmenen von unvermischtem tatarischen Geblüt, deren Stammvolk noch in seinem alten Wohnsitz an der östlichen Küste des kaspischen Meeres in zwo Horden, deren jede einen Khan hat, nomadisiret. Seit der Mitte dieses Jahrhunderts, und seit 1770 wohnen Truchmenen an dem Ausfluß der Kuba ins kaspische Meer. 6) Oseten, Tschetschengen, Mikscheßen, Kisten und Kumücken, welches ebenfalls tatarische Horden des Kaukasus sind, nomadisiren zum Theil auch unter russischer Herrschaft. Alle diese

kaukasischen Völker sind groß, wohlgewachsen, aufgeweckt, höflich, muthig, stolz, wollüstig, räuberisch und rachsüchtig. Die Macht ihrer Beherrscher ist äußerst verschieden, indem einige Herrn über Leben und Tod sind, andre dagegen fast gar nichts zu sagen haben. Gebietende Herrn sehen alle wehrhafte Leute als Soldaten an, die so oft und so lange sie wollen, auf ihre eigene Kosten beritten und bewaffnet seyn müssen. Sie bauen Gerste, Hafer, Hirse, Tabak, Flachs, machen gute Eisenarbeiten, Leinwand und gemeine wollne Tücher. Sie handeln nach Rußland, Persien, der Türkey und Georgien, mit Pferden, Schafen, Häuten, Lämmerfellen, Talg, Butter, Getraide, Säbeln, Dolchen, Honig, Wachs, Baumwolle, Safran und auch mit Menschen. Ihre Tracht ist morgenländisch und sehr gut ins Auge fallend, ihre Speisen tatarisch, doch essen sie auf Stühlen sitzend, an Tischen. Ihre Religion ist der Mohämedismus, allein er ist mit Christenthum und Heidenthum vermischet, so, daß sie neben dem Sonntag auch den Freytag feyern, und alle Arten von Opferungen haben.

Kalmycken. 7) Kalmycken, ein mongolisches oder munglisches Volk, von dem aber gegenwärtig nur noch ein Theil im russischen Gebiete lebet. Sie gehören zu den beyden Stämmen Derbet und Torgot und nomadisiren größtentheils in diesen und den benachbarten Statthalterschaften. Bis zum Jahre 1770 standen ihrer noch weit mehr unter russischer Herrschaft, allein der Stamm der Torgot verließ im besagten Jahre, 55 bis 60000 Familien stark, das russische Gebiete, und obschon die nachsetzenden Kirgisen viele derselben niederhieben, so gieng der Rest doch zu den Sinesen über, wo sie aber fast alle ihre Freyheiten eingebüßt haben sollen. Die noch zurückgebliebenen Torgot mögen noch 80 bis 100000 Seelen

len ausmachen, worunter 12000 getaufte im Gouvernement Orenburg sind. Von den Derbet wohnen etwan 25000 in Rußland. Es sey uns erlaubt, hier einige Nachrichten von diesem Volke mitzutheilen. Sie sind überhaupt genommen von mittelmäßiger Größe, durchgängig schlank, wohlgestaltet und von Natur weiß von Farbe, die aber denn freylich durch Sonne und Rauch ins Gelbbraune schattiret wird, auch gar nicht so heßlich von Gesichtsbildung, als manche Reisende sie geschildert haben, wiewohl die schiefe Richtung ihrer Augen, die platte, kleine, eingedrückte Nase und das starre schwarze Haar, das die Kinder sogar mit auf die Welt bringen, immer karakteristische Kennzeichen bleiben. Auch ihr Geisteskarakter ist gar nicht so wild, als man sich denselben gemeiniglich denket. Sie sind gesellig, gastfrey, offenherzig, aufgeweckt, tapfer, zwar auch unreinlich, etwas faul, rachsüchtig und höchst unwissend, bey alledem aber doch von so gutem gesunden Verstande, daß sie sehr leicht zu kultiviren seyn würden. Selbst ihre so verschrieene Lebensart ist, wenn man die Unreinlichkeit gewisser Dinge abrechnet, so wie ihre ganze übrige Verfassung, gar nicht so ganz roh und barbarisch. Der Kalmyck, der nicht ganz zu dem gemeinsten Volke gehört, und auf dem Gebrauch des Filzes und der Thierfelle herabgesetzt ist, trägt ein ordentliches Oberkleid, welches, die engen Aermel ausgenommen, dem polnischen ähnlich ist, und ein Unterkleid, das nach der Länge zugeknöpft und mit einer Scherfe um den Leib befestigt ist. Beydes ist nach den Vermögensumständen des Besitzers von Tuch, Zeug oder Seide. Die Weibertracht ist hievon wenig unterschieden, außer daß sie besser und zierlicher ausfällt, Vornehme auch noch über das Oberkleid eine lange Weste ohne Aermel von rei-

chem Zeuge tragen. Indessen unterscheidet der Kopfputz nicht allein beyde Geschlechter, sondern auch Weiber von den Mädchen. Männer haben alle den Kopf geschoren, einen Haarbüschel hinter dem Scheitel ausgenommen, der in einem oder drey Zöpfe geflochten wird, dabey eine kleine Pelzmütze, oder ein nach sinesischer Art gemachte Filzhut getragen wird. Mädchen tragen ihre Haare um den Kopf geflochten, Weiber in zween großen herabhangenden Zöpfen, beyde aber Mützen von Zeug oder Goldstück mit Pelz und Quasten, nebst Ohrgehängen.

Ihre Wohnungen sind, wie bey allen oder doch den meisten asiatischen herumziehenden Völkern, Filzhütten, (Kibitken) welche aus einem kreisförmigen Gitterwerk von Weidenstäben, das durch härne Seile verbunden, mit einem hölzernen Kranze, in welchem das Rauchloch ist, bedeckt, und mit Filzstücken überkleidet wird, bestehen. In der Mitte einer solchen Hütte steht beständig ein großer eiserner Dreyfuß, auf dem sie in eisernen flachen Schalen ihre Speisen zu kochen pflegen. Das übrige Hausgeräth besteht in etlichen hölzernen Schüsseln, Trinkschalen, ledernen Schläuchen, einer großen Theekanne und einem kleinen Bette, dessen Polster und Küssen von Filz sind. Wenn die Männer diese Hütte verfertigt haben, so ist alles übrige den Weibern überlassen, welche alle häusliche Geschäfte besorgen, und sogar die Hütten abnehmen und wieder aufrichten müssen. Zu diesen weiblichen Geschäften gehört also auch die Zubereitung des Pferdemilchsbranteweins, welcher einen angenehmen weinsäuerlichen Geschmack hat und leicht berauschet, aber freylich in so unreinen ekelhaften Schläuchen gemacht wird, daß ein Fremder nicht so

leicht

leicht Lust dazu bekommen wird. Diese Milch, nebst andern auch aus Kuh- und Schafmilch bereiteten Speisen macht einen vorzüglichen Theil der kalmyckischen Nahrung aus; außerdem fehlt es ihnen nie am Fleisch, welches sie theils durch die Jagd, wo ihnen jedes Thier willkommen ist, theils von gefallenem Vieh, denn lebendiges wird nur selten geschlachtet, überflüßig bekommen. Brod genießen sie nur wenig und nehmen es von den Russen, wohl aber sammeln sie einige wilde Wurzeln zur Speise. Felle und Lederwerk werden, wegen Unwissenheit der darzu nöthigen Handgriffe mit vieler Mühe zubereitet, und Stiefeln, Schläuche, Sattelflaschen mit engen Hälsen, ja sogar Theekannen daraus verfertigt. Alles dieses ist Weiberarbeit; nur bey Verfertigung der Filze helfen die Männer, die auch ihre eigenen Waffenschmiede sind, und sich ihre Spieße, Pfeile, Bogen, Köcher u. s. w. von Holz selbst machen und mit Eisen beschlagen, die Panzerhemden von Netzwerk, stählerne Armschienen, Helme und Feuergewehr aber kaufen müssen. Heerden sind der Reichthum dieses Volkes, wovon die zahlreichsten aus zwar nicht schönen, aber flüchtigen Pferden und Schafen mit Fettschwänzen bestehen. Kamele, unter denen auch weiße sind, und Rindvieh wird weniger gehalten, ist aber immer in genugsamer Anzahl, einer kalmyckischen Wanderung noch mehr Ansehen zu geben.

Die Regierungsverfassung der Kalmycken ist nicht so einfach, als bey einem Hirtenvolcke zu seyn pfleget. Sie haben erbliche Oberhäupter, mit Namen Nojon, deren Haufen Uluß heißt, und in kleinere Haufen (Aimaks) getheilt ist, von denen jeder wieder einen Saißang über sich hat. Jeder Aimak besteht aus Gesellschaften von 10 bis 12

Kibitken, (Chatun) die auch ihre Aufseher haben. Alle Nojons u. s. w. sind dem Khan unterworfen, leisten ihm aber nur gewöhnlich dann Gehorsam, wenn sie ihren eigenen Nutzen dabey finden. Ihr Gesetzbuch, das zum Theil sehr vortreffliche Verordnungen enthält, ist in mongolischer Sprache, von vier und zwanzig Fürsten und drey Oberpriestern aufgesetzt worden. Es ist gelind, spielt nicht mit dem Leben der Menschen, und verfügt überall, so wie es der kalmyckischen Lebensart am angemessensten ist.

Ihre Religion ist die Lamaische, in der man bey einiger Aufmerksamkeit große Bruchstücke eines ehemaligen großen zusammenhangenden Systems antrifft. — Folgendes ist der Hauptinhalt dieser Religion und der damit verknüpften Gebräuche. Im Anfange war ein ungeheures Chaos, in welchem sich goldfarbige Wolken zusammenzogen, die so lange regneten, bis daraus ein großes Meer entstand. Auf diesem Meere bildete sich ein weißer Schaum, aus dem nach und nach alle Kreaturen und aus dem menschlichen Geschlechte die Götter hervorkamen. Mitten in diesem Meere steht eine Seule, um welche die bewohnten Welten schweben. Die Sonne besteht aus Glas und Feuer, der Mond aus Glas und Wasser, und der Sterne sind 10000 Millionen. Auf unserer Erde weidet vier Monat des Jahrs ein Elephant, der einige Meilen lang und hoch, und schneeweiß von Farbe ist. Er hat 36 Köpfe, an jedem sechs Rüssel, an deren jedem sechs Brunnen sind, auf den Brunnen aber sechs Sterne, worauf sechs weibliche Luftgeister residiren. Auf dem mittelsten Kopf des Ungeheuers reitet der große Schutzgeist der Erde. Im Anfang unsrer Erde lebten die Menschen 80000 Jahr in der reinsten

sten Unschuld, und die tausend Burchanen oder Götter giengen in den Himmel; nachher brachte die Erde ein süßes Gewächs hervor, dessen Genuß die Menschen unglücklich machte, worauf sie von Zeit zu Zeit verschiedene Nahrungsmittel wählten, die aber immer wieder ausgiengen, bis sie endlich das Land zu bauen genöthigt wurden. Verschiedene Burchanen sind in diesem ganzen Zeitraum auf die Erde gekommen, die Menschen zu bessern, von denen der letzte Dschadschimmuni der Stifter der lamaischen Sekte war. So wie nun das Alter und die Größe der Menschen immer abgenommen hat, so wird das auch in Zukunft fortgehen, bis sie nur 10 Jahr leben und eine Elle groß seyn werden, und der größte Theil durch tödtliche Seuchen umkommen wird. Die übriggebliebenen aber werden wieder anfangen, tugendhaft zu leben, und sich nach und nach zu ihrer ersten Vollkommenheit und Größe erheben. Dergleichen Epochen nehmen sie verschiedene an, ihre Lehrsätze davon aber sind zu sehr verunstaltet, als daß man sich richtige Begriffe daraus bilden könnte. Eben so ist es mit der Lehre von ihren Burchanen, über welche alle noch ein höchstes Wesen erhaben ist. Fast alle diese Burchanen werden in weiblicher Gestalt, mit indianischen Zierraten und sitzend vorgestellt. Viele sind in Kupfer gegossen, stark im Feuer vergoldet und sehr fein gearbeitet. Außer den gegossenen Götzen, hat man auch thönerne, oder auf sinesisches Papier und Zeug gemalt. Neben diesen Burchanen, welche auf den Wolken und in dem obern Himmel, zu welchem goldne Wege führen, wohnen, glauben die Kalmycken noch an eine Menge, theils gute, theils böse Geister, welche überhaupt mit dem Namen Tengri belegt werden. Es giebt welche, deren Größe 9 Millionen und 28000 Werste angegeben wird.

wird. Die Hölle setzen sie sehr unbestimmt zwischen Himmel und Erde, wissen aber, daß der Beherrscher derselben Burchan Erlik Khan daselbst eine große Stadt bewohnet, daß ein Meer voll Urin und Unflath daselbst ist, über welches ein schmaler eiserner Pfad führet, der unter den Füßen der Gottlosen zerreisset. Ein andres Meer bestehet aus Blut. Hier ist ein Stück Erde, wo die Verdammten vergebens ihre Nahrung herauszuwühlen suchen u. s. w. Doch dauern alle diese Höllenstrafen nicht ewig. Priester fahren geradezu in die Burchanensitze; Layenseelen aber müssen über den eisernen Pfad, wo sie denn, wenn sie glücklich hinüber kommen, vom Erlik gerichtet werden. Eine solche Religion ist ein Paradies der Geistlichkeit, und es giebt auch eine ungeheure Menge Pfaffen, an deren Spitze der Dalai Lama stehet. Bey den Torgot ist ein Verweser desselben oder Lama, nach dem Lama folgen die Zordschi, und diesen die Gellung oder gemeinen Priester. Jeder Gellung hat einige Schüler, und andre ihm beym Gottesdienst helfende Personen unter sich. Diese ganze Geistlichkeit lebt ehelos, und jeder muß wenigstens die tangutische Sprache lesen können, weil der Götzendienst durchgängig in dieser Sprache verrichtet wird. Gewöhnlich feyern die Kalmycken drey Tage in jedem Monat, und ihr Götzendienst ist voll einer Menge Zerimonien und Formeln, vorzüglich bey ihren großen Festen. Sie haben auch Rosenkränze, Gebeträder, bedienen sich heiliger aus Tibet kommender Pillen, und begraben ihre Toden, werfen sie ins Wasser, legen sie frey auf die Erde, oder verbrennen sie endlich.

Perser. Außer diesen Völkern wohnen hier auch noch 8) Perser in Astrachan, die gewöhnlich Kisilbaschen genennt werden, und sich zur mohämedanischen

nischen Sekte des Ali bekennen. Alle sind Kaufleute. 9) Armenianer betrugen 1770 in der Stadt Astrachan 1281 männliche Köpfe, haben ein jüdisches Ansehen, treiben Handlung vornehmlich nach Persien, und haben einen selbst erwählten Magistrat nebst einer schönen Kirche. 10) Grusiner oder Georgier treiben Handel und andre bürgerliche Gewerbe, und bekennen sich zur griechischen Kirche. 11) Indianer etwan 2 bis 300 Männer, wohnen in Astrachan und Kislar. Ihr Ansehen ist sehr tatarisch. Sie sind meistens lang, hager, schwarz von Augen, Haar und Bart, gelblich von Gesichtsfarbe, aufrichtig, höflich, Leute von Wort, nüchtern und einsiedlerisch. Alle sind Kaufleute und einige, bedeutende Kapitalisten. Die Astrachanischen wohnen alle in dem für sie von der Krone erbauten Kaufhause, in welchem zugleich ihre Gewölber sind. Ihre Kleidung ist tatarisch-morgenländisch; sie leben von Reisbrey mit Rosinen, Butter, Kümmel, Safran und Blättern von Asa fötida. Fleisch und geistige Getränke brauchen sie nicht, so wie sie auch keine Ergötzlichkeiten lieben. Ihre Toden verbrennen sie außer der Stadt und streuen die Asche aufs Wasser. Sie bekennen sich zur Braminischen Religion, und haben in Astrachan eine kleine Kapelle, in welcher einige Götzenbilder stehen, und in welcher sie Morgens und Abends ihre Anbetungen halten. 12) Europäische Kolonisten, welche seit 1764 hier angesetzt worden sind. Es mögen gegen 8 bis 10000 teutsche, schweizerische, polnische, französische und holländische Kolonisten seyn, welche an beyden Seiten der Wolga in 104 Dörfern wohnen. Die Häuser sind von Fachwerk, mit Leimwänden und stehen in geraden Reihen. Die ansehnlichsten Dörfer haben Kirchen, Thürme mit Glocken und von der Krone

Armenian.

Georgier.

Indianer.

Europ. Kolonisten.

besol-

besoldete Prediger ihrer Konfession. Die evangelische Brüdergemeinde zu Sarepta, von welcher nachher, macht eine eigene Kolonie aus.

Dies sind die Einwohner des astrachanischen Gouvernements, dessen steuerbare Bürger und Bauern zwischen 10 bis 11000 geschätzt werden können. An vorzüglichen Oertern bemerken wir

Astrachan. Astrachan, achtzig Werst vom Ausfluß der Wolga, die hier 2200 Schuhe breit ist. Die Stadt ist völlig auf Hügeln erbauet, und bestehet aus 2541 zum Theil recht gut gebaueten Häusern. Die Festung bildet ein Dreyeck, und ist mit einer Mauer von Ziegelsteinen umgeben. Kirchen sind hier 25 russische, nebst 2 Klöstern, 1 armenische, 3 katholische, 1 lutherische und 1 indianischer Tempel. Die Vorstädte sind groß und weitläuftig, und werden zum Theil von den Tatarn bewohnt. Zwischen der Stadt und der armenischen Slobode oder Vorstadt, ist ein schöner Kanal gegraben, darinnen die Schiffe, als in einem sichern Kanal liegen können. Die Anzahl der Einwohner wird auf 70000 geschätzt, worunter neben den Russen, welche am zahlreichsten sind, Teutsche, Engländer, Franzosen, Italiener, Schweden, Armenier, Grusiner u. s. w. gehören. Kaufleute sollen hier 3000 seyn, welche einen ziemlich beträchtlichen Handel, besonsonders mit Persien treiben. Man findet hier Seiden- und Baumwollenmanufakturen, auch stehen die astrachanischen Juften in gutem Rufe. Aus dem hiesigen großen botanischen Garten, und dem dabey befindlichen Laboratorium, ziehen die russischen Kronapotheken alle ihre Arzneypflanzen und viele präparirte Arzneyen.

Zarizyn. Zarizyn an der Wolga, ein meist von Holz gebaueter Ort, mit einigen Festungswerken, die

im

im letzten Kriege durch die türkischen Gefangenen etwas ausgebessert wurden, welches dem Ort sehr zu statten kam, indem er dadurch in den Stand kam, dem Angriff, welchen Pugatschev 1774 darauf that, zu widerstehen. Die Einwohner haben von ihrer Fischerey und Viehzucht gute Nahrung. Auch der Weinbau geräth nicht übel, die Maulbeerbäume erhalten sich von selbst, und das Klima ist so gemäßigt, daß viele Gesträuche zweymal blühen, und unterhalb der Stadt sich den ganzen Winter hindurch Enten aufhalten können. Von hier bis an den Don ist eine starke Verschanzung angelegt, bey welcher Peter I. den Kanal, welcher den Don mit der Wolga verbinden sollte, wollte graben lassen. In der Nachbarschaft ist eine Kronseidenfabrik, bey welcher ein ganzes Wäldchen voll Maulbeerbäume stehet. Die herumliegenden Trümmer von steinernen Gebäuden lassen vermuthen, daß sie einst von den Tatern angelegt worden. Saratow, ebenfalls an der Wolga längst dem steilen Ufer derselben, am Fuß hoher Berge, wird durch eine tiefe Kluft von einander getheilt. Es ist übrigens ein nicht übelgebaueter und nahrhafter Ort. Sarepta ist 1765 von fünf Gliedern der evangelischen Brüdergemeinde angelegt worden, und faßte 1773 schon 250 Seelen in sich. Das schönste und größte Gebäude ist das neue steinerne Bethaus; überhaupt aber ist der ganze Ort artig gebauet, mit einem Wall, Graben, spanischen Reutern, zwölf Kanonen und einer kleinen Besatzung versehen. Es sind hier allerley Handwerker, nebst einer Fabrik, in welcher Schnupftücher, halbseidne, baumwollne und bunte leinene Zeuge verfertigt werden. Man macht auch Licht, Seife und Tabak. Kislar, an einem Arm des Terekflusses, ist 1733 angelegt worden, und die Grenzfestung gegen Persien. Die

Saratow.

Sarepta.

Kislar.

Häuser

Häuser sind von Erde oder gar von geflochtenen Reisern, die mit Leimen übertüncht sind.

Zu diesem Gouvernement werden auch die zwey großen Steppen oder grasreichen Wüsten an der West- und Ostseite der Wolga gerechnet. Die eine, die Astrachansche oder Kumansche ist salzhaft, und scheint ehedem das schwarze mit dem kaspischen Meere vereinigt zu haben. Hier war ehedem das Hauptlager der tatarischen Khane von der grossen goldenen Horde, und die Stadt Madschjar, wo die Stammväter der Ungern wohnten. Gegenwärtig ziehen Kalmycken vom Stamme Derbet darinnen. Die kalmyckische oder jaikische Steppe hat ebenfalls viele Salzseen, und eine große Strecke, die aus dürren Sandschollen bestehet. Hier zogen bis 1771 die Torgot.

3. Goub. Orenburg.

Dieses große, etwan 800 teutsche Meilen im Umfange habende Gouvernement, grenzt gegen Süden an das kaspische Meer, und das Land der Truchmenen, die Seen Aral und Balgasch, an die Länder der Karakalpaken und der Kirgisen von der großen Horde, gegen Westen an Astrachan und Kasan, gegen Osten an das Land, welches die Kalmycken vom Stamm Oelöt bewohnt haben und gegen Norden an Sibirien. Es war ehedem ein Theil der großen Bulgarey, und 1744 wurde es erst in seine gegenwärtige Verfassung gesetzt. In dieser Statthalterschaft ist das Uralgebirge, welches ganz aus Quarz besteht, und zwar viel hohe kahle Felsen, doch aber auf seinen meisten Bergen schöne Bäume und heilsame Kräuter hat. Seen giebt es verschiedne, welche theils süßes, theils salziges Wasser führen, und an Flüssen ist eben so wenig Mangel, von denen die Wolga und Kama, der Ural sonst Jaik, die Emba und Syr-Darja

nebst

nebst dem Tobol und der Belaja, die vorzüglichsten sind.

In einer so großen Landstrecke können Klima und Fruchtbarkeit unmöglich von derselben Beschaffenheit seyn, doch ist die Luft meist gesund, und die heftige Sommerhitze, wird durch häufige Winde, die vom Ural wehen, gemildert. In der Nähe dieses Gebirges fällt oft so viel Schnee, daß er drey russische Ellen hoch liegt, je weiter man aber gegen die Meere kömmt, desto sparsamer wird auch der Schnee, bis er sich in der Nähe derselben meist gänzlich verlieret. Der Boden hat große natürliche Fruchtbarkeit und Getraide von allen Arten, Gartenfrüchte, Obst u. s. w. gedeihen meist überall gut in demselben. An Waldungen ist kein Mangel, und überhaupt sind die Erzeugnisse des Pflanzenreichs fast durchaus dieselben, wie in der astrachanischen Statthalterschaft. Reicher ist Orenburg aber an Mineralien. Dahin gehören schöne Bruchsteine, welche immer mehr Härte bekommen, je länger sie der Luft ausgesetzt sind, Kreide, Alabaster, Kristalle, Topasen, Marmor, Achat, Jaspis, Asbest, Jungfernglas, Porcellanerde, Salz, sowohl aus Salzseen als Steinsalz, welches zu beyden Seiten des Flusses Ilek gebrochen wird, Salpeter, Alaun, Schwefel, Asphalt, Farbeerden, Kupfer, Eisen, Bley und Magnet. Von Thieren giebt es: Ochsen, auch wilde, Schafe mit und ohne Fettschwänze, Ziegen, Pferde, vorzüglich bey den Baschkiren und auch wilde von zweyerley Art, Esel, Kamele, große wilde Schweine, von denen ein Seitenstück oft bis 20 Pud wiegt, Rennthiere, Dachse, Wölfe, welche die Kirgisen mit Peitschen todschlagen, Hasen und Erdhasen, Füchse, wilde Katzen, Luchse, Bären, Elendthiere, Vielfraße,

Marder, Hermeline, Laska, eine kleine Art derselben, Bisamratten, Fischotter, Biber, Grauwerke und Babr, eine Tigerart mit gelbigten gestreiftem Fell, die zwar nicht hoch, aber zuweilen eine Klafter lang seyn sollen. Vögel giebt es in Menge, als Kraniche, Adler, welche die Kirgisen zur Jagd abrichten, Baba, die den Schwänen gleichen, wilde Gänse, Trappen u. s. w. Die Flüsse sind alle voll der schönsten Fische, auch findet man Seehunde und Schildkröten. Zahme und wilde Bienen giebt es in Menge, aber auch Scorpionspinnen, Schlangen und andere schädliche Gewürme.

Die Verschiedenheit der Einwohner ist nicht geringer, als in den bisher beschriebenen Statthalterschaften, und wir werden darunter wieder zwey nicht unmerkwürdige Völker kennen lernen. Ausser den Russen sind hier: 1) Orenburgische Kasaken, welche längst dem Samara, Ui und Uralflusse, auch in der Baschkirey wohnen und in allen Festungen den größten Theil der Einwohner ausmachen. Ihre Verfassung ist völlig die Donische.

Orenburgische Kasacken.

2) Uralskische, ehedem Jaikische Kasaken wohnen an dem breiten fruchtbaren, theils waldigen Gestade des Uralflusses und einem Theile der Steppe. Ihren mündlichen Nachrichten zufolge, giengen gegen Ende des 14ten Jahrhunderts, etwan 30 donische Kasaken auf der kaspischen See auf Freybeuterey, und setzten sich am untern Uralfluß. Dieser Haufe verstärkte sich immer mehr, und unterwarf sich endlich dem Zar Michael Fedorowitsch, da sie denn auf den Fuß der donischen Kasaken gesetzt wurden, und gegen eine geringe Abgabe die sehr einträgliche Fischerey auf dem Ural, nebst der Freyheit, sich aus den Salzseen unentgeldlich Salz zu holen, selbst Brantewein zu brennen,

Uralskische Kasacken.

und

und andere Vortheile mehr erhielten. So wurden sie immer wohlhabender, stolzer und unbändiger, bis sich 1773 der größte Theil von ihnen zu dem Rebellen Pugatschew schlug. Nach der Stillung des durch ihn erregten gefährlichen Aufstandes, lies ihnen dennoch die Kaiserin ihre vorige Freyheiten, nur erhielt ihre politische Verfassung eine beschränktere Einrichtung, und sowohl der Fluß, an dem sie wohnen als sie selbst, mußten ihre Namen mit den gegenwärtigen vertauschen.

Sie werden als starke und muntere, aber auch rohe und unbändige Leute geschildert, denen es aber nicht an Tapferkeit fehlet. Ihre vornehmste Nahrung ist die Fischerey, der sie jährlich viermal auf dem Ural nachgehen, und die ihnen so viel Fische und Kavear giebt, daß das ganze Heer nicht nur leben, sondern sich auch dabey bereichern kann. Auch halten sie viel Vieh, und mancher gemeine Kasak hat 2 bis 300 Pferde, nebst einer verhältnißmäßigen Anzahl Horn- und Schafvieh. Ackerbau treiben sie wenig, daher sie ihr Brodkorn 5 bis 800 Werst weit holen, dafür bauen sie aber Obst und Wassermelonen, halten Bienen und jagen. Ihr Leben ist eine ununterbrochene Fröhligkeit, und ohngeachtet sie selten ein hohes Alter erreichen, so genießen sie doch, ohne Aerzte und Arzneymittel, einer ununterbrochenen Gesundheit.

3) Baschkiren, ein tatarisches Volk, bewohnen den südlichsten Theil des Uralgebirges, zwischen dem Kama-Wolga- und Uralflusse, welcher fruchtbare Ebenen, schöne Wälder und fischreiche Seen hat. Sie unterwarfen sich bey Zerstörung des Königreichs Kasan freywillig, und bestanden 1770 aus 27000 Familien. Ihre Gesichtsbildung ist meist tatarisch, von Gliedern sind sie aber stärker Baschkiren.

und fleischigter. Ihr Verstand könnte leicht ausgebildet werden. Man schreibt ihnen auch Herzhaftigkeit zu, doch sollen sie nur im Sommer, wenn sie Pferdemilch trinken, muthig, im Winter hingegen feig und kleinmüthig seyn. Sie unterscheiden sich darinnen von andern nomadischen Völkern, daß sie Winterdörfer haben, und nur des Sommers in Filzhütten wohnen. Die Häuser dieser Winterdörfer sind oft so klein, daß man kaum aufrecht darinnen stehen, und die Thüre so niedrig, daß man nicht anders, als auf den Knieen hineinkriechen kann. Das vornehmste Hausgeräth, welches in diesen Hütten ist, bestehet in einem hohen ledernen Schlauche, der beständig mit saurer Milch angefüllt ist, und weil er nie rein gemacht wird, den unerträglichsten Gestank von sich giebt. Im Winter ersetzen sie den Mangel dieses Getränkes dadurch, daß sie aus gesäuerter Milch gemachte, und im Rauch getrocknete Käse zerreiben und im Wasser zerweichen. Da sie zu gemächlich zum Ackerbau sind, so säen sie nur sehr wenig Korn, ohngeachtet die Regierung durch Austheilung von Prämien, sich viele Mühe giebt sie weiter darinnen zu bringen. Ihre starke Viehzucht wird ein beständiges Hinderniß in Absicht des Ackerbaus bleiben, da sie noch dazu nicht alle Tage Brod brauchen, und wenn sie welches backen, blos einen Fladen kneten, der auf dem Heerd in heiße Asche gescharrt wird. Ueberhaupt sind sie bey ihrer Kost nicht im mindesten ekel, und wenn sie z. B. Schaffüße essen wollen, so werfen sie dieselben mit der Wolle ins Feuer, theilen sie mit den Händen und stopfen einander die Speisen in den Mund; ist aber die Portion zu stark, so spuckt der Gestopfte einen Theil wieder in seine eigene Hand, und bringt ihn zum zweitenmal zum Munde. Ihre Kleidung ist tatarisch, und ihr Leinenzeug verfertigen sie sich theils

aus

aus Nesseln, theils aus Hanf. Ihre Religion ist die Mohämedanische, die aber mit vielem Heidenthume vermischt ist. Sie geben Tribut an Honig, Wachs, Korn, Hornvieh und Pelzwerk; es werden auch jährlich 2000 Mann bey den Festungen gebraucht, welche mit Pfeil, Bogen, Lanzen, Panzerhemden, Helmen, Säbeln, Flinten und Pistolen bewafnet sind. Unter ihnen wohnen auch Ufische Tatarn.

4) Meschtscherjäken, ein tatarischer, fast aus 2000 Familien bestehender Stamm, von dem ein Theil in beständigen Dörfern wohnet, andre aber völlig die baschkirische Verfassung haben. Sie sind übrigens, ob sie schon unter den Baschkiren wohnen, klüger, reinlicher, ausgebildeter, und ihr Mohämedismus ist weit reiner. Meschtscherjäken. 5) Kirgisen oder Kirgiskaisaken. Von diesem tatarischen, aus Turkestan stammenden Volke, welches in die große, mittlere und kleine Horde getheilt wird, befinden sich die zwo letztern, von denen jede auf 30000 Kibitken geschätzt wird, seit 1731 unter russischen Schutz, zahlen aber keine Steuern, leisten auch keine Kriegsdienste, sind aber dem Reiche dennoch sehr nutzbar, weil sie erstlich den orenburger Handel befördern, dann die ufischen Karwanen, seit ihrer Unterwerfung, unangefochten durch ihr Gebiet reisen, und die von ihnen gemachten Gefangenen aus andern Nationen, wenn sie zu den Russen übergehen und Christen werden, nicht von ihnen zurückgefordert werden dürfen. Kirgisen. Beyde bewohnen ein großes, mit vielen Sandhügeln, Bergen, kleinen Flüssen, die sich wieder in die Erde verlieren, und vielen Seen angefülltes, wüstes, hochliegendes Gefilde zwischen den Flüssen Ural, Irtisch und dem Aralsee, die große Horde aber streift bey Taschkent und Turkestan herum. Ohngeachtet

diese Leute nach kalmyckischer Art in Filzgezelten wohnen, so sind sie doch bey weitem viel reinlicher, ihre Gezelte auch viel größer, so daß in einem oft mehr als zwanzig Menschen ganz bequem zu sitzen, Raum haben. Was die Kleidung der Männer betrift, welche besser als die Baschkiren gebildet zu seyn pflegen, so besteht sie außer dem Oberkleide, das aus Fellen gemacht ist, gemeiniglich in baumwollenen Unterkleidern und Hemden von blauer Leinwand, welche von oben bis unten wie ein Schlafrock offen sind, und um den Leib fest gebunden werden. Ihre Sommermützen sind von Filz und zum Theil mit Zeug überzogen, mit zwo breiten, niederhängenden Kappen, Wintermützen sind mit Pelzwerk gefüttert. Die Weibertracht ist ein blaues Hemd, lange Beinkleider, Binden an den Beinen, platte Sohlen und baumwollne Tücher um den Kopf. Beym Putz ziehen sie über das blaue Hemde noch einen seidnen Oberrock, und darüber einen Schlafrock. Ihre Religion ist die mohämedanische, in welcher sie so eifrig, als aus Mangel an Geistlichen unwissend, sind, ob sie gleich das Gesetz in sofern beobachten, daß sie kein gefallenes Thier und von wilden Thieren nur Antelopen, Steppenpferde und Hirscharten essen, worinnen auch nebst Mehl, Grützwerk, saurer Milch und klaren Pferdemolken ihre Hauptnahrung bestehet. Ob sie schon eine gewisse Rangordnung unter sich haben, auch ihnen von der Regierung ein Khan mit einer Besoldung gesetzet wird, so lebt doch jeder als eigener Herr, und ihre Verfassung ist fast ganz demokratisch. Ihr vorzüglichster Reichthum ist Viehzucht, vornämlich an Pferden und Schafen; Kamele haben sie weniger, Rindvieh aber in noch geringerer Anzahl. Auch halten sie unter ihren Schafheerden viele Ziegen, welche gleich den Schafen sehr ungestaltet sind. Neben der Viehzucht

zucht beschäftigen sie sich mit der Jagd, und wenn sie Gelegenheit haben, suchen sie auch Karwanen zu überfallen und Sklaven zu machen. 6) Bucharen und andere tatarischen Kolonisten leben hie und da zerstreut, von denen wir hier, wie von den Tscheremißen, Tschuwasche und Wotjaken nichts besonders zu sagen finden. 7) Kalmycken, von denen eine christliche Kolonie von 14000 Seelen, in der Stadt Stawropol und deren Gegend wohnet. So viel Mühe man sich aber auch gegeben hat, sie zu einer ansäßigen Lebensart zu gewöhnen, so wohnen doch nur die Befehlshaber in der Stadt, die übrigen nomadisiren in Filzhütten, und haben auch beynahe gänzlich die Lebensart ihrer heidnischen Brüder beybehalten. In der isetischen Provinz sind drey Dorfschaften voll mohämedanischer Kalmycken von etwan 80 Familien, welche von geraubten Kalmycken herstammen, die von den Kirgisen bekehrt worden sind. Noch giebt es Perser, Araber, Türken und andere Asiater, welche hie und da nach ihrer Landesweise zerstreut leben, so wie auch europäische Kolonisten zu finden sind. Bucharen. Kalmycken.

Wir bemerken in diesem Gouvernement die 1735 und 42 erbauete Hauptstadt **Orenburg**. Sie ist auf einer Ebene erbauet, hat $5\frac{1}{2}$ Werste im Umfang und schöne Festungswerke. Die Straßen sind vollkommen regelmäßig, und Häuser mögen etliche tausend seyn, von denen viele von Steinen gebauet sind, nebst neun Kirchen. Wegen seiner Lage auf der Gränze, und der guten Befestigung ist dieser Ort ein guter Verbannungsplatz für unbändige Bürger. Der größte Haufen davon wird bey Nacht bewacht, die Tage aber bringen sie im Bauhofe zu, der für alle Arten der Handwerker und Künstler Werkstellen mit dem besten Geräthe hat. Orenburg.

Die hiesige Handlung ist hier äußerst vortheilhaft, die aber noch größtentheils durch fremde Kaufleute getrieben wird, welche nach geendigtem Tausch wieder nach Hause reisen. Die wichtigsten Arten der ausgehenden Waaren sind jetzt wollene Tücher, Sammt, Leinwand, Juften, Kupfer und Eisengeschirr, allerley Spielkram von Blech, Nähnadeln, Fingerhüte, Glas, Korallen, Farbewaaren, Zucker, Pelzwerk u. s. w. Dafür wird eingetauscht: Gold und Silber meist in persischen und indischen Münzen, auch Goldsand, Lapis Lazuli, edle Steine, rohe und gesponnene Baumwolle, und baumwollene Zeuge, gemachte Schlafröcke, bucharische Lämmerfelle, getigerte Katzen und Tigerfelle, etwas rohe Seide, Kamelhaare, Vieh von den Kirgisen, die jährlich 40 bis 60000 Schafe und gegen 10000 Rinder hieher bringen, Pelzwerk, Goldadler zur Jagd und getrocknete Früchte.

Jlezkaja Krepost.

Jlezkaja Krepost, eine kleine Festung, welche zu Bedeckung des am Flusse Jlek befindlichen Salzwerkes angelegt ist. Der Sand liegt nur anderthalb russische Ellen oder noch weniger auf dem festen Salze, welches in Stücken gehauen und dann auf der Belaja, Kama und Wolga verführt wird. Es ist rein, fest und weiß von Farbe.

Gurjef.

Gurjef, eine zwar kleine, aber die regelmäßigste von allen am Uralflusse angelegten kleineren Festungen, zehn Werst vom kaspischen Meer auf einem salzigen Sumpf gelegen, daher man auch hier beständig eine faule nach Seemorast stinkende Luft einathmet.

Ufa.

In der ufischen Provinz ist Ufa an der Belaja, welche hier den kleinen Fluß Ufa aufnimmt, und im Jahr 1573 wahrscheinlich auf einer Stelle angelegt worden, wo ehedem schon eine Residenz der alten

alten nogajischen Khane gestanden haben soll. Ihre Befestigung bestand 1770 aus einem bretternen Zaun und etlichen Pallisaden. Häuser hatte sie 6 bis 700, die aber in schlechtem Zustande waren, nebst 6 Kirchen und 2 Klöstern. **Stawropol** 1738 an einem Arme der Wolga erbauet. Sie ist mit Pfahlwerk eingeschlossen, hat 500 Häuser, nebst einer steinernen und drey hölzernen Kirchen. Stawropol.

Sergiewsk, ein kleines Städtchen am Sokflusse, auf einem Berge gelegen, welches 1703 und 1704 erbaut worden ist. Der Ort ist an und für sich nicht merkwürdig, aber die Gegend desselben ist wegen der darinnen befindlichen Schwefelquellen und Asphaltbrunnen denkwürdig. Alle diese Schwefelquellen haben nicht nur ein sehr sulphurisches Wasser, und gefrieren niemals; sondern legen auch eine mit Kalk vermischte Materie, wie eine milchweiße Gallert ab, aus welcher zu Peters I. Zeiten Schwefel bereitet wurde. Sergiewsk.

Uralsk, ehedem **Jaizkoi Garodok**, hat gegen 3000 Häuser, mit so engen Straßen, daß kaum zween Wagen bey einander vorbey fahren können. Die Befestigung besteht in einem doppelten Zaun von Flechtwerk, zwischen welches Erde geschüttet, rund herum aber ein Graben gezogen ist. Uralsk.

Dieses große Stück Landes, welches wahrscheinlicherweise von der alten 16 Werst über Tobolsk gelegenen tatarischen Stadt Sibir so benannt worden, war, wie viele Alterthümer beweisen, ehemals ein Theil des Reiches des Dschingis Khan, nachher aber den Tatarn unterworfen. Im sechszehnten Jahrhundert wurde es den Russen zuerst bekannt, als ein gewisser Anika einen vortheilhaften Handel dahin zu treiben anfieng. Als aber ein donnischer Kasak, Jermak Timofew mit etlichen Königreich Sibirien.

tausend seiner Kameraden, am kaspischen Meer und der Wolga allerley Gewaltthätigkeiten begiengen, und durch russische Truppen so sehr in die Enge getrieben wurden, daß sie nicht wieder zu den Kasaken kommen konnten, so nahmen sie 1579 einen Zug nach Sibirien vor, wo sie in dem folgenden Jahre beträchtliche Eroberungen machten. Jermak sah dies nun als die beste Gelegenheit an, seine völlige Verzeihung zu erhalten, und schickte daher 1581 etliche Abgeordnete an den Zaren, welcher auch 1583 einen Befehlshaber mit einigen hundert Mann nach Sibirien schickte, die aber, als Jermak in eben diesem Jahr das Leben verlor, das Land wieder verließen. Vom Jahre 1586 an wurden neue Truppen dahin geschicket, der tatarische Khan Kutschum 1598 völlig geschlagen, und seine sämtlichen Staaten nach und nach völlig dem russischen Reiche einverleibet.

Ueberhaupt genommen ist Sibirien das kälteste von den russischen Ländern; der Schnee fällt oft so zeitig, daß das Getraide noch eher, als man an die Erndte hat denken können, damit bedeckt wird, und die Erde thauet an manchen Orten so wenig auf, daß es oft nicht über drey, ja wohl gar nur anderthalb Ellen beträget. Wenn die Kälte heftig ist, so gefriert das Queckſilber, daß man es beugen und mit dem Hammer platt schlagen kann. Ueber den sechszigsten Grad hinaus ist alles Land zum Ackerbau untüchtig, weiter gegen das Eismeer decket ein ewiger Schnee den Erdboden, der Tag währt kaum einige Stunden, oder die Sonne ist Monate lang völlig unsichtbar, und die Nordlichter, deren Pracht und Helle nichts zu vergleichen seyn soll, müssen dann ihre Stelle ersetzen. So fürchterlich aber auch ein sibirischer Winter ist, so schnell kömmt

der

der Sommer, und von so unerwarteter Hitze wird er begleitet. Alle Erdfrüchte und Gewächse wachsen dann mit der äußersten Geschwindigkeit, die Nächte sind kurz und helle, und gegen das Eismeer zu sieht man die Sonne Tag und Nacht über dem Horizonte.

Was die Erzeugnisse dieses Landes anbetrift, so wird man leicht einsehen, daß sie nicht anders, als sehr mannigfaltig seyn können. Getraide gedeiht am besten in den Gegenden von Tobolsk, Tomsk, Jeniseisk, am Lenafluß, und hie und da am Baikalsee, doch ist ein Theil der Einwohner so faul, daß viele sehr fruchtbare Gegenden ganz und gar nicht bearbeitet werden, mit so großem Nutzen auch der Ackerbau in denselben getrieben werden würde. Bey Jakutzk wird zuweilen Gerste reif, weiter nordwärts aber leben die Nationalen blos von Fleisch und Fischen, die Russen bekommen ihr Brodkorn aus den mittäglichen Provinzen. Der Wiesewachs ist fast durchgängig gut, von Erdfrüchten baut man Kohl, Rettige, Rüben und Gurken; Spargel wächst überflüßig und wild, und ob er schon $\frac{3}{4}$ Ellen hoch wird, so ist er doch durchaus von gutem Geschmacke. Baumfrüchte kommen nur sehr sparsam fort, und außer wilden Kirschen, einer Art kleiner Mandeln und kleiner Aepfel, die nicht viel größer als eine Erbse sind, giebt es deren keine. Beeren, die sehr wohlschmeckend sind, als Erd-Johannisbeeren u. s. w. sind häufig; gewissermaßen kann man auch die Frucht der sibirischen Ceder zu den eßbaren Baumfrüchten rechnen. Diese Ceder wächset sehr hoch und dicke, und ihre Zapfen sind voll kleiner Nüsse, die häufig gegessen werden. Man preßt auch ein Oel daraus, welches die vornehmen Russen während der Fasten statt der Butter gebrauchen.

Diese

Diese Cedern, nebst Fichten, Tannen, Lerchen u. a. Bäumen machen die großen sibirischen Wälder aus, Eichen, Linden und Haselnußsträuche findet man aber in ganz Sibirien nicht. Das Mineralreich ist ungemein wichtig. Bey Katharinenburg sind Goldgruben und auf drey Seifenwerken werden jährlich zwischen 2 bis 300 Pfund reiner Goldstaub gesammelt; der Schlangenberg auf dem altaischen Gebirge hat schon viel tausend Pfund Gold geliefert, und aus dem Silber des argunschen Bergwerks wird ebenfalls viel Gold geschieden. Ferner findet man viele Kupfer- und Eisenerze, von denen jährlich viele 100000 Pud ausgeführt werden, Magnetsteine, ja ganze Magnetberge, Steinkohlen, Steinbutter, welches ein gelbligter Alaun ist, Marmor, grünen Jaspis, auch grünen mit rothen Flecken, Achat, Karneole, Topase, welche schwer von den orientalischen zu unterscheiden sind, vortrefliche Rubine, und andere edle Steine, Marien- oder Jungferglas, das in ganz Sibirien als Fensterscheiben gebraucht wird, und Salz, welches in Seen und einem Berge, der auf 30 Faden hoch ist, und von unten bis Zweydrittel der Höhe aus einem harten reinen Salz besteht, gefunden wird. Auch giebt es hie und da unterschiedene mineralische Quellen. Da die Viehweide so vortreflich ist, so werden auch viele Ochsen, Kühe, Schafe, Ziegen und Pferde gehalten. Von wilden theils zur Speise dienenden, theils um ihres Pelzwerks willen nutzbaren Thieren nennen wir die wilden Steinschafe, (Stepnoi Baranj) welche am Leibe noch stärker als Damhirsche sind, und auf einsamen dürren Bergen wohnen, Steinwidder, (Kammenoi Baranj) die sich nur nur auf den höchsten unzugänglichsten Bergen aufhalten, Hirsche, Antelopen, reh- und gemsartige Bisamthiere, Elenn- und Rennthiere, wilde

Schweine,

Schweine, Hasen, Bären, Wölfe, wilde Pferde, die aber andre als eine besondere Art von Thieren angeben, wilde Esel, schwarze Füchse, von denen ein Balg auf 1000 Rubel geschätzt wird, blaßfarbige, rothe u. a. Füchse, Zobel, die allein in Sibirien, aber nicht von Verbannten gefangen werden*), Vielfraße, Grauwerke, eine Eichhörnerart, fliegende Eichhörner, welche vermittelst einer elastischen Haut zwischen den Füssen auf 20 Faden weit von einem Baum auf den andern springen können, Hermeline, Marder, Biber, Luchse, Tiger und Panther gegen Sina u. s. w. Federwild ist in außerordentlicher Menge, wohin verschiedne Arten von Raubvögeln, Auerhähne, Birk-Reb- und Haselhühner gehören. Da Sibirien mehr als irgend ein Land große Flüsse hat, so kann man einen Schluß auf die Menge der darinnen befindlichen Fische machen, nur giebt es weder Aale, noch Krebse, so wenig als man fast in ganz Sibirien Bienen findet. Zu den Produkten Sibiriens kann man auch rechnen die sogenannten Mammontsknochen, welche aber eigentlich nach den genauesten Untersuchungen nicht

*) Um Irkutzk und Jakutzk sind die Zobel am besten. Sie lieben einsame dicke Wälder. Die langen Haare, welche über die niedrigen hervorragen, sind es eigentlich, was den Zobel schwarz macht. Ein Theil der Felle geht nach Rußland, der andre nach Sina, im Werth aber sind sie sich so ungleich, daß der Preis im Lande selbst von 25 Kopeiken bis zu 50 und mehr Rubeln steiget. Es ist übrigens ein großer Irrthum, wenn man glaubet, daß die nach Sibirien Verbannten Zobel fangen müßten. Staatsgefangne werden ordentlich bewacht, andre müssen in den Bergwerken und an den Festungen arbeiten, noch andre aber finden bey ihrer beschränkten Freyheit alle Gelegenheit, sich wieder aufzuhelfen.

nicht von einem besondern Thiere, sondern von Elephanten, die nach einiger Meinung in dem frühern Alter der Welt hier gelebet, nach andern durch die Heere des Dschingis Khan hieher geführt, und wieder nach andern durch Wasserfluten bey irgend einer großen Revolution hieher geschwemmt worden sind. Man findet sie an hohen Flußufern, und die großen Backzähne werden nach Rußland verhandelt.

Bis zur Regierung der jetzigen Kaiserin machte das ganze Sibirien nur ein einziges Gouvernement aus; gegenwärtig aber besteht es aus folgenden Statthalterschaften, deren Besonderheiten, Einwohner und merkwürdige Orte wir nunmehr einzeln beschreiben wollen.

4) Gouv. Tobolsk.

Die Statthalterschaft Tobolsk hat zwar dürre und unfruchtbare Steppen, die nicht anders als ein Stoppelfeld aussehen, auch so dicke Waldungen, daß man nur durch Hülfe des Kompasses für dem Verirren gesichert ist, aber auch gutes Getraideland, vortreflichen Wiesewachs, Pferde und Hornviehzucht, Wildpret, Pelzwerk, Fische, Salz, Steinkolen u. a. Mineralien. Zu den darinnen wohnenden Völkern gehören außer den eigentlichen Russen 1) Kasaken, welche auch sonst in Sibirien wohnen, und die Eroberer, Anbauer und vorzüglichsten Bewohner dieses Landes sind. 2) Tatarn, theils a) tobolskische, theils b) tomskische. Beyde sind die eigentlichen Ueberreste der alten sibirischen Tatarn, und beyde bekennen sich zur mohämedanischen Religion. Die ersten sind etwan 4000 männliche Köpfe stark, die ihren Tribut in Geld bezahlen, und in Dörfern wohnen. Die Tomskischen, 430 Männer stark, wohnen ebenfalls in Dörfern, sind Ackerleute, Hirten, Jäger, Bienenwir-

Kasacken.

Tatarn.

nenwirthe, und bezahlen ihren Tribut entweder in Elenn- und Hirschhäuten, oder in Gelde. Ferner c) Obische, sind wahrscheinlicherweise mit den beyden vorigen verbrüdert, leben theils als Nomaden, theils als arme Bauern, und ernähren sich größtentheils von Jagd und Fischerey. Sie sind Christen und Mohämedaner, zusammen etliche tausend Familien. d) Tschulymsche, 5100 streitbare Männer stark. Ihr Ansehen ist eine Mischung vom tatarischen und munglischen. Sie haben beständige Wohnungen, bauen etwas Getraide, wiewohl sie noch Mehl von den Russen kaufen müssen. Ihre Viehzucht ist nur geringe, daher ihr Hauptgewerbe Jagd und Fischfang ist. Sie kleiden sich im russischen Geschmacke, und seit 1720 heißen sie Christen, ob sie schon noch viele heidnische Gebräuche beobachten. e) Katschinzen, im Ansehen den obigen ähnlich, 1000 Männer stark. Ihr Hauptgewerbe ist Viehzucht und Jagd, ihre Lebensart nomadisch und ihre Religion die heidnische. f) Barabinzen wohnen in einer niedrigen fruchtbaren, seereichen und waldigen Fläche. An Gestalt und Lebensart gleichen sie völlig den Baschkiren, ihre Viehzucht schränkt sich aber meist auf Pferde und Hornvieh ein, und ihr Ackerbau ist noch geringer. Sie essen auch umgefallen Vieh und Raubthiere. Erst seit 1748 sind sie aus Heiden Mohämedaner worden. g) Turalinzen, leben theils in Dörfern, theils nomadisiren sie, die erstern sind Christen, die zweeten Mohämedaner. Alle haben starke Bienenzucht, treiben auch etwas Ackerbau und Viehzucht, im Winter aber sind sie alle Jäger. h) Telenguten, ein ruhiges, schwachsinniges 500 Männer starkes Volk, das in Dörfern wohnet, und etwas Ackerbau treibet. Die meisten sind Heiden, viele Mohämedaner und einige haben das

Chri-

Christenthum angenommen. i) Abinzen wohnen in Erdhütten und beschäftigen sich meist mit Schmiedearbeiten. Sonst kommen sie mit den Telenguten überein, so wie auch die kistinschen, tulibertschen und werchotomskischen Tatarn. k) Birjußen, Sajaner und Beltiren sind kleine nomadisirende Nationen, welche theils Christen, theils Heiden sind. Zu ihren Gebräuchen gehört, daß sie ihre Todten zwischen Breter gebunden auf die Bäume legen, und jedem einen Sattel zwischen die Beine, außerdem aber noch ein Beil, Messer, Brantewein und einen Bogen mit zerbrochenen Pfeilen geben. l) Jakuten nomadisiren am Eismeer, und bewohnen ein großes, theils morastiges, theils felsigtes, kaltes und unwirthbares Land. Im J. 1750 steuerten sie für 33000 Männer, seitdem aber haben sie sich nicht allein vermehrt, sondern überhaupt geben sich diese Völker des Tributs wegen allezeit schwächer an, als sie wirklich sind. Sie sind mittler Größe, haben magre, platte Gesichter, kleine Augen und wenig Haar. Von Karakter ist es ein gutes, verträgliches Volk, das man keiner großen Laster beschuldigen kann. Die wenigsten sind getauft, alle übrige Heiden, welche viele von Lumpen gemachte Götzen haben, die sie mit Blut und Fett beschmieren. In den südlichsten Gegenden treiben sie Viehzucht, allein diejenigen, welche mehr nach Norden wohnen, sind Jäger und Fischer. Brod haben sie nicht, sondern essen Wurzeln, die sie im Winter in Mörsern von gefrornen Kuhmist stoßen, ohngeachtet sie sich Waffen und Kessel von Eisen verfertigen, Pferde, Kühe, alle wilde Thiere, besonders Mäuse- und Murmelthiere. Bey aller ihrer Armuth und Unreinlichkeit ist doch ihre Kleidung artiger, als die ihrer Nachbarn: im Sommer von braunem sehr weit gegerbten Leder im Winter von

Pelz,

Pelz, nebst ledernen Strümpfen, welche zugleich Schuhe sind. m) Bucharen, wohnen als Kolonisten in der Stadt Tobolsk und auf dem platten Lande.

3) Ostiaken, die sich selbst Chouti und Konnijung nennen, Leute von mittelmäßiger Größe, die in kleinen viereckigen, von Sträuchern aufgebauten und mit Birkenrinden belegten Hütten wohnen. Ihr Hausgeräth besteht aus Fischerkähnen, Netzen, Pfeil und Bogen, und Geschirren von Birkenborke, woraus sie essen und trinken. Viehzucht haben sie nicht, sondern Hunde, welche mit Fischen gefüttert werden, und Rennthiere, von denen manche wohl tausend haben. Beyde spannen sie vor ihre fünf Ellen lange Schlitten. Sie leben nomadisch im Winter in tiefen Grüften, im Sommer an den Ufern der Flüsse. Ihre Kleider nähen sie aus Fisch- oder Vogelhäuten zusammen, im Winter hüllen sie sich in Rennthiere und Elennsfelle, Hemden aber machen sie aus Nesseln. Die Weibertracht unterscheidet sich wenig von der männlichen, außer daß sie bunt ausgenähte Tücher auf dem Haupt hängen haben. In Ansehung der Religion sind sie wohl die dümmsten im ganzen russischen Reiche, und jeder hat seinen plump geschnitzten Götzen, vor dem unter andern Opfergaben beständig eine angefüllte Dose mit Schnupftabak stehet. Manche verehren Klötze, Kästchen und andre von den Russen gekaufte Sachen; ihre vornehmsten Götzen aber bestehen aus einem männlichen und weiblichen, welche auf einem großen Opferplatz mitten im Walde angebetet werden. Sie opfern ihnen zuweilen ein Pferd oder ein Rennthier. Wenn sie den Huldigungseid ablegen, so legt man eine Bä-

Ostiaken.

renhaut und ein Beil vor sie, und reicht jedem auf einer Messerspitze einen Bissen Brod, wobey sie folgendes schwören: „wenn ich meiner Kaiserin nicht bis an mein Ende getreu bleibe, freywillig abfalle, meinen Tribut nicht bezahle, selbst aus meiner Gegend weiche, oder andre Untreue begehe, so zerreiße mich der Bär, so müsse ich an diesem Brode ersticken, so haue mir das Beil den Kopf ab, so tödte mich dieses Messer.“ So einfach dieser Eid ist, und so wenig die Religion dabey ins Spiel kömmt, so zuverläßig kann man sich darauf verlassen. Bey aller ihrer Rohheit haben sie eine Art Tänze, welche man nicht bey ihnen erwarten sollte, in welchem sie sehr ausdrucksvoll ihr Verfahren auf der Jagd und beym Fischfang, oder die Sitten ihrer Nachbarn sehr satirisch vorstellen. Man erzählt auch noch von ihnen, daß sie die Bären für unsterblich halten, und wenn sie einen erlegt haben, ihn demüthigst um Verzeihung bitten, damit er sich an ihnen in einer andern Welt nicht rächen möge. Sie sind übrigens finnischen Ursprungs, so wie 4) die **Wogulen**, ohngeachtet die Gesichtsbildung dieser letztern viel kalmyckisches hat. An Verstand übertreffen sie die Ostiaken, sind auch redlich und fleißig, dabey aber leichtsinnig, jähzornig und unreinlich. Sie nomadisiren im Sommer, im Winter aber haben sie Dörfer. Jagd ist ihr Hauptgeschäfte; so gute Schützen sie aber auch sind, so werden sie doch niemals wohlhabend, welches von ihrer schlechten Wirthschaft und dem vielen Branntweintrinken herkömmt. Die meisten sind Christen, haben aber doch Götzen, wie ihre heidnischen Landsleute, die in Stücken Holz oder plumpen Puppen bestehen. Zu ihnen gehören die **Arinzen, Kotowzen** und **Asanen**.

Wogulen.

5) Sa-

5) Samojeden, nennen sich selbst Ninez, d. i. Menschen, und wohnen auch im archangelschen Gouvernement bis tief ins tobolskische in den rauhesten und unwegsamsten Gegenden. Sie sind klein, haben kurze Beine und Hälse, platte Gesichter und Nasen, großen Mund und Ohren, kleine schwarze Augen, schwarze borstige Haare und braungelbe Haut. Sie sind freyer und ungesitteter, als die Ostiaken, und von einer so großen Nervenschwäche, daß jede unvermuthete Berührung, jedes Zurufen, das sie nicht erwarteten, sie so außer sich selbst bringen, daß sie sich gänzlich wie Rasende geberden. Ihre Verfassung ist ziemlich patriarchalisch, und ihren in Pelzwerk bestehenden Tribut geben sie mit der größten Gleichgültigkeit. Im Winter wohnen sie gleich den Ostiaken, im Sommer aber, wo sie der Fischerey wegen von einem Fluß und See zum andern ziehen, haben sie Jurten, welche denen der Tungusen ähnlich sind, die wir bey der folgenden Statthalterschaft kennen lernen werden. Ihr Hausrath ist wie bey den Ostiaken, und ihre Gewerbe bestehen in Jagd, Fischerey und Rennthierzucht, deren Fleisch sie roh essen und das Blut warm trinken. Sie essen fast alle andre Thiere, die sie aber kochen, auch Wallfischäser, alles ohne Salz und Brod und äußerst unreinlich. Die Kleidung ist der jakutischen und ostiakischen ähnlich, und beyde Geschlechter sind wenig von einander zu unterscheiden. Die Vielweiberey ist bey ihnen im Schwange, die Weiber aber werden sehr hart gehalten, weil ihre abergläubische Religion sie für unrein erkläret. Sie glauben zwar an ein gutes und böses Wesen, verehren aber keines von beyden, doch haben sie Götzen, welche Puppen oder Steine sind. Zu ihnen gehören die Koibalen, 402 steuerbare Köpfe, welche Pferde, Rinder, Schafe und Samojeden

Kamele, auch Hühner halten. Viele bestellen den Acker und alle sind Jäger. Sie sind alle Christen, so wie die Matoren, die aber nur 10 Männer ausmachen. Ferner die Kamatschinzen, etwan 100 Männer, und die Karakassen 22 Männer, beydes Heiden.

Tobolsk. Wir bemerken in dieser Statthalterschaft, Tobolsk, die Hauptstadt von ganz Sibirien, am Fluß Irtisch, in welchen hier der Tobol fällt, welche 1587 erbaut worden ist. Die Festung ist von Steinen, und die darinnen befindlichen Gebäude, nämlich die Regierungskanzley, der erzbischöfliche Pallast, zwo Kirchen und das Kaufhaus sind auch die einzigen von Steinen erbauten Gebäude in der Stadt. Eigentlich besteht Tobolsk aus zwo Städten, von denen die obere, in welcher auch die Festung befindlich, auf dem hohen Flußufer, die untere aber in der Tiefe liegt. Der vierte Theil der Einwohner sind mohämedanische Tatarn. Der hiesige Handel ist von großer Bedeutung. Im Frühjahr geschieht der meiste Handel mit russischen und andern europäischen Waaren, am Ende des Sommers aber kommen aus den entlegenen sibirischen Städten und von der sinesischen Gränze Kauffartheyfahrzeuge, und im Anfange des Winters kommen die bucharischen und kalmyckischen Karwanen, und halten sich fast den ganzen Winter hier auf. Der geringe Preis der Lebensmittel macht übrigens, daß Faulheit und Lüderlichkeit hier in sehr hohem Grade herrschen. In Tobolsk ist auch eine Schule für junge Leute, welche für den Militärstand bestimmt sind: im J. 1713 legten verschiedene gefangene schwedische Officiers eine Schule an, welche nach und nach sehr berühmt ward, nach dem nystädter Frieden zwar wieder eingieng, durch eine kaiserliche teutsche

sche Schulanstalt aber wieder ersetzt ward. Seit 1770 haben die Lutheraner hier eine Gemeinde.

Tjumen am südlichen hohen Ufer des Turaflusses, mit einer jenseits gelegenen Vorstadt, in welcher meist Tatarn und Bucharen wohnen. Durch die Stadt fließt der kleine Fluß Tjumenka, über welchem eine 83 Klafter lange Brücke gehet, an welcher die innre Festung und darinnen die steinerne Hauptkirche stehet. Diese Stadt ist ein Jahr früher als Tobolsk erbauet worden. Tjumen.

Werchoturie 1598 erbauet am Flusse Tura, in einer steinigten, übrigens aber angenehmen Gegend. Auf einem Felsen liegt die steinerne Festung, die steinerne Hauptkirche, die Hauptkanzley und einige andre steinerne Gebäude, deren es überhaupt noch mehrere in der Stadt giebt. Die Wohnhäuser sind meist von Holz, und der Zahl nach 250. Die meisten Einwohner sind Kaufleute. Werchoturie.

Noch mehr Handel aber wird in Irbitzk getrieben, welche Stadt am Flusse Irbit liegt, und wegen eines Jahrmarkts berühmt ist, der im Winter gehalten und von vielen Kaufleuten besucht wird. Irbitzk.

Tara, eine kleine 1594 am Bach Arkarka erbauete Stadt. Ein Theil derselben liegt auf einer Anhöhe, ist mit Palisaden und einem Erdwall umgeben, und hat schöne Häuser. An den untern Theil stößt die tatarische Vorstadt, in welcher ein Metsched stehet. Im ganzen Ort sind gegen 800 Häuser, nebst 5 Kirchen und etwan 1800 Einwohner, welche meistentheils altgläubig sind. Tara.

Jamyschewskaja, die vornehmste Festung am Irtisch. Sie hat ihren Namen von dem Salzsee Jamyscha, welcher neun bis zehn Werst im Umkreise hat, von einer länglicht runden Figur, und so seicht ist, daß man überall auf den Grund sehen kann. Seine Ufer sind voll von dem durch die Sonne getrockneten Salze, Jamyschewskaja.

welches schneeweiß ist und aus lauter kubischen Kristallen bestehet. Es ist dessen soviel, daß man wohl 50 Provinzen damit versehen könnte, und an den Stellen, da man es weggenommen hat, findet man in fünf bis sechs Tagen neues. Eine andre Festung ist Sempalatnaja, ebenfalls am Irtisch gelegen. Sie hat ihren Namen von dem 12 oder 13 Werst oberhalb befindlichen wüsten Orte Sempalat, welchen die Kalmycken Darschan Zordschin-Kit, d. i. Kloster, welches Darschan Zordschi erbaute, nennen. Es sind Ueberbleibsel von sieben steinernen Gebäuden, von denen die meisten blos aus vier Wänden bestehen. In einem von demselben waren noch einige hölzerne Götzen in Bärengestalt; in einem andern waren die Wände meist mit menschlichen Figuren auf Gyps bemalt. Man fand auch Stücke schlechtes Porcellan u. a. Kleinigkeiten.

Sempalatnaja.

Tomsk 1604 am Flusse Tom und dem mitten durchfließenden Bache Uschaika erbauet. Diese Stadt fasset auf 2000 meist hölzerne Häuser in sich. Mitten in der Stadt steht eine kleine hölzerne Festung, in welcher die Kathedralkirche, des Woiwoden Haus und andre Gebäude befindlich sind. Es ist eine der beträchtlichsten sibirischen Handelsstädte, und ausser den kalmyckischen und bucharischen Karwanen, welche jährlich hieher kommen, wohnen auch viele russische, tatarische und bucharische Kaufleute in derselben. Ein großer Theil der Einwohner sind Altgläubige. Der wohlfeile Preis der Lebensmittel bringt hier dieselben schädlichen Folgen wie in Tobolsk, Faulheit, Liederlichkeit und Trunkenheit hervor, und es sind wenig Familien, wo nicht eine Person mit venerischen Krankheiten behaftet seyn sollte.

Tomsk.

Kus-

Kusnetzk, eine Stadt am Flusse Tom, welche ihren Namen daher hat, daß ehemals Tatarn an diesem Orte wohnten, welche Eisen schmelzten, und da nun ein Schmidt auf russisch Kusnetz heißt, so erhielt die Stadt davon ihre Benennung. Häuser sind hier ohngefähr 500, deren Inwohner guten Ackerbau treiben. Kusnetzk.

In der jeniseiskischen Provinz, in welcher die Waldungen nebst dem urbaren Land ihren Abschied nehmen, ist Jeniseisk am Flusse Jenisei, eine Stadt von 700 Häusern. Sie treibt ansehnliche Handlung, und da auch hier die Lebensmittel sehr wohlfeil, so sind die Einwohner so lüderlich und träge, als in andern sibirischen Städten. Mangasea oder Turuchansk ist die nördlichste Stadt von Sibirien, an einem Arme des Jeniseiflusses gelegen, und aus ohngefähr hundert weitläuftig gebauten hölzernen Häusern bestehend. Die Einwohner, welche meist Kasaken sind, treiben mit dem schönen Pelzwerk ihrer Gegend einen beträchtlichen Handel. Die Kälte ist hier so groß, daß noch zu Ende des Junius Schnee fällt, der aber auch in wenig Tagen samt dem Eise schmilzt, da denn Gras und Blumen mit Macht wachsen und die Sonne die ganze Nacht über dem Horizont bleibet. Von Mangasea bis an die See sind überall russische Wohnungen, deren Bewohner durch die Jagd auf die Zobel, Füchse, See- und andere Bären u. s. w. hergezogen werden. Krasnojarsk am Jenisei, eine Stadt von 350 Häusern, deren Festungswerke in Pallisaden, Thürmen und Erdwällen bestehen. Die Einwohner bestehen meist aus Sluschiwie, einer Art irregulären Fusvolks, welche fast alle wohlhabende Leute sind, und an Hornvieh und Pferden sehr reich sind. Das umherliegende Land ist so fruchtbar, daß Jeniseisk. Mangasea. Krasnojarsk.

man fünf bis sechs Jahr, ohne es zu düngen, darauf säen kann, daher auch alle Lebensmittel äußerst wohlfeil sind. In der Gegend dieser Stadt hat man schlecht gearbeitete Bildseulen, hohe Steine, auf denen allerhand Bilder sehr grob eingehauen waren, und viele alte Gräber gefunden, welche letztere mancherley goldne und silberne Gefäße, als Schüsseln, Töpfchen, Platten, Stangen, auch kupferne Spieße, Leuchter, gegoßne wilde Schafe u. dgl. in sich hatten.

6) Gouvern. Irkutzk.

Dieses an Getraide, Wiesewachs, Gartenfrüchten, Viehzucht, Wildpret und Fischen gesegnete Gouvernement erstreckt sich bis an die sinesischen Grenzen und fasset eigentlich auch die Halbinsel Kamtschatka in sich, die uns aber eine besondre Beschreibung würdig zu seyn scheinet. Außer den Russen, Kasaken, Tatarn und einigen Samojeden, wohnen hier 1) Tungusen, die auch in der vorigen Statthalterschaft und über Rußlands Grenzen hinaus, unter sinesischer Herrschaft gefunden werden. Es ist ein großes, zahlreiches Volk, welches aus verschiedenen Stämmen bestehet, die alle ein nomadisches Leben führen. Alle Tungusen sind von mittlerer Größe und von gutem Wuchs, haben plattes Gesicht, kleine Augen, schwarze dünne Haare, scharfen Gehörs- und Gesichtssinn, und besitzen eine dauerhafte Gesundheit. Sie sind freymüthig, munter, dienstfertig, Wahrheitliebend und von gutem gesunden Verstande. Lügen zu reden und zu stehlen deucht ihnen schändlich, und ihre Aufmerksamkeit ist so groß, daß sie der trocknen Erde verborgene Quellen ansehen, und Lage und Lauf der Flüsse zu demonstriren wissen. Ihr Muth ist nicht geringe; jeder nimmt es mit seinem Feinde auf, und jeder läßt sich blos mit Spies und Pfeil

Tungusen.

bewaff-

bewaffnet, mit dem größten Bären in einen Zweykampf ein. So munter und gefülvoll für Ehre und Schande sie übrigens sind, so füllos sind sie gegen Schmerz, Beschwerden, Traurigkeit, ja selbst gegen die Reize der Geselligkeit. Sie halten theils Rennthiere und Pferde, theils ziehen sie, ohne alle Viehzucht, der Fischerey und Jagd wegen an den Seen und Flüssen herum. Alle wohnen in Jurten von Stäben mit zusammengenähter Birkenrinde bekleidet. Ihr Hausgeräthe, das in Kesseln, Schüsseln, Beil, ledernen Schläuchen, Kleiderkasten, Handschlitten, kleinen Böten, Schneeschuhen u. s. w. besteht, ist ziemlich sauber. Männer tragen einen kurzen Rock, der kaum die Knie berührt, fest am Leibe sitzt, enge Ermel hat und im Sommer von Sämischleder, im Winter von weißen Rennthierfellen gemacht ist. Darunter haben sie eine Art Brusttuch, ganz kurze Hosen, lederne Strümpfe, und zuweilen Halbstiefel. Die Haare werden im Nacken gebunden, und flattern blos auf den Rücken. Hemden haben sie gar nicht, an den Hosen aber ist eine Art Schärfe, an welcher der Tabaksbeutel, eine kleine sinesische Pfeife, Feuerstahl, Zunder und Messer hängen. Manche nähen sich blaue Figuren aufs Gesicht. Alle Kleider machen die Weiber; die Näthe der guten Kleider werden mit Korallen besetzt, die Ränder und Falten mit rothen und schwarzen sechs Zoll langen Haaren befranzt; den ganzen Sommer haben sie den Kopf unbedeckt, im Winter und auf der Jagd aber tragen sie Mützen von Rehfell. Die weibliche Kleidung ist in nichts von der jetzt beschriebenen verschieden, nur ist sie mit mehr Zierrathen als diese geschmückt. Sie essen ohne Ausnahme alle vierfüßige Thiere, Vögel und Fische, alles verreckte Vieh, einige Pflanzen, aber kein rohes Fleisch. Ihr Getränke

tränke ist Wasser, Birkensaft, Fleisch- und Fischbrühe, Thee von Rosenblättern und andern Pflanzen, Milch und gesäuerte Milch. Viehzucht, Jagd und Fischerey sind ihre Gewerbe. Wer Rennthiere hat, hält kein ander Vieh, und manche besitzen deren wohl 300. Diejenigen, welche sich mit der Pferdezucht beschäftigen, haben zum Theil bis 600 Pferde, eben so viel Stück Hornvieh, auf 1000 Schafe, 100 Ziegen und manchmal wohl 50 Kamele. Auf der Jagd bedienen sie sich der Pfeile, der Kugelbüchsen, des Spieses und mancherley Fallen. Außer Schmidten haben sie keine Handwerker unter sich, sondern alles wird von den Weibern verfertigt. Krankheiten herrschen wenig unter ihnen. Weiber nehmen sie so viel, als sie ernähren können, und man trift Männer von funfzehn und Weiber von zwölf Jahren an. Ihre Sprache ist ein Zweig der Mandschurischen, und hat keinen unangenehmen Klang. Ihre Gesetze gründen sich auf das Herkommen, und so eingeschränkt ihre Kenntnisse sind, so ist doch keines dieser Gesetze, welches dem Laster zu gute käme. Sie haben neben dem höchsten Gott, welcher Boa genannt wird, den man nicht sehen und abbilden kann, noch eine Menge gute und böse Untergottheiten, welche theils Weltkörper oder Sonne, Mond und Sterne, theils natürliche Phänomene, z. B. Wolken, Regen, Feuer, theils bloße Erdichtungen sind. Die Fortdauer nach dem Tode nehmen sie an, ob sie schon den Tod für das größte Uebel halten. Ihre Götzen heißen Schowoki und werden von den Schamanen, ihren Priestern, aus Holz, Eisen, Kupferblech, Stein und Zinn verfertigt. Sie gleichen Menschen, Thieren, Vögeln, Fischen und andern Dingen. Ihre Schamanen halten ihren Beruf für übernatürlich; ein Kind mit

Zuckun-

Zuckungen, oder dem Blut aus Mund und Nase fließt, hat allen Beruf zur Schamanenwürde, und wird von seinem zweyten Jahre in allen dazu gehörigen Dingen unterwiesen. Die Kleidung eines solchen Schamanen ist nicht tunguſisch, sondern lang und weit von Sämischleder. An den Ermeln sitzen vorne Handschuh, längst dem Arm liegen eiserne Schienen, und der Halskragen ist ganz mit blecherneu Götzen besetzt. Quer über den Rücken gehen etliche eiserne Schienen, an welchen ebenfalls blecherne Götzen hängen. Auch die Mütze ist damit besetzt, und rund um hängen vom Rande derselben ausgestopfte Schlangen herab. Die Zaubertrommeln der Schamanen müssen von geweihten Bäumen verfertigt werden. Gebet und Opfer sind die tunguſischen Religionsübungen. Außer dem eignen Aberglauben haben sie aber auch fremden, indem sie alle griechische Heiligenbilder, welche sie alle Nikolai nennen, verehren. Ihren Tribut entrichten sie jedes Frühjahr in Pelzwerk, der ihnen nicht sauer wird, und den sie mit der größten Bereitwilligkeit entrichten. Etliche unter ihnen sind getauft, leben aber unter ihren Brüdern, von denen sie auch darum nicht gehaßt werden.

2) **Buräten**, machen den zweeten Hauptstamm der Oelöt oder Kalmycken aus, und machen ungefähr 32000 zinsbare männliche Köpfe aus. Sie sind ein Hirtenvolk, und theilen sich wie die Tunguſen in Geschlechter, von denen jedes sein angewiesenes Revier hat, in welchem es theils den Sommer und Winter, theils alle Monat seinen Aufenthalt verwechselt. An Gestalt und Karakter gleichen sie meist den Kalmycken, reden die mongolische Sprache, haben auch Schrift und Bücher, wiewohl unter vielen nicht einer ist, welcher lesen kann. Buräten.

kann. Sie wohnen in Jurten und in Hütten, welche sie beyde Bolgahan nennen. Die Jurten sind rund, 3 bis 4 Klaftern im Durchmesser und mit Filzen bedeckt. Die Hütten sind von leichten Balken, haben die Größe der Jurten, eben so niedrige Wände, aber ein plattes mit Erde beworfenes Dach. Ihr Hausrath ist wie der tunguſische, aber besser. Ihr Reitzeug und Köcher sind mit versilberten Eisenbleche besetzt. Sie kleiden sich ganz in Leder und Pelzwerk meistens von Schafen, fast auf tunguſische Art, doch ist der Rock zum übereinanderschlagen, und an dem Gurt tragen sie ein großes Messer, Tabaksbeutel und Feuerzeug. Die Haare tragen sie kalmyckisch, und Ohren- sowohl als Fingerringe haben auch die Männer. Weibliche und männliche Kleidung sind wenig von einander unterschieden, doch tragen Weiber beym Puz über dem Rock noch eine kurze Weste ohne Ermel, auch wohl scharlachene, seidene, oft silberstoffene lange Kleider, die mit gutem Rauchwerk gefüttert sind. Speisen und Getränke sind wie bey den Tunguſen. Ihre Heerden bestehen aus Kamelen, welche im Winter mit Filz eingenäht werden, aus Pferden, Hornvieh, Schafen, Ziegen; auch treiben einige Ackerbau. Ueberhaupt genommen, ist dieses Volk reich; und es giebt Buräten, welche bis 1000 Kameele, 4000 Pferde, 8000 Schafe, 3000 Rinder und einige 100 Ziegen halten. Außerdem haben manche noch ein Vermögen das zehn und mehr tausend Rubel beträgt. Jeder hat so viel Weiber, als er ernähren kann. Krankheiten kennen sie wenig, doch aber leben wenige über sechszig Jahr. Ihre Religion ist fast gar nicht von der tunguſischen verschieden, doch ist einiges von der lamaischen mit eingemischt. Den allgemeinen Gott nennen sie Oktorgon Burchan, neben welchem sie noch eine

Menge

Menge guter und böser Untergottheiten annehmen. Ihre Götzen sind von Holz, Filz, Blech, Lämmerfellen oder blos auf Zeug gemahlt; außer diesen aber haben einige noch monguliſche oder lamaische Burchanen. Es giebt wenig getaufte Burâten und die meisten sind arm. Neben ihnen wohnen 3) Mongolen, gegen 7000 männliche Köpfe. Mongolen. Sie gleichen den Kalmycken, sind Nomaden, leben in burâtischen Filzjurten, sind Hirten und Jäger, tragen kalmyckische Kleider, und haben burâtische Lebensart.

Man kann noch zu den Völkern dieser Statthalterschaft rechnen, 4) die Jukagiri, etwa 500 Familien, welche nach dem Eismeere zu in den Gebirgen wohnen, von der Jagd leben und alle getauft sind. Jukagiri. 5) Die Korjâki wohnen um den penschinischen Meerbusen und beym Anfang der Halbinsel Kamtschatka, welche zum Theil Nomaden, zum Theil angesessen sind, und von der Rennthierzucht leben. Korjâki. 6) Die Tschuktschi, ein wildes streitbares Volk, das auf der nordöstlichen Landspitze Sibiriens lebet, und bisher sich dem russischen Scepter noch nicht unterworfen hat. Tschuktschi.

An vorzüglichen Oertern bemerken wir in diesem Gouvernement: Irkutzk, am Fluß Angara 1661 in einer angenehmen Ebene erbauet. Es ist dies eine der ansehnlichsten Städte in Sibirien, welche gegen 1200, doch meist hölzerne Wohnhäuser enthält und breite, gerade Gassen hat. Sie ist mit Pallisaden, einem Graben und vielen Schanzen umgeben, hat auch eine besondere hölzerne Festung. Die Einwohner sind zahlreich und größtentheils Kaufleute, wie sie denn auch den stärksten Handel unter allen sibirischen Städten treibet. Die hiesige Lebensart hat gegen die übrige sibirische, einen Irkutzk.

sehr

sehr abstechenden Vorzug, und die sinesischen Schildereyen, Pagoden, Tapeten u. s. w. womit die Zimmer aufgepußt sind, nebst den sinesischen Früchten womit die Tafeln besetzt werden, geben bald zu erkennen, daß der Handel mit diesem Reiche nicht unbeträchtlich seyn muß. In einer der Vorstädte wohnen Buräten; 1772 war auch eine teutsche Gemeinde hier und 1764 ist eine japanische Navigationsschule angelegt worden, in welcher geborne Japaner, die durch den Sturm mit ihrem Fahrzeug in russische Gewässer verschlagen waren,

Selenginsk. Unterricht ertheilen. Selenginsk, am rechten Ufer des Selengaflusses, aus hundert und etlichen funfzig Häusern bestehend, in einer bergigten und

Kjächta. unfruchtbaren Gegend gelegen. Kjächta an der südlichen sinesischen Grenze, am Flusse gleiches Namens und drey Tagereisen von Selenginsk gelegen. Es sind hier zwo Sloboden, eine russische und eine sinesische, welche 120 Faden von einander entfernt sind, zwischen welchen die Grenzwachen stehen. Hier wird beynahe der ganze Handel zwischen Rußland und Sina getrieben, so traurig übrigens die Gegend um diesen Ort ist. Eine andre

Nertschinsk. Grenzstadt ist Nertschinsk, ein schlechtgebauter Ort mit etwan 1800 Einwohnern. Dies ist nebst Kamtschatka der härteste Verbannungsort im Reiche, und die Anzahl solcher Leute, die hier in den Bergwerken arbeiten müssen, ist gewöhnlich 1000

Jakutzk. bis 1800. Jakutzk am Flusse Lena, eine Stadt von etwa 5 bis 600 Wohnhäusern, die alle kein sonderliches Ansehen haben. Uebrigens treibt dieser Ort einige Handlung, indem von hieraus nicht allein viele sinesische Gegenden, sondern auch Kamtschatka mit russischen und sibirischen Waaren versorgt werden. In diesem Gouvernement ist auch noch der große Baikalsee zu bemerken, welcher gegen

gen 550 Werste lang, und von 20 bis 80 Werste breit ist. Dieser große See ist nicht allein sehr fischreich, sondern es gehen auch, wegen des Handels mit Sina, viele Fahrzeuge darauf. In der Nähe desselben sind Bittersalzseen.

Zu der Statthalterschaft Katharinenburg gehören alle Berg- und Hüttenwerke in Permien und Sibirien, nebst allen Sloboden und Dorfschaften, deren Einwohner dabey die Arbeit verrichten. Der Hauptort ist die 1726 vollendete Stadt Katharinenburg welche, völlig in europäischem Geschmacke am Flusse Iset in der Tobolskischen Provinz erbaut ist. Sie hat ziemlich gute Festungswerke und außer den öffentlichen steinernen Gebäuden und Vorstädten, über fünftehalbhundert Wohnhäuser. Das sibirische Oberbergamt hat hier seinen Sitz, auch ist eine Münze im Gange, in welcher Kupfergeld geprägt wird, nebst vielen Blech- Drat- Eisen- Kupfer- und Messingfabriken. Da es viel zu weitläuftig und auch nur für bergwerkskundige Leser unterhaltend seyn würde, wenn wir alle hieher gehörige Bergwerke anführen und beschreiben wollten, so mag es genug seyn, wenn wir nur einiger derselben erwähnen. Wir nennen also nur Beresofskoi Sawod, funfzehn Werste von Katharinenburg, wo an den Bächen Beresofka und Pyschma, einträgliche Goldwäschen und zwischen beyden Bächen verschiedene Goldminen sind, in denen man auch Kupfer Bley, Silber und schöne Topasen findet. Jährlich werden bis 200000 Pud Erz gewonnen, und tausend Pud geben bis ½ Pfund reinen Goldstaub. Barnaul, ein großer Ort von mehr als tausend Häusern, welche meist in gutem Geschmacke erbaut sind. Die hiesige Oberberghüttenkanzley hat eine weitläuftige Gerichtsbarkeit, auch

7) Gouvern. Katharinenburg.

Katharinenburg.

B. Sawod.

Barnaul.

auch über ein 40000 Bauern aus dem tonskischen und kusnetzkischen Bezirk, welche bey den Gruben und Hütten arbeiten müssen. Im Jahr 1771 hatte man seit 26 Jahren über 10000 Pud Blicksilber gewonnen, welche über 318 Pud Gold und weit über 9000 Pud fein Silber enthalten hatten. Ohweit Barnaul ist auch eine Kalkbrennerey, eine Glockengießerey, Ziegelscheune und Glasmanufak-

Koliwan. tur. Koliwan, ein Ort, in dessen Gegend die silberhaltige Kupfergrube Woskresensk und der sehr reiche Schlangenberg sind, in welchem außer Kupfer, Bley, Arsenik, Zink und Schwefel, auch gediegen Gold und Silber gefunden wird. Auf ihm ist eine Festung erbauet, welche gegen 500 Häuser hat, und von dem Berge, der auf russisch Smejewska Gora heißt, Smejinogorskaja genennt

N.P. Sawod und N.S. Sawod. wird. Nowo Pawlowskoi Sawod und Nischnei Susunskoi Sawod, sind Silber- und Kupferhütten, bey der zwoten ist 1765 eine Münze angelegt, wo aus dem gold- und silberhaltigen Kupfer, Kopeikenstücke geschlagen werden. In Daurien, in der Irkutzkischen Statthalterschaft, sind gleichfalls sehr ergiebige Bergwerke, welche die argunischen genennt werden, und schon von den Manschuren bearbeitet wurden, nachher aber gänzlich in Vergessenheit gekommen waren, bis 1698 einige Buräten dem Woewoden zu Nertschinsk reiche, von ihnen gefundene Silberstufen brachten. Nun wurde 1702 beschlossen, die Bergwerke wieder aufzunehmen, und zwey Jahr darauf kamen einige Griechen hieher, welche zu schmelzen anfiengen. Nach und nach ward die Ausbeute immer wichtiger, so daß, da von 1704 bis 1721 die Ausbeute an Silber 118 Pud und etwas über 12 Pfund betrug, sie allein im Jahre 1771, 418 Pud und etwas über 13 Pfund ausmachte. Der dazu gehörige

hörige Etat ist sehr ansehnlich, die Berg- und Hüttenleute aber werden aus den den Werken zugeschriebenen Bauern, wie Rekruten gehoben, ohngeachtet der Zufluß von Verbanneten immer so groß ist, daß man die jungen Bauern dem Ackerbau lassen kann, der sich in sehr gutem Zustande befindet. Wir haben schon gesagt, daß die nach Nertschinsk verbannten Verbrecher in den Gruben arbeiten müssen, und wir setzen hier nur noch hinzu, daß sie wenig Gelegenheit zu einer glücklichen Entwischung haben, weil sie von den Sinesen und Bauern, die Auslieferung, von den Tunguſen und Burâten aber gleich niedergeschossen zu werden, befürchten müssen. Funfzig Kanonen und ein Korps Truppen aus vier Kompagnien Infanterie und einer Dragoner bestehend, dienen zur Vertheidigung der Gruben und Hütten, und sind auch mehr als hinreichend, sie für allen zu besorgenden Unannehmlichkeiten zu schützen.

7) Halbinsel Kamtschatka

Da die Halbinsel Kamtschatka ihrer natürlichen Produkte und anderer Umstände wegen, wohl eine etwas genauere Beschreibung verdienet, so haben wir ihrer bey dem irkutzkischen Gouvernement, mit welchem sie eigentlich verbunden ist, nur flüchtig erwähnet und es bis hieher verspart, unsere Leser umständlich mit derselben bekannt zu machen.

Im Jahr 1690 wurde diese große, die nordöstliche Grenze von Asien ausmachende Halbinsel, den Russen zuerst durch das Gerücht bekannt, und etliche Jahre darauf nahm Wladimer Atlasow, Befehlshaber in der jetzt eingegangenen Anadirskoi Ostrog, einen Zug dahin vor, auf dem er von einem Theile des Landes Besitz nahm, und ob die Einwohner sich gleich zu verschiedenenmalen empörten, so drangen die Russen 1706 doch bis an die äußerste südliche Landspitze vor, und machten sich das

ganze Land unterwürfig. Die ganze Länge des Landes, welches nur in Nordwest mit Sibirien zusammenhängt, und sonst überall mit dem Meere umgeben ist, wird in gerader Linie von Süden nach Norden 180, die Breite aber von 120 bis 15 teutsche Meilen angegeben. An der Küste sind viel gute Meerbusen und Bayen, und im Lande selbst eine Menge großer und kleiner Landseen und Flüsse, worunter die vornehmsten der Kamtschatka oder Kyk, der Bolschaja Reka, der Bystroi und Penschina sind. Auch giebt es an den Bergen viele Springwasser, von welchen verschiedene siedendheiß sind. Vorzüglich gegen Norden hat Kamtschatka viele Gebirge, doch fängt auch eines von dem südlichsten Vorgebirge Lapatka an, und durchstreichet das ganze Land. Der höchste von allen Bergen ist der Kamtschatskaja Goràla Sopka, den noch Niemand bestiegen hat. Seine Spitze raucht beständig, und er bedeckt das Land zuweilen auf dreyßig teutsche Meilen mit Bimssteinen und Asche. Außer diesem Berge aber giebt es noch eine Menge kleiner Volkane, in deren Nachbarschaft die Erdbeben nicht selten sind, und für welchen sich die Kamtschadalen, so wie für den heißen Quellen, gewaltig fürchten, weil sie glauben, daß die bösen Geister ihre Wallfische darinnen kochen, wenn aber Flammen ausbrechen, sagen sie: die Geister würfen nun die Bränder aus dem Rauchloche, weil sie ihre Jurte zumachen wollten. Das Klima ist ziemlich unfreundlich: Frühjahr und Sommer bis gegen die Tag- und Nachtgleiche, halten meist nasse, trübe Witterung, in den zween letzten und dem ersten Monat des Jahres giebt es auch wenig stille und heitere Tage, und der Schnee fällt außerordentlich häufig. Hagel fällt oft im Herbste und Sommer, aber Bliz und Donner sind selten, und die Kälte ist an den urbargemach-

machten Oertern nicht so heftig, als unter gleicher Breite in Sibirien, und im ganzen sind Luft, Erdreich und Wasser gesund, so daß man wenig Krankheiten kennet, den Skorbut und die Augenkrankheiten ausgenommen, von denen jener eine Folge der Nahrung, diese eine Folge des Schnees, des Rauches in den Wohnungen und der Seeluft sind.

So wenig Ebenen aber auch die Berge und Gewässer übrig lassen, und so sehr das Gedeihen der Saat durch die Witterung verhindert wird, (indem der tiefe anhaltende Schnee die Aussaat verspätiget, welche dann zwar hoch in die Höhe schießet, aber taube Aehren bringt,) so würde doch in den höherliegenden Gegenden leicht so viel Getraide gebauet werden können, als das Land nöthig hat, wenn nur die Einwohner den gehörigen Fleis darauf verwenden wollten. Eben so ist es mit vielen Gartngewächsen, als Kohl, Sallat, Erbsen, die blos Blätter tragen, und weder in Köpfe schießen, noch Schoten bekommen, dagegen diejenigen Gewächse, welche die Feuchtigkeit lieben, als Rüben und Rettiche vortreflich fortkommen. Wiesewachs hat Kamtschatka an vielen Orten im Ueberfluß, und ist so schön und saftreich, daß das aus Jakutzk hieher gebrachte Vieh sich zusehends verbessert. Die Waldungen sind, vornehmlich an der Westküste, in gutem Stande, und bestehen aus Ellern, Birken, Weiden, Lerchenbäumen, kleinen Tannen, Zedern und Pappeln. Von andern Stauden und Pflanzen erzeugt Kamtschatka sehr viele, Fruchtbäume aber findet man gar nicht, auch rothe Johannis- und Himbeeren nicht, aber Sperrbeeren, Heidelbeeren, Kreiselbeeren, Schickschabeeren u. dgl. in großer Menge. Aus einem hohen Grase flechten die Einwohner Decken, Mäntel, Körbe und andere Sa-

chen; das Cypergras wissen sie wie Flachs zu brechen, und machen Hemden und Strümpfe daraus, eine große Art Nesseln bereitet man zu Netzen und einem groben Zeuge; das Kraut Barsch, eine Art Bärenklau, giebt einen starken Brantewein, und getrocknet ein wie Puderzucker schmeckendes Pulver; rother Wegerich wird als Gemüse gekocht, die grünen Blätter als Thee getrunken, der getrocknete Stengel aber als Konfekt gegessen; aus einer Art Lilienwurzel machen sie Grütze und Brantewein; wilder Knoblauch, Schlangenwurzel so wie andre Kräuter, und sogar der giftige Fliegenschwamm werden ebenfalls gegessen, so daß es den uns so armseligscheinenden Kamtschadalen doch nicht an einer Menge Mittel fehlet, wodurch sie sich das Leben angenehm zu machen im Stande sind.

So gewiß man auch vermuthen sollte, daß ein so bergigtes Land allerley Mineralien in sich enthalten würde, so wenig hat man bis jetzt davon entdecket, wiewohl daran vielleicht nicht der Mangel, sondern die Furcht der Landeseingebornen für neuen Lasten und die Zufriedenheit der Russen mit der gegenwärtigen Einrichtung, da sie bey dem eingeführten Eisen und Kupfergeräthe großen Gewinn haben, Schuld seyn mag. Wenigstens hat man an einem Orte Kupfererz, und Eisensand an den Ufern mancher Seen und Flüsse gefunden. Sonst hat man auch Schwefelkies, gediegenen Schwefel, kirschfarbene Kristalle, einen grünen Quarz, aus welchem die Einwohner ehedem Messer, Aexte, Pfeilspitzen und dergl. machten, nebst einer Art Kreidenstein gefunden, der zu Tellern und Lampen verarbeitet wird. Unter den vielen heißen Quellen sind zwo, die uns noch einige Erwähnung zu verdienen scheinen. Sie sind nicht weit von einander entfernt,

entfernt, und die Erde zwischen beyden ist so weich, daß man beständig Gefahr zu versinken läuft. Das Wasser brauset mit solchem Getöse in ihnen auf, daß man einander nichts verstehen kann, und der Dampf ist so dick, daß man auf sieben Klaftern weit keinen Gegenstand durch denselben zu unterscheiden vermag. Auf beyden schwimmt eine schwarze klebrigte Materie.

Von zahmen Thieren besitzt Kamtschatka eigentlich keine andre einheimische Art als Hunde, welche sich ihre Nahrung, die in Fischen besteht, noch dazu selbst suchen müssen, und den ganzen Winter hindurch als Zugthiere gebraucht werden. Man hat nun die Zahl der zahmen Thiere noch mit Hornvieh und Pferden vermehrt, die auch ziemlich gut fortkommen, zur Schafzucht aber hält man einen Theil des Landes für untauglich, und in dem andern ist man in Absicht des Winterfutters nicht gehörig eingerichtet. Desto reicher aber ist dieses Land an wilden Thieren, wohin folgende gehören: Rennthiere, welche nur von den Koräken in Heerden gehalten werden; schwarze Bären, Wölfe, Vielfraße, Zobel, die ehedem so häufig waren, daß man 18 Stück für ein Beil eintauschen konnte, Füchse, die nur zu gewissen Zeiten hieher kommen, Murmelthiere, Hermeline, Fischottern, und eine Art Mäuse, welche paarweise in sehr räumlichen, mit Gras austapezirten Löchern leben, neben welchen sie noch kesselförmige Gruben, mit Wurzeln, Zwiebeln und Beeren angefüllt haben. Sie ziehen schaarenweise und bleiben manche Jahre ganz aus dem Lande weg. Auch an Vögeln fehlt es nicht, als an Landvögeln: Adler, Auer- Birk- und Schneehühner, und sehr wenig Sangvögel; an Seevögeln Schwäne, Enten, Gänse und eine Menge unbekannter oder doch von

den Norwegischen und Isländischen durch die Farben verschiedenen Arten. Zu den großen Seethieren gehören Seelöwen, wovon die größten 20 Fuß lang sind, und bis 40 Centner wiegen; ihr Fett ist einen Fuß dick und die größten geben über 500 Tonnen Thran; Seebiber, die aber mit dem Landbiber weiter keine Aehnlichkeit haben, Seehunde, 5 bis 6 Fuß lang, Seekühe 20 bis 24 Fuß lang, deren Fleisch auch gegessen wird; Wallfische von 7 bis 15 Ruthen lang, kommen im Frühjahr sehr zahlreich, und verfolgen die Heringe bis in die Bayen hinein. Dieser Fisch ist den Kamtschadalen von mannigfachen Nutzen, denn außer daß sie ihn essen, brauchen sie die Haut zu Solen und Riemenwerk, das Fischbein bey der Zusammennähung der Kähne, die untern Kinnbacken zu Schlitten, Messerheften u. s. w. die Gedärme zu mancherley Gefäßen, die Sehnen zu Bindfaden, die Rückwirbel zu Mörsern. Ein anderes großes Thier von der Größe eines Ochsens ist der Bieluga, das weit in die Flüsse hinaufgeht und in Netzen von seiner eigenen Haut gefangen wird. Haysische sind in Menge und werden gegessen, und andre Fische, als Stockfische, Schollen, Hechte, Aale, Lampreten u. s. w. haben die Gewässer in Menge, welche alle Frühjahr aus der See kommen und in so grossen Schwärmen die Flüsse aufwärts steigen, daß diese austreten, und wenn die Fische gegen Abend ihren gewöhnlichen Stillstand machen, bey dem Zurücktreten eine Menge todter Fische am Ufer lassen, welche den Hunden, Bären u. a. Thieren zur Nahrung dienen. Zwo Lachsarten ausgenommen, lebt aber kein Fisch länger als sechs Monate in Kamtschatka, denn alle, welche nicht vor dem December gefangen werden, stehen ab. Außer den bisher genannten Seethieren und Fischen liefert die See auch noch zur Speise Polypen, drey Arten

Krebse,

Krebse, zuweilen so groß, daß ein hungriger Mann nicht im Stande ist, eine Scheere auf einmal aufzuessen, nebst verschiedenen Arten von Muscheln und Seeigeln. Ungeziefer giebt es in erstaunlicher Menge, und wenn die Regengüsse und Winde nicht wären, so würde man im Sommer kaum für ihnen leben können. Sonderbar aber ist es, daß man im ganzen Lande nur wenig Spinnen und weder Frösche, noch Kröten, noch Schlangen findet.

Ehe die Kasacken und Russen hieher kamen, war die Volksmenge auf Kamtschatka ungleich stärker, als sie gegenwärtig ist. Die Grausamkeit der russischen Befehlshaber, die harte Dienstbarkeit, welche sie den Eingebornen auflegten, die daraus entstehenden Empörungen derselben und die Blattern, welche z. B. 1768, 5368 Personen wegrafften, haben die Volksmenge so vermindert, daß die Anzahl der Nationalen kaum 4000 übersteigen soll. Man theilet diese Einwohner in drey verschiedene Völker in **Kamtschadalen**, die sich schlechtweg **Kroschscha** d. i. Menschen nennen, und längst der Ostküste des Landes wohnen; in **Koräken** und **Kurilen**. Alle drey Völker sind so merklich voneinander verschieden, daß sie unmöglich denselben Ursprung haben können. Die Sprache der Kamtschadalen scheint es, so wie ihre Gestalt, sehr wahrscheinlich zu machen, daß sie von den Mongalen abstammen. Sinnlichkeit ist ein Hauptzug in dem Karakter dieses Volkes, dabey es furchtsam, mistrauisch, und wenn es zu sehr gemishandelt wird, störrig und hartnäckig ist. Empfindungen von Erkenntlichkeit, Dankbarkeit und Dienstfertigkeit scheinen den Kamtschadalen durchaus unbekannt; vielleicht weil sie durch die schlimme Behandlung der Russen dagegen verhärtet worden sind. Eben daher

kömmt es auch wohl, daß man mit Höflichkeit und Gelindigkeit wenig von ihnen erhält, sondern allemal mit Strenge fordern muß. Da sie auch leicht zur Verzweiflung geneigt sind, so sind Ersäufen und Hängen gewöhnlich die Mittel, durch welche sie in die untere, ihrer Meynung nach bessere Welt zu kommen suchen. Ihre Kleider machen sie aus Rennthier- oder Seehundsfellen, und auch aus Vogelhäuten. Der Unterrock Barka ist mit Elernrinde hoch pomeranzenfarb gefärbet, und hat unten eine Borte von bunter Seide, in welcher noch Lederstreifen eingesetzt, und Büschel von rothgefärbten Seehundshaaren angeheftet sind, darüber tragen sie einen bis an die Knöchel reichenden Oberrock mit weiten Ermeln, eine Kappe, die man über den Kopf ziehen kann, und eine Klappe an der Brust, welche des Nachts über das Gesicht geschlagen wird. Männer und Weiber tragen Hosen von Leder, und darüber noch andre von Hunds- Wolf- oder Bärenfell. Der Hemden bedienen sie sich seit der Bekanntschaft mit den Russen, Schuhe und Stiefeln nähen die Weiber jetzt schon mit Seide, Gold und Silberfaden aus, und überhaupt ist die Nachahmungssucht so stark, daß sie gewiß ihre Kleidung gegen die teutsche oder russische vertauschen würden, wenn Noth und Klima es ihnen erlaubten, denn schon jetzt wendet jeder, welcher es vermag, 100 Zobel daran, sich eine vollständige teutsche Kleidung anzuschaffen, mit welcher er in dem russischen Ostrog erscheinet. Sie haben für Winter und Sommer verschiedene Wohnungen: diese stehen auf zehn bis zwölf Fuß hohen Pfälen wie Taubenhäuser, dienen auch zu Provianthäusern, und unterhalb derselben werden die Fische getrocknet, Geräthschaften aufbewahrt und die Hunde an die Pfäle gebunden; jene die Winterwohnungen sind in die Erde gegra-

ben,

ben, mit einigen Balken belegt und mit Rasen bedeckt, daher sie von außen einem runden Hügel gleich sehen. Der Hausrath, den man in diesen elenden Löchern findet, bestehet in Schalen, Schüsseln, Tiegeln und Kannen; alles von Birkenrinde verfertigt, wiewohl sie jetzt doch auch einiges Eisengeräthe von den Russen kaufen. Die Zubereitung ihrer Nahrungsmittel ist äußerst einfach und nicht selten auch säuisch. Ehe Kessel bekannt waren, kochten sie in hölzernen Trögen, indem sie glühende Steine ins Wasser warfen. Sie haben Liebeslieder, die sie zum Klange einer Pfeife absingen, wilde Tänze und sogar Schauspiele, welche meist satyrische Nachahmungen fremder Sitten sind. Ihre Begriffe sind äußerst eingeschränkt; sie haben weder Buchstaben noch Schrift, kennen keine Unterscheidung unter den Tagen, und ihre Religion zeichnet sich besonders dadurch von andern Religionen aus, daß sie Gott, welchen sie Kutschu nennen, auf alle Art verächtlich zu machen suchen, und ihm beständig vorrücken, daß er eine so unvollkommene Welt geschaffen habe. Untergottheiten verehren sie eine Menge, auch glauben sie eine Fortdauer nach dem Tode, aber weder Belohnung noch Bestrafung, sondern aufs höchste, daß der Arme dort viel Hunde haben, viel Wallfische und Seehunde fangen, der Reiche aber Mangel und Noth erdulden wird. Viele wollten sich auch nicht taufen lassen, weil sie befürchteten, daß die Kasacken in dem russischen Himmel ihnen eben so übel als auf der Erde begegnen würden. Tugend und Laster vermögen sie nicht zu unterscheiden, wohl aber haben sie ein langes Verzeichniß von Sünden, z. B. sich in warmen Quellen zu baden, den Schnee mit Messern außerhalb der Wohnung von den Schuhen zu schaben, eine

Kohle mit dem Messer anzuspießen, in eines Bären Tritt zu treten u. s. w.

Bolscherezkoi Ostrog.

Der Hauptort des ganzen Landes, in welchem 300 Mann Soldaten kantoniren, ist **Bolscherezkoi Ostrog** am nordlichen Ufer des Bolschaia Reka, der in allem etwan 50 bis 60 Gebäude hat, aber noch nicht befestigt ist. Der dazu gehörige Hafen im Meerbusen Awatscha führt den Namen Sankt Peter und Paul. Hieher kommen alle Schiffe von Ochotsk in Sibirien. Die andern Orte sind der **obere** und **untere kamtschatkische Ostrog** und **Tigilskaja Krepost.**

Inseln um Kamtschatka.

Unter der Regierung Peters des Ersten, da die Russen nun durch Besetzung von Kamtschatka an den östlichen Ocean gekommen waren, fieng man auch, theils um zu erforschen, ob Asien in dieser Gegend etwan irgendwo mit Amerika zusammenhänge, theils aus Handelsabsichten, die dasigen Gewässer zu untersuchen an, da denn die verschiedenen Inselgruppen nach und nach entdeckt wurden, welche man als eine Fortsetzung des kamtschatkischen Gebirges ansehen kann, und von denen wir nun einige Nachricht mittheilen wollen. In dem kamtschatkischen Meer gerade gegen Osten findet man erstlich die

a) Aleutische Inseln.

aleutischen Inseln, welche wieder in die **Sasignan** und **Khaoinseln** getheilt werden. Die bisher entdeckten sind folgende: a) **Beringow**, die nächste an der Küste des festen Landes, welche im Jahr 1741 von dem Kommandeur Bering entdeckt ward. Sie besteht aus einer Reihe kahler aneinanderhangender Klippen, auf denen man bis neunzig Fuß hohe Sandhügel findet, welche mit Seethiergerippen und Treibholz vermischt sind. Man fängt hier

hier viel Eisfüchse, Seebiber, Seelöwen und dgl. b) Mednoi Ostrow oder Kupferinsel, unbewohnt wie die vorige, ohne Holz und ohne Berge. An der Westküste werden bey ruhiger See Stückchen gediegenes Kupfers angespült, daher sie auch ihren Namen erhalten hat. c) Attak, etwas größer als Beringow, übrigens von derselben Beschaffenheit, nur daß an etlichen Orten Strauchweiden wachsen, und etliche Einwohner darauf leben, welche seit 1748 Tribut geben. Diese drey und die übrigen eilf Inseln, von denen wir nichts als die Namen hersetzen könnten, tragen alle keine große Bäume, aber die Wellen bringen Tannen und Birkenholz zum Hüttenbau an dieselben. Die Einwohner sind wenig von den Kamtschadalen unterschieden, und nähren sich vorzüglich von Seethieren, Wurzeln und wilden Früchten.

b) Andreas Inseln.

Diese aus sechszehn Inseln bestehende Gruppe, welche eigentlich Negho heißen, von den Russen aber nach Andreas Tolstych, welcher sie 1750 entdeckte, Andreas Inseln genannt werden, liegen zwischen den Aleuten und Fuchsinseln mitten inne. Wir wollen einige davon nennen: Ayagh, hat etwan 150 Werste im Umfange. Sie enthält viele hohe Felsgebirge, und in den Thälern ist nichts als Haide und Sumpfland, auf welchem kein Baum, sondern blos Sträuche, Kräuter und Wurzeln wachsen. Doch hat sie Einwohner, welche meist von gedörrten Fischen und vierfüßigen Seethieren leben. Kanaga, westwärts von der vorigen, von 200 Werften im Umfange, enthält einen hohen Vulkan, an welchem die Einwohner, deren überhaupt 200 sind, Schwefel sammeln. Tschetchiwa hat etwan 80 Werst im Umfange, und besteht fast allein aus Felsgebirgen. Sowohl hier als

in

in Tagalak, wo nicht einmal eßbare Pflanzengewächse wachsen, leben nur vier Familien. Die Einwohner dieser Inseln, welche meist alle Rußland einen kleinen Tribut an Pelzwerk entrichten, leben in Hütten oder Erdhölen. Ihre Kleider flicken sie aus Vogelhäuten zusammen; zur Regenzeit aber tragen sie noch einen Mantel von gedorrten Blasen und Eingeweiden der Seelöwen und Seekühe darüber. Sie beschäftigen sich blos mit dem gegenwärtigen Augenblick, haben keinen Begrif von Wohlstand, und sind überhaupt wenig von den Thieren verschieden. Doch entdeckt man auf einigen Inseln eine Art von Prachtliebe, indem die dasigen Einwohner in den Ohren, Unterlippen und dem Nasenknorpel Knochen tragen, die Weiber aber sich schwärzliche Streifen ins Gesicht machen.

c) Fuchsinseln.

Nordostwärts von diesen liegen die Inseln Kawalang, welche von den Russen Lisitschnie Ostrowa, d. i. Fuchsinseln genannt werden, und deren Anzahl ebenfalls auf sechszehn geschätzt wird. Alle tragen keine großen Bäume, sondern blos Strauchwerk und Pflanzen. Füchse und vierfüßige Seethiere sind die Produkte des Thierreichs, und da sie großentheils volkanisch sind, findet man auch warme Quellen und gediegenen Schwefel. Die Bevölkerung ist nicht unbeträchtlich, und die Einwohner leben in kleinen Gesellschaften von 50 bis 200 Personen. Ihre Wohnungen sind Jurten unter der Erde, 30 Ruthen lang, 6 bis 7 breit und 4 bis 5 hoch. Das Dach ist eine Art von hölzernem Gitter, an welchem oben mehrere Oefnungen angebracht sind, durch welche die Einwohner auf Leitern herabsteigen. Obgleich in diesen Hölen niemals Feuer gemacht wird, so sind sie doch so warm, daß man nackend darinnen bleiben kann. Scham

und

und Wohlstand kennen sie nicht. Sie graben Figuren auf Gesichter und Hände, tragen Kleider wie Säcke von Vogelhäuten, über die sie bey Regenwetter einen andern Sack, aus Wallfischdärmen gemacht, hängen. Den Kopf bedecken sie mit einem hölzernen Sommerhut, den sie mit Entenfedern und den Bartborsten von Seelöwen schmücken. Durch den mittlern Nasenknorpel haben sie ein Loch, worinnen sie ein Stückchen Holz oder einen Pflanzenstengel tragen, so auch in zwey Löchern der Unterlippe und den Ohren. Sie treiben Fischfang mit ledernen Kähnen, essen aber das Fleisch aller Thiere meist roh oder gedörret. Spuren von Religion entdeckt man gar nicht, doch haben sie eine Art Zauberer. Feste lieben sie sehr, bey welchen sie große Trommeln schlagen und tanzen. Zu den vornehmsten dieser Inseln gehören: Unalaschka, welche 400 Werste groß ist, und zwey Volkane und verschiedene heiße Quellen hat. Der Boden ist äußerst schlecht, bringt kein Holz, sondern allein Lerchen-Pappel und Birkengestrüppe, Himbeeren und Heidelbeeren. Die auf dem Lande lebenden vierfüßigen Thiere sind Füchse, Mäuse, Wiesel, und in dem Meere Seelöwen, Seebiber, Stockfische, Barsche, Meerbarben, Thunfische und dergl. Einwohner mögen etliche tausend auf der Insel seyn; Umnak hat ohngefähr 250 Werste im Umfange, ist bergigt, volkanisch; Kadyak, welche Insel am meisten nordöstlich liegt, unterscheidet sich in seinen Produkten und Einwohnern sehr von den übrigen Fuchsinseln, und zeiget die nahe Nachbarschaft mit dem festen Lande von Amerika deutlich. Ohngeachtet die Erzeugnisse des Pflanzenreichs nicht beträchtlicher sind, so wachsen doch Weiden und Ellern da, und von vierfüßigen Thieren findet man Hermeline, Zobel, Biber, Wölfe, wilde Schweine, Bäre und Füchse.

Die

Die Einwohner tragen Kleider von Rennthierhäuten, welche sie wo anders eintauschen müssen, ihre Nahrung besteht aus rohen und gedörrten Fischen. Die Russen fanden Teppiche von Biberhaaren, wohlzubereitete Seebiberhäute und artig gemachte Mützen bey ihnen, die schwerlich ihre eigene Arbeit seyn konnten. Vielleicht bekamen sie dieselben, wo nicht von dem festen Lande Amerikas, doch von der Insel **Alakschu**, welche demselben sehr nahe liegen soll.

d) Kurilen. Unter dem Namen der **Kurilen** versteht man alle diejenigen Inseln, welche in einem Raume von 185 Meilen von der südlichen Landspitze der Halbinsel Kamtschatka bis an Japan hinanliegen, und zum Theil den Russen unterworfen sind. Viele derselben sind volkanisch, die meisten haben kein Holz, manche weder Wasser noch Holz, viele haben blos Füchse, Vögel und Amphibien zu Einwohnern, und auf einigen hat man Spuren von Erzgängen entdecket. In allem sind derselben 21, von welchen die letzte **Matmai** zu Japon gehöret.

8) Kaukasien. Unter dem Namen **Kaukasien** verstehet man jetzt, was vor dem russischtürkischen Friedensschlusse von 1774 **Kuban** genennt ward, und sich vom asowschen See bis an und auf den Kaukasus, und die Gränzen von Georgien erstrecket. Dieses Land war in den ältesten Zeiten der Wohnsitz der Sarmaten, und andrer Völker von kimmerischen und thracischen Geblüte, da die Küsten schon von den Phöniciern, Kariern und Griechen besucht wurden. Später setzten sich hier Jonier und Aeolier fest, welche sehr reiche, blühende Kolonien stifteten. Nach den Sarmaten kamen die Jaxamaten und alanischen Stämme, von denen noch die Tscherkassen übrig

sind

sind, in diese Gegenden, denen die Hunnen, Ungarn, Bulgaren und verschiedene andre Völker nachfolgten. Unter Swjatoslaw bezwangen die Russen den hier bestehenden Staat der Chazaren, und stifteten ein besonderes Fürstenthum, das aber gegen das Ende des eilften Jahrhunderts für Rußland verlohren gieng, an dessen Stelle nun die Kumanen und Tscherkassen traten, welche im dreyzehnten Jahrhundert wieder von den Mungln bezwungen wurden, wiewohl die letztern sich, so sehr sie nur konnten, der gänzlichen Unterjochung widersetzten, und auch Timur Leng und den Osmanen den größten Widerstand thaten. Indessen hatten die Osmanen doch einen Statthalter in diesen Gegenden, bis 1774 der krimische Khan die völlige Souveränität über die Kuban erhielt, und Rußland 1784 nebst dem ganzen krimischen Staat auch dieses Land zu einer Provinz machte.

Gegen das asowsche Meer zu und gegen Norden ist Kaukasien voll Sümpfe und Schilf, mehr nach Süden zu aber hoch und gebirgigt. Wo die Flüsse, unter welchen der Kuban mit seinen zahlreichen Armen, der Aktar, Kerpeli und Manytsch die vornehmsten sind, nicht das Land morastig machen, ist es eine waldlose, aber gras und kräuterreiche Steppe, auf welcher hie und da einzelne Moräste, Salzseen und Sümpfe befindlich sind, gegen den Kaukasus aber ist der Boden einer der herrlichsten, und die wasserreichen, mit Holz, Obst und Blumen bedeckten Gefilde scheinen nur auf fleißige, thätige Menschen zu warten, welche ihre herrliche Anlage besser als die gegenwärtigen Bewohner zu benutzen, im Stande sind.

Die Bewohner der Kuban, wenn man auch einen Theil des Kaukasus dazu rechnet, sind ein Gemische

mische sehr verschiedener Völker, welche weder einerley Ursprung haben, noch beständig dieselbe Herrschaft anerkennen, noch endlich sogar immer dieselbe Benennung behalten. Man nennt sie zwar alle Tatarn, allein wenn man den Familien bis auf ihren Ursprung nachgehen könnte, so würde man hier noch Ueberreste der Alanen, Hunnen, Gothen u. a. europäischer und asiatischer erobernden Völker finden, die nur nach und nach mit den eigentlichen Tatarn in Ein Volk zusammengeschmolzen sind. Ihr immer unruhiger Geist macht, daß sie nur sehr schwer eine ordentliche, gesetzmäßige Herrschaft tragen wollen, und wie es Zeit und Umstände gaben, bald ganz frey, bald russische oder türkische Unterthanen waren; eben so wandelbar wie in der Regierung, waren sie bisher in dem Namen, und ein und dasselbe Volk hatte nach seinen jedesmaligen Beherrscher oder Aufenthalt, oder der Religion, zu der es sich bekennte, jetzt diesen und in kurzer Zeit einen ganz andern Namen. Zu den vornehmsten und bekanntesten Einwohnern gehören indessen 1) die

Kubaner. Kara Nogajler oder Kubaner, welche aus verschiedenen Stämmen, als Kasaj Aul, Maurus Aul, Kas-polat-Aul u. s. w. bestehen und in den ebenen Gegenden nomadisiren. Alle diese Horden führen eine eckelhafte, schmutzige Lebensart, säen etwas Hirse, treiben Hornvieh, Schaf- und Pferdezucht, bekennen sich zum Mohämedismus, und räubten bisher wo und soviel, als ihnen nur möglich war.

Tscherkassen. 2) Tscherkassen, wohnen auf den Inseln und an dem ganzen Süduser des Kubanflusses. Sie erkannten bisher zwar die Oberherrschaft der krimischen Khane, wurden aber doch von Nationalfürsten regieret, die einen jährlichen Tribut, der gewöhnlich aus Pelzwerk, Honig und jungen Leuten beyderley Geschlechts bestand, an den Khan entrichteten. Auch

dieses

dieses Volk ist in verschiedene Stämme getheilet. Die Tscherkassen sind groß, wohlgebildet, fest vom Körper, munter, tapfer, stolz und gastfrey von Karakter. und ihre Mädchen sind von jeher als Muster der Schönheit bekannt und bezahlt worden. Ihre Lebensart verräth bey weitem mehr Kultur, als die der Kubaner. Sie bauen Hirse, aus der sie Brod backen und ein Getränk brauen, das auch die Kubaner kennen. Der Ertrag ihrer Hornvieh- und Schafheerden, die Jagd und der Fischfang geben ihre übrigen Speisen. Ihre Häuser sind schlecht, aus in die Erde geschlagenen, mit Baumzweigen durchflochtenen Pfählen bestehend, die mit Mörtel beworfen und mit Stroh oder Schilf gedeckt sind. Sie tragen zuckerhutförmige Filzmützen, Filzmäntel, welche nachläßig über die linke Schulter geworfen sind, und ein Unterkleid von Kattun, das von der Mitte in vielen Falten herabgeht. Schöne Stiefeln, Waffen, Pferdegeschirr und Pferde, wovon sie überhaupt eine unvergleichliche Zucht haben, machen ihre vornehmste Pracht aus. Handel treiben sie wenig, und auch nur bloßen Tauschhandel. Nach Taman und Temruk brachten sie bisher Salz, Honig, Wachs, Hirse, Pelzwerk, Ochsenhäute, Schaf- und Lämmerfelle, Wolle, Mäntel und Decken von Filz, Sklaven und Sklavinnen, die sie von ihren Nachbarn und auch unter sich selbst raubten. Dies sind die zwey vorzüglichsten Völker Kaukasiens; außer diesen aber wohnen noch im Gebirge eine Menge kleiner Stämme, von denen wir bey Beschreibung des astrachanischen Gouvernements schon einige genennt haben. Vorzüglich merkwürdig sind darunter die Basanen, die an den Quellen des Kubanflusses im Gebirge wohnen, weil sich unter ihnen ein kleiner Haufen Böhmen aufhält, wel-

che Nachkommen einer im funfzehnten Jahrhundert hieher gekommenen Brüderkolonie sind. Noch wohnen auch viele Juden, Armenier, Griechen, nun auch Russen und Zigeuner in Kaukasien.

Ins. Taman. Als bemerkenswerth nennen wir: die Insel Taman, ein hohes gebirgigtes Land, welches meist von Tscherkassen bewohnt wird. Auf derselben ist die Stadt gleiches Namens, nicht groß, schlecht gebaut, mit einer alten verfallnen steinernen Mauer umgeben, und von einem eben so verfallenem Schlosse vertheidigt. Ehemals war dies ein sehr blühender Ort, und da bisher der Handel immer noch beträchtlich genug gewesen ist, so kann man hoffen, daß er nun unter russischer Herrschaft wieder zu seinem ehemaligen Glanze gelangen wird. Eine andre und noch größere, aber auch sehr moraIns. Atschuk. stige Insel ist Atschuk. Es sind nichts als Flecken darauf. Auf dem festen Lande war bisher kein einziger Ort von Bedeutung.

Russisches Georgien. Von Georgien, Grusinien oder Gjurdschistan, welches aus den alten Landschaften Iberien, Kolchis und einem Theil von Albanien bestehet, hat sich ein beträchtliches Stück, welches der Fürst Herakleus oder Heraklius beherrschet, seit 1783 dem russischen Schutze unterworfen. Dieses weitläufige Land, von welchem die Türken das Gouvernement Aghalzike, der Zar Herakleus Kartalinien oder Karduel und Kaket, das übrige aber die Nachkommen des im vorigen Jahre verstorbenen Zaren Salomo besitzen, lieget an und auf dem Gebirge Kaukasus, und gränzet an Persien, die asiatische Türkey, das schwarze Meer und einen Theil von Kaukasien.

Wahr-

Wahrscheinlicherweise hat das Land seinen gegenwärtigen Namen von dem H. Georg erhalten, welcher der Schutzheilige desselben ist. Die Zaren, welche es beherrschen, leiten ihren Ursprung in gerader Linie vom König David in Judäa her, indem sie behaupten, daß sieben seiner Nachkommen als Sklaven nach Iberien gekommen, und, da das Land damals schon christlich war, getauft worden wären. In einen dieser Sklaven Namens Bakas habe sich nun die regierende Königin, welche glücklicherweise Witwe gewesen, verliebet, und ihm mit ihrer Hand auch zugleich die königliche Krone geschenket. Gewisser als dieses ziemlich abentheuerliche Mährchen ist es, daß die georgischen Zaren mehr als einmal alle ihre Kräfte haben anwenden müssen, sich für der persischen und osmanischen Uebermacht zu schützen, und daß sie daher, nur mit geringerer Staatskunst, und gewöhnlich auch mit geringerem Glück dieselbe Rolle haben spielen müssen, welche in Europa das Haus Savoyen bey Oesterreichs und Frankreichs Kriegen gespielt hat. Nicht selten wurden ihre Provinzen auf das schrecklichste verwüstet, ihre Unterthanen niedergehauen oder in die Sklaverey geschleppt, und sie selbst mußten sich die schimpflichste Behandlung von dem jedesmaligen Sieger gefallen lassen. Nur erst seit den Kriegen des Tamas Kouli Khan mit den Osmanen, und in den nach seinem Tode erfolgten Zerrüttungen Persiens gelang es dem Herakleus und Salomo, sich nicht allein von dem Tribut zu befreyen, den sie bald diesem, bald jenem ihrer Feinde hatten erlegen müssen, sondern auch noch beträchtliche Eroberungen zu machen. Vorzüglich machte sich Herakleus gefürchtet bey den Osmanen und Persern, und beliebt bey seinen Unterthanen, die er weniger despotisch, als sie es gewohnt

wohnt waren, beherrschte. Sein Land erholet sich auch immer mehr von den Verwüstungen der vorigen Zeiten, und nachdem er die russische Oberherrlichkeit anerkannt hat, darf er auch wohl nicht befürchten, jene Zeiten der Unruhe und Verwüstung wiederkehren zu sehen.

Das dem Zaren Herakleus unterworfene Georgien, welches aus den Provinzen Karduel, Kaket und Songhetien bestehet, ist von Natur ein sehr gesegneter Erdstrich, der zum Theil von dem Kuraflusse durchströmt wird, und Getraide, schönen Wiesewachs, Hirse, große Holzungen, Obst, Tabak, Wein, der aber meist wild wächset, u. a. Erzeugnisse des Pflanzenreiches im Ueberflusse hervorbringt. Die Gebirge enthalten reiche Eisen- und Silberminen, auch Gold, Bley, Kupfer, Marmor, Amiant, Gesundbrunnen, Steinkohlen u. s. w. Die Viehzucht ist sehr ergiebig, in den Wäldern Wildpret die Menge, das aber, wie das zahme Vieh, an den Bären, Wölfen, Schakalen gefährliche Feinde hat. Endlich enthalten die Gewässer auch eine Menge der schönsten, wohlschmeckendsten Fische. So fruchtbar aber auch der Boden ist, so wenig Einwohner zählt man darinnen, die noch dazu unwissend, träge und Sklaven ihrer Gebieter sind. Sie bekennen sich theils zur griechischen, theils zur römischen Kirche, ihre ganze Religion besteht aber blos im Kreuzschlagen, einer blinden Unterwürfigkeit gegen die Klerisey und Beobachtung einiger gottesdienstlichen Gebräuche. Die Ossen und Ghef Zur, ebenfalls Unterthanen des Fürsten Herakleus und Bewohner des hohen Gebirges, sind meist Heiden.

Die

Die Haupt- und Residenzstadt seiner Staaten ist Teflis, welche 1063 erbaut worden seyn soll. Stadt und Vorstädte haben bis 4000 Häuser und gegen 20000 Einwohner, welche sich theils mit der Viehzucht, dem Gartenbau, Feldbau und Bienenzucht beschäftigen, theils auch einen ziemlich blühenden Handel treiben. Die Provinz Songhetien gränzt an das Stadtgebiet, und ist erst unter der gegenwärtigen Regierung bevölkert worden. Teflis.

Den nördlichen Theil von Iberien, dessen südlichen Theil oder das türkische Paschalik wir bey Beschreibung des asiatischen osmanischen Reiches anzeigen werden, beherrschte bisher Fürst Salomo völlig unabhängig. Ebenfalls ein schönes herrliches Land mit weitläuftigen Eichen, Buchen und Tannenwäldern, in denen der Weinstock sich an den Stämmen hinanwindet, mit schönen Gefilden, welche Reiß, Hirse, Getraide, Flachs, Hanf und das köstlichste Obst an Aepfeln, Birnen, Oliven, Nüssen, Aprikosen, Feigen, Granatäpfeln, Pfirschen und dgl. tragen.

Kotatis war seine Residenz, eine offene Stadt von etlichen hundert Häusern, neben welcher die besondre Wohnung des Zaren und die Wohnungen seines Hofstaates gelegen ist. Kotatis.

Das eben so fruchtbare, aber eben so menschenarme, unkultivirte Mingreul oder Mingrelien, welches von den Qurieli, Abchassetinen und dem Fürst Thadian beherrscht wird, erkennt ebenfalls die Oberherrschaft des Zaren Salomo.

Mehr können wir, sogern wir auch wollten, nicht über den gegenwärtigen Zustand von Georgien sagen. Ueberall finden wir nichts, als dunkle und oft widersprechende Nachrichten, die ein Reisender dem andern treulich nachgeschrieben hat, oder die vor hundert Jahren sehr wahr seyn konnten, durch welche jetzt aber das Gemälde dieses Landes sehr unrichtig ausfallen würde. Auch hier wird es also Rußlands erhabner Monarchin aufbehalten seyn, Europens Länder und Menschenkenntniß zu vervollständigen, denn von Ihr ist es gewiß zu erwarten, daß sie diese Länder bereisen lassen, und sich dadurch ein neues Verdienst um die Wissenschaften erwerben wird.

II.

Asiatische Türkey.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049913/phys_0103
DFG

Allgemeine Uebersicht. a) Land.

Unter allen Ländern unsers Erdbodens steht wohl kein Stück Erde mit so viel Rechte in dem Buche des wankelmüthigen Schicksals obenan, als diejenigen Länder, denen wir uns jetzt nähern, und welche unter dem Namen, die Länder des türkischen Reichs in Asien begriffen werden. Hier war es, wo ehedem blühende Reiche, stolz auf ihre Größe den minder mächtigen trotzten. Hier war es, wo die Mutter der Künste, ihren Söhnen Arbeit und ihrer Arbeit Bewunderer verschafte. Hier kamen ehedem Pflanzstädte zu der Vollkommenheit, ihren Pflegern sich gleich zu stellen; und hier war es endlich, wo gelockt durch die weltbekannten Schätze der Natur und Kunst, sich in ihrem Schooße alle Künste des feinern Geschmackes, und ein blühender Handel ernährten; leider ist aber dies hier auch nun der Ort, den ein ungünstiges Geschick von seiner Höhe gestürzt, jene großen Reiche getheilet, ihren Stolz gedemüthiget, die Mutter der Künste verjagt, ihre Söhne zerstreuet oder getödtet und jene Wunder der Welt, jene Werke der Kunst, die Ewigkeiten sehen sollten, fast alle in Steinhaufen verwandelt hat; die entweder ihres Schmuckes beraubt, oder gar ein Zufluchtsort wilder Thiere worden sind und unter Asche, Moder und Verwüstung, nichts als ein trauriges Andenken von dem, was sie einst waren, verkündigen.

Diese unter asiatischer Türkey verstandene Länder, besaßen zuförderst einen Raum von 700 Meilen in der Länge und 300 in der Breite

und gränzen gegen Morgen an Persien und Georgien, gegen Abend an das mittelländische Meer, gegen Mittag an Arabien, und gegen Mitternacht an das schwarze Meer, und heißen Anadoli, das Land der Karamanen, Adana, Merasche, Siwas, nebst allen Distrikten und Inseln, welche theils im Meere Marmora, theils im Archipel liegen, das Gouvernement Tarabosan, Akalzike mit Einschluß Guriel, Armenien, Tscheldir, Kars, Arzerum, Wan, Scherhaezur, Bagdad, Basra, Mesopotamia, Diarbekir, Ursa, Mosul, Syrien, Haleb, Tarablûs, Damaschk nebst Palästina. Da wir nun aber die großen Provinzen dieses Reiches einzeln zu karakterisiren gedenken, so scheint es uns hier überflüßig, diese namentlich angezeigten, aber so sehr verschiedene Staaten, hier mit einemmale zu schildern, und wenden wir uns daher sogleich nach klein Asien.

Klein Asien.

Unter klein Asien oder dem ersten, Europa am nächsten gelegenen der türkischasiatischen Länder, versteht man die Halbinsel, welche gegen Mitternacht vom schwarzen Meere, gegen Abend von dem Kanal, (ehedem Bosporus Thracius) von dem See Marmora, von den Dardanellen (vor Alters Hellespont genannt) und von dem weißen Meere, (oder Archipelago) und gegen Mittag von dem mittelländischen Meer umgeben ist; gegen Morgen endlich an den Fluß Euphrat gränzt und ungefähr einen Umfang von zwölftausend geographischen Quadratmeilen befasset. Der Name Asia minor oder klein Asien, war vor Alters der üblichste und die Griechen nannten es das östliche, oder die gegen Morgen gelegene Lande, woraus wahrscheinlich der türkische Name Anadolie, so wie der lateinische

sche Name Natolia gemacht worden ist; eine Benennung, die vorzüglich unter den europäischen Völkern angenommen wurde, und die einerley Bedeutung mit dem italiänischen Worte Levante hat, welches die Schiffer und Kaufleute von diesem Lande insonderheit gebrauchen.

Ist die Frage von der Landesbeschaffenheit auf dem festen Lande Natoliens: so folgt die Antwort sehr verschieden. Zwar giebt es hier nicht Scenen jenes vorhin beschriebenen russischen Antheils, nicht Gegenden, wo ein ewiger Winter mit lachenden Gefilden abwechselt, nicht Gegenden, wo selten Spuren eines Baumes, Mooses oder Grases aufzufinden ist, und Gegenden, auf denen das Auge den blendenden Schnee nicht abzusehen vermag. Die höchsten Berge sind zwar beständig mit Schnee bedeckt, die Winter ziemlich strenge und kalt, allein im ganzen um vieles erträglicher. Unter den vielen und hohen Bergen, ja sehr ansehnlichen Gebirgen, (unter welchen letztern dasjenige, so vor Alters Taurus genennt worden, beym chelidonischen Vorgebirge anfängt, und sich Anfangs gegen Norden, bald darauf aber gegen Osten weit in Asien hinein erstreckt, das vornehmste ist,) sind auch ehedem feuerspeyende gewesen, die aber entweder wie andere ausgebrannt, oder aus unbekannten Ursachen aufgehört haben. Fruchtbarkeit ist der Natur schönstes Geschenk nicht. Es giebt große, oft ungeheuere Ebenen, aber viele von ihnen, so wie viele andere Gegenden, haben einen schlechten und unfruchtbaren Boden, andre hingegen wieder einen desto fruchtbarern; im ganzen aber sind die Felder kaum zur Hälfte angebaut, von denen doch einige gewiß ihren Arbeitern mit Wucher lohnen würden. Wir haben schon gesagt, daß der Winter ziem-

ziemlich strenge, nur zum Glück auch sehr kurz ist; fügen aber auch hier noch hinzu, daß die Hitze des Sommers desto größer ist, die nur in einigen Gegenden durch die daselbst gewöhnlichen Winde vermindert wird. Auch giebt es Gegenden, deren Moräste die Luft im Sommer dergestalt vergiften, daß die Einwohner gezwungen sind, ihre Wohlplätze zu verlassen und sich auf den benachbarten Bergen einen gesundern, frischern Wohnort zu suchen, jedoch ist die Luft in dem Striche des Landes so am schwarzen Meere liegt, gemäßige.

Sind aber ihre Gegenden einmal tragbar und der Boden empfänglich gemacht, dann liefern sie auch hinlänglich alle Produkte des Pflanzenreichs, als z. B. Getraide, Reiß, der besonders bey Angora vortreflich ist, Tabak, und bey Milleß für den besten in der Türkey gehalten wird, Safran, so wohl an Güte als in manchen Gegenden in Ueberfluß vorhanden. Alle Arten Baumfrüchte, als Aepfel, Birnen, Mispeln, Feigen, Zitronen, Pomeranzen, Storax, Senesblätter, nebst allerhand Waaren für die Apotheker, Melonen, Granatäpfel, Limonen, Oliven, Maulbeerbäume, welche letztere häuffig und zum Behuf des Seidenbaues gepflanzt werden. Baumwolle, ein Produkt, das die meiste und stärkste Betriebsamkeit der Einwohner erzeiget. Wein, welcher wegen seiner Güte schon von den Alten, als gegenwärtig, für ein vortrefliches Produkt gehalten wird. Ingleichen erzeugt sich unter noch mannigfaltig nützlichen Pflanzen eine, so eine blaue Blume trägt und aus deren Körnern eine blaue Farbe bereitet wird. Auch tragen die Eichen eine große Art Eicheln, deren man sich zum Gerben bedienet, nur eigentliches Brenn-

holz

holz macht im Ueberfluß eine Ausnahme, ja in einigen Gegenden ist dieser Mangel so sichtbar, daß Unbegüterte an dessen Stelle getrockneten Kühmist brennen müssen. So auch Angora ausgenommen, ist die Schafwolle nicht die beste, dagegen wieder der Seidenbau, Honig und Wachs in vorzüglicher Güte. Dürften ferner alle Schätze im Innern der Erde aufgesucht und benutzt werden, wäre nicht sogar zu einigen der Zugang schon verschlossen, so würde sich auch aus diesem Produkte eine Quelle des besten Erfolges ergießen. Ihre Berge enthalten Silber, Bley, Kupfer, Eisen, Salpeter, welches nur in unbeträchtlicher Menge benutzt, und wie gesagt, unwissend verschlossen liegt: selbst die von der Natur so nahe hingelegten Schätze, als Salz, Meersalz, warme oder heiße Bäder, werden entweder kaum ihres reichhaltigen Nutzens wegen bekannt, oder werden doch den Wenigsten zu Theil, wie z. B. bey Izmid zwar ein Alaunenwasser quillt, welches bey den schmerzhaftesten innern Krankheiten, das heilsamste Mittel seyn würde, wenn der despotische Druck nicht jeder Wirksamkeit, seine Gewalt entgegen stellte. Gleich diesen beyden Naturreichen, fehlt es auch keinesweges an zahmen und wilden Thieren. So wie es auf manchen gras- und blumenreichen Wiesen die zahlreichsten Heerden von Kamelen, Schafen, Eseln, Pferden, Ziegen, Maulesel, Haus- und Zuchtthiere giebt; ingleichen kein Mangel an Wildpret und Geflügel anzutreffen ist; so reichhaltig sind auch ihre Wasser mit den schmackhaftesten Fischen versorgt; und überall hat die Natur auch in diesen Theil des Erdbodens ihre kluge Vertheilungskunst bewiesen, das auf einer andern Stelle zu suchen, was sie auf diese weislich nicht hinlegen wollte.

Nichts

Nichts weniger fehlt es übrigens an der dem Boden unentbehrlichen Bewässerung, und ob es zwar zu weitläuftig seyn würde, aller und jeder Flüsse zu gedenken, so können wir sie doch nicht ganz verschweigen. Die vorzüglichsten, die sich in das schwarze Meer ergießen, sind 1) der Ava, von den Türken Sakari, (vor Alters Sagaris) genannt, 2) der Bartin, (ehedem Parthenius), 3) der Kizil-Irmak, (ehedem Halys) und der, so vor Alters Iris hieß. In das mittelländische Meer nehmen ihren Ausfluß, die Ströme Seihan, (sonst Sarus) welcher auf dem Berge Kormez entstehet, sich mit dem Flusse Dscheihan, (sonst Pyramus) vereiniget und dann in das Meer fällt: endlich ergießt sich in das weiße Meer der Mäander und noch verschiedene.

Was bereits von dem festen Lande gesagt worden ist, gilt auch von den obengemeldeten Inseln, so zu klein Asien gehören, unter denen einige fruchtbar, andere unfruchtbar sind. Auf einigen findet man Wein, Baumwolle, Mastix, Terpentinbäume, Tannen und Fichten, die Theer und Pech geben, Seidenbau, heiße Bäder u. s. w. andre hingegen bedürfen wieder selbst an Lebensmitteln Zufuhre.

b) Einwohner.

In diesen, ihrem ersten glänzenden Ansehen unähnlich gewordenen türkischen Ländern, leben jetzt lange nicht so viel Menschen, als nach Verhältniß des Landes leben könnten, geschweige denn als ehemals darin gelebt haben. Ueberall leuchtet der sichtbare Mangel an Menschen hervor, die unter einer günstigern Annahme, unter mehr Freyheit oder Kultivirung, gar bald jene in Schutt und Ruinen versenkte große Schlösser, feste Städte und prächtige Palläste, wieder in blühende Wohnorte, und jene

jene untragbare Gefilde, in lachende Gegenden umschaffen würden. Aeußerst gering ist die Anzahl der Dörfer, unsicher und unbequem ihre Landstrassen, so daß Reisende, die gezwungen sind, diese traurigen Gegenden zu besuchen, zu ihrer Sicherheit, und um nicht von den Räubern, vorzüglich von den Turkomannen überfallen zu werden, in Gesellschaften oder Kiervans reisen müssen, zu welchem Ende hin und wieder Herbergen für solche Reisende angelegt sind, sollte auch kein Dorf oder Stadt in ihrer Nähe seyn, um wenigstens einige Erfrischungen zu genießen; nur sind auch diese wenigen mehr da, um den guten Willen zu äussern, in der That aber der traurigste, unbequemste Ort zur Ruhe.

Die Einwohner des Landes bestehen aus Türken, Turkomannen, Juden, Griechen, Armeniern und Franken oder Europäern, welche letztere in den Handelsstädten des Handels wegen wohnen, übrigens wenig Unterscheidendes in Absicht der Tracht für den Türken haben. Aus dieser Verschiedenheit der genannten Religionspartheyen, muß also auch eine Verschiedenheit der Meinungen entstehen, als z. B. die armenischen Christen, welche fast im ganzen vorder Asien und auch in Europa, als in England, Holland u. s. w. ausgebreitet sind, vornehmlich aber in Armenien wohnen, erkennen zum Theil den päbstlichen Stuhl für ihr Oberhaupt, die meisten aber sind nicht nur von der römischen Kirche getrennet, sondern auch schon seit dem fünften Jahrhundert, durch Veranlassung eines gewissen Armeniers Ethan, von der griechischen abgesondert. Es ist gar oft von beyden Kirchen mit allem Ernst dahin gestrebt worden, sich beyde als vereinte Glieder ein und eben desselben Oberhauptes

hauptes anzusehen, aber meist war diese Bemühung vergebens. Im Jahr 1708 unterwarfen sich viele von ihnen dem römischen Stuhl, welches aber von den Türken nicht nur sehr ungünstig aufgenommen, sondern auch nach mancher harten Verfolgung an vielen mit dem Tode bestraft wurde. Das Haupt ihrer Kirche ist der Patriarch zu Echtmiazin, der zwey und vierzig Erzbischöfe unter sich hat. Nach ihm kömmt der zu Sisis, unter dem zwölf Erzbischöfe stehen, und endlich der dritte auf einer Insel Aghtamar, den nur acht oder neun Bischöfe erkennen, wird von den übrigen für einen Feind ihrer Kirche gehalten. Die armenische Bischöfe zu Konstantinopel, Jerusalem und Kaminietz in Podolien, führen den Namen der Patriarchen, weil sie von dem zu Echtmiazin die Vollmacht haben, das Salböl oder Chrisma, das sonst nur im Orient die Patriarchen bereiten dürfen, zu verfertigen und unter ihre Gemeinde auszutheilen. Der Patriarch und Erzbischof zu Lemberg ist das geistliche Haupt der armenischen Christen in Polen, die sich zur römischen Kirche bekennen, und mithin von den andern getrennt sind.

Die armenische Christen sind übrigens gegen andre Partheyen, nur Katholicken ausgenommen, sehr friedlich und zeichnen sich allein durch eigne Meinungen in Religionssachen aus, als z. B. sagen sie, man müsse auch den kleinen Kindern die Kommunion reichen, läugnen aber das Fegefeuer, bitten für die Verstorbenen, ihre Priester sind verheurathet, außer die Bischöfe und Mönche, und feyern außer andern Festen, jährlich drey besondre strenge Fasten.

Turkomannen heißen eigentlich diejenigen, so ursprünglich in Groß-Armenien, oder noch bestimm-

stimmter, in einem Theile davon wohnen und in demselben hin und her ziehen, nachher aber sich auch in andern Gegenden ausgebreitet haben, und in Rußland unter dem Namen Truchmenen bekannt sind. Sie sind ein räuberisches, wildes Volk, das zwar den Ackerbau liebt, aber von aller Handlung abgeneigt ist. Ein Theil von ihnen erkennt russische Herrschaft, andre ziehen in Natolien, Syrien, Groß-Armenien bis nach Erzerum zu, und leben unter Zelten von Filz, Oba genannt. Sie reden die türkische Sprache und sind Mohämedaner; weil sie aber keine Häuser haben, so versäumen sie viele Gebote des Korans, besonders das fünfmalige Gebet, so täglich verrichtet werden soll und a. m. Sie stehen unter der Herrschaft des türkischen Kaisers, und einige von ihnen wurden von Murad IV. gezwungen, nach Europa überzugehen, wo man in den Thälern des Hämus bis Philippopoli hin, ihnen Wohnsitze anwies. Diese Kolonie ist aber in vielen Stücken gesitteter worden. Einige stehen unter persischem, andre unter dem Schutz der Georgier, und diese letztere sind griechische Christen, sie besitzen viel Vieh und haben geschickte Handwerker und Künstler unter sich.

Von den Türken haben wir schon weitläuftig in dem europäischen Theile dieses Werkes gesprochen, daher wir unsre Leser dahin verweisen und hier nur noch dasjenige hinzufügen wollen, was sich von den asiatischen Türken insbesondere sagen läßt. Ihr Ansehen und der Bau ihres Körpers flößt nicht sowohl Furcht und Abscheu, als vielmehr den Gedanken ein, daß sie eine Nation sind, entfernt von aller Weichlichkeit, sich ohne alle Gefahr den ungünstigsten Klima aussetzen können, die bey mehr Gelegenheit ihre Sitten auszubilden, und bey etwas weniger steifer Anhänglichkeit an ihren Nationalstolz,

nalstolz, tapfere, streitbare Männer seyn würden. Ihre Kleidung, vorzüglich des männlichen Geschlechtes, bestehet in leichten Beinkleidern, in einem langen Hemde, und in einem Doliman oder einer Art von Unterrocke, der bis auf die Füße gehet und kurze enge Ermel hat; diesen machen sie unter der Brust mit einer Binde zu, und diese Art der Kleidung ist ihnen auch auf alle Weise sehr bequem. Sie stecken das Schnupftuch und den Dolch hinein, in den Falten aber verwahren sie ihr Geld, den Tabak und ihre Briefschaften. Ueber den Doliman ziehen sie einen Rock mit langen und weiten Ermeln, Feredge genannt, der im Sommer von sehr feinen Zeuge, im Winter aber mit kostbaren Pelzwerk gefüttert ist. Strümpfe tragen sie von Tuch, und darüber lederne Halbstiefeln. Ihre Schuhe, die sie Babuschen nennen, sind eine Art von Pantoffeln. Ihr Kopfputz ist schwer und erfordert vielen Zeug. Wenig hievon verschieden ist der weibliche Anzug, denn sie haben nichts mehr, als noch eine Art von durchnehten Hemde, das ihnen statt des Unterrockes dienet. Sie lassen ihre Haare lang wachsen, und flechten sie in verschiedene Zöpfe, so auf die Achseln herunter hangen. Auf dem Kopfe tragen sie meist eine kleine Mütze von vergoldeter Pappe, mit einem Schleyer bedeckt, der bis auf die Knie gehet. Diese wenige und flüchtige Züge können indeß zur vorläufigen Kenntniß hinreichend seyn, da wir hier auch noch etwas allgemeines von den hiesigen Manufakturen und Handel zu gedenken haben. Niemand wird eine große Mannigfaltigkeit derselben bey einer solchen Nation erwarten, der es bereits noch an Hülfsmitteln mangelt, ihre eignen Naturprodukte zuzubereiten; und doch gleichwohl wird hier die Baumwolle zu Garn gesponnen und dieses auf unterschiedene Weise verwebet. Man ver-

verfertiget seidene Decken oder Teppiche, von verschiedener Art, von denen man besonders die turkomanische Teppiche, an ihrer Glätte und ihren breiten Streifen und Figuren erkennet. Man macht halb seidene und halb leinene Zeuge zu Hemden, meistens aber gestreift, Sattine zu Unterkleidern für die Türken, einen dünnen seidenen Zeug, den man Brunlucke nennet, zu Unterkleidern für das Frauenzimmer, Damaste und andre seidne Zeuge, sammtne Küssen oder Polster von mancherley Art und Schönheit. Von dem feinen Kamelhaar macht man Zeuge, die den schönsten Sarschen ähnlich, entweder glatt oder gestreift sind, und derer sie sich besonders zu Sommerkleidern bedienen; ja die in Europa wegen ihrer Vortreflichkeit nicht ihres gleichen haben. Nächst Stoffen und Plüschen verfertigen sie ein gutes rothes Leder. Sie bauen, z. B. auf Lesbos, große und gute Schiffe, als Boote aus Tannenholz, die sich sowohl an Leichtigkeit, als Dauer empfehlen. Ist auch der Handel nicht mehr in seiner ehemaligen Blüthe, liegen auch viele der besten Plätze unter den Ruinen vergraben, so ist doch der Handel an den Seeküsten ziemlich ansehnlich, und die nach Konstantinopel oder nach andern europäischen Orten verführten Waaren, bestehen vorzüglich in Getraide, Tabak, Baumfrüchten, Baumöl, Wein, Rosinen, Apothekerwaaren, Eicheln, roher Baumwolle, grober Schafwolle, türkischem Garn, gemeinem Ziegenhaar, gesponnenen Kamelhaar, (denn roh darf es nicht ausgeführet werden,) und daraus verfertigtem Kamelotten und andern Stoffen, seidenen türkischen Decken und Teppichen, in Wachs, Häuten von Büffelochsen, Corduanleder, Alaun u. dgl. Unter allen Handelsplätzen und Handelsstädten nimmt Smyrna den ersten Platz, wie eine nähere Beschreibung derselben zum Beweise dienen wird.

Geschichte. Vor Alters war dieses Land in lauter kleine Königreiche und Landschaften vertheilet, als z. B. in dem westlichen Theile waren die Landschaften und Reiche: groß und klein Phrygien, Mysien, Aeolien, Jonien, Lydien, Carien und Doris, welches das nachmals von den Römern also benannte eigentliche Asia (Asia propria) ausmachten. Um das Gebirge Taurus und jenseit desselben, lagen Lycien, Pisidien, Pamphylien, Lycaonien, Cappadocien und Cilicien. Gegen Norden waren Bithynien, Galatien, Paphlagonien und Pontus. Die Landschaften Aeolien, Jonien und Doris waren von griechischen Völkern bewohnet. Alle diese Landschaften und Reiche geriethen aber nach und nach unter die Herrschaft des persischen Reiches und mit diesem unter die siegende Gewalt des macedonischen. Als nun das letztere durch den Tod Alexanders zertheilt wurde, kam klein Asien zum größten Theil, in die Hände der syrischen Könige und endlich als eine Beute an die Römer. Diese letztere verwandelten sie sogleich in eine Provinz und ließen sie von Prätoren regieren. Nur unter dem Kaiser Augustus gieng diese Veränderung vor, daß er einen Theil desselben von einem Proconsul verwalten ließ, daher es das Proconsular-Asien genennt ward: den übrigen Theil aber von einem Prätor regieren, und also das Prätorianisch-Asien nennen ließ. Unter und nach der Zeit des Kaisers Constantinus des Großen bekam es wieder eine andre Benennung, man theilte es in das Proconsular-Asien und in die asiatische Diöces ab: Jenem stand ein Proconsul, diesem ein Vicarius vor. Als aber das römische Reich selbst von seiner Höhe herabsank und in das abendländische und morgenländische getheilet ward, so wurde klein Asien ein Theil des letztern,

letztern, und blieb unter der Herrschaft der morgenländisch-römischen, oder der griechischen Kaiser, bis ihnen der östliche Theil desselben von den Arabern entrissen wurde, denen sie ihn aber wieder abnahmen. Jedoch in der zweyten Hälfte des eilften Jahrhunderts, nahmen diejenigen Türken, welche von der dritten Linie der seldschukischen Sultane regieret wurden, einen Einfall in klein Asien, oder das damals so genannte Land Rum, (d. h. der Römer Land) vor und eroberten den größten Theil desselben, also, daß die griechischen Kaiser nur in dem westlichen Theile einen Strich Landes übrig behielten. Jene uennte man die Seldschuken von Rum, deren funfzehn Sultane in diesem Lande, von 1074 bis 1300 regiert haben. Hierauf gerieth ganz klein Asien nach einander, unter die Herrschaft des mongolischen Reiches, welches Tschingis-Khan stiftete, des Reichs des Timur Beg und des türkischen Reichs, unter dessen Herrschaft es bis jetzt noch stehet.

Die gegenwärtige Länder von klein Asien sind von den Türken in sechs Landschaften vertheilt worden, als 1) Anadoli, 2) Konia, 3) Itschil, 4) Adana, 5) Merasche und 6) Siwas, welches letztere im engsten Verstande, das Land Rum genannt wird, und welche Provinzen eine Länge von 600 und eine Breite von 400 Meilen befassen.

Dasjenige Gouvernement, welches heut zu Tage von den Türken Anadolien, auch Natolien benennet wird, hat mit dem oben beschriebenen Natolien oder klein Asien, gegen Abend, Mitternacht und Mittag einerley Gränze; nur gegen Mittag erstreckt es sich blos an das Land der Karawanen und an die Landschaft Siwas. Dieses Gebiete be- 1) Das Gouvernement Anadoli.

greift die alten Landschaften Bithynien, Paphlagonien, Galatien, Phrygien, Mysien, Aeolien, Jonien, Lydien, Carien, Doris, Pysidien, Lycien und Pamphylien. Dieses von Westen nach Osten 240, von Süden gegen Norden 140 teutsche Meilen sich erstreckende Land wird durchgängig von Gouverneurs regieret, welche die Türken Begjerberg, oder Bassa nennen. Ob man zwar die Landschaft Natolien immer für eine der besten Gegenden rechnet, die Luft darin sehr gemäßiget seyn soll, so ist sie doch auch nichtsweniger als der Gesundheit vortheilhaft und erzeugt durch ihre faule und ungesunde Dünste nicht selten die traurigsten Wirkungen. Was aber die Natur an diesem Geschenke versagt hat, das hat sie, wie es scheint, an Fruchtbarkeit des Erdbodens wieder vergütet. Es liefert Korn, Baumwolle, Scammonium, Granatäpfel, Maulbeeren, Zitronen, Pomeranzen, Wein, Storax, Senesblätter und allerhand Apothekerwaaren. Unter den Thieren giebt es Kamele, Pferde, Büffel, Maulthiere, Schafe, Ziegen, Hühner und Gänse, auch sind ihre großen Wälder mit reichlichem Vorrath von Wildpret angefüllet. Ingleichen fehlt es so wenig an Mineralien und warmen Bädern, als ihre Flüsse leer von einer Menge wohlschmeckender Fische sind.

Die Einwohner des Landes sind theils Türken, theils Griechen und Europäer, die sich der Handlung wegen dahin ziehen. Sie handeln besonders mit Venetianern, Engländern und Holländern, welche letztere es eigentlich die Smyrnerhandlung nennen, woselbst der Handel am blühendsten ist. Die türkische Religion ist herrschend, nur hält man den Landeseinwohnern nicht die beste Lobrede. Man

sagt

sagt, sie wären zwar große und starke, aber ungesittete, üppige, faule Leute, die (ihre Städte abgerechnet) mit ihren Viehheerden herumschweifen, und nur soviel Land bauen, als sie vom Mangel und Nothdurft gezwungen, bauen müssen. Der Statthalter desselben, welcher der Begjlerbegj von Anadolien genennet wird, ist unter den Statthaltern in Klein-Asien der vornehmste und hat seinen Sitz zu Kiutahya, und seine Einkünfte erstrecken sich auf eine Million Aspers, ohngefähr 10000 Rthlr. Die besondere Eintheilung dieses Landes bestehet aus 14 Sandschackschaften oder Districten.

Die Hauptstadt von ganz Anadolien und dem Districte Kiutahya, zugleich auch der Sitz des Begjlerbegj ist die Stadt Cutaye. Ihre Größe und angenehme Lage am Fuße eines Berges, um welche die besten und angenehmsten Gegenden und Ebenen abwechseln, macht sie zu einer guten türkischen Stadt. Auf ihrer Anhöhe befindet sich ein altes Schloß, welches wenigstens noch die reizendsten Aussichten liefert, ob es gleich jetzt nicht mehr in dem besten Zustande ist, und sowohl nahe bey ihr, als außer der Stadt liegen, in einer Entfernung von etlichen Stunden, in einer schönen Ebene, gesunde, warme Bäder. Zu bevölkert ist diese ganze Gegend, also auch diese Stadt eben nicht, jedoch trift man hier außer vielen türkischen Moscheen, auch drey armenische Kirchen an. Ueberdieß fließt durch diese treffliche Ebenen bey der Stadt, der Fluß Pursak, bis er sich nach und nach mit andern vereiniget; und endlich hält man dafür, daß dieses die Gegend sey, wo ehedem Phrygia minor lag. Cutaye.

Izmid ist die Hauptstadt im Bezirk Kadja-Ili, der also genennet wird, weil Aktche-Kodja, einer von des Osman-Gazi Hauptleuten solchen Izmid.

erobert hat. Man schreibt es auch Iznik-mid, welches eine Zusammenziehung jenes alten Namens Nicomedia ist. Sie liegt fast am Ende eines Meerbusens, der sich von Konstantinopel hundert Meilen gegen Morgen erstreckt und ist auf den Abschuß eines Berges gebauet, von dessen Höhe sie bis an das Meerufer reichet. Ihr Hafen wird einzig durch einheimische Fahrzeuge besuchet und die Kaufleute, welche daselbst Handlung treiben, sind meistentheils Griechen. Da der Boden in dieser Gegend meist fett ist, so verschlimmert er sich durch den Regen ungemein, und von den Bergen stürzen zum öftern große Ströme Wasser, welche die ganze Gegend gefährlich machen. Natur und Fleiß der Einwohner haben diese Stadt zu einer ihrer Art nach schönen Stadt geschaffen. Die zween Hügel, worauf die Stadt liegt, und fast alle die Häuser an den Hügeln sind mit kleinen Gärten, Bäumen und Weinreben bepflanzt, und selbst der Handel der Stadt mit guten Schiffen und Bauholz, welches aus den benachbarten Wäldern kömmt, ingleichen mit Salz giebt den Einwohnern ziemliche Nahrung. Von hier ist nach Konstantinopel eine sehr starke Schifffahrt, und im Gegentheil endigen hier die aus Asien kommenden Kiervans ihre Reisen. Die Armenier und Griechen haben hier ihre eigne Kirche und ihren Erzbischof: Und was überdieß diese Stadt noch in Andenken erhält, ist, auf der einen Spitze des Hügels findet man noch Ueberreste der alten Stadt Nicomedia, welche die Hauptstadt in Bithynien, groß und schön, auch zuweilen der Aufenthalt der römischen Kaiser war.

Iznik. Iznik, vor Alters Antigonia, nachher Nicea genannt, deren weitläuftige Mauern den Wohnort einer zahlreichen Bevölkerung versprechen, gegenwär-

tig aber nicht über dreyhundert Häuser befasset; hat zwar als eine gute, handelnde und nahrhafte Stadt viele Vorzüge vor den übrigen, allein ihr gefährlichstes Uebel, nämlich öftere ungesunde Luft, macht sie zu einer unvollkommnen Stadt. Sie war noch zur Zeit der letzten griechischen Kaiser sehr stark bevölkert, und ist auch durch die Kirchenversammlung berühmt, durch welche die Lehren des Arius als irrig erklärt wurden. Man handelt hier mit Seide und verfertiget ein unächtes Porcellain, dessen sich die Türken bedienen. Südwest von Iznik befindet sich ein See, dessen Umfang den türkischen Erdbeschreibern zu Folge 200 Meilen im Umkreis beträgt. Sein Wasser ist süß und man fängt verschiedene Arten von Fischen darinnen, unter welchen sich eine Line genannt, auszeichnet. Er ist eine halbe Spanne in der Länge, und wird wegen seines vortrefflichen Geschmackes sowohl von den Einwohnern sehr hoch geachtet, als auch wird er getrocknet theils nach Konstantinopel, theils nach Brusa geführet.

Sechs Stunden von Iznik in einer Ebene, an dem westlichen Ufer eines Sees von funfzehn Meilen im Umfange, liegt der Flecken Sapandje, der mehr lang als breit ist. Der Boden daselbst ist zum Getraidebau vortrefflich, hingegen die Ebenen werden von einem großen Wald umgeben, den die Türken Agatche Tegnizi, d. h. das brennende Meer nennen. In dieser Gegend läuft der Fluß Sakaria, bey den Alten Sangarius genannt, der in dieser Gegend sehr breit ist; er läuft dem See Sepanje gegen Morgen, nnd stürzt sich dann in das schwarze Meer. Man wollte zwar im Jahr 909 der Hegire (1503) diesen Strom mit dem Meer vereinigen, und der Pascha Sinan that sein möglichstes,

stes, diesen nützlichen Anschlag auszuführen, um die Fortbringung des Holzes zum kaiserlichen Galeerenbau zu erleichtern; allein der Anschlag blieb wegen Nachläßigkeit oder Intrigue unausgeführt.

Bursa. Verdient auch die Stadt Bursa oder Brussa eben nicht ohne alle Ausschließung den Namen der größten und schönsten Stadt in Klein-Asien, so ist sie doch immer für den übrigen eine ausgezeichnete. Sie liegt am Fuße des Berges Olympus, heutiges Tages nennen ihn die Türken kirschische Dagui, d. i. der Münchenberg, wegen eines darauf befindlichen griechischen Klosters. Er ist einer der höchsten Berge in Asien, hat viele Aehnlichkeit mit den Alpen und Pyrenäen, und auf seinem Gipfel herrscht ein ewiger Winter. Außerdem daß die Stadt überall mit Quellwasser reichlich versehen ist, insonderheit gegen Südwesten eine sehr starke Quelle hat, deren Wasser sich in einen mit Marmor ausgelegten Kanal ergießt, und hierauf in der Stadt also vertheilt wird, daß die meisten Häuser dadurch versorgt werden; fließt noch ein kleiner Fluß neben der Stadt, so Nilüfar heißt, welcher von dem Berge Yegni-Dag (einem Arme des Berges Olympus) herabfließet. In der eigentlichen Stadt Bursa wohnen nur Türken, in den Vorstädten aber Juden, Griechen und Armenier, woselbst die Juden vier Synagogen, die Griechen drey Kirchen und die Armenier eine Kirche haben. Hier ist der Sitz eines Pascha und eine beträchtliche Anzahl Moscheen, die man innerhalb den Mauern der Stadt, so anderthalb deutsche Meilen im Umfange befassen, gegen zweyhundert zählet. Außerhalb der Stadt, auf dem Wege nach den Bädern, sind die Gräber verschiedener Sultane zu sehen, welche Kapellen gleich erbauet, mit Marmor und Jaspis ausgelegt sind.

sind. Alles, was man daher in kurzen über diese Stadt sagen kann, ist: ihre Lage sowohl, als der Fleiß der Einwohner erhebt sie über ihre Nachbarn. Arbeitsamkeit und Fleiß sind die Haupteigenschaften, wodurch sie sich auszeichnet. Zum Beyspiele dienen die hier in Menge verfertigten, kostbaren türkischen seidnen Tapeten, gold- und silberne Stoffen, sammtne Küssen, seidne Zeuge vielerley Arten, rohe Seide, Safran und dgl. Außerdem ist Bursa der Versammlungsort für die Kiervans, welche von Aleppo oder Smyrna nach Konstantinopel gehen. **Prusa**, König von Bithynien war der Erbauer dieser Stadt, und von ihm entlehnt sie auch ihren Namen, bis Seifeddulat, ein Prinz aus dem arabischen Geschlechte Hamadan, sie im Jahr 947 eroberte; worauf sie jedoch von den Griechen wieder eingenommen ward, welche im ruhigen Besitz derselben blieben, bis 1356 Sultan Orkhan, Sohn Osmans II. sie eroberte, und sie zur Haupt- und Residenzstadt seines Reiches machte, welches sie so lange verblieb, bis Konstantinopel von den Türken erobert wurde.

Montagna, eine Stadt an einem von ihr benannten Meerbusen, wo der griechische Erzbischof von Bursa einen Pallast hat, und wo mehr Griechen und Juden, als Türken wohnen; verdient schon deswegen eine Anzeige, weil sie der Hafen von Bursa ist, und einen starken Handel mit Korn, Seide, mit allen bursischen Manufakturen, Salpeter, weißen Wein und allerhand Früchten treibet, so nach Konstantinopel geführet werden, von dannen man für die Stadt Bursa, so wie für die umliegende Gegend allerhand andre Waaren zurückbringet. Auch sie hat oben benannten König Prusa ihre Entstehung zu verdanken. Montagna.

Abel-

Abellionte. Abellionte ist eine Insel mit einer auf ihr gleiches Namens gelegenen Stadt mit gleichnamigen See. Insel und Stadt liegen auf der Nordseite so nahe am Lande, daß man beständig zu Pferde, und im Sommer meist trocken dahin kommen kann. Diese See, welche verschiedene Inseln befaßt, gegen zwölf englische Meilen lang ist, und sich bis an den Fuß des Berges Olympus erstreckt, trägt Boote, die durch den tiefen Fluß Lubat in den See Marmora, und nach Konstantinopel gehen, dahin von hier Seide und Essig verführet werden.

Ohne uns bey allen kleinen, oft nur aus etlichen wenigen schlechten Häusern bestehenden Dörfern aufzuhalten, die weiter nichts abweichendes haben, als daß in dem einen mehr oder weniger Türken wohnen; setzen wir nur noch die allgemeine Anmerkung hinzu, daß an und zwischen den Flüssen, so am Gebirge Ida entspringen, und sich endlich in das Meer Marmora ergießen; heutiges Tages weiter keine merkwürdige Oerter befindlich sind, auch keine Kiervans durch diese Gegenden gehen; nur daß der Fluß Granicus wegen der Schlacht berühmt ist, in welcher Alexander den Sieg über die Perser erhielt. Eben so befinden sich von dem Anfange der Dardanellen, das heißt, der Meerenge oder des Kanals, der in alten Zeiten der Hellespont genennet wurde, und jetzt von den Türken Bogaz d. i. die Mündung und der Kanal, genennet wird, in der ganzen Länge der Meerenge, die auf 26 englische Meilen und in der Breite auf vier Meilen beträgt; nur wenig erhebliche Orte, und das ganze Land ist auf beyden Seiten, insonderheit auf der Westseite, sehr bergicht. Wir bemerken hier zu mehrerer Vollständigkeit das asiatische alte Dardanellen-Schloß, ein hohes viereckigtes, steinernes Gebäude,

de, mit einer Mauer und Thürmen umgeben, auch mit Kanonen versehen. Hier werden die von Konstantinopel kommenden Schiffe durchsucht, und bey dem Schloß an der Nordseite liegt ein großer Flecken oder Stadt von etwa 1200 Häusern, wo Türken, Griechen, Juden und Armenier wohnen, und woselbst Segeltuch, baumwollene Zeuge, unächtes Porcellain verfertiget, Wachs, Oel, Wolle, Baumwolle und dergleichen Garn ausgeführet wird. Eine Stunde davon gegen Süden ist ein Vorgebirge, welches vor Alters Dardanium hieß, eine Stadt gleiches Namens befaßte, und nach welcher wahrscheinlich die vorhin genannten Dardanellen benennet worden sind. Ferner das asiatische neue Dardanellen-Schloß, liegt an der Mündung der Meerenge, etwa vier Stunden von jenem entfernt, und beyde hat Muhamed IV. im Jahr 1699 erbauen lassen.

Eine auf einer Ebene, am Fuße, zum Theil auch am Abhange zweyer hohen und steilen Berge gelegene Stadt ist Pergamo. Sie ist sieben französische Meilen vom Meere entfernt, an welchem sie einen Hafen hat. An ihrer mittäglichen Seite fließt ein Fluß, an der östlichen aber liegt sie wüste. Die meisten Einwohner sind Türken, und die Zahl der griechischen Christen ist eben so gering, als ihre Güter. Einige Jahrhunderte vor Christo war sie der Sitz der davon benannten Könige, unter denen sich Eumenes bekannt gemacht hat, der den dasigen ehemaligen Büchersal von 200,000 der auserlesensten Bücher am stärksten vermehrte, und zu dessen Behuf das Pergament hier erfunden worden, auch seinen Namen beybehalten hat. Allein jene seltene Vorzüge sind verwüstet, ihr Ruhm gesunken, und die Zahl ihrer jetzigen türkischen Pergamo.

Be-

Bewohner, so wie ihrer Gebäude, äußerst geringe.

Manissa. Die Stadt Manissa ist der Sitz eines Befehlshabers, der den Titel Musselem führet, und ist vor vielen eine große und volkreiche Stadt, in der die meisten Einwohner Türken sind. Die von ihrer Sards. ehemaligen Größe gesunkene Stadt Sards, so jetzt nur ein geringes Dorf ist, war unter den Römern zu einer Größe gestiegen, daß sie keiner ihrer Nachbarn wich, bis ein schreckliches Erdbeben unter der Regierung des Tiberius Cäsar ihre Pracht in einen Steinhaufen verwandelte. Im Jahr 400 plünderten die Geten wieder die Stadt, und ob sie sich auch wieder etwas aufhalf, so wurden doch die Einwohner während den nachfolgenden Unruhen in Asien genöthiget, auf den Gebirgen zu festen Plätzen ihre Zuflucht zu nehmen. Bey einem Einfall der Tartarn 1304 gab man zu Sardes den Türken die eine Hälfte der Akropolis ein, die von der andern durch eine starke Mauer mit einem Thore abgesondert war, und ermordete sie nachher im Schlafe. Der Platz, wo ehedem diese berühmte Stadt gestanden, ist jetzt mit Bäumen überwachsen, und nur hie und da trägt sie traurige Reste ihrer Größe. In diesem jetzigen Dorfe wohnen arme Türken und Griechen, deren ganzes Geschäfte Viehhürten ist, und die nicht einmal eine Kirche oder einen Priester erzeugen können.

Philadelphia. Die am Fuße des Berges Bozdag gelegene Stadt Philadelphia, oder Allah-Scheher (Gottes Stadt) soll durch da vielen geistlichen Stiftungen zu seiner jetzigen Größe angewachsen seyn. Man rechnet gegen vier und zwanzig Kirchen, von denen aber die meisten in Trümmern sind, und nur sechs deren sind in gutem Zustande, und haben ihre Priester.

Priester. Die bischöfliche ist ein großes, mit Vergoldung und Heiligen ausgeschmücktes Gebäude, an dem alles das Gepräge ehemaliger Größe träget. Hier wohnen auf dreyhundert griechische Familien, die in der größten Eintracht in ungekränkter Gewissensfreyheit beysammen leben. Man rühmt, und vielleicht nicht ohne Grund hier so sehr die ausgezeichneten guten Sitten und das policirte Betragen der Einwohner; eben so als das hie zum Färben vortreffliche Wasser. Weil es übrigens an einen der Hauptstraßen nach Smyrna liegt, so wird die Stadt vorzüglich sehr häufig von den armenischen Kaufleuten besuchet. Freylich ist auch sie nicht mehr, was sie in jenen blühenden Zeiten war, und wo sie noch die zwote Stadt in Lydien hieß. Im J. 1392 eroberte der Sultan Bajazeth diese Stadt, ließ Grausamkeit an jedem Einwohner ausüben, und wie man sagt, von den Knochen der erschlagenen Bürger, eine mit Stein und Kalk vermischte Mauer von 1800 Schritt erbauen.

Smyrna.

Smyrna, bey den Türken Ismir ist die berühmteste Stadt in Natolien, sie liegt an den nach ihr benamten Meerbusen des Archipelagus, der ohngefähr zwölf deutsche Meilen in das Land hineingehet. Dieser ist wegen der vielen Sandbänke nicht überall von großen Schiffen zu befahren. Auf einer Landzunge südwärts liegt eine kleine Festung, so das Wasserkastell heißt; die Rhede aber bey der Stadt ist geräumig, sicher und bequem, so daß die Schiffe ohne Gefahr ziemlich nahe am Lande liegen können. Die Stadt selbst erstreckt sich von der See gegen einen ziemlich hohen Berg hinauf, auf dessen Gipfel ein altes Schloß liegt: nicht weit davon, aber doch abgesondert gegen die Stadt zu, ist noch ein kleineres. Nordwärts zunächst an der See ist das

Quar-

Quartier der Europäer, die Franken-Straße genannt. So schlecht und nur von Holz, dabey ein Stockwerk hoch diese Häuser sind, so sind sie doch noch immer der schönste Theil der Stadt, indem jene enge und krumme Straßen, ihr ein ungleich schlechteres Ansehen geben. Man sucht sich zwar durch die oft kaum durchzudrängende Gassen, für den Sonnenstrahlen zu schützen, aber wenn man nicht eingeführt hätte, daß Equipagen nicht erlaubt wären, so würde in diesen elenden Wagen ohnmöglich fort zu kommen seyn. Alle Lasten werden durch Menschen oder Kamele, Maulesel und Esel getragen, und jeder geht entweder zu Fuße oder reitet, höchstens nur vornehme Frauenspersonen lassen sich in einer Art von Senfte tragen. Die Anzahl der Einwohner wird auf 1,20,000 geschätzt, worunter die Türken auf 40 bis 50,000 und die Juden, (die größtentheils von denen abstammen, die aus Portugall und Spanien sind vertrieben worden) über 12000 sich belaufen, die Europäer oder Franken machen die kleinste Anzahl aus. Unter den christlichen Religionspartheyen ist die griechische die stärkste zu Smyrna, und hat daselbst einen Bischof, so wie die armenische, welche letztere aber viel schwächer ist. Die Katholicken haben einen bischöflichen Vikarius, und ein Franziskaner- und Kapuziner-Kloster. Die Protestanten haben größtentheils bey den Konsuln ihre Kapellen, deren drey sind, als eine englische, holländische und eine teutsche. Diese teutsche Kirchenanstalt für evangelischlutherische, ward 1759 von Privatpersonen errichtet, von der Gemeine unterhalten; bis sich das königliche Haus von Dänemark und die Stadt Danzig 1762 derselben sehr wohlthätig angenommen haben. Sie stehet unter der Oberaufsicht des dänischen Missionskollegium, und übrigens ist auch durch gute Hospi-

tal-

talanstalten, sowohl für die abendländischen als morgenländischen Christen geforget. Frankreich, Großbritannien, Schweden, Preußen, Venedig und die vereinigten Niederlande haben hier ihre Consuls. Die Stadt nebst den dazu gehörigen Landschaften gehöret übrigens an eine jedesmalige Mutter des Sultans, (Valide Sultana) welche, zur Hebung der Einkünfte, einen Muselim hieher setzt: der Oberbefehlshaber von wegen des Sultans, ist der Kadi. Pest, Erdbeben und Feuer haben Smyrna zu wiederholtenmalen verwüstet. Im Jahr 1763 ward beynahe die ganze Frankenstraße, 1772 wurden die Quartiere der Türken, Juden und Griechen, und 1778 unmittelbar nach einem starken Erdbeben wieder beynahe zwey Drittel der Stadt durch die Flamme verzehret. Die Gegend um Smyrna ist sehr angenehm, und das eine kleine Stunde davon entlegene Dianenbad bestehet aus einigen Quellen, die viel Wasser geben, das sich zu einem großen süssen See sammlet, doch werden einige dabey liegende alte Steine ohne Grund für Ueberreste des alten Dianentempels gehalten.

Die Verheerung von Kleinasien, und die von den Flüssen an der Küste verursachten Veränderungen haben Smyrna zum einzigen, beträchtlichen Markt an der See, und folglich zum Mittelpunkt des Handels vom ganzen Lande gemacht. Eine vortheilhafte Quelle ihrer Handlung verstopfte sich in den persischen Unruhen, als Nadir Schach sich des Thrones bemächtiget hatte. Die gewöhnliche Karavanen wurden unterbrochen, und der Handel, der in dem alten, seit Jahrhunderten genommenen Laufe Hindernisse fand, floß ab in neue Kanäle, aber dessen ohngeachtet bleibt Smyrna immer noch eine große und blühende Stadt. Die Bay wird

(kleinere nicht mitgerechnet) täglich von Kaufmannsschiffen aus den vornehmsten Häfen Europens besucht, und die Faktoren leben in Ansehen und Ueberfluß, in dem sie ihr Vermögen häufen. Der Zusammenfluß von Menschen von mancherley Nationen, alle in Kleidung, Sitten, Sprache und Religion verschieden, ist sehr beträchtlich. Die Türken nehmen, wie gesagt, den größten Theil der Stadt ein, die andern leben in abgesonderten Quartieren, die Katholiken und Protestanten dürfen ihre Religion üben, die Juden haben ihre Synagoge, und die Armenier eine sehr große Kirche, nebst einen Begräbniß-Platz dabey. Ihre Frauenkleider sind orientalisch, in weiten Beinkleidern, die bis an die Knöchel herabreichen, und tragen lange Westen von dicker Seide oder Sammt, im Winter mit Pelz gefüttert. Ihr Haar ist kunstlos in Locken geschlagen, und fällt den Rücken herab, nicht selten mit Blumen und Juwelen geschmückt. Sie haben die Mode, wenn sie einander besuchen, bedecken sie das Gesicht mit einem dünnen Schleyer, ein Janitschar gehet vor ihnen her und etliche Aufwärterinnen folgen ihnen nach, und selbst das weibliche Geschlecht im niedern Stande, besonders die von den Inseln, zeichnet sich durch Gesundheit und mahlerische Gesichtsbildung aus. Die vorzüglichsten Gebäude zu Smyrna sind die Moscheen, öffentliche Bäder und die Khane oder Herbergen, von denen einige sehr weitläuftige, schöne Gebäude sind.

Es fehlt weder der Stadt, noch der ganzen Gegend an Lebensmitteln. Ihre Schafe, deren breite Schwänze oft acht bis neun Pfund wiegen, liefern ihnen guten Vortheil. Wilde Schweine sind häufig. In der Bay fängt man schöne Fische und alles Flügelwerk ist leicht zu haben. Man baut

man-

mancherley vortrefflichen Wein im Lande, oder man führt ihn von den Inseln ein. Ihre Früchte sind wohlriechend und schmackhaft, unter denen die Wassermelonen vorzüglich sehr groß, wohlschmeckend und selbst Kranken sehr gesund sind. Feigen, Weintrauben, Limonen, Pomeranzen sind vortrefflich, und der aus Limonen und Pomeranzen verfertigte Scherbet ist ein kühlendes, angenehmes Getränke. Kaffee wird meist aus Arabien gebracht. Nur die Policey hat noch nicht Anstalt gemacht, daß Smyrna auch ein für die Gesundheit eben so vortheilhafter Wohnort geworden ist, als ihn die Natur dazu bestimmt zu haben scheinet. Man macht nicht die geringsten Anstalten dem Fortgange der Pest Einhalt zu thun, und das Volk ist (die Franken ausgenommen,) eben so unwissend, als nachläßig. Ihre Häuser sind von Menschen angefüllt, die in einem zu engen Raume beysammen wohnen, und ihre Zimmer sind mit Matten oder Teppichen, Sofas oder Küssen bedeckt, die eben so leicht die Ansteckung behalten, als auffangen. Zu dem hält sich der Türke verbunden, jede Leiche tragen zu helfen, und eilt, sobald er das Leichenbegängniß eines Muselmannes siehet, hinzu, seine Schultern unter die Bahre zu halten, auf welcher der Tode in seinen Kleidern liegt, und bleibt in diesem Geschäfte, bis ihn ein andrer davon befreyet, auf welche Weise die Pest häufig fortgepflanzt wird.

Der Ursprung der Stadt soll, wie die Fabel sagt, von Alexander dem Großen seyn, wenigstens war sie sowohl an Schönheit, als guter Einrichtung, eine der schönsten jonischen Städte noch unter den Römern. Im Jahr 1084 eroberte Tzachas, ein türkischer Mißvergnügter, der den Titel König annahm, Smyrna, und machte sie zu seiner Hauptstadt. Seine Flotte

nahm Klazomene, Phocaea und Scio, Samps, Mitylena und andre Plätze ein. Im Jahr 1097 wurde sie von Dukas, dem griechischen Admiral, belagert, und nach der Uebergabe, Kaspazes der sie zur See angrif, von ihm zum Statthalter ernennt, aber ein Türke erstach ihn, und man rächte seinen Tod durch die Ermordung von zehntausend Einwohnern. Die ganze Küste von Asien, von Smyrna an bis Attalia war durch Kriege verwüstet, als 1106 der griechische Kaiser dem Philokakes sandte, ihre Städte wieder herzustellen. Im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts lag Smyrna in Ruinen, die Akropolis ausgenommen, die als eine Festung diente. Der Kaiser Johann Angelus Komnenus, der 1224 starb, besserte diese aus, und gab ihr wenigstens in etwas neues Leben. Das auf diese Art wiederhergestellte Smyrna war eine kleine Stadt, hauptsächlich auf dem Gipfel des Papus, oder innerhalb der Gränzen des gegenwärtigen Schlosses. Vom Jahr 1313 bis 1424 war Smyrna bald diesem, bald jenem Eroberer zu Theil, bis im letzten Jahre Sultan Morat als Sieger einen festen Besitz davon nahm. Da nun die erobernden Türken endlich zum völligen Besitz des griechischen Kaiserthums gelangten und Friede ward, lebte die Handlung aufs neue wieder auf und zog sich wieder nach Smyrna. Die geschreckten Einwohner verlohren ihre Furcht für Gefahr, und verließen nach und nach das Schloß, so daß die Stadt gleichsam von dem Abhange herab ans Meer glitt, und nichts hinterließ, als einen leeren Raum, wo man jetzt noch blos nach alten Materialien und einigen Ruinen gräbet.

Die Seeküste von Jonien erstreckt sich von Phocaea und dem Fluß Hermus südwärts bis Posidium,

dium, einem Vorgebirge der Mileser und bis an die karischen Gebirge. Alle Städte sind Seestädte, und ihrer, außer Smyrna zehn auf dem festen Lande. Lage und Klima sind gleich reizend. Die Stadt, so Smyrna am nächsten liegt, ist **Klazomene** und **Wurla**. Diese letzte ist ein Ort von beträchtlicher Größe, die Gebäude sind auf Höhen zerstreuet, und sowohl eine große Anzahl Windmühlen, als vortreffliche Ebenen gegen das Meer zu, geben ihr ein gefallendes Ansehen. So schön und gesund aber auch die Gegend, das Wasser und die Luft ist, so werden jedoch zum öftern die Einwohner genöthiget, die Wohnhäuser zu verlassen, wegen der wie zu Smyrna alles ansteckenden, oft wütenden Seuche. Die Türken haben hier sieben Moscheen und die Griechen zwey Kirchen. Die erste Stadt Klazomene hingegen liegt auf einer Insel, die ohngefähr eine Meile lang und eine viertel Meile breit ist. Die Stadt ist klein und nur der Aufenthalt etlicher elenden Fischer, welche die Vögel von der Saat verscheuchen. Bey Klazomene ist auch ein Haufen kleiner Inseln, sonst alle bebaut, jetzt aber vernachläßiget, die reichlich tragen würden, wenn man ihnen Früchte abforderte, an der Zahl achte, von denen einige die **lange**, andre die **englische** u. s. w. heißen. Klazomene und Wurla.

Ueber Klazomene hinaus wird die Halbinsel sehr bergigt, und voller engen und schmalen Päße, ja öfters unzugänglicher Schlupfwinkel, daher die **Karaborinoten**, oder die Bewohner des südlichen Vorgebürges am Busen, als Korsaren und Räuber berüchtiget sind; doch sollen sich jetzt ihre Sitten gebessert haben, wiewohl ihnen Wildheit und Unbändigkeit nicht so leicht abzugewöhnen seyn wird. Sie beschäftigen sich mit Wein und Seidenbau, und bringen ihre Produkte nach Smyrna.

Sedschidschek

Sedschidschek ward von den Alten Gerae genannt, ein Ort, wo gute Bäder und einige Ueberreste ehemaliger Größe gefunden werden. Die Türken haben hier verschiedene ansehnliche Moscheen, und unter den Vögeln halten sich hier besonders viel Kraniche und Eulen auf, von welchen ersten die Türken vorzügliche Verehrer und Beschützer sind, weil sie glauben, sie werden sie auch noch in diejenigen Länder begleiten, so sie noch erobern werden.

Bodrun.

Sind irgendwo in einer Stadt Joniens Ueberreste ehemaliger Schönheit zu finden, und liegen sie irgendwo traurig durcheinander, so ist es in Bodrun, vor Alters Tros. Hier war der ehemals so allgemein berühmte Tempel des Bachus, und Alterthumsforscher finden hier noch sattsame Ueberreste, ihre Kenntnisse zu bereichern. Die Stelle, wo die Stadt gestanden, ist jetzt eine freudenleere Wildniß und der schönste Boden, nur von Sumpfblumen oder Insecten und Gewürmen bedeckt, so wie nur Kraniche sich in Schorsteinen oder auf hohen Bäumen Wohnungen bereiten.

Sewri-hissar.

Eben so von ihrer Höhe gesunken ist die weitläuftige Stadt Sewri-hissar, so auf drey Anhöhen angelegt ist. Doch ob auch eine große Anzahl Griechen hieselbst sind, so haben sie doch keine Kirche; ihre Hütten sind meist elende leimerne Wohnungen, nnd überhaupt kein Ueberrest ehemaliger Größe zu spüren.

Hypsile.

Hypsile ist ein kleines Dorf, der Name so griechisch ist, deutet seine hohe Lage an. Hier ist die Festung, zu der Lineis seine Zuflucht nahm, als ihn die Armee des Sultan Morats angrif, und die er lange herzhaft vertheidigte, bis seine eigne Soldaten Untreue an ihm begiengen, und wo er nach

der

der Uebergabe in seinem Zelte schlafend erschlagen wurde.

Aiasaluck ist jetzt ein kleines, von wenig türkischen Familien bewohntes Dorf, das größtentheils an der Südseite des Schloßhügels zwischen Ruinen und Gebüschen liegt. Ein vernachläßigtes Kastell, eine große Moschee, eine verfallene Wasserleitung, armselige Hütten und den Einsturz drohende Gebäude, so zwischen wild verwachsenen Gebüschen zwar mahlerische, aber doch klägliche Ueberreste untereinander mischen; sind über die ganze Ebene verbreitet. Manche Gebäude empfehlen sich noch bis jetzt sowohl von innen als außen, aber diese wenigen sind auch nicht mehr im Stande, den Ort von seinem Untergange zu befreyen. Aiasaluck.

In einer Entfernung von 30 Meilen, liegt die wegen ihres wunderbaren Tempels der Diana heilig, und wegen der Ueberbleibsel des alten Ephesus berühmte Stadt Ephesus. Man täuscht sich in angenehmer Erwartung reizender Gegenden. Der Boden ist hier schlecht bebaut, einige Weinberge, Oelbäume und schlechtbestellte Ackerfelder, ist alles, was sich dem Auge darbietet, ja selten sieht man einen schlechtgewachsenen Baum; aber überall findet sich, daß die Natur von dem Fleiße des Menschen verlassen, seufzet. Ephesus heißt jetzt bey den Türken Aja-Soluk, und ist nur ein kleines Dorf, mit einem alten, ganz verfallenen Kastell. An der Stelle des alten Ephesus gegen Westen, (denn dieses ist nicht mehr an der Stelle des alten, sondern mehr gegen Osten) findet man noch eine Menge Ruinen und unterirdische Gänge, welche Trümmer von dem alten Dianen-Tempel sind. Vergeblich dachten die Erbauer jenes prächtigen und unter die sieben Wunderwerke der Welt gerechneten Dianen- Ephesus.

Tempels, daß ihre zweyhundertjährige Arbeit, ihre unbeschreibliche Mühe und verschwendete Kosten wider alle ihre Absichten nicht nur Ewigkeiten nicht sehen, sondern der Wandrer stehen und fragen würde, was hie gestanden habe? Gegen das Ende des eilften Jahrhunderts erfuhr Ephesus mit Smyrna gleiches Schicksal. Ein türkischer Seeräuber, Tangripermes, ließ sich hier nieder, aber der griechische Admiral, Johann Dukas, besiegte ihn in einer blutigen Schlacht und verfolgte die fliehenden Türken. Im Jahr 306 war Ephesus eine der Städte, die von den Erpressungen des Großherzogs Roger litten, und zwey Jahr hernach ergab sie sich dem Sultan Saysan, welcher künftigen Eroberungen vorzubeugen, die meisten Einwohner nach Tyriaeum versetzte, und sodann ermorden ließ. Nach dieser Zeit ist die Geschichte dieser Stadt unzuverläßig, und allem Ansehen nach muß Ephesus ein Ort geworden seyn, der seinen Nachbarn wenig interessant gewesen ist. Als nun der Einwohner wenig und die Mauer des Lysimachus zu weitläuftig zur Vertheidigung, für eine Ausbesserung aber zu baufällig schien; so fanden sie es für zuträglicher, der Stadt durch Aufführung einer gemeinen Mauer einen engern Umfang zu geben. Die jetzigen Epheser sind einige griechische Bauern, die in der äußersten Armseligkeit, Abhängigkeit und Unempfindlichkeit leben. Als Repräsentanten eines glorreichen Volkes bewohnen sie die Trümmern seiner vormaligen Größe; einige die Grotten der prächtigen Gebäude, die es aufführte; andre die Gewölber unter den Stadium, das einst die gedrängte Scene seiner Vergnügungen war; und noch andre die Gräber an dem gähen Absturz, die seine Asche verwahrten. Sie lag schon in der Asche und Ruinen, als der Kaiser, Justinian, Konstantinopel mit ihren prächtigen Statüen anfüllte,

und

und seine Sophien-Kirche auf ihre Säulen stützte. Seit dieser Zeit ist sie fast gänzlich ausgeleeret; ihre Straßen sehen traurig aus und sind mit Gras überwachsen, und Vögel nisten jetzt an den Stellen, wo ehedem die christliche Religion gewartet und auf den Koncilien gepfleget wurde.

Kuhadasi.

Anderthalb Meilen von Ephesus liegt **Kuhadasi**, von den Europäern **Scala nuova** genannt. Sie ist an dem Abhang eines Hügels, und an einer Bay gelegen, welche ein um so vortrefflicheres Ansehen empfängt, indem sich die Häuser eins über das andre erheben, und theils mit Moscheenthürmen, theils mit hohen, starken, schlanken Zipressen untermischt sind. Ihr Hafen ist eben, jedoch nicht groß, wiewohl oft voll von kleinen Schiffen. Vor ihm liegt eine alte Festung auf einem Felsen oder Insel, die stark von wilden Gänsen und Seemeven besucht wird. In ältern Zeiten gehörte dieser Ort den Ephesern, die ihn gegen eine Stadt in Karien an die Samier vertauschten. Die meisten Einwohner sind Türken, und die Ausfuhre des Orts bestehet meist in Wein, Rosinen und Getraide; und es werden auch allerley Waaren, um benachbarte Orte und Länder damit zu versehen, hier eingeführet.

Guzelhissar.

Guzelhissar ist eine gute Stadt, deren Häuser zwischen waldigen Hügeln zerstreuet liegen, die von sehr hohen Bergen eingeschlossen, von denen einige so weiß wie Kreide sind. Die ganze Gegend ist mit Marmorbruchstücken übersäet, und zwischen Moos und Gras modern die Ruinen eines prächtigen Theaters, Säulen und Altäre.

Milleß.

Milleß, bey den Türken **Melasso**, ist eine kleine Stadt von schlechten Häusern, woselbst aber

noch viele Ueberreste der alten Stadt zu sehen sind, unter denen sich besonders der Tempel des Augustus und Roms hervorthut, welcher von vorzüglicher Baukunst zeiget. Man baut in hiesiger Gegend Tabak, dessen Güte man in der ganzen Türkey rühmet, aber es befinden sich auch hier Uebel, die beyde gleich unangenehm sind, und zwar ungesunde Luft, und ein Uebermaß von Scorpionen, die sich sogar in alle Spalten verkriechen.

Karahissar. Eine ziemlich große Stadt und der Sitz eines Pasche, ist Karahissar, die wir vorzüglich deswegen bemerken, weil hier das Opium in großer Menge bereitet wird. Die Türken haben hieselbst zehn Seleucus. Moscheen. Und ein andrer Ort ist Seleucus, der, nebst der ganzen Gegend, einen Ueberfluß an Baumfrüchten hat, mehr denn alle andere Länder in der Türkey.

Eski-Scheher. Mehrere Anzeige verdient die Hauptstadt des Districts Sultan Eugni, Namens Eski-Scheher. Sie liegt am Flusse Pursak, in einer grossen Ebene, welche mit Wein- und andern Gärten angefüllt ist. Sie besteht aus zwey Theilen, die eine französische Meile weit von einander entfernt sind. Sie hat viele Springbrunnen von warmen Wasser.

Angora. Angora, die Hauptstadt des Districts von Angura, ist der Sitz eines Pascha und liegt an einem Hügel, auf dessen Spitze ein Kastell stehet, welches einer kleinen Stadt ähnlich sieht, und sowohl von Christen, als Türken bewohnt wird. Der Mangel an Holz in hiesiger Gegend nöthiget die Einwohner, zu Kuhmist ihre Zuflucht zu nehmen, und ob die Stadt selbst schon eine ansehnliche Bevölkerung von ohngefähr 100000 Seelen hat, so

ist

ist ihre Lage und innere Einrichtung doch keinesweges angenehm. Die Straßen sind schmal und die Häuser von ungebrannten Backsteinen. Unter verschiedenen ehrwürdigen Ueberresten des Alterthums, zeichnet sich besonders ein Gebäude aus, welches man für einen Tempel des Augustus hält, an welchem noch manche Verzierungen und Aufschriften befindlich sind. Was Angora für allen andern bekannt macht, ist erstlich der in hiesiger Gegend erzeugte vortreffliche Wein und Reiß, und dann der Stadt am vortheilhaftesten ist das außerordentliche feine und schöne Haar der ihr und ihrer umliegenden Gegend, ganz eigenen Ziegenböcke, welches man zu nichts andern, als zu Kamelotten oder zu Garn verarbeitet; dessen Ausfuhre nach Europa, einen so beträchtlichen Handelsgewinn gewährt.

II. Das Land der Karamanen.

Die gegen Morgen am mittelländischen Meer liegende Landschaft Karmania, oder wie es nach dem Wortverstande, die Familie der Schwarzen heißt, war vor Zeiten derjenige Theil Asiens, den die Griechen Cilicien nannten, und die Landschaften Capadocien zum Theil, Lycaonien, Isaurien, Pamphylien, Lycien, Pisidien und einen Theil von Groß-Phrygien, einschloß. Bevor wir aber etwas über diese Landschaft sagen, müssen wir das Mißverständniß erwähnen, woher diese Einwohner mit dem Namen, die Schwarzen, belegt sind, da sie doch, so wenig als die übrigen Bewohner desselben Himmelsstriches, diese Farbe haben. Kara bedeutet eigentlich schwarz, und Man, ein Haus oder Familie, allein dieser Beyname gründet sich vielmehr darauf, weil sie ursprünglich ihre Wohnungen unter schwarzen Zeltern aufschlugen; und noch sind ihre Zelter eigentlich nur mit Roßhaaren und Thierhäuten bedeckt, unter denen sich

sich auch viele, sogar des Winters aufhalten. Die hier von dem übrigen Klima ziemlich abweichende hitzige Luft, entzieht jedoch der Fruchtbarkeit des Bodens nichts, und viele Produkte erzeugen sich hier nicht nur in Menge, sondern auch in vorzüglicher Güte. Man baut z. B. gutes türkisches Korn und Weizen, Melonen, Gurken, Granatäpfel, Zitronen, Pomeranzen, Baumwolle und verschiedene Arten der wohlschmeckendsten Baumfrüchte, unter denen sich eine vortreffliche Gattung Aprikosen befindet. Gemüse sind vortrefflich, und als Seltenheit wächst hier die Wurzel Taupalac, in der Gestalt eines Taubeneyes; ingleichen baut man eine Pflanze, so blaue Blumen trägt, mit deren Körnern der hier bereitete Safian blau gefärbt wird. Ueberhaupt scheint hier die Natur manches Seltene hingelegt zu haben, das wohlthätige Belohnungen gewähren würde, wenn Menschen da wären, die ihr diese Geschenke abforderten. Hierher rechnet man auch noch den unter verschiedenen Landseen, ganz vorzüglich ausgezeichneten See Beyschari, welcher auf zweyhundert italiänische Meilen im Umfange geschätzt wird, und nicht nur vortreffliche und ungeheuer große Fische liefert; sondern auch wegen der Salzigkeit seines Wassers berühmt ist, die so weit gehet, daß Körper, welche hineingeworfen werden, in sehr kurzer Zeit mit einer Salzrinde überzogen sind, woher auch die ganzen umliegenden Gegenden das nöthige Salz nehmen. Daß endlich die Handlung mit Wein, Getraide, Baumwolle und Stoffen im besten Zustande ist, ist nicht zu läugnen; daß aber, wie man sagt, der türkische Kaiser im Nothfall, eine Macht von 4000 Mann streitbarer Truppen aus diesem Lande ziehen sollte, verdient wohl noch stärkere Beweise, die uns auch daher zu der

nähern

nähern Betrachtung von dieser Landschaft, und zuförderst zu dem District von Konia leitet.

a) Der District von Konia.

Die Provinz Konia gränzt gegen Westen an die Länder Adama und Merasche, gegen Norden an Sivas und einen Theil von Natolien, gegen Westen, an ein andres Stück von Natolien, gegen Süden, an die Landschaft Ichtil. Heut zu Tage ist die Stadt gleiches Namens, so ehemals ein Sitz der seldschucidischen Sultane war, die Hauptstadt der Provinz und die Residenz eines Pascha. Sie ist groß, wohl bevölkert und liegt in einer weitläuftigen, reichlich mit Gärten und Weinbergen versehenen Ebene. Eine große Anzahl Bäche, so gegen Abend aus den Bergen entspringen, fließen in die Stadt, nachdem sie die Felder und Gärten gewässert haben, woraus endlich ein See, in derselben Ebene entstehet. Die Stadt hat gute Mauern und Gräben, und ihre zwölf Thore sind auf den Seiten mit Thürmen versehen. Auf einem derselben, stehen eine Menge Figuren, die sich von den Zeiten der Griechen herschreiben, und besonders Eine, so die Sonne vorstellet, welche von zwey Engeln getragen wird, und dann die Bildsäule des Herkules, an der aber der wesentlichste Theil, nämlich der Kopf fehlt. Sowohl die hiesigen Armenier als Griechen, haben jede eine Kirche, und der griechische Metropolit, steht unter dem Patriarchen von Konstantinopel.

Konia.

Ohnweit der Stadt ist ein ansehnlicher Flecken, Erekli genannt, und liegt in einem Thal zwischen Bergen, welche die Landeseinwohner, für zugeführte Erde ansehen. Die Viehweiden sind auf dem Abschuß des Gebirges Ardouste, welches drey Meilen von der Stadt entfernt liegt. Sein Strom entspringt aus einem Felsen dieses Berges, der zwar nahe an seiner

Erekli.

seiner Quelle sehr klein ist, aber dermaßen anläuft, daß man beym Flecken nicht durchwaden kann. Man leitet ihn häufig ab, um die Felder und Gärten zu wässern, hernach strömt er in der Ebene durch das Schilf, und verliert endlich sein übriges Wasser in einem holen Felsen. Uebrigens findet man Früchte und Gewächse in Ueberfluß, vorzüglich verschiedene Arten Birnen.

Ak-Scheher. Ohngefähr drey Tagereisen nordwestwärts, liegt eine mittelmäßige Stadt Ak-Scheher genannt, und zwar in dem mittägigen Ende einer großen Ebene, die von Bergen umkränzt wird, welche sich von Osten gegen Westen erstrecken. Beym Eingange in die Stadt sieht man eine große Moschee, wovon der Giebel eingestürzt ist. Nasreddin Kadjia, ein bey dem Mohämedanern sehr hochgeschätzter Mann, liegt hier auf dem Gottesacker einer schönen Moschee begraben.

b) Der District Kaiseri. Der gegenwärtige Name der Stadt gleiches Namens, mit dem Districte Kaiseri, ist ohnstreitig das alte Kappadozien; jetzt noch eine schöne Stadt in einer Ebene auf der mitternächtlichen Seite des Berges Erdgische oder Erdjasib, vor Alters Argaus genannt, welcher seiner vorzüglichen Höhe wegen, sein Haupt in einer großen Entfernung schon sichtbar macht, um so mehr, da sein Gipfel stets mit Schnee bedeckt ist. Auch hier sind noch Ueberreste alter Denkmäler ehemaliger Größe, allein die jetzige neue Stadt liegt eine halbe Stunde von dem Berge entfernt, an dessen Fuß die erste alte Stadt gestanden haben mag, und um sie ganz zu umgehen, bedarf man auf zwey Stunden, und ihre mit Thürmen versehene große Mauern, sind von Quatersteinen errichtet. Sie ist mehr als das alles noch sehr volkreich, und in 180 mohämedani-

sche

sche Kirchspiele getheilet, in deren jede, entweder eine Moschee oder eine Kapelle ist. Die Griechen haben hier eine Kirche und die Armenier drey. In der Gegend dieser Stadt am Fuß des Berges Kormerz, entsteht der Fluß Seihan, der nach Adana läuft, In allen folgenden Districten, als Kirscheher, Nikde, Akserai und Isbarteh, sind keine vorzüglich erhebliche Oerter, die alle nur mehr oder minder Dörfer, kleine und elende Flecken sind, an denen weder von außen, noch von innen etwas zu ihrem Lobe gesagt werden mag.

Der Distrikt
c) Kirscheher.
d) Nikde.
e) Akserai und
f) Isbarteh.

Noch ist anzumerken, daß der District Itschel, welcher eigentlich zu dem Gouvernement von Cypern gehört, ein Stück vom alten Cilicien ist, und Osten an das Land Aintob, gegen Westen an Antalia, gegen Norden an Karamanen, und gegen Süden an das Gouvernement Selefkio nebst dem mittelländischen Meer gränzt. Merkwürdige Oerter sucht man vergebens, und außer Ayas und Payas oder Bojas, ist keine, die der Anzeige werth wäre. Erstere ist auch nur wegen Alterthümern berühmt und das vorzüglich, wegen einer Schlacht, wo Alexander den Darius überwand; letztere liegt am Ende eines großen Meerbusens, der von dem mittelländischen Meer gemacht wird. Die Lage der Stadt von derjenigen Seite des Landes, wo sich die Ebne endiget, ist vorzüglich schön und der Boden an guten Limonen, Pommeranzen u. s. w. vorzüglich fruchtbar; nur daß die Luft ungesund ist, daher die Einwohner im Sommer mit andern das Schicksal gemein haben, sich auf den Bergen aufzuhalten, welches Gelmeye, bey dem Alten Amanus hieß. Die große Landstraße geht unten an diesem Gebirge hin, und sodann bey dem auf den Gipfel erbaute, Schloß Merkiez vorbey,

Ayas.
Payas.

woraus

woraus Pagas und Eskienderoun kann beschossen werden, welcher letztgenannte Ort gemeiniglich Alexandrette heißt; ein Ort, woselbst die Luft eben so tödtend ist.

III. Das Gouvernem. Adana.

Kaum erheblich war das kleine Gouvernement Adana, als es von dem Gouvernement Haleb abgesondert wurde und nur aus den Districten Sis und Tarsus bestund; allein es ist noch viel unbeträchtlicher geworden, seit Tarsus dem cyprischen Antheil zugeeignet ist.

Adana.

Die Stadt Adana, wo ehemals eine beträchtliche Stadt auf einem großen Berge erbauet, an dessen Fuß ein kleiner Strom läuft, und nach ihrer Zerstörung, ihr voriges ganzes Ansehen verloren hat. Sie ist zwölf Meilen von Tarsus entfernt und liegt an dem westlichen Ufer des Flusses Seihan, worüber eine schöne steinerne Brücke geht. Auch von hier müssen sich zur Sommerzeit die Einwohner wegen ungesunder Luft, auf dem Gebirge aufhalten.

Sis.

Die Stadt Sis war zwar ebenfalls in mittlern Zeiten, die Hauptstadt von klein Armenien, heutiges Tages aber in sehr geringen Umständen.

IV. Das Gouvernem. Merasche.

Die Gränzen dieser Landschaft sind die Provinz Sivas, das Land der Karamanen, Adana und Aintab. Die Luft ist darin im Sommer für die Europäer höchst unerträglich, der Boden aber nichts destoweniger fruchtbar; und nur etwas mehr Bearbeitung würde ihn noch viel tragbarer machen. Korn und alles Getraide, Wein, Baumwolle, Flachs, Granatäpfel, Zitronen, Pomeranzen u. dgl. wächst in vorzüglicher Güte und Menge; und ob auch Mangel am Holze ist, so wächst dafür ein Rohr einen Daumen dick, welches dieselbe Stelle vertritt. Eben so wenig geht ihnen an Pferden, Kame-

Kamelen, Hirschen, Maulthieren u. s. w. ab, ihre Seen sind voll der besten Fische, und die Luft voll herrlicher Sangvögel. Alles hat mit einem Wort die Natur gethan, um diesen Ort zum angenehmen Aufenthalt der Menschen zu machen, allein gegenwärtig hat sie ihre Absicht wenig erreicht, und überhaupt stehen die hiesigen Einwohner in dem Ruf der Unsittlich- und Gelehrigkeit, jedoch treiben sie mit Wein, Getraide, Kamelot, Ziegenhaar, Leder, Baumwolle, Tapeten u. s. w. einen einträglichen Handel. Die Hauptstadt, welche auch der Sitz eines Pascha ist, führt den Namen der Landschaft, ist aber weder schön noch merkwürdig. Groß, sehr alt, und in der morgenländischen Geschichte berühmt, ist zwar die Stadt **Malatia**, allein außer den angenehmen Aussichten und einer Menge schöner Gärten außer der Stadt, woselbst sich die Einwohner meist aufhalten, ist in ihr nichts erhebliches zu finden.

V. Das Gouvernem. Siwas.

Dieser Landschaft in vielen Stücken gleich, ist das Gouvernement **Siwas**, welches gegen Osten an einige Districte des Gouvernements Arzerum und Diarbekir, gegen Süden an Merasche und Karaman, gegen Westen ebenfalls an Karaman und Anadoli, gegen Norden aber an das schwarze Meer gränzt. Diese Landschaft wird im eigentlichsten Sinn, das **Land Rum** genannt, denn sonst hat das Land Rum, welches die Sultane der Seldschuken von Rum beherrscht haben, einen viel grössern Umfang gehabt. Der vornehmste Fluß dieses Landes, ist der **Kizil-Irmak**, vor Alters Halys, welcher gegen Osten von Siwas, in der Gegend Kodsche-Hisar auf einer Ebene entstehet, und dann seinen Lauf von Osten gegen Westen nimmt, bis er nach manchen Umwegen, oft

zwischen Felsen hindurch bricht, und dann sich in das schwarze Meer ergießt. Nach ihm folgt an Größe der, der ehedem Iris hieß, und ebenfalls, nachdem er andre Flüsse aufgenommen, seinen Ausfluß ins schwarze Meer nimmt. So angenehm, rein und temperirt die Lage und Luft dieser Gegend ist, so hat sie doch für die Europäer immer noch zu viel Wärme, dafür aber bringt der Boden, der fruchtbar ist, und es bey mehr Kultur noch mehr seyn würde, Korn, Wein, Safran, überflüßig Holz und auf den Gebirgen, die herrlichsten und gesündesten Kräuter hervor, so wie Kamele, Pferde, Mauleseel, Schafe und Ziegen mehr anzutreffen sind, als man hier suchen würde, auch selbst Wölfe, Hirsche, nebst zahmen und wilden Federvieh. Ihre Handlung besteht vorzüglich in Tocater-Wein, Korn, Ziegenhaaren u. s. w. Nur daß diesen Einwohnern eben nicht die beste Lobrede gehalten wird, weil Raub und Diebstahl hier mehr als anderwärts gemein ist. Die Hauptstadt und der Sitz eines

Siwas. Pascha ist Siwas, eine mittlere, aber doch mit einer Mauer umgebene Stadt. Interessanter aber

Tocat. ist Tocat; sie ist wohl bevölkert, groß, zwar offen, hat aber ein Kastel zum Schutz, welches auf einem hohen und steilen Felsen liegt. Was ihr vorzüglichen Werth beylegt, kann man am besten an den Mitteln abnehmen, die ihr zu ihrem Ansehen behülflich sind, als z. B. die Luft ist hier vorzüglich rein und gesund. In der Stadt sind viele Moscheen und Herbergen, Bäder, Gärten und Weinberge. Man verarbeitet viel Kupfer und blaues Kordouanleder, man treibt starken Handel mit indianischer Leinwand, die zu Basra aufgekauft, und von hier aus nach Konstantinopel verschickt wird. Mit den hier in Menge wachsenden Safran, wird nach Indien starker Handel getrieben.

ben. Ueberhaupt wird diese Stadt sehr von Kierwanen besucht, woselbst sich die, so aus Persien kommen, meist von hier theilen, und nach Smyrna oder Konstantinopel gehen.

Eine ihr ähnlich, wenigstens an Größe und fruchtbaren Boden, ist die am Fluß Iris gelegene Stadt Amasia, welche von Bergen so eingeschlossen liegt, daß man nur auf einem Wege zu ihr kommen kann. Vortrefflicher Wein, auf einem Hügel ein Kastel, und vortreffliche Gärten, verschönern ihr Ansehen. In den übrigen Districten, als Dschanik, Bozavik, Tschurum, Divrigui und Arebkir, sind keine der Anzeige werthe Orte, den einzigen Divrigui ausgenommen, woselbst in einem Dorfe Kiesme, welches Christen bewohnen, sehr ergiebige Eisengruben sind, ingleichen gegen über vortreffliche Magnete, und zweytens in dem Flecken Kiemakhe am Euphrat, wohin im Frühjahr eine Menge kleiner Vögel an Grösse der Sperlinge, in großen, oft die Sonne verfinsternden Haufen kommen und sich ohne Scheu niederlassen. Eine Speise für die Einwohner, welche sehr angenehm seyn soll. Amasia.

Unter den Inseln, welche im Meer Marmora, bey den Türken die weiße See, liegen, ist Papas eine Insel, die im Eingange des ismidischen Meerbusens sich befindet, und zuweilen auch die Priester- oder Mönchs-Insel genannt wird; eine Benennung, die verschiedene, bey einander liegende Inseln gemein haben, ob sie gleich eigentlich nur der größten von den Inseln zukömmt, welche nahe beym festen Lande, unweit Kartal liegt. So fruchtbar aber diese kleine Inseln sind, so werden sie doch wenig angebaut, und diese wenigen Einwohner, so meist Griechen sind, leben meist vom Insel Papas.

Fischfange. Auf einigen sind kleine Städtchen, auf andern gar keine, und sie sind also auf alle Weise sehr unbeträchtlich.

Insel Marmora.

Eine andere, Marmora, ist drey geographische Quadratmeilen lang und fast eine Meile breit, dabey so angenehm für das Auge, als ergiebig der Boden, und dieß vorzüglich wegen ihres vortrefflichen weißen Alabasters. Die meisten Einwohner sind Christen, und an der See hin sind sechs kleine Marmora. Oerter, unter denen das Städtchen Marmora seines vortrefflichen Weins wegen bekannt ist. Zwar ist es immer nichts mehr und nichts weniger als ein kleiner unbeträchtlicher Ort, von dessen sechs Klöstern bereits zwey verfallen, die übrigen aber kaum von zwey oder drey Mönchen bewohnt sind, jedoch aber wird es jährlich für fünf Beutel, oder für 2500 Rthlr. verpachtet. Außer einigen, eben so wenig der Anzeige werthen Inseln, bemerken wir diejenigen, so im Archipelagus (bey den Türken das Meer) gelegen sind und unter diesen zuförderst

Die Insel Tenedos.

Tenedos, zwar sehr klein, kaum von 200 griechischen und 300 türkischen Familien bewohnt, dabey aber so vortrefflich angebaut und an Weinbergen so fruchtbar, daß selbst in Konstantinopel keine Weine beliebter sind, als die von Tenedos. Auf der ganzen Insel ist nur ein Flecken mit einem Schloß, daß den Eingang in den Hafen verwehrt, und einige Säulen sind hier noch Denkmäler ehemaliger Größe.

Die Insel Metelino.

Dafür ist Metelino, das alte Lesbos, das Vaterland der Dichterinn Sappho, der berühmten griechischen Musiker, Arion und Trepanter, des Geschichtschreibers Callios ꝛc. eine der schönsten Inseln im Archipel. Sie ist gut angebaut und bringt Getraide, Seide, fürtreffliche Früchte, Feigen

gen, die in der Levante am meisten geschätzt werden, nebst guten Wein hervor, der seiner Güte wegen, schon bey den Alten im Rufe stand. Der größte Handel der Insel besteht in Oel, das, wenn es auch schlecht, doch im Ueberfluß ist, bloß in Konstantinopel verkauft wird. Zuförderst stehet diese Insel unter dem Kapudan Pascha von den Inseln im weißen Meere; und von dem, was die Insel hervorbringt, bezahlen die Christen den fünften, die Türken hingegen den siebenten Theil. Man giebt an, es befänden sich auf ihr gegen 120 Dörfer, meist aber von Einwohnern bewohnt, die Arbeitsamkeit nicht immer zu ihrer Hauptneigung, und Ausschweifung nicht immer zu ihrem Hauptverbrechen machten; wenigstens waren die ältesten Einwohner in diesem schlimmen Rufe, und ihre Nachkommen sollen noch wenig gethan haben, diese Nachrede auszuwischen. Die Stadt liegt sehr schön, man sieht von derselben, vermöge ihrer am Hügel erbauten Lage, schöne, wohlbebaute Felder, wohlbesetzte Hügel, Gärten mit anmuthigen Lusthäusern. Ihr Hafen ist gut und die Stadt verspricht viel; allein so bald man hineinkömmt, findet man sie kothig, die Gassen enge, die Häuser schlecht gebauet, wie alle Städte in der Levante. Uebrigens sind die Einwohner durch den Handel bey gutem Vermögen und vorzüglich das weibliche Geschlecht, wegen seiner Schönheit, Putz und Gefälligkeit, berühmt. Auch findet man hier Bauplätze zur Aufbauung der Galliotten für den Großherrn, außerdem aber ist nirgends eine Spur ehemaliger Größe zu finden.

Diejenigen Inseln, so nahe bey Mytilene liegen, an der Zahl drey oder vier und rockmackische Inseln heißen, sind eben so unbedeutend als die, derer gegen 40 sind und die muskonische genannt

werden; die wenigstens aber von Menschen bewohnt und benutzt werden.

Insel Scio.

Eine von den vornehmsten Inseln des Archipelags ist Scio, welche gegen Osten von Natolien, durch einen drey teutsche Meilen breiten Kanal (lo stretto di capo bianco) abgesondert wird. Ihre Länge beträgt ohngefähr acht, und ihre Breite vier geographische Quadratmeilen, in einer Entfernung von funfzig Meilen von der Insel Mitylena, welcher sie nicht nur in allen das Gleichgewichte hält, sondern in vielen Stücken beträchtlicher ist. Der vornehmste Berg, vor Alters Pelinäus genannt, zeigt dem Auge eine lange Reihe von hohen, nackten Felsen, woran die Strahlen der Sonne zurückprallen; allein dem Auge ist dafür eine desto reizendere Scene im Thale aufbehalten, die, ohne es zu übertreiben, die ganze Gegend in einem Lustgarten verwandelt. Die Abhänge der Berge sind mit Reben bekleidet, Hayne von regelmäßig gepflanzten Limonien- Pomeranzen- und Zitronenbäumen erfüllen die Luft mit den angenehmsten Gerüchen, unter welche sich, das Auge dabey zu entzücken, Myrthen- Jesmen- Zipressen- Oel- und Palmenbäume mischen, über welche sich die hohen Moscheenthürme, nebst der großen Anzahl hoher weißer Gebäude, in malerischer Schönheit darstellen. Ihre blühenden fruchtbaren Felder sind mit Orangenbäumen, Zitronen und Weinreben besetzt, der Seidenbau ist in vortrefflichen Zustande; aber der Insel vorzüglichstes Produkt ist Mastix, ein Harz, so auf einem Baume wächst, welcher Lentiscus heißt, und nur Menschenhöhe erreicht, dabey aber die größte Sorgfalt und Wartung der Menschen erfordert. Unter 36 Dörfern, welche die ganze Insel enthält, sind nur drey auf der westlichen

chen Seite, welche Mastix bauen. Dieses den Türken so beliebte Produkt, ist blos für den Großsultan bestimmt, so daß aller andre Handel damit, als konterband angesehen wird; einige Türken kneten den Mastix unter Brod, und die Weiber kauen ihn mit vielem Vergnügen. Jeder Einwohner der drey Dorfschaften muß zwey Ockaer (etwas über drey Pfund) liefern, und was daran fehlt, die Ocka mit zwanzig Piastern bezahlen, den Ueberschuß aber bezahlt der Großsultan, den Ocka mit einem Piaster, weswegen diese Mastixdörfer auch viel ärmer als die übrigen sind, weil sie unter dem Druck der Tyranney um sovielmehr seufzen. In einem so vortheilhaften Lichte Scio aber bis jetzt erschienen ist, so einträglich der Boden für seine Bewohner sich darstellet; so wenig kann dieser Vortheil ein Naturgeschenke genannt werden, da alles dieses nur durch den unermüdeten Fleiß der Bewohner in Ueberfluß verwandelt wird. Alle schon genannte Produkte aus dem Pflanzenreiche, Getraide ausgenommen, welches kaum für drey Monate hinreichet, und also zugeführt werden muß, sind, wie gesagt, in Menge, aber der Boden nicht ergiebig und der Mangel an Weide verursacht, daß die Viehzucht gering und alles Fleisch, Ziegen ausgenommen, so sich auf den Bergen aufhalten, sehr theuer ist, ja Schafe sehr selten sind, da sich auf der ganzen Insel, außer Füchsen und Hasen, gar keine wilden Thiere aufhalten. Nur eine so ansehnliche Bevölkerung von 200000 Griechen, 20000 Türken und 3000 Katholicken, ohne noch die Juden, die sämmtlich fleißige und erwerbsame Einwohner sind, macht Scio eigentlich zu dem, was sie ist. Ohne uns aber auf eine umständliche Untersuchung einzulassen, ob das Landvolk die griechische Sprache reiner, als die in Städten sprechen,

ob das weibliche Geschlecht mit Recht schön genannt zu werden verdient, ob endlich Scio wirklich der Geburtsort des Dichters Homer gewesen? nennen wir nur noch die Produkte, so sie ausführt, ehe wir von ihren historischen Veränderungen Nachricht geben. Die Ausfuhre der Insel besteht vornehmlich in Damasten und andern seidenen Zeugen, so hier verfertiget werden, wozu aber auch auswärtige Seide erforderlich ist: Ingleichen Zitronen und chinesischen Pomeranzen. Alle Einkünfte werden aus diesen Zöllen oder der Kopfsteuer erhoben, und der Statthalter, welcher ehedem ein Pascha war, jetzt aber nur ein Musellim ist, bezahlt jährlich etwa 300 Beutel und hebt 400. Alle sieben oder acht Wochen wird ein neuer Kadi oder Richter aus Konstantinopel hierher geschickt, dessen Gerichtsbarkeit sich bis nach Chesme, auf dem festen Lande erstreckt.

Scio theilte die Unglücksfälle, die den Sturz des griechischen Kaiserthums begleiteten, mit den übrigen seines Zeitalters. Im Jahr 1093, als Räuber und Piraten im Besitz verschiedener beträchtlichen Plätze waren, eroberte Tzachas, ein türkischer Mißvergnügter, die Stadt. Der griechische Admiral, der sie für den Kaiser Alexis wieder wegzunehmen gedachte, machte eine Bresche in der Mauer, Tzachas kam ihr von Smyrna mit einer Flotte und achttausend Mann zu Hülfe, verließ aber zur Nachtzeit den Ort. Im Jahr 1306 war Scio eine von den Inseln, die unter den Bedrückungen des Großherzogs Rogger, General der römischen Armee, litten. Hierauf bemächtigten sich ihrer die Türken, so mit 30 Schiffen davor kamen, und begiengen dabey noch die Grausamkeit, daß sie alle Einwohner tödteten. Nach etlichen Jahren rüste-

ten

ten 30 edle Genueser Galeren aus, sich dieser grausamen Gäste zu entledigen, und ob es ihnen auch manchen harten Widerstand kostete, so gelang es ihnen doch auch, sich im Jahr 1346 als Befreyer dieser harten Fesseln anzusehen. Allein nur um sie wieder zu verlieren, hatten sie die Waffen geführt, denn 1349 schickte der Sultan eine Flotte von 60 Segeln aus, mit einer noch viel härtern Bevollmächtigung, die gar dahin gieng, die Insel zu verheeren und ihre Städte zu verbrennen, ihre Seeküste zu verderben und überhaupt, wenns möglich wäre, sie dem Andenken zu entreißen. Scio erfuhr viel Unglück, wenn man es aber mit dem vergleicht, was andre in den Zeiten dieser Gewaltthätigkeiten erlitten; so scheint das Glück eben so partheyisch für sie gewesen zu seyn, als es die Natur gewesen ist, und sie als eine Lieblingsinsel ausgezeichnet zu haben. Die Genueser blieben gegen 240 Jahr im Besitz von Scio, und ob sie auch 1566 während der Belagerung von Malta, durch den türkischen Admiral, der eine Garnison hineinlegte, daraus vertrieben wurden; so behielten sie doch auch in der Folge immer noch viel und außerordentliche Vorrechte. Sie bestanden aus zwey in Religionssätzen uneinigen Partheyen, die eine der griechischen Kirche zugethan, welche den Patriarchen von Konstantinopel für ihr Haupt erkannten, die andre von der lateinischen Kirche waren und den Befehlen des Papstes gehorchten, welche letztere von den Türken auch ganz frey geduldet wurden. Ihre Priester lasen Messe wie in der Christenheit, trugen den Kranken öffentlich das Sacrament, und hatten übrigens alle katholische Gebräuche, bis im Jahr 1694 eine wesentliche Veränderung vorgieng. Die Venecianer griffen in demselben Jahr das Schloß an und nahmen es weg, wobey ihnen die

Lateiner vielen Beystand leisteten, und da sich nun die Türken wieder Meister desselben gemacht hatten, mußten die letztern freylich alles von ihren Feinden fürchten, weswegen viele nach Morea flüchteten. Auch war der Erfolg ganz sichtbar. Die Türken schafften die genuesische Kleidung sogleich ab, um selbst in ihrem Anzuge nicht ein Bild ihres Besiegten zu finden, ingleichen zwangen sie dieselben, Geiseln wegen ihrer Unterwürfigkeit zu geben, und legten ihnen allerhand erniedrigende Handlungen auf, und seit dieser Zeit wenden die Türken gewiß alles an, sich in ihrem Besitz nicht wankend machen zu lassen.

Scio. Auf dieser Insel ist die Stadt gleiches Namens der erheblichste Ort. Scio hat fast im kleinen das Ansehen als Genua, die alte Stadt hat einen guten Hafen und Raum für 80 Schiffe, die gegenwärtige, so ihre Stelle einnimmt, ist auch groß, ziemlich im europäischen Geschmack gebaut und wohlbevölkert. Ueber sie erhebt sich ein nackter Hügel mit zwey bis drey Häusern auf der Spitze, wo sonst die Akropolis und nachher die Zitadelle der Griechen war. Wider alle Gewohnheit zeigen hier die Frauenspersonen das Gesicht ungeschleiert, und sollen dabey soviel natürlichen Reiz mit wahrer natürlichen Darstellung ihrer Reize vereinbaren, daß Fremde nicht selten sich mehr selbst verführen, als von ihnen verführt werden. Man verfertiget hier verschiedene seidene Waaren, ingleichen hat die Stadt einen griechischen Erzbischof und einen katholischen Bischof, der sich aber nach dem griechischen Kirchengebrauch richtet. Ob übrigens Scio noch fehlet, was ihr in Europa den Namen einer guten Stadt zu Wege bringen würde, abgerechnet des guten Weines, der hieselbst wächset, so sind doch

auch

auch manche gute Anstalten und Verordnungen, die in andern Städten der Levante selten oder nie vorkommen, sollte man auch die vielleicht unwahre, oder doch oft nachtheilige Gewohnheit unter die Policeyanstalten rechnen, daß man eine Menge Hunde auf öffentliche Kosten erhält, welche zur Nachtzeit loßgelassen werden und so die Stelle der Nachtwache vertreten. Südwärts und nordwärts dieser Stadt liegen schöne Ebenen, die erste mit lauter Gärten gezieret, welche Mauern und Häuser einschließen, welche ihr das Ansehen einer Vorstadt geben, und eigentlich die Ebene Campo heißt; die andre Livadia enthält Gärten von Maulbeerbäumen, und beide sind im Sommer der Lieblingsaufenthalt für die Einwohner. Alle andre Oerter der Insel, welche eigentlich nur Dörfer genannt werden, und von einigen auf 60 bis 80 angegeben sind, haben viel ähnliches mit den Städten, weil ihre Straßen meist schmal, ihre Häuser neben einander sind und sie durch Thore verschlossen werden. Einige der merkwürdigsten sind erstens die Schule des Homers, welches ein Platz ist, so sich am Ende der Ebene Livadia anfängt, ohnweit der See auf der Oberfläche eines Felsen, welche zu einem runden Sitz ausgehauen ist, und woselbst der Dichter Homer gelehrt und seine Gedichte für die Nachwelt verfertiget haben soll. Ein anderes Dorf ist Valisso, ein District voll kleiner Hügel, wo vortrefflicher Wein wächst, auch viele Seide zubereitet und eine Menge Feigen eingemacht wird.

Ipsara, eine Insel, etwa anderthalb geographische Meilen lang und halb so breit. Wein ist ihr vorzüglichstes Produkt, gehört dem General Gouverneur der Insel, oder den Kapudan Pascha, dem sie jährlich zwey Beutel, oder 1000 Rthlr. entrichtet. Ipsara.

Im

Ins. Samos. In einem ungleich bessern Ansehen steht die schon bey den Alten eben so genannte und vortheilhafte Insel Samos, von den Türken Suham Adassi genannt, welche ungefähr tausend Schritt vom festen Lande abliegt, und etwa 16 geographische Meilen im Umfange hat. Zwar ist sie ein bergichtes und felsichtes Land, das aber nichtsweniger als unfruchtbar, sondern deren Rücken mit Ueberfluß von Holz versehen ist, so wie ihr Inneres den herrlichsten weißen Marmor enthält. Schon bey den Alten galt Samos wegen seiner vorzüglichen Fruchtbarkeit sehr viel, und gegenwärtig findet man noch auf ihr zuförderst eine Bevölkerung von etwa 12000 Seelen, die freylich ehedem ansehnlicher war. Seide, Baumwolle, vorzüglich schönen Wein, edle Früchte, weiße Erde oder Seife, sehr viel Geflügel, Hasen, wilde Schweine, Ziegen, Rehe sind im Ueberfluß zu finden. Man hat große Viehheerden, nur richten die Wölfe auch zuweilen schreckliche Verwüstungen darunter an. Man findet Eisen, Farbenerden, Jaspis u. s. w. Wie ergiebig das einzige Produkt des Weins ist, beweiset, daß jährlich für 60000 Piaster, die Tonne zu 4 Piaster gerechnet, davon verkauft werden. Demohngeachtet sollen die Einwohner, so insgemein Griechen sind, in dem ärmsten und elendesten Zustande leben, und alle der Gewinn ihrer Ausfuhre der theils genannten Produkte, als auch an Holz, soll immer nicht hinreichend seyn, diesem Mangel abzuhelfen, so lange nicht die Sitten ihrer Einwohner eine bessere Richtung erhalten, und Sparsamkeit und Nüchternheit, die Stelle der Verschwendung wie der Trunkenheit vertritt, worin auch ein Hauptgrund verborgen liegt, daß diese Insel lange nicht so volkreich ist, als sie seyn könnte und ehemals auch war. Es befindet sich nur ein Aga und sieben

oder

oder acht Türken auf der Insel, auch der Aga kömmt nur einmal im Jahr, um den Kopfschatz einzunehmen, daher jedes Dorf für seine Policey selbst Sorge trägt. Der Wohnort des Aga ist im besten Orte Kopa, und überhaupt sind auf der ganzen Insel nur gegen 14 Dörfer, von denen alle Einwohner fünf Piaster Karatsch von jedem Kopfe, und den siebenten Theil aller Produkte ihres Bodens im Gelde geben müssen. Die Summe dieses Schatzes beträgt ohngefähr 6450 Thlr. jede Person bezahlt an den Sultan 5 Thlr. und die Papas bekommen vom Kopf 10 Sous, alle Abgaben aber eines Einwohners von Samos zusammen, betragen jährlich 6 Thlr. 10 Sous, eine Summe, welche immer noch von einer gelinden Regierung zeiget. Die Einwohner des Dorfes Meteline sind der Moskee Tophana zu Konstantinopel durch einen Kapudan Pascha vermacht, dem der Sultan Selim II. dieses Dorf geschenkt hatte. Auf dem Platze der alten Stadt Samos findet man noch viele Ruinen und Bruchstücke des prächtigen Juno-Tempels. Wenn übrigens das weibliche Geschlecht wirklich damals schon so häßlich war, als es das jetzige seyn soll, so dürfte man sich auch nicht wundern, daß die Verehrung der Juno hier vor der Venus den Vorzug hatte.

Einer der häßlichsten und unwirthbarsten Felsen im Archipel, ist Patino oder Patmos, der bey 300 Einwohnern kein Holz, nur etwas Geflügel und eine geringe Ausfuhre von baumwollnen Strümpfen hat, so sie bis nach Venedig bringen. Fast alles was sie zu ihrem Unterhalt bedürfen, muß ihnen von andern Orten überlassen werden, und schon zur Zeit der Römer war sie nur als ein Ort angesehen, der für die Verbannten gut genug Insel Patmos.

nug wäre. Sie erlegt jedoch jährlich etwa 500 Thlr. Kopfsteuer, nebst 200 Thlr. andre Abgaben, ohne die Geschenke zu rechnen, welche sie dem Kapudan-Pascha und seinen Officiers geben muß. Die Stadt liegt auf einem Berge, und man kann weiter nichts von ihr sagen, als daß sich in ihr ein großes Kloster, dem H. Johann gewidmet, ein Nonnenkloster nebst etwa 700 Häusern befindet, und daß sich außerhalb der Stadt am Berges Abhang ein Kloster befindet, worin eigentlich der ehedem hieher verbannte Johannes gelebt und geschrieben haben soll.

Eine andre zwar bergichte, aber doch fruchtInf. Rhodis. bare Insel des mittelländischen Meeres ist Rhodis, vor Alters Rhodus; so nur zwey Meilen von der südlichen Küste Klein-Asiens entfernt, und zwischen den Inseln Kandia und Cypern gelegen ist. Unstreitig gehört sie zu den besten und glücklichsten Inseln, denn ihre Luft ist gesund, der Boden ergiebig, und bringt sie auch nicht alles im Ueberfluß hervor, so wächst doch auf ihr guter Wein, Oliven, Pomeranzen, im Ueberfluß aber Rosen; ingleichen ist Ackerbau und Viehzucht, Honig und Wachs im reichen Maase, so daß in ihrem Umfange von 30 Meilen alle Vortheile eines guten Klima anzutreffen sind. Vorzüglich ist diese Insel ihrer historischen Veränderung wegen bekannt, denn als die Johanniterritter aus Palästina vertrieben waren, so nahmen sie ihren Wohnsitz im Jahr 1309 auf Rhodus, weswegen sie auch den Namen Rhodiser-Ritter erhielten. Doch ob sie auch im Jahr 1480 einen tapfern Angrif der Türken standhaft aushielten, so konnten sie doch nicht verhindern, daß sich im Jahr 1522 der türkische Kaiser Soliman der ganzen Insel bemächtigte, und, wie wir schon bey der Insel

Malta

Malta im vorigen ersten Bande von Europa gesehen, von der Zeit an bis gegenwärtig auf Malta ihren Zufluchtsort genommen haben. Weil nun dem unverbrüchlichen Gelübde der Ritter zufolge, der türkische Kaiser immer in Sorgen stehen muß, die Johanniterritter, welche 203 Jahr Herren dieser Insel waren, möchten doch früh oder spät ihren Besuch wieder erneuern; so hält er beständig eine große Macht in Bereitschaft, und im Hafen liegt gleichfalls eine zahlreiche Eskader fertig, die jedem Einfalle Troß bietet. Gegenwärtig steht sie unter den Kapudan-Pascha, und wird durch einen Pascha regieret.

Die Hauptstadt **Rhodis** liegt theils auf einer Anhöhe, theils auf der Ebene am Meer, ist ziemlich groß, nach italiänischer Manier gut gebaut, und hat ein Schloß nebst festen Mauern und Graben, wie auch zwey Hafen, wovon der eine für Galeeren bestimmt ist, beyde aber sind gut, sicher und wohl befestiget. In der Stadt wohnen Türken und Juden, die griechischen Christen aber, welche Läden darin haben, dürfen sich nur bey Tage darin aufhalten, und dann zur Nachtzeit auf nahen Landgütern oder in den Vorstädten wohnen. In dem Innern der Stadt haben die Türken eigentlich nichts zerstöret, denn viele der alten Straßen, z. B. die Gasse, welche noch die Ritterstraße heißt, ist mit den alten Wohnungen der Ritter angefüllt, und an vielen Thüren sind ihre Wappen und Namen noch häufig zu finden. Unter einem der Stadtthore wird von den Türken ein Kinnbacken von dem Drachen bewahret, den der Ritter Deodat von Gozon getödtet haben soll, der eigentlich aber der Backen eines Haifisches ist. Das ehemalige Hospital der Ritter ist nun in ein Kornhaus, und der berühmte christliche Rhodis.

liche Hauptkempel zu S. Johannis in eine türkische Moschee verwandelt. Die Bedrückungen der Türken entvölkern die Stadt und ganze Insel immer mehr, ja selbst die gewöhnliche Erbauung der türkischen Kriegsschiffe zu Rhodis giebt Gelegenheit zur Bedrückung, denn der darüber gesetzte Aufseher läßt sich das in dem Innern der Insel gefällte Holz (das sonst sehr häufig war und jetzt zu fehlen anfängt,) durch Frohnfuhren in die Stadt liefern, und die Arbeiter (deren Anzahl auf den nach Konstantinopel geschickten Listen doppelt angegeben wird,) erhalten nur den dritten Theil des bestimmten Lohnes. So bereichert sich der Aufseher, der Unterthan wird gedrückt, und der türkische Kaiser bezahlt theure Schiffe, die schlecht gebaut, auch oft vor der Vollendung schon zum Theil angefaulet sind. Ehe wir aber Rhodis verlassen, müssen wir wenigstens noch kürzlich der ungeheuern Bildsäule gedenken, die als ein seltenes Werk der Baukunst unter die Wunder der Welt gezählet wurde. Diese Bildsäule war der Sonne, oder dem Apollo, als dem Schutzgott gewidmet und aus Erz gemacht. Ihre Höhe soll gegen 90 Ellen betragen haben, und sie hatte ihren Platz bey dem Eingange des Hafens auf zwey Felsen, die 50 Schuh von einander entfernet waren, wo zwischen ihren Beinen die Schiffe in vollem Segel durchgehen konnten. Dieser Kolossus war hohl und hatte inwendig zur Erhaltung des Gleichgewichtes große Steine, der, wie man sagt, nach 56 Jahren durch ein Erdbeben umgeworfen wurde, und in dieser Stellung gegen 870 Jahr liegen blieb, bis der arabische Khalife, Moawiah, ums Jahr Christi 651 die Stadt und Insel Rhodus eroberte, und das Erz der Bildsäule an einen Juden verkaufte, der 900 Kamele damit belastete, um es wegzuschaffen, welches eine Last von 720000 Pfund betragen haben soll.

soll. Dieser Kolossus hat auch veranlasset, daß man den Rhodiern, auch den Namen Kolosser beylegte. Endlich wächst auf Rhodus das sogenannte Lignum Rhodicum oder Rosenholz, welches seines angenehmen Geruches wegen, sehr werth geachtet wird, und wie der Maßholderbaum wächst.

Zwischen der Küste von Syrien und der Küste von Cilicien, oder heutzutage Karamanien, liegt die schon in alten Zeiten interessante Insel Cypern. Ins. Cypern.
Man kann zwar über ihre eigentliche Größe nichts zuverläßiges bestimmen, da selbst alte und neue Schriftsteller noch nicht einig darüber sind, höchstens aber ihre größte Ausdehnung gegen 33 geographische Quadratmeilen in die Länge und 11 bis 16 in die Breite bestimmen. Quer durch dieselbe läuft eine Kette von Bergen, welche sie in den östlichen und westlichen Theil scheidet, und von welchen die größten der Olympus, S. Croce, oder heil. Kreuz, und Buffarento sind; so wie unter den Ebenen, die von Nassarea die größte ist, welche sich gegen 78 Meilen in die Länge, 30 aber in die Breite erstrecket. Immer wird Cypern für einen der Gesundheit nachtheiligen Himmelsstrich angesehen, und Europäer, die nicht über dieses Vorurtheil weg sind, suchen sich dieser Insel zu enthalten. Eine ungleich stärkere Hitze ist zwar auf Cypern anzutreffen, aber nicht immer ist die durch sie erzeugte, starke Ausdünstung die Ursache der hieselbst gemeinen Tertian- und Quartanfieber; welches zum öftern in der Nachläßigkeit der Diät seinen Grund haben mag; übrigens aber die Luft gut und gesund genennt zu werden verdienet, wiewohl die nördlichen Gegenden, wegen der vom Schneegebirgen wehenden Winde, die Luft dergestalt erkälten, daß die Einwohner im Winter einheizen müssen, welches sonst nirgends in

der Levante geschiehet. Obschon der Fruchtbarkeit des Bodens eben nicht eine glückliche Bewässerung zu Hülfe kömmt, so hat er doch hierauf alle Ansprüche zu machen. Der Flüsse und Bäche sind zwar nur wenig, viele von ihnen verlieren auch wohl im Winter, wegen Mangel an Regen, ihren ganzen Vorrath, daß es aber zu den Zeiten Constantin des Großen eine Zeit gegeben haben soll, wo es 30 Jahr hintereinander gar nicht geregnet, und deswegen die Insel viele Bevölkerung verloren habe, ist wohl nur eine Fabel. Um aber einen sichtbaren Beweis ehemaliger und jetziger Fruchtbarkeit des Bodens zu finden, darf man nur ihre Produkte erwähnen. Gesetzt daß auch viele ihrer ehemaligen mineralischen Güter, als z. B. Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Marmor, Vitriol, Alaun, Krystall, Smaragden nicht mehr so häufig, oder viele davon dem Namen nach fremd geworden; so wie Safran, Rhabarber und unter den Thieren die Rehe, Dammhirsche, wilde Schweine, wilde Ochsen und Fasanen, theils ausgegangen, theils ausgerottet worden sind: so liefert doch Cypern immer noch bey allen den starken Hindernissen die besten Produkte. Seide, Wolle, Färberröthe, vortrefflicher Wein, Terpentin, Coschenill, Waizen, Gerste, Coloquinten, Pech, Theer, Potasche, Salz, Johannisbrod, Breter, Umbra, Berggrün, Sesam *) und dergl. sind alles ergiebige Zweige, worauf

*) In der Höhe, Gestalt der Blätter und Blüte gleicht die Sesampflanze sehr der Blume, welche die Italiäner bell nomo nennen Wenn sie völlig reif ist, werden in den kleinen Schoten kleine Saamenkörner gefunden, und aus diesen wird Oel gepreßt, das oft die Stelle des Baumöls vertreten muß. Auch macht man auf Cypern Oel aus einem andern Gewächs Curtunia genannt.

Dieses

worauf der europäische Handel ruhet. Hiermit vereiniget sich alle Fruchtbarkeit europäischer Küchen- und Blumengewächse, die in eben so vorzüglicher Menge und Güte hier anzutreffen sind. Alle die edlen Gewächse der englischen, holländischen, französischen und italiänischen Gärten kommen aufs beste hier fort; ja unter ungleich weniger Wartung und ungebaut wachsen die schönsten Hyacinthen, Anemonen, Ranunkeln, Tazetten und Orangerie. Selbst unter den wildwachsenden Blumen ist eine kleine Pflanze, so Bienenblume heißt, weil sie diesem Insekt ähnlich siehet, deren Saft von der Wurzel ein heilsames Wundenöl darbietet. Eine andre Pflanze, Konna genannt, verdient hier einer besondern Erwähnung. Sie wird hoch und dick wie ein Granatenbaum, mit welchem sie im Stamm und Aesten viel Aehnlichkeit hat. Ihre Blätter gleichen der Myrthe und die Blüte einer großen Weintraube, woraus man ein Oel voll balsamischer Kraft bereitet, dessen Geruch den Europäern zu stark, den Morgenländern aber angenehm scheinet. Diese Blätter dürr oder frisch im Wasser gekocht, geben eine angenehme Orangenfarbe, womit sich die Türkinnen und

Dieses Gewächs bildet schon, wenn es noch klein ist, seine Frucht, und treibt in etlichen Monaten zu einer Höhe, daß ganz bequem ein Mensch unter seinem Schatten stehen kann. Die Blätter sind sternförmig, und der Stamm oder Stengel befaßt einen Umfang von einer halben Elle, bleibt immer grün und sehr markigt, ohne zu einer Dichtigkeit zu gelangen. Die Frucht hat die Größe einer Bohne, in ihrer ganzen Anlage hat sie etwas ähnliches mit einer Kastanie in Ansehung der stachlichten Schaale, und inwendig verbirgt sie eine fette, ölichte Mandel, woraus das Oel bereitet wird, welches zu allem, nur nicht zum Speisen, genommen werden kann.

Griechinnen die Nägel und flachen Hände färben, in der Meinung, sich dadurch eine Abkühlung zu verschaffen. Auch bedienen sie sich ihrer, um sich zu schmücken, indem sie sich die Haare damit färben, welche Farbe aufs längste haftet, und ehedem pflegten sie ihre Pferde so zu bemahlen, welches aber nur höchstens noch an weißen Windhunden oder am Rindviehe geschiehet.

Daß bey alledem aber diese Insel einen sichtbaren Mangel an Einwohnern leidet, wenn gleich viele der besten Gegenden, selbst in ihrer traurigen Ruhe noch schön sind, fällt jedem Reisenden nur zu redend in die Augen, und er würde lieber mehr bebauete Aecker und Wiesen hin wünschen, wo ihm statt dessen nur Thimian und Majoran (nur für die Backöfen oder zum heizen bestimmt) angenehm entgegen wehen. In Ermangelung der Beschreibung ihres Landbaues, müssen wir noch etwas umständlicher über ihre Produkte und Landesbewohner seyn. Es ist bey schwerer Strafe verboten, eine Untersuchung der Mineralien vorzunehmen, oder sich nur des, dem Diamant nahekommenden Bergkrystalls, in der Höle bey Baso zu bedienen, ja es sind sogar Wachen dabey ausgestellt, die jedem den Zutritt verwehren. Eben so trifft man von vierfüßigen wilden Thieren wenige mehr an, als Füchse und Haasen, die von den Europäern, welche sich Pferde halten, stark gejagt werden. Von Geflügel giebt es Haselhüner, Rebhüner, Schnepfen und viele Arten von Wasser- auch Gesangvögel. Pferde, Esel, Widder, Ziegen, Maulthiere sind eigentlich Landesthiere, und unter den giftigen oft schädlichen Insekten giebt es hier eine Art Schlangen, die Tauben genannt, welchen Namen sie aber sehr uneigentlich führen, da sich um ihrer zu erwehren, die Landleute der Schel-

len

len an ihren Sicheln bedienen, wodurch sie aus dem Getraide entfliehen, und deren Biß oft einen gefährlichen Schmerz erzeuget. Ingleichen die cyprische Tarantul ist eine Spinne von dunkler, ins Schwarz fallender Farbe, ganz mit langen Haaren bedeckt, deren Stich schädlich, aber nicht tödtlich ist. Gift und tödtlich aber ist der Biß von der Galeere einem schmalen und platten Thiere, eine Viertelelle lang, von gelblichter Farbe, mit einer Menge Füße, so sich auf einmal bewegen. Es giebt Schlangen, deren Fleisch man isset und sehr schmackhaft seyn soll. Doch genug hievon und wir wenden uns zu den Bewohnern.

Diese höchstens 80000 Insulaner sind zwar ihren ursprünglichen Sitten und Karakter in vielen Stücken treu geblieben, allein eine so große Revolution, eine so gemischte Gesellschaft von Menschen, hat nothwendig vieles davon verändern, verunstalten und zum Nationalkarakter machen helfen, was es unter günstigern Verhältnissen und ohne Sklaverey gewiß anders geblieben seyn würde. So entartet sie übrigens auch seyn mögen, und so unmöglich ein zuverläßiges Bild von ihnen entworfen werden kann, so ist doch so viel gewiß, daß sie gemeiniglich wohlgewachsen und von Natur glücklich gebildet, dabey nüchtern und mäßig sind, wenn auch in Rücksicht auf körperliche Schönheit das weibliche Geschlecht nicht eben so glücklich dabey bedacht worden wäre, und vieles in ihrem häußlichen Betragen weniger einer Nachahmung verdienet, und wir können nicht entscheiden, ob jener Vorwurf Glauben verdienet, daß im Ganzen genommen, die Griechen (derer hier die größte Anzahl sind) dem stärksten Hange zu Ergötzungen, die Cypriotten aber bis zur Ausschweifung ergeben sind. Manns- und Frauens-

personen kleiden sich auf türkisch, ausgenommen den Kopfputz des weiblichen Geschlechtes vom Stande, welcher einer hergebrachten alten Sitte nach, hoch und prächtig ist, und bey ihnen als ein besonderes Vorrecht für andern Inseln des griechischen Reiches geltend gemacht wird. Die gewöhnliche Kleidung (alla Cypriotta) ist enger als die türkische, und bestehet aus einer Art kleinen Wams, nebst einem rothen baumwollenen Unterrock, das Oberkleid aber, welches sie Bonische nennen, ist theils von Tuch, Sammt, oder seidnen Zeug. Dieses ist ein langes Kleid, geht von den Schultern herab, hat Ermel, so angezogen werden, und reicht fast bis auf die Erde. Vorn ist es offen, und läßt also den ganzen Körper bis auf die Erde unbedeckt. Die Hemden sind von Seide, und werden im Königreiche auf die Art des weißen Flores verfertiget. Sie tragen ferner keine Schnürleiber, sondern ein kleines halbes Corset, dieses geht ihnen bis unter die Brust, und das übrige bedeckt nur ein feiner Zeug oder Hemde, welches sie um mehr Sittsamkeit bedeckt. Hals und Arme sind mit Juwelen, Perlen und goldnen Ketten geschmückt, der Kopfputz aber bestehet aus etlichen übereinandergeschlagenen nesseltuchenen, schön gedruckten Schnupftüchern, so daß dadurch eine Haube, eine Spanne hoch, gebildet wird, so hinterwärts hängt und an deren Ende ein andres, in die Form eines dreyeckiggelegten Schnupftuches angemacht ist, welches auf die Schultern herabfällt; beym Ausgehen nehmen sie einen Zipfel davon, und bedecken damit Mund, Kinn und Nase. Der größte Theil der Haare bleibt unter dem Kopfputz versteckt, außer über der Stirne, wo sie dieselbe in zwey Locken theilen, die ihnen über die Schläfe bis an die Ohren gehen, hinten liegen sie frey auf den Schultern, oder in acht

bis

bis zehn Zöpfen herab. Die Christinnen machen mehr Staat mit ihren Kleidern, so wie die Cyprierinnen sich mehr parfümiren, nur die Türkinnen sind mit einem weiß baumwollenen Tuch vom Kopf bis auf die Füße verdeckt. Noch tragen die Cyprierinnen Beinkleider, so bis auf die Erde reichen, und ihre Fußkleidung, Mesti genannt, bestehet in einer Art von kleinen Stiefeln aus gelben Leder, so bis an den Fußknöchel gehen, unter welchem sie Pantoffeln, oder Socken tragen.

In Rücksicht ihrer ehemaligen griechischen Wissenschaften und Künste, sind sie weder ihren Vorfahren ähnlich, noch haben sie ein andres Loos als jenes allgemeine, daß Unwissenheit die Stelle ehemaliger Weisheit vertritt. Der Mohämedaner Abgott ist Reichthum, und diesem frohnen alle übrige Nationen, so wie diese hier sich nicht immer der rechtmäßigsten Mittel, die Fleiß und Arbeitsamkeit allein gewähren, bedienen. Alles was den Namen Künste und Wissenschaften trägt, wird hier nur in sofern gekannt und betrieben, als es des Menschen höchstes Bedürfniß geworden ist, und der Abfall des ehemaligen blühenden Handels ist so sichtbar geworden, daß sich fast alles auf die wenige Baumwollenmanufaktur einschränkt, um nur nicht ganz ausser Verbindung mit Europa zu leben, und eben dieses gilt von mehrern Fabriken, als Leder in sähmisch, gelb, roth und schwarzen Saffian u. dgl. Bey alle dem scheint doch jener belebende Funke nicht ganz verloschen zu seyn, ob auch Müßiggang die Quelle mancher Thorheit worden ist, so blickt doch immer noch ein gewisses Talent der Lebhaftigkeit hervor, was ihre Vorfahren ehemals gewesen, und was ihr Geist und Witz seyn würde, wenn ihnen die sklavischen Fesseln abgenommen würden.

Ob sie auch hier nicht die herrschende Religion ausmachen, so sind sie doch die zahlreichste, nebst den Armeniern; die Türken haben einen Mulla, welcher das Oberhaupt des Gesetzes vorstellet, die Griechen einen Erzbischof, die Maroniten einen Erzpriester und die Lateiner zwey Pfarrer, und jeder genießt seine freye Religionsübung; nur die Engländer haben weder eine Kirche noch Bethaus, allein sie haben auch bis jetzt noch eine zu kleine Gemeinde ausgemacht, einen besondern Geistlichen zu unterhalten. Die griechische und türkische Sprache sind beyde im gemeinen Leben üblich, aber beyde sind auch verdorben, daher sich die handelnden Griechen mehr der italiänischen, selten aber der französischen bedienen.

Was die historische Kenntniß dieser Insel betrift, so wissen wir, daß die Saracenen Einfälle thaten und sie den griechischen Kaisern entrissen, wiewohl auch diese wieder im Jahr Christi 965 vom Kaiser Basilio II. vertrieben wurden, bis Richard I. König von England, Herr davon ward, und sie dem Könige von Jerusalem, Guido Veit von Lusignan einräumte, dessen Familie sie auch bis 1423 behielt, wo sie von einem ägyptischen Sultan erobert wurde. Unter dieser Regierung wurden der Insel ihre eigne Könige verstattet, die ihm und seinen Nachfolgern Tribut bezahlen mußten, bis einer der Könige 1473 sie der Republick Venedig überließ, welche den Tribut nach Aegypten bezahlte, und sie in Besitz erhielt, bis 1570 Sultan Selim II. sie eroberte, seit welcher Zeit sie unter der Botmäßigkeit des osmanischen Reiches verblieben ist.

Viele Jahre lang wurde diese Insel von einem Pascha regieret, den die osmanische Pforte dahin sendete,

sendete, bis der Wohlstand der Einwohner allmälig zu sinken anfieng, und diese sich nicht mehr im Stande sahen, die ungeheure Kosten eines prächtigen Hofstaates auszuhalten, also für das künftige lieber von einem Muhaßil, oder bloß Statthalter, regiert zu werden verlangten, welches auch sogleich geschah. Um so viel leichter ihnen aber auch dieses neue Joch geschienen haben mochte, so sahen sie jedoch gar bald, wie wenig es dem ersten nachgab, und ob sie auch nun wieder um einen Pascha baten, so ist ihnen bis jetzt noch nichts zugestanden worden. Die Einkünfte sind dem Großvicier Azem, oder Generalstatthalter des osmanischen Reichs angewiesen, weil er aber hier nicht selbst erscheinen kann, so wird die Insel an den Meistbietenden überlassen, und schickt ihn als Statthalter mit einem von ihm bevollmächtigten Hat-Sherif, d. i. geheiligten Schreiben des Sultans hierher. Diese so ganz auf Eigennutz gegründete Würde erzeugt denn auch die traurigsten Folgen, und weil es niemals an Mehrbietenden fehlt; so sucht jeder wenigstens darauf bedacht zu seyn, die Zeit zu benutzen, wo er sein Vermögen häufen kann, obgleich darüber Mangel an Gelde, Abnahme an Produkten, und was noch schlimmer ist, das Land einer Menge Bürger beraubt wird, die zu Tausenden das Land verlassen haben. So drückend auch an vielen Orten des türkischen Reiches die Abgaben sind, so ist doch fast keiner, der diesem beykömmt, indem sie hier für jeden Kopf, ohne Rücksicht auf Vermögen, zuweilen 200 Piaster jährlich steigen. Die Abgabe, oder Charadsch, welche der Sultan von seinen Unterthanen fordert, beträgt nur fünf Piaster, hier aber ist er zu 21 gestiegen; ja es gehet so weit, daß, wenn es dem Statthalter beliebt, außerordentliche Auflagen zu erpressen, er denjenigen, der einen gewissen

Namen, z. B. George und dgl. führet, auch nach einer gewissen Summe Geldes schätzet, welches sich besonders die Griechen gefallen lassen müssen. So viel Ansehen und Gewalt aber auch diese Statthalter haben, so sehr sie ihre Unterthanen bis aufs Blut aussaugen dürfen, so haben sie doch das Recht über Leben und Tod nicht, sondern, obschon 16 Gerichtshöfe sind, in deren jedem ein Cadi den Vorsitz hat, so stehen sie doch alle unter dem Mulla, ihrem Haupt, und müssen in wichtigen Fällen erst seine Einwilligung erwarten. Ihr Oberbefehlshaber im Kriege ist der Alai Bei, welcher der General der Spahi oder Reuter ist, und der Janitscharen Aga, welcher die Infanterie commandiret. Zwar sollen 3000 Spahi und 8000 Janitscharen auf der Insel seyn, jetzt sind ihrer aber von den erstern kaum 100, und von den letztern 2000, da die Oberbefehlshaber den Sold der Armee zu ihren Schätzen gehäuft haben. Im ganzen soll diese Insel jährlich 500 Beutel, oder 250000 Thaler eintragen, allein ihre grausamen Beherrscher haben diese Summe zu 310000 zu steigern gewußt. Die Insel ist in 16 Districte abgetheilet, die von eben soviel Oertern den Namen haben und deren jeder einen Aga und Cadi hat.

Nicosia. Die Hauptstadt der Insel ist Nicosia, woselbst der Gouverneur seinen Sitz hat. Zwar sind es nur Ueberreste, was man von Mauern oder grossen Wällen hier findet, jedoch bezeigen verschiedene ansehnliche Häuser, und die ehemalige griechische Kathedralkirche, so jetzt in eine Moschee verwandelt ist, ihre alte Pracht. Die Griechen haben aber unterschiedene neuerbaute Kirchen, einen Metropoliten, und die Armenier eine alte Kirche nebst Erzbischof. Alles was übrigens noch einige Anzeige ver-

verdienet, ist, man hält das Wasser hier für das gesündeste, welches auch von den Gebirge vermittelst einer Wasserleitung hierher geleitet wird. Es giebt verschiedene Manufakturen von baumwollenen Zeugen, feine Barchent und grobe Sattine.

Eine andre befestigte, aber kaum mit 300 Einwohnern versehene Stadt ist Famagusta, wo- Famagusta.
selbst die große Ebene anfängt, so sich gegen Westen mitten in die Insel hinein erstreckt. Auch hier führt man das gute Wasser durch eine Wasserleitung in die Stadt, die aber weder durch Handel, noch durch Festigkeit einiges Ansehen erhält, zumal hier das strenge Gesetz ausgeübt wird, daß innerhalb der Mauern kein Christ wohnen darf, sondern sich in den gegen Süden liegenden Flecken, Merasch genannt, aufhalten muß.

Auf der Nordseite der Insel liegt ein angenehmes Dorf an der See, und beym Anfange einer schmalen Ebene, so sich von hier längst der See gegen Westen über 7 geographische Meilen erstreckt, und wegen dem Uebermaaß der hier befindlichen Cypressen und Orangenbäume, eine der schönsten Gegenden der Insel bildet, wenn auch die Vermuthung nicht ganz gegründet seyn möchte, daß eben die Menge der Cypressen der ganzen Insel den Namen gegeben haben soll.

Außer Larnica, wo alle Waaren eingeschifft Larnica.
werden, und die Franzosen, Holländer und Engelländer ihre Konsuls haben, das demohngeachtet aber nichts vorzügliches hat, ist nichts interessantes mehr auf Cypern, und nur die hier bey Larnica befindlichen Salzteiche, die aber der guten Luft sehr ungünstig werden, verdienen noch eine Anzeige, deren Umfang auf 10 ital. Meilen gerechnet werden, ein

gutes

gutes Salz liefern, und jährlich einen Pacht von 200 Pfund Sterling einbringen.

Das Gouv. Trapezunt.

Doch wir wenden uns wieder zu dem festen Lande, und zwar zu dem jetzt kleinen Gouvernement, sonst aber ansehnlichen Kaiserthum Trapezunt. Seine Gränzen sind das schwarze Meer, die Gouv. Sivas, Arzerum, Kars, Tschildir und Georgien. Diese Provinz schließt nicht nur eine Menge hoher und steiler Berge ein, sondern sie ist auch größtentheils durchgängig uneben, doch so, daß dieses keinesweges der Fruchtbarkeit nachtheilig wird, denn viele der schönsten Ebenen sind auch mit allen Lebensmitteln sattsam versorgt, obgleich jetzt weder sein erster Zustand mehr sichtbar ist, noch Menschen da sind, die Gebrauch davon machten. Vom Jahr 1204 bis 1462 war Trapezunt der Sitz eines besondern griechischen Kaisers, bis Mohämed II. im Jahr 1460 den letzten von diesen Kaisern absetzte, und dieses Land dem seinigen einverleibte. Immer waren die trapezuntischen Kaiser der griechischen Kirche zugethan, und hatten ihren eignen Patriarchen, als aber dieses Reich unter türkische Botmäßigkeit kam, ist endlich anstatt des Patriarchen ein unter dem Patriarchen zu Konstantinopel stehender Metropolit gekommen. Am Fuße eines Hügels am

Trapezunt.

schwarzen Meer liegt die Stadt Trapezunt; ihre Mauern sind hoch und ihr Umfang mit Inbegriff der Vorstadt groß, aber die Gärten nehmen mehr Platz ein, als die Häuser, und diese sind sehr niedrig. Ueber der Stadt liegt ein Kastell auf einem Felsen, der Hafen ostwärts und nur für kleine Schiffe geschickt. Ueberhaupt macht die Stadt die Figur eines länglichten Viereckes, woher vielleicht ihr alter griechischer Name entstanden, welcher eine tischförmige Gestalt anzeiget. Sie ist übrigens der Geburtsort des

im

im 15ten Jahrhundert so berühmten Bessarions, der von der griechischen zur lateinischen Kirche übergieng und die Kardinalswürde erhielt. Die Stadt Hamischkana, welche am Abhange eines unfruchtbaren Felsens liegt, würde gar keiner Erwähnung verdienen, wenn wir nicht die Gold-Silber-Kupfer- und Bleybergwerke hieselbst erwähnen wollten, welche von den Griechen bearbeitet werden, und dies ist es auch alles, was wir über dieses Gouvernement zu sagen haben. Hamischkana

Wenig beträchtlich ist das Gouvernement Akalzike, von dem schon alles gesagt ist, wenn man sagt, daß der Boden ziemlich fruchtbar und außerdem sehr gebirgigt ist, daß seine Einwohner nebst guter Viehzucht, auch guten Wein und Honig bauen, und daß die, auf dem Gebirge Kaucasus gelegene Festung, ohnweit welcher der Fluß Kür fließt, das merkwürdigste ist. Uebrigens hat der Pascha, welcher dem türkischen Antheil an Georgien vorgesetzt ist, hier in dieser Festung seinen Sitz, welche die Türken am Ende des 16ten Jahrhunderts erobert haben. Von dem Fürstenthum Guriel, einer kleinen Landschaft am schwarzen Meere, läßt sich eben so wenig anführen. Es ist dem Fürstenthum Mingrelien, in Absicht der Naturlage und Einwohner, ganz ähnlich. Sein Fürst steht unter türkischer Beschützung, nur ist man eigentlich noch zu wenig damit bekannt, um mehr Merkwürdigkeiten davon anzuführen. Das Goub. Akalzike und Fürstenthum Guriel.

Armenien, ist diejenige Landschaft in Asien, welche in Klein- und Groß-Armenien eingetheilt wird. Die Gränzen des letztern sind gegen Norden, die Landschaft Georgien, gegen Süden, Diarbeck, gegen Westen, klein Asien oder Natolien, gegen Osten, Erivan und Adirbeizan, werden aber mit der umständlichern Klein Armenien.

Beschrei-

Beschreibung des Landes, bey der Beschreibung des persischen Reichs wieder vorkommen, wohin wir für jetzt nur verweisen; eigentlicher aber jetzt unter Klein Armenien, alle diejenigen Gouvernements verstehen, so zwischen Cappadocien, dem Fluß Euphrat und Cilicien inne liegen. Da alle diese folgenden Gouvernements mit ihren Städten und Dörfern nach manchem harten Kriege mit den Persern, unter türkischer Botmäßigkeit stehen, auch der ersten Ordnung zu Folge, jedes Gouvernement einzeln beschrieben werden soll; so läßt sich, ohne viele Zeitverschwendung, wenig, besonders im allgemeinen sagen; als daß dieses Land, wegen der gedachten Kriege, eine Menge seiner Bürger verloren hat, die entweder ihr Leben aufopferten, oder nach Persien geführt wurden, wovon wir Beweise genug bey Persien antreffen werden. Luft, Boden, Fruchtbarkeit und Karakter, so wie bürgerliche und sittliche Verhältnisse, machen keinen erheblichen Unterschied; als etwa im Kleinern bey den Provinzen selbst, zu denen wir uns hier wenden.

Das Gouv. Tschildir und Kars.

Das Gouvernement Tschildir, welches von einigen in neun, von andern in funfzehn Districte eingetheilt wird, liegt zwar in Armenien, allein die Kenntniß desselben ist äußerst unrichtig, ja selbst auf den Karten nicht angegeben, und also ohne nähere Bekanntschaft. Mehr bekannt ist das Gouvernement Kars, auch in dem Umfange des vorigen und gränzt an die unter persischer Botmäßigkeit stehenden Landschaft Eriwan. Die Hauptstadt dieses Gouvernements ist Kars, zwar nicht volkreich, aber doch groß und eine gute Handelsstadt, welche an einer Anhöhe, über derselben aber auf einem steilen Felsen ein Kastel liegt. Perser und Türken haben sich lange um diesen Ort gestritten, bis letztere

Kars.

tere sich Herren davon sahen und ihn mit Mauern und Graben befestigten. Angenehm und fruchtbar ist die Gegend hiesigen Orts, allein weiter hin nach dem folgenden Gouvernement, verliert es seine Annehmlichkeit, ja in vielen Tagereisen trift man kaum ein einziges Dorf, wohl aber hohe mit Waldungen besetzte Berge, oder schnell strömende und breite Flüsse an.

Das Gouv. Arzerum.

Die Gränzen des Gouvernements Arzerum, sind zwar ziemlich bestimmt, allein nicht so die nähere Beschaffenheit dieser Provinz und der Ursprung des hieselbst entspringenden Flusses Euphrat. Das zuverläßige davon ist die Bekanntschaft mit der Hauptstadt gleiches Namens, welche in einer schönen und fruchtbaren Ebene, am Fuße einer Reihe von Bergen liegt, von denen einige lange mit Schnee bedeckt bleiben, und strenge Winter bezeugen. Von der Größe und Menge ihrer Einwohner kann man sich den Begriff der Stadt bilden, wenn man annimmt, daß sich gegen 18000 Türken, 600 Armenier nebst 4000 Griechen darinnen befinden, die zwar nur meist in hölzernen Häusern wohnen, dabey aber ansehnliche Seidenmanufakturen treiben. Eine so gute Gränzfestung gegen die Perser, sie aber auch ist, so ansehnliche Niederlagen von den indischen Waaren hier anzutreffen sind, als z. B. Seide, Baumwolle, gemalte Leinwand und Spezereyen, Färberröthe, Rhabarber u. dergl. ferner so vortrefflich die Silberbergwerke in hiesiger Gegend sind; einen so grossen Mangel leiden doch auch ihre Einwohner an Holz, welches etliche Tagereisen weit hergeholt und oft an dessen Stelle getrockneter Kuhmist gebrannt werden muß, weil in der ganzen Gegend umher, wenig Spuren von Waldung anzutreffen sind. Auserdem

serdem ist die Stadt mit doppelten Mauern befestiget, überflüßig mit gutem Quellwasser versehen und in ihren Vorstädten, welche sie umgeben, sind den Christen ihre Wohnungen angewiesen. Der Begjlerbegji, wohnt in einem alten Kastel, der Janitscharen Aga aber in einer Schanze, dessen erstern Einkünfte man jährlich auf 15000 und des türkischen Kaisers auf 300000 Rthlr. schätzt. Aus Kupfer verfertigte Gefäße, und einiges Pelzwerk, sind die eigentlichen hieselbst verfertigten und den Handel befördernden Produkte.

Das Gouv. Wan.

Nur der in dem Gouvernement **Wan** befindliche große Landsee, einer der größten in Asien, giebt dieser Provinz einiges Ansehen, da wenig und geringe Orte in ihr anzutreffen sind, unter denen nur die Hauptstadt gleiches Namens, ein ziemlich großer und volkreicher Ort ist, den meistens Armenier bewohnen. Obiger See wird dafür auf 30 geographische Meilen im Umfange gerechnet, enthält salzichtes Wasser und in ihm befinden sich einige, doch unbeträchtliche Inseln.

Das Gouv. Schehrezur.

Das Gouvernement **Schehrezur**, welches einen Theil vom alten Assyrien und dem jetzigen **Kiurdistan** ausmacht, gränzt an Persien, und wird größtentheils von einem Volke bewohnt, welche gemeiniglich nur **Kiurden** genannt werden, deren Ursprung bald in den Persern, bald in Chaldäern, bald in Arabern gesucht wird; eigentlich aber sind es Leute, die ihre eigene Religionsmeinungen haben, so aus christlichen, mohämedanischen und heydnischen zusammengesetzt sind. So auch ihre Sprache, sie ist weder persisch, noch arabisch, noch türkisch, kömmt aber der ersten ziemlich nahe, jedoch unterscheiden sie sich unter einander selbst, sowohl in der Lebensart als Sprache, von denen einige persisch, andre

andre türkisch, alle aber, schlecht gekleidet sind. Muth und Tapferkeit sind Hauptzüge ihres Karakters, aber mit diesen vergesellschaftet sich auch, eine Lieblingsneigung zum Raube. Einige von ihnen wohnen in Zelten, die sie von den Haaren ihrer schwarzen Ziegen machen, und ziehen, da sie nur vom Viehe leben, mit ihren Heerden von Ort zu Ort; andre, und die meisten aber wohnen in Städten und Flecken. Sie sind zwar unter verschiedene Stämme getheilt, jedoch sind ihre Fürsten erbliche Herren, und entweder ganz unabhängig, oder unter persischem und türkischem Schutze, wiewohl einige gar beyder Vasallen sind, welche letztern auch die geringsten ausmachen. Dieser Theil also, so zwischen Bagdad, Mosul, Amadia und Hakiari liegt, ist seiner Beschaffenheit nach ganz steinigt, voller Berge, dessen höchster voller Salpeter, ohne Bäume und Sträucher, ja außer einigen Kräutern, unfruchtbar ist. Hier halten sich auch eine Art großer Fliegen auf, welche sich in die Erde vergraben und daselbst vortrefflichen Honig niederlegen, woraus auch ein gutes Wachs gezogen werden kann. Ingleichen sammlet man auf den benachbarten Bergen Manna, so theils im Frühjahr gesammlet und trocken ist, theils im Herbste gewonnen wird, flüssig ist, und erst mit Wasser vermischt, nach langem Kochen dicke wird. Diese nun zu dem türkischen Landen geschlagenen Districte der Kiurden, gehören zu dem jetzigen Gouvernement Schehrezur, worin Amadia, ein vorzüglicher Ort ist. Sie liegt nebst Amadia.
ihrem Kastel auf einem sehr hohen Felsen, den zu ersteigen, man eine Stunde Zeit bedarf, und dem noch die einzige Bequemlichkeit zu Hülfe kömmt, daß auf dem halben Wege ein Quell entspringt, aus welchem die Einwohner ihr Wasser in Schläuchen heraustragen.

Das Gouv. Bagdad.

Ungleich interessanter als alle vorigen Gouvernements, ist dasjenige, welches Bagdad genannt, und für das alte Chaldäa und Babylon gehalten wird, auch weil die beyden Ströme Euphrat und Tigris, sich mit einander vereinigen, hier unverkennbar, der Wohnort des ersten Menschenpaares oder das Paradies gewesen seyn soll. Doch ohne dies zu untersuchen, giebt uns die Abweichung obiger Provinzen Stof, über die Beschaffenheit dieses Gouvernements umständlicher zu seyn. Zuförderst gränzt es gegen Westen, an das Land Dschezira und an das wüste Arabien, den persischen Meerbusen und Khuzistan; gegen Osten an das Land Dschebel bis Halevan; gegen Norden, an das Land Dschezira und befaßt in der Länge von Tekreit bis Abadan 90, und in der Breite von Halwan bis Kadisie in der Wüste 60 geographische Meilen. So manche Districte aber auch hieselbst öde und unbenutzt liegen, so leicht es verbessert werden könnte; so muß man doch immer noch gestehen, daß es eins der besten Länder des türkischen Reichs ausmache; denn allenthalben, wo nicht Mangel an Wasser die Fruchtbarkeit des Bodens hindert, bringt es Getraide, Früchte und Baumwolle hervor. Auch das Thierreich giebt schöne Pferde, Kamele, Büffelochsen und Kühe, gemeine Ochsen und Schafe in großer Menge, an einigen Flüssen Löwen, wilde Schweine, Gemsen, Hasen, Hirsche, Tiger, Parther, Bären, Wölfe, Füchse, und diese letztern Gattungen Thiere sind vorzüglich auf der Seite der kiurdistanischen Gebirge. Es giebt Straußen, Gänse, wilde Enten, Kraniche, Rebhüner, Haselhüner, Wasserhüner, nebst manchen Gesangvögeln, Bienen, und in den Flüssen überflüßige Fische. Ob es schon hin und wieder sattsame Bewässerung hat, so verdienen doch die zwey Hauptflüsse, welche das Land

seiner

einer Länge nach durchwässern, einer kleinen Anzeige, und diese sind, wie oben gesagt, der Euphrat und Tigris. Vom Ursprunge des erstern, ist schon beym Gouvernement Arzerum gedacht worden, er nimmt aber hier eine Menge kleiner und grosser Flüsse und Kanäle auf, bis er sich in verschiedene Arme zertheilt, und endlich sich mit dem Tiger vereiniget. Ein gleiches thut der Tigris, er nimmt viele Flüsse in seinem Laufe auf, besonders den Fluß Diala, der seiner Stärke merkliches Wachsthum giebt, und nur im Sommer benimmt ihm theils die Wärme, theils die sich aus ihm ergießenden Flüsse, viel von seiner Größe, und dann ist es auch schwer auf ihm zu schiffen, so wie überhaupt diese Schifffahrt manche Beschwerlichkeiten hat, da ihr häufige Krümmungen, Inseln und steinichte Sandbänke, manches Hinderniß in den Weg legen, auch vorzüglich mehr auf Flößen den Strohm abwärts, mit am Boden angebrachten Schläuchen voll Wind, geschifft wird, um den seichtern Gegenden zu entkommen. Beyde Flüsse aber treten im Winter, wiewohl nicht alle Jahre, sehr stark aus, überströhmen das nächst anliegende Land, nehmen verschiedene Flüsse mit sich fort, bilden hie und da Inseln, vereinigen sich endlich wieder, und gehen alsdann in einem Strohme nach Basra, von da sie sich in dem persischen Meerbusen ergießen. An diesen Ströhmen und ihren Armen, ziehen Araber, als die alten Einwohner dieses Landes, umher, und ihre immer abwechselnden Wohnplätze erlauben ihnen auch keine andre Wohnungen als Zelte, so mit dicken Tuche von schwarzen Ziegenhaaren, (wie ihrer schon oben gedacht worden,) bedeckt sind. Sie kennen weder Künste, noch mögen sie dieselben kennen, sondern leben von der Viehzucht und tauschen in benachbarten Gegenden, wo Korn wächst, Brod

ein. Alles ist bey ihnen ihren ersten Sitten getreu; sie haben über jedes Lager oder Stamm, ein Oberhaupt, welches sie mit unterstütztem Rath ihrer ältesten Männer regieret. Schatzungen kennen sie nicht, so wenig als Putz und Kultivirung. Die Männer kleiden sich gemeiniglich in einem Mantel, worunter sie meist ein Hemde tragen. Die Frauen hingegen sind mit großen violetfarbenen Hemden bekleidet, über welche sie, wenn es kalt ist, ein Oberkleid ohne Ermel, Aba genannt, anziehen. Ohnstreitig glauben sie ihren Putz und ihre Reize am meisten zu erhöhen, wenn sie sich an den Armen und andern bloßen Theilen des Leibes, mit einer violet- oder dunkelbraunen Farbe, bestreichen, und Ringe aus Gold und Silber, so im Durchschnitt drey Finger breit sind, sich an die Nase hängen. Ihre Religionsbegriffe entsprechen ihrem rohen Zustande, sie bekennen sich zu dem sunischen Mohämedismus, werden aber auch selbst von den eigentlichen Arabern, ihrer Unwissenheit und Dummheit wegen nicht geachtet.

Bagdad.

Bagdad, der ehemalige Sitz des abbasischen Khalifen, ist heutiges Tages die Hauptstadt von Irak-Arabe: die Stadt liegt an dem östlichen Ufer des Tigers, längst welchem sie sich ohngefähr zwey Meilen weit erstreckt. Sie ist länger als breit, und mit einer Mauer von theils getrockneten, theils gebrannten Backsteinen umgeben, woraus auch ihre Häuser gebauet sind, und meist flache Dächer haben, um im Sommer wegen der außerordentlichen Hitze, darauf zu schlafen. Auch ist sie mit Außenwerken und einem sehr breiten Graben befestiget, den man ablassen und wieder mit dem Tiger anlassen kann. Es sind vier große Thore daselbst, an deren einem die Brücke sich befindet, so auf Schiffe gebauet ist, weil

weil der Strom in seinem gewöhnlichen Laufe breit, tief und reißend wird, auch zur Zeit des Wachsthums sehr anschwillt. Ihre Vorstädte sind mit der Stadt zusammenhängend, und ihre Mauern haben einen Umfang von 1203 gemeinen Ellen, und sind mit 163 Thürmen oder Bastionen besetzt. Das Schloß in der Stadt hat einen guten Graben, und erstreckt sich vom Tiger bis an das Thor Imam-Azem, worin Janitscharen zur Besatzung liegen. Das Serai des Pascha steht zum Theil auf der Mauer, die am Strome liegt, prangt als ein herrlicher Pallast mit den schönsten Gärten, voll der reizendsten Fruchtbäume und Spaziergänge; und, um ein Beyspiel anzuführen, worin man sowohl den Reichthum, als die Verschwendung eines Khalifen beysammen findet, nennen wir nur das Baumhaus, welches der Khalif erbauen lassen. Es ist dieses ein weitläuftiges Gebäude, voll grosser Säle und Gärten, wo in der Mitte des einen Saals, sich ein großes Wasserbecken befand, in welchem man einen goldenen und silbernen Baum, mit achtzehn großen Aesten sahe, aus welchen wieder eine noch größere Anzahl kleinere entsprangen, die mit allen Arten von Edelsteinen statt der Früchte besetzt waren. Auf diesen Aesten befanden sich funfzehn Figuren von Edelleuten, und eine gleiche Anzahl zur Linken des Wasserbeckens auf dem Boden. Alle diese Figuren, welche in Seide, Goldbrokat gekleidet, auch mit Säbel und Wurfspiessen bewaffnet waren, konnten sich durch ein künstliches Maschinenwerk bewegen, und bey jeder Bewegung der auf den Baum stehenden Figuren, geschahe von den Untern, ein gleiches. Die Stadt ist sehr volkreich, (unter dem Pascha stehen gemeiniglich zwölftausend Mann Miliz,) und treibt wegen der Nachbarschaft von Basra, großen Handel, und fast

nirgends sind die Lebensmittel wohlfeiler als hier; weil ihr Boden ungemein gute Datteln, Zitronen, Pomeranzen, Reiß, Getraide u. dgl. hervorbringt, zwar nicht in allzu großer Menge, so daß Getraide, Reiß und Früchte von andern Orten hergebracht werden müssen. Man theilt die Einwohner ein, in Moslemim, in Anhänger des Ali, welche letztere spottweise Ketzer genannt werden, außerdem aber in Armenier, occidentalische Christen und Jacobiten. Auch hat die hiesige römischkatholische Mission schon viele zur christlichen Kirche gebracht, zu welchem Ende sich auch ein Bischof, Capuciner- und Carmelitermönche hier aufhalten. Auch Juden befinden sich in der Stadt.

Der eigentliche Sinn des Wortes Bataih zeigt einen Morast an, und es giebt auch deswegen zwey Landschaften, so diesen Namen führen. Die erste heißt Bataih von Wasit und Basra, woselbst ein Arm des Tigers das Land überschwemmt und große Moräste bildet. Wie man behauptet, sollen sich diese Ueberschwemmungen das erstemal beym Anfange der mohämedanischen Religion, zu der Zeit, als die Perser von den Arabern sind angegriffen worden, ereignet haben, auch findet man mitten in diesen Morästen an verschiedenen Orten, Flecken und Dörfer. Die Hauptstadt von dieser Landschaft nennt sich Diamide, und ihre Einwohner, welche aus Chaldäern und Sabiern bestehen, haben einerley Religion, welche sie für des Seths Religion ausgeben, vermuthlich um ihrem Alter, Ehrfurcht zu verschaffen. Der zweyte Bezirk ist Badaih von Kioufa. Diese Moräste entstehen durch das Gewässer des Euphrats, und werden von Arabern bewohnet, welche meist in den Gerücht der Räuberey stehen, auch nicht selten die Reisenden um-

umbringen. Uebrigens befinden sich zu Bagdad eine Menge Moscheen, Bäder und andre öffentliche Gebäude, und auf vielen Seiten senken sich Minarets herab, welche das Ansehen haben, als wollten sie herabstürzen; auch hält dies das gemeine Volk für etwas wunderbares, und behauptet, sie hätten sich geneigt, um Mecca und die übrigen bey den Mohämedanern heilig gehaltenen Orte zu grüßen. Obschon an und längst dem Fluß Euphrat verschiedene kleine Orte und Dörfer sich befinden, so sind sie doch alle sehr unbeträchtlich, und außer Babel und Hilla verdienen die übrigen keiner Erwähnung. Die erste war nur ehemals groß und weltberühmt, jetzt aber kaum ihrer Lage nach recht bekannt. Man findet hieselbst, mitten in einer wüsten Ebene, nicht weit vom Euphrat, einen viereckigten hohen Steinhaufen, fast 1134 Schritte im Umfange, die theils aus sehr großen in der Sonne gedörreten Steinen, theils in ordentlichen Backsteinen bestehen. Sollten auch diese ungeheure Steinmassen nicht Ueberreste jenes Wunders der Welt, des babylonischen Thurmes seyn, so sind sie doch wenigstens Ueberreste ehedem hieselbst gelebter Einwohner, die im Stande waren, große Werke aufzuführen. Die andre Stadt Hilla, so nicht weit von diesem Steinhaufen entfernt ist, scheint, als habe sie sich aus den Trümmern der erstern erhoben. Sie ist ziemlich groß, hat ein kleines Kastell, und die erstaunliche Anzahl Palmbäume, giebt ihrer Lage die Gestalt eines Waldes, und ihre Einwohner verfertigen wollene Gürtel, seidene Schleyer, schöne Pferdezäume, Fayance und dergl.

Babel.

Hilla.

Einen Theil des beschriebenen Irak-Arabe macht das folgende Gouvernement Basra aus; es gränzt gegen Norden und Westen an Bagdad,

Das Gouv. Basra.

gegen Süden an das Land Lahsa, gegen Osten an den persischen Meerbusen. Hier werden die vereinigten Flüsse des Tigris und Euphrats, zusammen der Fluß Schartelarab genannt, und an dessen beyden Seiten liegt dieses sehr niedrige Land, welches der Ueberschwemmung noch viel häufiger ausgesetzt seyn würde, wenn nicht durch Teichen diesem Uebel einigermaßen Einhalt gethan würde, doch aber reißen auch diese oft dergestalt aus, daß sie große Verwüstungen anrichten, und die sonst von Natur ergiebigen Felder sehr verderben. Es leidet diese Provinz zwar an nichts, in Absicht natürlicher Produkte, Mangel, aber im Ueberfluß erzeuget man hier Dattelbäume, aus welchem Ueberfluß aber auch die Einwohner den besten Nutzen ziehen. Theils dient ihnen das Holz zu Balken und Bretern, auch Brennholz und andern Geräthen: die Blätter geben Säcke und Körbe: der Kern ist gestoßen eine Speise der Kamele, und ohne daß sie der Menschen meiste Nahrung ausmachen, werden sie in großer Menge ausgeführet. Zwar ist die Sonnenhitze hier äußerst drückend, Regen, Schnee und Kälte, fast fremde Erscheinungen, tödtende Pest eins der größten Uebel, und doch soll die Luft zu Basra stets gut und rein, und nur dann bösartig werden, wenn die faulen Dünste aus der Wüste hieher getrieben werden, nachdem dieselbe überschwemmt gewesen ist. Auch der berüchtigte Wind Samum soll hier zuweilen wehen, und nach einiger Berichte im Jahr 1665 im Monat Julius zu Basra 4000 Menschen getödtet haben. Diesen District haben die Türken den Arabern entrissen, und seit 1666 zu einem Gouvernement gemacht, dem ein Pascha vorgesetzt ist, der jährlich gegen 50 bis 800000 Thaler einziehet, und dessen Würde fast erblich ist, da der Hof zu Konstantinopel oft seinen

Söhnen

Söhnen diesen Rang angewiesen hat. Die Hauptstadt liegt in einer zu der Wüste gehörigen Ebene, eine halbe Meile von dem westlichen Ufer des Flusses, mit dem sie durch einen breiten und schiffbaren Kanal verbunden ist, aus dem zur Bewässerung der Stadt viele andre abgeleitet werden. Der Umfang ihrer Mauern ist aber nicht der Umfang der Stadt, sondern sie befassen auch viele Gärten und Ländereyen. Die Luft ist rein, die Gebäude in der Stadt schlecht, und nur die großen Unruhen in neuern Zeiten, so in Persien entstanden, haben Basra erhoben. Der ziemlich ansehnlichen Handlung wegen kommen Araber, Türken, Perser, Armenier, Griechen, Juden und Indianer hieher, und die Holländer, Franzosen und Engelländer haben hieselbst ihre Konsuls. Alle aus Indien kommende Waaren haben hier ihre Niederlage, und die zur Rückkehr dienenden und hier erzeugten Waaren sind Kupfer, aus Persien Getraide, Datteln, Wein, Rosenwasser, trockne Früchte u. s. w. und dies ist es auch alles, was über Basra erhebliches gesagt werden kann.

Al-Dschezira, oder Mesopotamien.

Zwischen den beyden Flüssen Euphrat und Tigris liegt Al-Dschezira, oder wie es in der griechischen Benennung Mesopotamien genannt wird, eine Landschaft, welche die Araber in vier Landschaften oder Quartiere abgetheilet, und drey von ihnen von den Stämmen, so sich daselbst niedergelassen, benennt haben. Dieser vierte Theil hat den Namen Al-Dschezira im eigentlichsten Verstande, wird auch von seiner Hauptstadt Mosul genennet. In Absicht der geographischen Nachrichten ist folgendes noch anzumerken, daß diese Landschaft in ihrem nördlichen Theile das Gebirge Taurus hat, welches in den Gegenden, wohin es

sich erstreckt, von den Anwohnern unterschiedene Namen empfängt. Diese Bergkette wechselt jedoch auch mit ungeheuern Ebenen ab, welche aber unfruchtbar und nur den öden Wüsten der Araber ähnlich sind. Selbst Bäume, (Süßholz ausgenommen) oder trinkbare Wasser sind nicht einmal vorhanden, so daß alle Reisenden sich an den Fluß Euphrat und Tiger halten müssen, so unsicher auch der Weg durch Räuber immer gemacht wird. Eine andre Bergkette, das Gebirge Hamre genannt, fängt jenseits des Euphrats an, läßt den Fluß hindurch, erstreckt sich längst der Wüste von Dschezira bis an den Tiger Bagdad gegen über, und geht durch die bagdadische Wüste, bis es sich endlich am persischen Meerbusen endiget. Unfruchtbar, aber nicht hoch sind diese Berge, und enthalten nichts, als etliche bey Mosul, ein schwärzliches Metall, welches wie Wachslicht brennet, und von den Eingebornen dieser Gegend, mineralische Mumie genannt wird. Auch hier wehet der schon angeführte Samum oder tödtende Wind, und das vorzüglich in den heißen Sommermonaten Junius, Julius und August. Weil in diesen Gegenden ein großer Ueberfluß an Schwefeldünsten zu finden ist, so soll er sich aus ihnen erzeugen, jeden, der ihn einziehet, halb rasend tödten, ja sogar der Dinte ähnlich, schwärzen, und das Fleisch am Körper zum abfallen lockern. Das einzige Mittel, wodurch sich die Araber zu sichern suchen, ist, sie werfen sich mit dem Angesicht auf die Erde. Doch wir werden bey Persien und Arabien seine Würkungen näher beschreiben, und fügen nur noch hinzu, daß in den Wüsten dieser Landschaft Dschezira sich ebenfalls die den Reisenden so nachtheiligen Räuber aufhalten, deren ganzes Gewerbe in wenigen Landbau und desto häufigern Raube bestehet.

Eben

Eben so liegt auf beyden Seiten des Tigers das Gouvernement **Diarbekir**, welches bey einer gesunden Luft auch das für seinen Nachbarn voraus hat, daß sich die Fruchtbarkeit des Bodens durch Korn, Tabak, Baumwolle, Seide, Oliven, Reiß und dgl. unterscheidet; so wie es ansehnliche Viehweiden und auf ihnen Ochsen, Kühe, Schafe, Kamele, Esel, Tyger, Füchse, Hasen, nebst andern zahmen und wilden Geflügel giebet. In der Provinz zeichnet sich ebenfalls unter den übrigen Oertern, die Hauptstadt **Diarbekir**, als eine große, reiche, wohlbefestigte und der Handlung bequeme Stadt am Tigerfluß aus. Sie ist mit einer doppelten Mauer umgeben, davon die innere 62 Thürme und 3 Thore hat, ist übrigens der Sitz des Beglerbegs, und wird von sehr vielen Christen bewohnet, welche einen sehr schönen Saffian und Korduan bereiten helfen. Noch sind in dieser Landschaft einige Stunden oder Tagereisen verschiedene kleinere Oerter, oft große Wüsten, oder Dörfer, die aber keiner Anzeige verdienen; so wie das folgende Gouvernement **Urfa** meist aus großen Wüsten bestehet, wo außer herumstreifenden Kiurden viele Tagereisen lang kein Dorf anzutreffen ist, und nur die Stadt Urfa ist einer Anzeige werth, weil sie theils der Sitz eines Pascha, dabey auch die Hauptstadt der Provinz, theils auch eine ziemlich große und mit Mauern umgebene Stadt ist. Ehe wir also uns nach Syrien wenden, gedenken wir nur noch des oben schon angezeigten und hier im eigentlichsten Sinn genommenen Gouvernements **Mosul**. Zu **Eski-Mosul**, (oder Alt-Mosul, und wie die Einwohner behaupten, dem Ort, wo die große Stadt Ninive gestanden haben soll) am Tigerfluß, sieht man nichts als Steinhaufen, und auf den Ebenen in einiger Entfernung von den Ruinen einen Bogen, welcher

Das Gouv. Diarbekir u. Urfa.

Diarbekir.

Urfa.

Das Gouv. Mosul.

welcher das Vordertheil eines Tempels, oder großen Palastes gewesen seyn mag. Der Aussage der Einwohner zufolge, soll Ninive 60000 Meilen im Umfange gehabt haben, und sey im Jahr 1073 nach der Sündfluth erbaut worden, ja sie zeigen in ihrer Nachbarschaft auch noch den Ort, den der Prophet Jonas bewohnt haben soll, dem zu Ehren sie eine Kapelle errichtet haben, welche von ihnen

Mosul. mit vieler Andacht besucht wird. Mosul ist die Hauptstadt der ganzen Landschaft Dschezira, und vorzüglich des Gouvernements Mosul; sie liegt am westlichen Ufer des Tigers in einer ebenen Gegend, hat Mauern, Gräben und auf der Flußseite einen Wall. Im Frühlinge, als der besten Jahreszeit für dieses Land, hat man daselbst eine ziemlich gute Luft, im Sommer aber ist die Hitze sehr groß, die Kälte im Winter strenge. Die Stadt ist reich, und hat tapfere Einwohner. Man treibt einen beträchtlichen Handel, besonders mit schwarzen und weißen Kattunen, welche hieselbst verfertiget werden. Auch indianische Waaren verkauft man hier, und über Haleb bekömmt man Tücher und andere europäische Kaufmannsgüter. Endlich liegt vier Tagereisen von hier noch

Kierkiouk. Kierkiouk in einer Ebene, sie hat Mauern und ein festes Kastell auf einer steilen Anhöhe, an deren Fuß ein Bach fließt. Sie ist die Hauptstadt des Bezirkes Chehrezour, und der Sitz eines Pascha. Ohngefähr zwey Stunden davon ist ein Hügel, wo nach dem Berichte der Landesbewohner, wenn man auf dem Gipfel nur ein wenig tief gräbt, eine Materie gefunden wird, die sich in der Luft dermaßen entzündet, daß sogar Wasser dabey zum kochen gebracht werden kann; die Flamme verlöscht aber sogleich, wenn man sie mit Erde bedecket. Ingleichen nicht weit davon finden sich 3 Naftaquellen, welche einen Bach bilden. Wirft man

in

in diesem Quell brennende Baumwolle, oder Stücke von angezündeter Leinwand, so folgt ein lautes, schreckliches Getöse: Anfangs fährt nur eine Flamme heraus, welche sehr hoch steiget, hernach bleibt die Quelle mit Rauch bedeckt, bis die Materie ganz verzehret ist, worauf das Feuer verlöschet. Auch fließt nahe dabey eine andre Quelle, aus der sich ein Harz auf die Ebene verbreitet, von welchem sich, wenn man unvorsichtig darüber gehen will, niemand loszumachen im Stande ist.

Die Provinz Syrien oder Soristan.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die Landschaft Syrien, bey den morgenländischen Völkern Soristan, aus dem Namen Assyrien entstanden, und begreift den Strich Landes hinten am mittelländischen Meer, welcher ehemals Syrien, Phönicien und Palästina, oder das gelobte Land ausmachte, und gegen Morgen an den Euphrat, gegen Mitternacht an Natoien, gegen Abend an das mittelländische Meer und gegen Mittag an Arabien gränzet, dessen Länge 50 und die Breite 80 deutsche Meilen beträgt, heutiges Tages aber in drey Gouvernements eingetheilet, und nach deren vornehmsten Städten auch nach ihren Namen Haleb, Tarablus und Damascht, mit Einschluß Palästina, genannt wird. Jedes dieser drey Gouvernements wird in seiner besondern Abweichung wieder vorkommen, und deswegen wollen wir hier nur eine kurze allgemeine Uebersicht liefern. Zuförderst hat Syrien längst der Küste eine Reihe hoher Berge, welche mit Pflanzen, Stauden und Bäumen bewachsen sind, und von diesen kommen viele Bäche und Flüsse, welche den hinter ihnen liegenden Ebenen eine gute Bewässerung verschaffen. Diese werden wieder gegen Osten von dürren unfruchtbaren Hügeln eingeschlossen, hinter welchen wieder Ebenen folgen,

die

die noch fruchtbar genug sind, ob sie schon kein anderes Wasser haben, als das, so im Winter durch den Regen auf sie fällt. Nach dieser Abwechselung von Felsen und Ebenen folgt eine weite unübersehbare Ebene, die auch das wüste Arabien genannt wird, und sich bis Basra erstrecket. Auch ist der Fluß Orontes nur der einzige, welcher in das mittelländische Meer fließt, auch dann noch nicht von sehr viel Bedeutung, ob er schon bey seinem Lauf mit Bächen und Seen bey Antiochien vermehrt wird. Im ganzen ist die Luft ohne Nebel, gemäßigt, doch im Sommer sehr heiß, selten aber im Winter so kalt, daß es Eis gefrieren sollte, einen Menschen zu tragen. Alle Früchte sowohl, als Gartengewächse und Blumen kommen zeitig und schön fort, ihre Früchte aber bestehen unter andern aus allerley Gattungen von Getraide, gutem Wein, Baumwolle, Oliven, Mandeln, und allerhand Gewürze. Da auch hier die heißen Winde Uebel verbreiten, so sucht man sich an vielen Orten, besonders in Städten, bey verschlossenen Thüren zu sichern, zumal sie auch selten länger als 4 bis 5 Tage anhalten, und lange nicht so tödtend, als in der Wüste Sumiel sind. Um Antiochien und an der Küste von Syrien giebt es etwas Haferfeld, bis Haleb aber findet man nichts davon, sondern sie füttern ihre Pferde mit Gersten. Ihre Erndten fangen sich schon im Monat May an, weil in spätern Monaten die Sonnenhitze die Säfte ausbrennet. Um Haleb baut man Tabak, tiefer im Lande wird er noch häufiger gebauet und starker Handel damit nach Aegypten getrieben. Sie bereiten von Rosinen und Anissaamen ein starkes Wasser, so Arak genannt wird, dessen sich Christen und Juden, nur Türken nicht bedienen, weil alles starke Getränke nach ihrer Religion verboten ist. Früchte wachsen

häufig

häufig, aber schlecht, eben so giebt es auch keine Erze, und nur bey Antiochien findet man einige Granatsteine. Des Hornviehes ist wenig in Syrien, aber der Büffelochsen desto mehr, deren man sich der Milch wegen bedienet, und der Ochsen, um nach alter Art das Korn auszudreschen, nur nicht in Haleb. Dafür giebt es zwey Arten Schafe: die einen werden Beduin genannt, und kommen den englischen ganz gleich, nur daß sie dicke Schwänze haben; der andern Art sind mehr, und haben so ungeheure Fettklumpen oder Schwänze hinter sich schleppen, die nicht selten gegen 50 Pfund wiegen. Es giebt ferner eine Art Ziegen mit großen, oft einen Fuß langen und breiten Ohren. So auch zwey Arten Gemse, deren eine Gattung sich auf den Bergen aufhält, und schön von Farbe, die andern in Thälern, schnell, aber nicht so schön sind. Auch giebt es viele Arten Kamele, welche ihren beschwerlichen Reisen durch Wüsten sehr zu statten kommen, da ein solches Thier im Nothfall 15 Tage ohne Wasser leben, und 5 bis 800 Pfund tragen kann. Eine andre Gattung Kamele wird Dromedar genannt, dies aber ist nichts weiter, als eine hohe Art arabischer Kameele, so nur schön von Bau und flüchtig ist. Die dritte Art hat zwey Höcker auf dem Rücken, ist aber außer den Karavanen selten zu sehen, und wird in Persien gezogen. Pferde sind hier sehr ausgeartet und der Türken ihre ausgenommen, nicht von gutem Ansehen. Auch hält sich hier ein im Hunger gefährliches Thier, Vielfraß genannt, auf, weil es im Nothfall auch Menschen verzehret; aber eine Art Schlangen giebt es dafür, welche die Menschen fliehen und unschädlich sind, doch giebt es auch anderes Ungeziefer, besonders verwüsten die Heuschrecken gewaltig, und doch werden sie frisch und eingesalzen eine Speise der

Ein-

Eingebornen. Nebst Bienen und Seidenwürmern findet man alle Arten der Vögel, unter denen man sich besonders der Tauben ehedem bedienet haben soll, um sie abzurichten, Briefe zu tragen, daher sie auch Botentauben genannt wurden. Auch die Falkenjagd ist gewöhnlich, und würde es bey Schießgewehr noch mehr seyn. Endlich ist auch nicht der mindeste Mangel an Fischen zu finden, da ihre Gewässer, vorzüglich der Orontes, die angenehmsten Speisen liefern. So leben in dieser Provinz eine sehr große Anzahl Menschen vieler Nationen friedlich beysammen, und dies vorzüglich Türken, Christen und Juden, unter den Christen man theils Griechen, Armenier, Maronitten verstehet, ingleichen Araber, Kiurden, Turkomannen, Ruschowanen und Tschinganen: die letztern oder Zigeuner wohnen in Zelten, oder in Hölen unter der Erde. Alle sind gesunde starke Leute, die sehr oft ein hohes Alter erreichen. Von den geringern Leuten sagt man zwar, ihre Lebensart bestünde in einer erzwungenen Ernsthaftigkeit, die mit Verstellung vermischt wäre, wiewohl man sehr selten Zänkereyen unter ihnen antrifft. Ihre Hauptvergnügungen sind in den Städten Musik und Schachspiel, so wie fast jedes Spiel, Taschenspiel nicht ausgenommen, allein für den Tanz sind sie wenig; bey ihren Feyerlichkeiten aber bedienen sie sich der Kämpfer, welche mit entblößten Körpern, so mit Oel bestrichen sind, ihre Kräfte üben. Auch leben sie sehr einfach. Ihr Brod bestehet meist in Waizenkuchen, die oft sehr schlecht gebacken sind, und in Ermangelung des Holzes oft bey Kuh- oder anderm Miste gedörret werden. Unter dem Getränke ist Kaffee ihr liebstes, der nebst Tabakrauchen die gesellschaftlichen Unterhaltungen ausmachet, welches selbst das weibliche Geschlecht nicht versaget; und noch sind sie nicht

mit

mit Weichlichkeit vergiftet, denn außer höchstens Sänften auf Maulthieren weiß man hier nichts von Verschwendung und Equipagen. Die Hauptstadt ist Haleb, oder Aleppo, eine schöne, große, wohlbevölkerte und auf vier Bergen erbauete Stadt, auf deren höchsten Gipfel ein Kastell stehet, das mitten in der Stadt liegt. Sie ist nicht nur eine berühmte Handelsstadt, wovon der Hafen Scanderona drey Tagereisen entfernt liegt, sondern sie wird auch nächst Konstantinopel und Cairo für die reichste Stadt im türkischen Reiche gehalten. Die Vorstädte werden meist von Christen bewohnet, und die Griechen haben einen Erzbischof, ingleichen die Jacobiten und Armenier einen Bischof, auch Maroniten halten sich hier auf und die Katholischen besitzen drey Kirchen. So wenig sich die Anzahl der sämmtlichen Einwohner mit Zuverläßigkeit bestimmen läßt, so irrt man doch auch nicht, wenn man ihre Zahl auf 235000 Seelen setzet, worunter 200000 Türken, 20000 Griechen, 5000 Juden und so weiter in geringerer Anzahl die übrigen Religionspartheyen seyn mögen. Daß das Ansehen dieser auf so vielen Anhöhen und sich auf sieben Meilen erstreckenden Stadt prächtig und überraschend seyn muß, ist leicht zu erachten, obschon ihre Gebäude und Straßen viel durch ihre morgenländische Bauart gegen die unsrigen verlieren müssen. Die Häuser sind viereckigt und von Steinen, oben breit und mit Kalk bedecket, oder gepflastert. Ihre Decken sind entweder schön bemalt, oder vergoldet, eben so die Thüren und Fenster, wo zum öftern etliche Zeilen aus dem Koran, oder aus ihren Dichtern angeschrieben sind; allein ein so gutes Ansehen auch die Häuser noch geben würden, soviel verlieren sie nebst den Straßen, da meist alle Fenster in den Hof, der hinter der Hausmauer ist, gehen, und also den Haleb.

Straßen eine schlechte Gestalt geben. Prächtig und schön sind viele ihrer Moscheen, derer sich auf 100 hier befinden, und die oft aus christlichen Kirchen gebaut worden sind. Mitten auf dem freyen Platz vor jeder stehet ein Springbrunnen zum Abwaschen, und bisweilen eine kleine Grotte, die auch in Häusern anzutreffen sind, wenigstens niemals, ohne eine dabey befindliche Zypresse. Für die Reisenden sind gute Kanen oder Wirthshäuser eingerichtet, woselbst sie ihre Geschäfte verrichten können, desto kleiner und unbequemer sind die Buden der Kaufleute, und seltsam ist es, daß gemeiniglich alle Thüren mit Eisen überzogen sind, da doch die Schlösser aus Holz bestehen, und mit Sonnenuntergang wird jede von den Buden geschlossen. In Absicht der Policey ist hier gewiß viel gethan, denn obgleich, wie gesagt, die Strassen auch nicht so schön ins Augefallen, so sind sie doch wohlgepflastert und werden sehr reinlich gehalten, so wie alle der Gesundheit nachtheilige Gewerbe, als Schlachthöfe, übelriechende Handwerker und dergl. nur in den Vorstädten anzutreffen sind. Auch hat die Stadt eine gute Wasserleitung, denn obschon fast in jedem Hause ein Brunnen ist, so kann es doch wegen seines bey sich führenden Salzes nicht zum Trinken genutzt werden. Die Einwohner verfertigen vorzüglich ein geringes weißes Glas, welche Arbeit aber nur etliche Monate währet, weil der Sand dazu weit hergeholt werden muß; aber desto mehr baumwollene und seidene Stoffe, und nirgends in den türkischen Landen bessere Zelte als hier. Die hier lebenden Europäer sind vornehmlich Franzosen, Holländer, Engelländer und Venetianer, welche der Handlung wegen einen Konsul halten; nirgends aber äußern die Türken mehr Freundschaft und gefälliges Betragen gegen Fremde als hier, und man vergißt gewiß dabey, daß man unter den

Tür-

Türken lebet. Die herrschende Sprache ist die arabische, wiewohl man auch türkisch spricht; und der Gouverneur ist ein Beglerbeg. An der Morgenseite der Stadt befindet sich eine große Ebene, welche etliche Meilen lang unfruchtbar ist und ganz angemessen die Wüste genannt wird. Gegen Mitternacht und Mittag auf 6 bis 7 Meilen weit, ist der Boden eben und nicht steinigt, wie dies der Fall gegen Morgen und Südwest ist. An der Abendseite ist der schnelle Fluß Coice, an dessen Ufer Gärten liegen, die aber sehr unansehnlich sind, außer daß sie gleichsam die meisten Bäume, Meilenlanger Gegenden haben, und in den umliegenden Dörfern trifft man auch kein anderes Wasser an, als Regenwasser, welches in Cisternen aufbehalten wird. Endlich befindet sich etwa 5 geographische Meilen von Haleb ein großes mit felsigten Hügeln umgebenes Thal, welches im Winter dadurch, daß man einen durchfließenden Bach aufhält, ganz unter Wasser gesetzt wird, nach dessen Ausdünstung eine Salzrinde zurückbleibt, die an einigen Orten einen halben Zoll dick ist, doch aber nicht die Schärfe des Meersalzes mit sich führet, der Ebene aber deswegen den Namen des Salzthales giebet.

Auf dem Wege nach Antiocha kömmt man zuerst zu der eisernen Brücke Dschisrul-hadid genannt, welche auf 9 Bogen über den Fluß Orontes geschlagen ist, und zwar da, wo er das Gebirge Likiam theilet. Diese Brücke hat 2 Thürme und die Thore derselben sind mit Eisenblech beschlagen. Wenn man über diese Brücke und den Fluß ist, so kömmt man bey den Trümmern der ehemaligen Stadt Antigonia vorbey, welche der syrische König Antigonus erbauete, dessen Ueberwinder Seleucus aber zerstörte, und von deren Materialien die Dschisrul-hadid.

Antiochia. Stadt Antiochia aufführte. Sie liegt an dem Strom Asc-Sou, mit dem Zunamen der Widerspänstige, weil er das Land nicht freywillig, sondern durch Hülfe der Wasserräder, welche es aus der Tiefe in die Höhe heben, bewässert. Freylich ist sie ihrem ersten Ansehen, als sich die ersten Christengemeinen in ihr bildeten, völlig unähnlich, aber dennoch ist sie bis auf den heutigen Tag eine ziemlich große und schöne Stadt. Sie liegt am Fuß eines hohen Berges, auf dessen Gipfel man ein Kastell wahrnimmt. Es scheint aber, als ob Antiochien nicht mehr auf seinem alten Platz stünde. Nach dem Bericht des türkischen Erdbeschreibers befand sich gegen Morgen eine von den Brücken dieser Stadt, die Fischerbank genannt, ingleichen ein dem Saturno geheiligter Tempel, und ein andrer dem Gott Mars, mitten in der Stadt, der seitdem die Kirche der h. Jungfrau genannt worden ist. Dieser letztere hatte 40 eherne Thürme, seine Mauern waren mit Gold und Silber übermalet, und das Pflaster von vielfarbigtem Marmor. Oliven, Weintrauben u. dgl. sind in hiesiger Gegend ungemein vortrefflich, nur daß häufige Erdbeben diese Gegend sehr oft verwüstet haben. Ehe wir also dies Gouvernement verlassen, merken wir nur noch an, daß der türkische Kaiser allezeit gegen 50000 Mann streitbare Mannschaft aus Haleb ziehet, und daß ihre Haupthandelschaft in Seide, Kamelhaaren, Ziegenhaaren, Edelsteinen und Perlen bestehet.

Das Gouv. Tarablûs. Gegen Abend vom mittelländischen Meer, gegen Mitternacht von Haleb, gegen Morgen von der syrischen Wüste und gegen Mittag vom Gouv. Damask umgeben, liegt das Gouv. Tarablûs, welches zuförderst eine gesunde und temperirte Luft hat.

hat. Der Erdboden trägt Korn, Wein, Feigen, Mandeln, Oliven, Datteln, Orangen ꝛc. an Thieren und Vögeln ist kein Mangel, nur mit Skorpionen wird dies Land häufig geplagt. Hier wohnen zwey besondere Völkerschaften, und zwar die **Drusen** und **Maroniten**: die erstern stammen von den lateinischen Christen her, wohnen um den Antilibanon herum, und sind mit dem, was ihnen die Vorsicht giebt, zufrieden, dabey zwar ungelehrt, aber desto redlicher und freundschaftlich. Die letztern wohnen meist auf dem Gebirge Libanon, und sind die geringsten und ärmsten Christen in der Levante, welche noch äußerst ungelehrig sind. Diese bekennen sich zur römischen Kirche, der Drusen Religion aber ist unbekannt: alles, was man von ihnen weiß, ist, sie sind tapfere Krieger, und vermöge ihrer harten Natur auch geschickt, die rauhesten und unangenehmen Gegenden der Gebirge zu ihren Wohnplätzen zu wählen. Dieses erwähnte Gebirge **Libanon** hat seinen Namen von der Weiße seiner Gipfel, auf welchen zum Theil das ganze Jahr hindurch Schnee angetroffen wird, und mit dem sogenannten **Antilibanon**, einem gegenüberliegenden Gebirge, gleiche Bewandniß hat. In alten Zeiten wurden die stärksten Zederbäume von hier abgeholet, allein die Saracenen haben viel beygetragen, daß gegenwärtig nur noch das Andenken davon übrig ist. Man würde sich irren, wenn man sich unter diesen Gebirgen eine Kette unfruchtbarer Hügel denken wollte; vielmehr wächst auf dem Libanon an verschiedenen Orten Getraide, Baumöl, rother und weißer Wein von guter Art, Baumwolle, Seide, Honig, Wachs, Manna und Weihrauch. Ingleichen giebt es auf diesen Gebirgen sehr fette Hammel, wilde Thiere, als Schweine, Bären und Tiger, Adler u. dgl. Ein Theil von

Tarablûs, und zwar der, so zwischen dem mittelländischen Meer und dem Libanon liegt, gehört zu dem alten Phönicien, und wahrscheinlich auch der Bedeutung des Wortes zufolge, mag es von der ehedem großen Menge der Palmbäume seinen Namen erhalten haben. Unter die merkwürdigsten Tarablûs. Orte aber gehört die Stadt Tarablûs, welche die Europäer gemeiniglich Tripolis in Syrien nannten. Sie ist ziemlich groß, mit einem ansehnlichen Kastell versehen, hat gesunde Luft, aber schlechtes Wasser, und wird von einem Pascha regieret. Ihr Hafen am mittelländischen Meer ist mit etlichen Thürmen beschützt, allein die Schiffe, so einlaufen, können nicht bis an die Stadt kommen, sondern legen sich zwischen dem Strande und zwey kleinen Inseln vor Anker. Die Einwohner der Stadt sind Türken, Araber, Christen und Juden, und die gewöhnliche Sprache die arabische. Die Griechen sind hier sehr zahlreich, und haben einen Bischof, so wie die Maroniten, so außerhalb der Stadt wohnen, auch eine Kirche, und die Katholiken ein Kapuzinerkloster haben. Der beträchtlichste Zweig ihrer Handlung bestehet insonderheit in roher Seide und Baumwolle, weswegen auch verschiedene europäische Nationen hier ihre Konsuls haben. In den umliegenden Gärten, so zum Theil schön sind, trifft man vorzüglich viel Fruchtbäume, und vornehmlich Pfirsichen an, welche aber den Franken oder Europäern natürlich zuwider sind, daher sie auch in der türkischen Mundart Frankentödter genannt werden. Sowohl gegen Süden an der Seeküste, als gegen Norden, erstrecken sich Reihen von Hügeln, welche mit großen Ebenen, Städten und Dörfern Keftern. abwechseln, als z. B. Keftern, ein anmuthiger Flecken, gegen Mittag nach Jerusalem hin. Dieser ist mit Ebenen und Kornfeldern umgeben, und mit

soviel

soviel Tauben angefüllt, daß man mehr Taubenhölen, als Wohnhäuser zählet. Zwischen den Bergen sind auch verschiedene Ueberreste alter Gebäude, welche der Vermuthung nach, Mönchsklöster gewesen seyn mögen. Gegen Abend über die Hügel führt der Weg nach einem Dorfe, und zwar unter so mannigfaltigen reizenden Naturscenen zwischen Bächen, Thälern, Höhen, Wiesen, Wildnissen, Bäumen, Kräutern und Ebenen, welche den Reisenden wenigstens für den armseligen Anblick im Dorfe Belullia entschädiget, welches nur von wenig Belullia. Christen bewohnt, aller Achtung entgehen würde, wenn sich nicht hier eine Kirche auf einer unwegsamen Höhe befände, die wohl die einzige ist, wo man unter einer beyspiellosen Armuth doch eben so feyerlich dem Unendlichen zu gefallen sucht. Diese Kirche ist ein sehr unsauberes Behältniß von ohngefähr 4 bis 5 Meßruthen ins Gevierte. Der Fußboden bestehet aus einem unebenen Pflaster, und die Decke aus etlichen mit Reißig belegten ungehauenen Balken. Der Altar ist von Erde gebauet, und oben auf der Fläche desselben sind Schiefersteine und Scherben, welche ihm das Ansehen eines Tisches geben. Es befindet sich daselbst ein kleines Kreuz von zwey in der Mitte zusammengenagelten Latten, und auf jeder Seite sind zwey oder drey alte Schilderungen, welche die h. Jungfrau, ihren Sohn u. dgl. vorstellen. Dieses sind Geschenke etlicher reisenden Mönche gewesen. Neben einem Brete, welches auf einer Pfoste ruhet, und statt eines Pultes dienet, ist ein Loch durch die Mauer gebrochen, um dem Vorleser Licht zu geben; bey aller der Armuth aber nähern sie sich diesem Orte mit der tiefsten Ehrfurcht.

Ladikia. Ferner gegen Norden von Tarablûs liegt Ladikia, oder Laodicea, eine Stadt in einer Ebene an der See, mit einem Hafen, bey dessen Einfahrt an der Nordseite ein Kastell auf einer Insel ist. Der Handel, so hier getrieben wird, bestehet in Ansehung der Ausfuhre in Baumwolle und Seide, in Ansehung der Einfuhre aber in Tabak, Reiß und Kaffee. Die größte Anzahl der Einwohner sind Griechen, welche auch einen Bischof haben, und neben diesen wohnen auch etwan 30 Familien Cyprioten, welche eine besondre Gegend der Stadt einnehmen. Hätte die Stadt nicht soviel durch Erdbeben gelitten, so würde sie ansehnlicher seyn, denn Natur und Fruchtbarkeit hat alles gethan, sie zu verschönern. Auf den Hügeln gegen Morgen sind vortreffliche Weinberge, und in dieser Gegend hat man eine besondre Art Schafe, welche 4 Hörner tragen. Dieses Laodicea aber ist nicht jenes im Alterthum so berühmte, und vermuthlich am Fuße des Berges Libanon gelegene, dessen Spur kaum mehr sichtbar ist. Alles ist dort öde und wüste, weder Häuser, noch Kirchen, noch Moscheen, sondern Raubthiere sind die Bewohner dieses Ortes, der an den allgemeinen Unglücksfällen dieses Welttheils auch seinen Antheil gehabt hat. Von Ladikia längst der See liegt ein ebenfalls schlechter Ort,

Jebilea. Jebilea, und nur durch das Grabmal des Sultan Ibrahim bekannt. Auf seinem Grabe steht ein großer, hölzerner Kasten, mit einer Decke von gemalter, indianischer Leinwand, die überall bis an den Boden reicht, und rund um denselben hängen große Knäule von Stricken, als eine Zierrath, welche die Türken ihren Todten erweisen. In dieser Gegend giebt es eine Art Leute, welche Nocres genannt werden, die eigentlich gar keine Religion haben, son-

sondern allezeit sich zu der Religion derer bekennen, die gerade unter ihnen sind, sie sind unter Juden, Christen, Türken allezeit das, was der Name andeutet.

Die Gegend nach **Tripoli** ist ausnehmend fruchtbar und mit vielen Strömen gewässert. Sie liegt etwa anderthalb Stunden von der See, und hat zwey Hügel, wovon der eine gegen Morgen, der andre gegen Abend ist, auf welchem erstern ein Schloß stehet. Die See bey der Stadt soll im Anfange von dem Sande des Ufers entstanden seyn, welcher zusammen auf einen Haufen gewehet worden, und sich täglich so sehr vermehret, daß zu fürchten stehet, alle Einwohner werden einmal ihr Grab darunter finden. Tripoli.

Das dritte zu dem südlichen Theil Syriens gehörige Gouvernement, ist **Damaschk**, mit Einschluß **Palästina**: doch von letztern werden wir unten ausführlicher sprechen. **Damaschk** ist eine uralte Stadt, welche schon zu Abrahams Zeiten, ihr Daseyn hatte, stets aber von Erdbeben sehr heimgesucht worden ist. Der Fluß Barady, und ein andrer Fege, vertheilen sich, sobald sie in die Ebene treten, in drey Arme, durchlaufen die schönen Ebenen, und kommen nach der Stadt, geben den schönsten Obstgärten Bewässerung, und vereinigen sich endlich wieder, nebst allen Kanälen in einen einzigen Strom, der etliche Meilen von der Stadt einen See bildet, der 10 bis 12 franz. Meilen lang und 5 bis 6 breit, dabey ungemein fischreich ist. Größer als die Stadt selbst sind ihre Vorstädte, die Gassen sind eng, die Häuser schlecht von ungebrannten Ziegelsteinen, und nur innere Auszierung macht einige Häuser erheblich. Von den 200 Moscheen sind einige christliche Kir- Das Gouv. Damaschk. Damaschk.

chen gewesen, und noch ist die, so ehedem Johanni dem Täufer gewidmet war, sehr ansehnlich. Ob aber das Urtheil über den Karakter der Einwohner, als ob sie nur an Vergnügen und Faulheit gewöhnte Leute wären, gegründet seyn mag, können wir eben so wenig behaupten, als das, daß man behauptet, die hiesigen Frauen wären die schönsten in der Welt. Wein und kostbare Früchte wachsen hieselbst in Menge, und eben so berühmt sind die hier verfertigten Klingen, so wie der aus Seide verfertigte Zeug, welcher von ihr den Namen Damast erhalten hat. Gegen Westen und Nordwesten von Damaschk, nach dem Gebirge Antilibanon zu, liegen eine Menge Oerter und Dörfer, unter denen

Baalbek. Baalbek der vorzüglichste ist. Nebst einer Anzahl von 6 bis 7000 Einwohnern, ist sie eine mit einer Mauer von Quadersteinen umgebene Stadt, deren Einwohner meist Türken sind. Obschon die Gebäude der Stadt eben kein sonderliches Ansehen haben, so sind doch die Alterthümer hieselbst desto erheblicher, und diese sind zuförderst ein prächtiger Tempel, das als ein Gebäude der höchsten und auserlesendsten Baukunst bewundert, und seines gleichen nie aufzuweisen hat, nur Schade, daß ein so seltenes Werk der Kunst mit jedem Jahre auch seiner Vernichtung durch Vernachläßigung näher gebracht wird. Aller Wahrscheinlichkeit nach soll es der Tempel gewesen seyn, der entweder der Venus, oder der Sonne geheiliget gewesen ist, welches letztere fast in der Bedeutung des syrischen Ausdruckes, Sonnenstadt erweislich, liegt.

Von den Gebirgen Libanon und Antilibanon gehöret auch noch zu dem Gouvernement Damaschk, das Land der Drusen, ein Volk, dessen Ursprung, wie schon oben gesagt worden ist, man nicht eigentlich

lich bestimmen kann, ja sie selbst wissen ihre Abkunft nicht. Man kann sie an der spitzigen Gestalt ihrer Köpfe am besten erkennen, indem sie die Gewohnheit haben, ihren kleinen Kindern gleich nach der Geburt dem Kopf diese Form zu drücken. Die Türken sind zwar ihre Oberherren, sie verabscheuen aber dieselben. Sie haben einen obersten Fürsten oder Emir, dem sie Abgaben entrichten, der hinwiederum dem türkischen Kaiser eine Summe für sein ganzes Land erleget.

Ingleichen am mittelländischen Meer liegen unter andern Orten die Stadt **Barut** auf einer Anhöhe an der See, in einer fruchtbaren und angenehmen Gegend, deren Schönheit die Gärten erhöhen, welche zwischen der Stadt und dem weit in die See hineingehenden Vorgebirge liegen. Alle Reisende geben ihr das Zeugniß einer schönen, volkreichen und guten Stadt, von deren Einwohnern die meisten griechische Christen sind, welche einen Erzbischof haben, und den ansehnlichsten Handel mit Seide treiben. In hiesiger Gegend läuft der Fluß **Domer**, welcher die Art hat, daß er durch geschwinden Regen dergestalt schnell anläuft, daß er für die Reisenden oft ein gefährlicher Strom wird. Er nimmt seinen Ursprung auf dem Berge Libanus, und an ihm liegt die Stadt **Sidon**, welche auch nicht einmal den Schatten ihrer ersten Schönheit und Größe aufzuweisen hat; inzwischen ist sie wohlbevölkert, und vielleicht sind noch hie und da Ueberreste des Alterthums vergraben. Der dasige französische Konsul hat den Titel eines Konsuls von Jerusalem, mit der Aufsicht über die wenigen Christen, so unter türkischer Strenge seufzen, und ist verbunden, jede Ostern diese Stadt zu besuchen. Auch **Tyrus** ist nicht das blühende

Barut.

Sidon.

Tyrus.

Tyrus

Tyrus mehr: ihre sehr wenigen Einwohner sind sehr armselig, und leben bloß von der Fischerey. Nicht ein Haus ist zu sehen, und die Stadt ist nichts, als ein Schutthaufen berühmter Schönheiten.

Palästina. Zwar gehört Palästina zu dem Gouvernement Damaschk, wie schon angemerkt worden ist, allein da es seiner natürlichen Beschaffenheit zufolge, so wie seiner historischen Kenntniß nach, immer einen großen Unterschied unter den türkischen Ländern macht; so muß uns eine kleine Beschreibung desselben einen etwas größern Raum erlauben.

Seine Gränzen sind gegen Westen das mittelländische Meer, gegen Norden Phönicien im eingeschränktern Verstande und Syrien, gegen Osten das wüste, und gegen Süden das peträische Arabien. Der Name Palästina wurde ehedem nur der Küste des mittelländischen Meeres beygelegt, bis man endlich das ganze Land zwischen dem mittelländischen Meer und Jordan darunter verstund; damals aber, als es noch ein Eigenthum des israelitischen Volkes war, lag es ungefähr in der Mitte der damals bekannten Erde und Völker. Die Länge des Landes zwischen dem genannten Meer und dem Jordan betrug gegen 53, und die Breite 10, 15 bis 20 Stundenweges, die Länge aber des auf der Ostseite liegenden Theiles machte etwa 40, und die Breite 10 Stundenweges. In Absicht der natürlichen Beschaffenheit von Palästina, ist es ein größtentheils bergigtes Land, jedoch so, daß zwischen dem Meer und dem Jordan, als dem Haupttheile des Landes, auch Ebenen mit Bergen abwechseln, ausser daß die breite und fruchtbare Ebene Mardsche Ebn-Aamer, so sich von dem Jordan quer durch das Land bis an den Berg Karmel erstreckt, durch

eine

eine Reihe Berge unterbrochen wird. Auf der Westseite längst dem Meer, von der südlichen Gränze des Landes bis an den Berg Karmel, liegt eine Ebene, welche auf 40 Stundenweges lang und von unterschiedener Breite ist; noch größer aber ist die auf der Ostseite auf beiden Seiten des Jordans und des todten Meeres, vom galiläischem See an, bis zum peträischen Arabien, welche gegen 50 Stundenweges lang und 5 breit ist. Allein sie ist mehr eine Sandwüste, als eine fruchtbares Thal zu nennen, denn ihr Boden ist meistens sandig, so daß die heiße Sonnenglut wenig darin aufkommen läßt. Unter den vorbesagten bergigten Gegenden zeichnen sich als die höchsten Berge des Landes aus, erstens der Oelberg bey Jerusalem, der Berg Quarantania welcher der höchste in Judäa seyn soll, der Berg, auf welchem Silo gestanden hat, und der höchste im ganzen Palästina seyn soll, und der Berg Thabor; alle diese Bergketten haben vielleicht von jeher das ihrige beygetragen, daß Palästina sowohl in alten, als neuern Zeiten von Erdbeben sehr entstellt worden, wie nur noch in den Jahren 1759 und 1762 ein ähnliches geschehen ist. Eine so wesentliche Naturveränderung muß auch auf Luft und Klima eine verschiedene Wirkung haben, und dieses trifft man im ganzen Lande häufig an. Im ganzen ist die Luft rein, gesund und warm, für die Fremden aber oft zu unerträglich heiß und ungesund. Schnee und Regen sind beyde gleich selten im Jahr, und von kurzer Dauer, und deswegen fallen auch ihre Erndten gemeiniglich schon mit der Gerste im Monat April, nur die große Verschiedenheit von Wärme und Kälte, im südlichen und westlichen Palästina, ferner die Güte oder Unfruchtbarkeit des Bodens, macht hierin stets eine Ausnahme.

Der

Der einzige große Fluß in Palästina ist der Jordan, welcher zur Zeit des Winters, oder im Anfange des Frühlings von dem, vom Gebirge Antilibanon herabschmelzenden Schnee um ein merkliches verstärket, im Sommer und Herbst aber wieder ausgetrocknet wird. An manchen Orten bildet dieser Fluß einen See, worin eben nicht das reinste Wasser angetroffen wird, und das reinere im Fluß öfters verdirbt, bis es sich endlich wieder durch seinen Lauf abkläret, und auch an manchen Orten und zu manchen Zeiten, so klein und Wasser arm ist, daß man gar füglich durchwaden kann. In seinem Laufe vereiniget er sich nicht nur mit verschiedenen Flüssen, sondern auch mit dem See Tiberias, der aber eigentlich vom Jordan gebildet wird. Endlich ergießt und verliert er sich in den sogenannten Salzsee, oder das todte Meer, an dem Orte, wo ehedem die schönen Städte Sodom, Gomorra, Adama, Zeboim ꝛc. lagen, die wegen der unzähligen Kanäle und Gräben den Fluß Jordan vertheilten, bis dieser See, der in seiner Breite 4, und in der Länge 13 deutsche Meilen hatte, den armen Einwohnern ihren Untergang bereitete. Außer dem Jordan nimmt dieser See auch noch andre Flüsse auf, als auf der Westseite den Kidron, und auf der Südseite den ziemlich starken Fluß Saphia und andre mehr, welche von den Bergen herabströmen. Auf so verschiedene Weise von dem See oder dem todten Meere geurtheilet werden mag, so ist er doch seiner natürlichen Beschaffenheit nach nichts anders, als ein See voll salzigen Wassers, das keinesweges schwarz, sondern klar und rein, nur vermöge des häufig aus dem Boden steigenden Erdpeches, welches sehr mit Schwefel vermischt ist, die dunkle, oft ölichte Farbe annimmt, ja die Araber wissen sich dieses Salz sehr gut zu Nutze zu machen, indem sie

dem

dem Teich oft durch Graben Wasser ableiten, und die starke Salzrinde alsdann zum Gebrauch und zum Verkauf anwenden, wie sie denn auch ein gleiches mit den großen, schwarzen Steinen thun, welche der See am Ufer auswirft, und ob sie schon nicht angenehm riechen sollen, doch zur Feuerung dienen. Endlich läßt sich es auch aus denselben Ursachen natürlich erklären, warum über dem See zuweilen Dämpfe schweben, welche jedem darüber fliegenden Geschöpf das Leben rauben können, wiewohl auch dieses noch, so wie es im ganzen See kein lebendes Geschöpf geben soll, noch stark zu bezweifeln ist. Obschon verschiedene Flüsse sich mit diesem See vereinigen; so wird er doch dadurch nicht übermäßig voll, und vermöge der Sonnenhitze, und seines eignen, hitzigen Bodens ist diese Erscheinung erklärbar, und Reisende versichern, zur Zeit der Abnahme gar deutlich Ueberreste versunkener Gebäude darin angetroffen und gesehen zu haben. Endlich ist dieser See auf seiner Ost- und Westseite von hohen, steilen Felsen umgeben, welche ganz unfruchtbar sind. Von Jericho aus ist dem See zu, der Boden allenthalben mit Salz bedeckt, und außer dem Kraut Kali, aus dessen Asche die Araber Glas und Seife bereiten, sind wenig Gewächse anzutreffen; am mitternächtlichen Ende des Sees ist der Boden sandig, und unter dem silberweißen Sande eine kohlschwarze, zähe und übelriechende Materie. Doch um zu einer nähern Bekanntschaft mit Palästina zu gelangen, wenden wir uns zu seinen Produkten.

Zuförderst sind schon jene oben genannte Berge jetzt noch nicht alle unfruchtbar, ob sie es zwar jetzt vielmehr als ehedem sind, denn sonst, ehe sich ihre natür-

natürliche Gestalt verändert hat, wuchs nicht nur der schönste Wein auf ihnen, sondern Vieh- und Bienenzucht ersetzte das, was dem andern abgieng; und ihre Thäler, die heutiges Tages wenig angebaut sind, trugen überflüßig, woher die Gewohnheit entstand, dieses Landes Reichthum in Sinnbildern oder Münzen vorzustellen. Allein seitdem dieses Land immer durch Räuber und Unglücksfälle untergraben worden ist, so hat der Anbau des Landes zurückgesetzt und dem Reisenden mehr den Anblick einer Wüste gewähren müssen. Jedoch wächst immer noch so viel, als die Bewohner zu ihrer Nothdurft bedürfen, ja auch, um auch noch andern ausführen zu können. Getraide, Hülsenfrüchte, sind beyde sehr gut und werden oft nach Konstantinopel geführt. Man baut Tabak, viel Baumwolle, die theils roh, theils gesponnen ausgehet, der Pflanze Kali ist schon oben gedacht worden, ingleichen findet man sehr gute Baumfrüchte, als Aepfel, Birnen, Pfirschen, Apricosen, Pflaumen, Mispeln, Feigen, Zitronen, Pomeranzen, Datteln, Oliven, von denen es kleine Wälder voll giebt, und wo aus Olivenöl und Asche eine Seife bereitet und ausgeführet wird, Mastix, Johannisbrod; und was gleicht der Fruchtbarkeit des Weines, ob schon dieses Produkt, der mohämedanischen Religion zufolge vernachläßiget wird; so hat man doch, ohne Fabel, Trauben von einer halben Elle und die Beeren zwey Glieder eines Fingers lang angetroffen, ja man versichert, daß von Hebron allein jährlich 300 Kamelladungen, d. i. fast 2000 Centner des edlen Syrops aus Weintrauben, nach Aegypten geschickt werden.

Eben so beträchtlich ist die Viehzucht an Ochsen, Kühen, Schafen, Pferden, Eseln, Ziegen, Kamelen, Tschakals, ein wildes

Thier

Thier, dem Fuchse gleich, so sich in ungeheuerer Anzahl befinden und unter den Heerden großen Schaden anrichten. Löwen, Tieger und Bären, sollen sich vorzüglich in dem Buschwerk des Sees Samochonitis aufhalten. Gazellen oder Antelopen sind in großer Anzahl und werden von den Arabern mit Falken gejagt. Auch jetzt noch legen viele Bienenschwärme in Felsenritzen oder holen Bäumen, daher diese wilde Art eben so ansehnlich ist, als die zahme Bienenzucht. Nur ein Uebel ist Palästina auch eigen, und dieses ist, die Heere von Heuschrecken, welche aus Arabien von Süden nach Norden ziehen und auf ihrem Zuge Palästina sehr beschädigen.

Dieses Land bewohnen nun Türken, Araber, Juden, Samariter und Christen, über deren Karakter schon an verschiedenen Orten gesprochen worden ist, und bey einzeln Fällen nachgeholt werden soll, daher wir hier nur noch der historischen Veränderung mit wenigem gedenken. Die ältesten Einwohner sind wie bekannt, Israeliten gewesen, und ihre Geschichte, so wie ihre Zerstreuung, eine zu bekannte Sache, als daß wir uns dabey aufhalten sollten. Aber im J. 637 eroberten die Saracenen ganz Palestina, und im 11. Jahrhundert nahmen die Kreuzzüge ihren Anfang, wobey es auch den Christen 1099 mit der Eroberung Jerusalems gelang, und unter den Mohämedanern eben keine christliche Niederlage verrichteten. Der Herzog von Nieder-Lothringen wurde zum König von Jerusalem ernannt, und sein Reich währte bis 1187, da der ägyptische Sultan Sala-Haddin, Jerusalem eroberte, und alle folgende neue Versuche der Christen, sich wieder in ihren Besitz zu bringen, blieben zum großen Nachtheil von Europa, vergebens. Endlich kam es im Jahr 1517 in den Besitz der

Türken, unter denen es noch stehet, von ihnen aber jeden Juden und Christen die Wallfahrt dahin freygestellt ist.

Unter den Districten, welche das heutige Palästina besesset, merken wir nun zuerst El-Rods an, und ob er zwar nur eine Stadt und 200 Dörfer befasset, so befindet sich doch darinn die Stadt, welche von jeher die erste in ihrer Art gewesen ist. Jerusalem, der Hauptort in Palestina am Berge Zion, steht auf dem ersten Platz des alten, aus der biblischen Geschichte bekannten Jerusalem, welches vom Titus Vespasianus, 70 Jahr nach Christo zerstört wurde. Was damals übrig blieb, oder wieder aufgerichtet wurde, ließ der Kaiser Aelius Hadrianus bey einer Empörung der Juden, im Jahr 136 völlig schleifen und auf der Stelle, wo die Stadt gewesen war, eine neue aufbauen, die mit römischen Bürgern besetzt wurde, und den Namen Aelia Capitolina bekam, indessen ward doch der Name Jerusalem unter den christlichen Kaisern, wieder gewöhnlich, beygelegt. Zwar erlangten die Juden im 4ten Jahrhundert vom Kaiser Julian wieder die Erlaubniß ihren Tempel herzustellen, ja er selbst erbot sich, die Kosten dazu herzugeben; (anstatt daß ihnen bey Hadrians Zeiten der Zugang zur Stadt bey Todesstrafe verboten war,) allein Hindernisse ließen dieses Vorhaben niemals ernstlich ins Werk richten. Nachdem Jerusalem nachher einige Zeit unter der Herrschaft eines morgenländischen Kaisers gestanden hatte, so gerieth es nach und nach in die Gewalt der mittlern persischen Könige, der mohämedanischen Araber, seldschukischen Osmanen, und der abendländischen Christen, die bey ihrem ersten Kreuzzuge 1099 Jerusalem eroberten, und ein christliches Königreich daselbst errichteten, welches aber durch die ägyptischen Sultane

Jerusalem.

tane zernichtet wurde. Hierauf herrschten abwechselnd die Sultane von Damaskus und Bagdad über diese Stadt, bis sie wieder dem Sultan von Aegypten unterwürfig wurde. Seit 1517, da der türkische Sultan Selim I, Herr über Aegypten wurde, steht nun Jerusalem unter den türkischen Kaisern, die sich in ihrem Titel, Diener und Herren dieser Stadt nennen.

Auf der Ost- und Westseite steht die jetzige Mauer, so 1534 erbauet wurde, auf der Stelle der alten, aber gegen Süden und Norden, hat die jetzige Stadt einen engern Umfang, so daß der Berg Zion nun außerhalb derselben ist. Auch ist es eine ganz falsche Nachricht, daß der Berg Golgatha oder der Kalvarienberg, innerhalb der Mauern sey, ob schon Pilgrimme auf eine betrügliche Weise dahin geführt werden. Wer nur einigermaßen weiß, was Vorurtheil für Gewalt über schwache Gemüther hat, der wird sich auch leicht vorstellen, daß Jerusalem, das jetzt nichts mehr von seiner ehemaligen Würde hat, doch noch von Pilgrimmen dafür angesehen wird, als sey jeder Ort und jedes vorgebliche Ueberbleibsel dasselbe, was es zu den Zeiten Christi war, oder habe wohl gar, die von Mönchen vorgegebenen kräftigen Wunder. Man zeigt den Pilgrimmen zwar fast noch jeden Ort und jedes Haus, wo irgend eine merkwürdige Person, oder Begebenheit vorgefallen sey, aber selten ist es mehr auf der Stelle, oder ist gar nicht da gewesen. Der Davidsthurm ist ein verfallenes Kastell, das von den Pisanern in der Periode der Kreuzzüge soll erbaut worden seyn. Die Straßen und Häuser der Stadt sind schlecht, man hat kein andres als Regenwasser, das in Zisternen für das ganze Jahr gesammlet werden muß, Die Einwohner sind theils mohämedanische Türken und Araber, theils Juden,

(und zwar mehr Karaiten als Talmudisten,) so allda sieben Synagogen haben; ingleichen griechische, armenische, syrische, katholische Religionsverwandte, auch Kopten, und diese letztern haben neben den Katholischen, Griechen und Armeniern, Antheil an der Kirche des heiligen Grabes, wofür sie den Türken einen ansehnlichen Tribut geben müssen. Auch ist nur den Katholicken erlaubt Messe bey dem vermeinten heiligen Grabe zu lesen, jedoch ist allen Christen verstattet, ihre Andacht dabey zu verrichten, wie denn auch jede christliche Secte ihre Mönche bey dieser Kirche hat. Die Griechen besitzen den Chor derselben, die Katholicken haben aber auch noch das Kloster zum heiligen Erlöser, das den Vätern vom heiligen Lande, einem Zweig des Franziskanerordens, gehört, und mit Mönchen aus allen Nationen besetzt ist. Der Guardian desselben ist päpstlicher Kommissarius im ganzen Orient und ertheilt den Ritterorden des heiligen Grabes, dem alle drey Jahre ein andrer in seiner Würde folget. Vortrefflich und menschenfreundlich ist die Verpflegung der europäischen Pilgrimme in diesem Kloster, welche auf keine Secte oder Religion Rücksicht nimmt; so auch im besten Zustande ist die dabey befindliche Apotheke, worin der heilsame Balsam von Jerusalem verfertiget wird. Auch haben die armenischen, koptischen und syrischen Christen ihre Kirchen und Klöster, am meisten aber die Griechen in demjenigen Theil, der an die Kirche des heiligen Grabes stößt, woselbst auch ihr Patriarch wohnt. An der Stelle des ehemaligen jüdischen Tempels, steht die mohämedanische Hauptmoschee, welche nach der von Mecca und Medina für die Heiligste gehalten wird. Der sogenannte Pallast Pilatus, ist die Wohnung des türkischen Muselim oder Befehlshabers von Jerusalem und dem dazu gehörigen Di-

strict,

stricte. Der Oelberg, welcher von den Olivenbäumen den Namen hat, womit er noch jetzt zum Theil bewachsen ist, liegt eine viertel Stunde von Jerusalem gegen Morgen und ist der Höchste von den Bergen, so Jerusalem umgeben. Zwischen demselben und dem, worauf Jerusalem steht, ist das Thal Josaphat, durch welches der Regenbach Kidron fließt. An einem Rande des Hügels am Josaphats Thal, steht unter andern ein aus Mauer hervorragendes Stück Seule, wovon die Türken vorgeben, daß Mahomet am jüngsten Tage als Richter auf dieser Seule sitzen, und die ganze Welt unten im Thal sich versammlen wird, um aus seinem Munde ihr Urtheil zu empfangen. Eben so ist z. B. das gegen Mitternacht gelegene Thor, ehedem das Thor des Tempels genannt, vermauert, weil sie einer Weissagung zu Folge glauben, daß ihr Untergang zu diesem Thore herein, ihren Anfang nehmen werde, und suchen also der Erfüllung derselben zuvor zu kommen.

Wenn man auf der Ostseite des Oelberges, etwa 15 Stadia, d. h. ¾ Stundenweges von Jerusalem gehet, kömmt man nach Bethania, einem Bethania, sehr geringen Ort, der jetzt nur wenige Häuser und eine kleine Anzahl Araber zu Einwohnern hat.

Weiter hin etliche Stunden, liegt die Wüste von Jericho, oder von Quarantania, eine Gegend, welche etliche Stundenweges die traurigste, ödeste und grauenvolleste Einöde darstellet. Sechs Stunden von Jerusalem liegt alsdann Jericho, die ehedem nicht nur wegen ihrer Güte, als auch wegen der großen hier wachsenden Anzahl Palmen bekannt war, und letzterer wegen auch die Palmenstadt genannt wurde. Allein jetzt ist keine Spur ehemaliger Schönheit mehr davon zu finden und außer einigen wenigen elenden Hütten, von Arabern bewohnt,

ist nichts mehr von ihr denkwürdiges übrig. Gegen Norden und Nordwesten von Jerusalem liegen zwar verschiedene Dörfer und Ebenen, die theils mit den angenehmsten Fruchtbäumen und Lustgärten versehen sind, allein, keines davon ist weiter sehr erheblich und daher wenden wir uns gegen Süden, Südwesten und Südosten von Jerusalem, wo zwey Stundenweges weit, das ziemlich
Bethlehem. große, volkreiche Dorf, **Bethlehem**, auf einem felsichten Berge liegt, welcher mit Thälern und Hügeln umgeben ist, die zum Theil, Getraide, Wein, Oel, Feigen und andre vorzügliche Bäume tragen, zum Theil auch unangebauet sind, im Ganzen aber eine reizende Scene darstellen. Die Menge der Pilgrimme und der Handel mit Bilderchen und Rosenkränzen, giebt diesem Dorfe eine gute Nahrung. Auch stehet außerhalb des Dorfes die Kirche über der Grotte, als dem Geburtsort des Erlösees, welche an innerer Schönheit sowohl als an Reichthümern sich gleich ist, wobey sich ein Kloster befindet, welches mit einer Mauer umgeben ist, und gleichsam drey Klöster abtheilet: das Kloster des heiligen Johannis, der sogenannte **versiegelte Brunnen Salomonis**, und das Kloster des heiligen **Saba**, werden nur hier dem Namen nach angezeigt.

Auch im zweyten District **El-Khalil**, oder **Hebron**, befindet sich nur eine Stadt und etwa 15 Dörfer, und diese, Jerusalem im Umfange einer Stunde ähnlich, ist **Hebron**, nur ohne Mau-
Hebron. ern, ohne Wälle und verfallen. Ein Theil derselben stehet auf einem kleinen Berge, und der andre, auf der darunter liegenden Ebene. Obschon die Einwohner Mohämedaner sind, so dulden sie doch auch Juden unter sich. In der Mitte der schönen großen Moschee, welche von ungeheuern Quadratsteinen erbauet ist, und ehedem eine christliche Kir-

che

che war, zeigt man die erdichteten Gräber von Abraham und Sara, zu welchen die Mohämedaner sowohl als die Christen, Wallfahrten anstellen. Syrop aus Weintrauben und Weintrauben selbst, werden in großer Menge nach Jerusalem verführt, so wie das nicht weit von Hebron gelegene Thal Mamre, reichhaltig an diesem Produkte ist.

Der dritte, wenig bergichte und aus zwey Städten nebst 300 Dörfern bestehende District, ist Gazza, mit der Stadt gleiches Namens. Gazza hat nur einen Erdwall um sich, liegt mit der einen Seite auf einer Anhöhe, mit der andern unter derselben. Ihre ehemalige Schönheit wird nur durch eine Menge marmorner Trümmern sichtbar, ist aber jetzt ein sehr uninteressanter Ort, der nur durch die häufigen Durchzüge der Kierwanen aus Syrien nach Aegypten, einiges Ansehen und Handel erhält; doch ist die ganze Gegend voll schöner tragbaren Bäume und Felder. Gazza. Eben so von ihrer Höhe gesunken und eine in den Kreuzzügen verwüstete Stadt ist Joppe, deren geringe Anzahl Häuser schlecht und von wenigen Griechen, Arabern und Türken bewohnt ist. Joppe. Am Strande der See stehen einige festere Gebäude und auf einer kleinen Klippe ein Kastell, allein das Wasser ist hier so seicht, daß sich Reisende bis an die steinerne Brücke durchs Wasser tragen lassen müssen, weil nicht einmal mäßige Boote bis dahin gelangen können.

In dem District Nabolos, welcher mit Bergen und zum Theil fruchtbaren Thälern oft angenehm abwechselt, befinden sich außer der Stadt gleiches Namens, etwa 100 Dörfer, und selbst die Stadt würde weniger erheblich seyn, wenn sie nicht ihre natürliche Lage angenehm machte. Nabolos liegt 6 Meilen von Jerusalem in einem engen Thal, zwischen den Bergen Garizim und Ebal. Nabolos. Das

Thal, darin sie steht, erstreckt sich von Morgen gen Abend, und ungefähr 3000 Schritte in die Länge, 500 bis 1000 in die Breite, fast überall aber mit mancherley Gartengewächsen reichlich versehen, unter denen Maulbeeren, Oliven, Feigen, nebst Orangen- und Fruchtbäumen, in vorzüglicher Menge anzutreffen sind. Zwar nichts weniger als schön sind die niedrigen Häuser der Stadt, sie selbst ist schmal, jedoch ist sie wohl bevölkert, und hat vor vielen Städten ein gutes reichliches Quellwasser voraus. Sehr verschieden aber sind die beyden oben genannten Berge, zwischen welchen Nabolos inne liegt, denn Garizim ist fruchtbar, mit Oliven und Weinstöcken bedeckt; hingegen Ebal ist ein kahler nackter Felsen, dessen ganzer Vorzug eine Menge natürlicher Hölen und Grotten sind.

In dem Districte Areta, welcher gegen Norden an den Berg Thabor, gegen Westen, an das mittelländische Meer, und gegen Süden, an den District Nabolos gränzt, und zu welchen auch noch die fruchtbare Ebene Mardsche Ebn Aamer gehört, merken wir zuförderst, um mehrerer Deutlichkeit willen an: daß in diesem Districte arabische Prinzen oder Emirs aus dem Hause Turabeya regieren, und von dem türkischen Kaiser den Titel eines Sandschak Begj empfangen. Er hat allezeit seinen Sitz in einem Lager auf dem Berge Karmel; die andern Emirs, (denn es sind ihrer oft 16 bis 18,) haben ihr Lager um das seinige her, in einer Entfernung von einer oder zwey Meilen. Dieser sogenannte Groß-Emir, zieht seine Einkünfte aus den Dörfern seines Gebieths, deren Einwohner, welche Araber (oder Mauern) und Christen sind, ihm den zehnten von allem, was sie einerndten, theils von den Abgaben, die ihm in den Häfen seines Districts, die aus- und eingehen-

den

den Waaren entrichten müssen, und sich jährlich wohl gegen 100000 Thaler betragen mögen. Dafür entrichtet er an den türkischen Kaiser weiter nichts, als gelegentliche Geschenke an Pferden oder Kamelen, hat aber die Verpflichtung auf sich, in jedem Fall dem Kaiser oder desselben Statthalter zu Damascht beyzustehen, wenn Aufruhr oder Einfälle zu befürchten sind.

Armselig und geringer sind die hieselbst befindlichen Dörfer, und von jedem Ort, der mehr als Dorf seyn soll, muß man doch sagen, daß er verfallen ist; daher wir nur den Berg Thabor näher kennen lernen wollen. Kühn auf einer Ebene, liegt der Berg, dessen regelmäßige Gestalt ihm ein angenehmes Ansehn giebt, und so hoch ist, daß man einer Stunde bedarf, um seinen Gipfel zu erreichen, nur auf seiner mitternächtlichen Seite ist er nicht zu ersteigen, wie überhaupt die Wege hinan, sehr steinicht und enge sind. Er ist von unten bis oben mit Bäumen besetzt, und das vorzüglich mit Eichen, in welchem Gebüsche sich viel rothes und schwarzes Wildpret, auch wildes Geflügel aufhält. Noch zeigen Ueberreste, sowohl auf seiner Höhe, als auch an der Seite, daß ehedem Klöster oder Kirchen auf ihm gestanden haben mögen, und übrigens hat der Fluß Kison, diesem Berge und dem nahe gelegenen Hermon, seinen Ursprung zu verdanken. Ingleichen der Berg Karmel ist eigentlich eine Reihe von Bergen, die zum Theil gut bepflanzt sind, und dieses ganze Gebirge steht, wie schon angeführt, unter dem Groß-Emir. Eine von den Hauptspitzen des Gebirges geht ziemlich weit in die See hinein, und macht eins der ansehnlichsten und erhabensten Vorgebirge an der Küste von Palästina und Syrien.

In dem Land und District Saphet, welcher gegen Westen an das mittelländische Meer, gegen Süden an den District Areta, gegen Osten an den

Jordan, gegen Norden an die Districte Wadettein und Saida gränzt, bemerken wir Saphat, als den Hauptorts dieses Districts und noch heutiges Tages, den vornehmsten in dem ehemaligen Galiläa. Sie liegt auf einem hohen Berge, auf dessen höchsten Gipfel ehedem ein sehr festes Kastell gestanden hat. Allein man würde sich irren, wenn man sich eine vortheilhafte Meinung von der Stadt machte, sie ist völlig dorfmäßig und ihre meisten Einwohner sind Juden, welche hier 7 Synagogen und eine Art Hoheschule haben, dabey äußerst unter dem Drucke leben. Eine andre Stadt ist Acra, (St. Jean d' Acre) auf Arabisch Akka: sie liegt auf einer ebenen Landspitze an der See und hat ohngefähr zwey italiänische Meilen im Umkreise. Sie ist fast ganz von Steinen erbaut, die man an dem Orte ausgräbt, wo die alte Stadt Ptolomais gestanden hat, deren Ruinen noch an vielen Orten zu finden sind, und deren ruhmvolles Ansehen zur Zeit der Kriege mit den Rhodiser Rittern sehr groß gewesen seyn muß, weil die jetzigen Bewohner von Acra nie genung davon erzählen können. Die Straßen sind größten Theils enge, und an den Seiten für Fußgänger mit Steinen gepflastert. Man findet eine Menge Gewölbe mit vielen, sowohl dasigen, als europäischen Waaren, und außer diesen giebt es noch sehr viel gedeckte Buden für Eßwaaren, für Handwerker, als besonders für Silberarbeiter, Schwerdfeger, Tischler, Sattler ꝛc. Die Kaufmannschaft besteht nicht nur aus Eingebornen, sondern aus Leuten von verschiedenen Nationen, welche mit Gerste, Reiß, Seide und Baumwolle, starken Handel treiben; doch wird außer diesem letzten Produkt, jetzt nichts von hier mehr nach Europa verführt, die Einfuhre aber besteht in Tüchern, nebst allerhand Hausgeräthe und etwas Tabak, wofür Gerste und Reiß zurück kömmt. In den umliegen-

Saphat.

Acra.

liegenden Gegenden wächst auch überall eine ansehnliche Menge Zuckerrohr, allein da die Einwohner den Gebrauch davon nicht verstehen, so ist dieses Produkt ihnen noch unnütze, ob gleich das Beyspiel der kairoschen Kaufleute, die schon angefangen haben Zuckerfabriken anzulegen, sie dazu aufmuntern sollte. Die Einwohner der Stadt sind von verschiedener Religion und Sekten, als Griechen, Maroniten, Katholicken und Unirte Griechen. Diese letzten machen die stärkste Anzahl aus und der Unterschied zwischen ihrer und der eigentlichen griechischen Kirche, besteht blos darinnen, daß sie den römischen Papst für ihr Oberhaupt erkennen, im übrigen aber kommen sie in allem den andern gleich. Die Copten, Armenier und Juden, sind in geringer Anzahl, letztere aber haben doch eine Synagoge: überhaupt sind in der Stadt 5 Moscheen, ein Kapuziner- und zwey katholische Klöster, nebst einer maronitischen Kirche. Der Unterschied zwischen den Maroniten und Katholicken besteht jetzt blos nur darin, daß letztere ihren Gottesdienst auf lateinisch, die erstern auf Syrisch halten. Bey jeder der gedachten Kirchen ist eine Schule, wo die Kinder in Wissenschaften und Sprachen unterrichtet werden. Die ganze Stadt ist mit einer hohen, kürzlich neu erbauten Mauer und mit einem dazu gehörigen tiefen Graben umgeben, wo jetzt verschiedene Gärten angelegt sind. Hier ist ein Brunnen, aus welchem die Stadt vermittelst der von Pferden getriebenen Maschinen, mit gutem Wasser versorgt wird. Dieses wird in kleinen Gefäßen verführt, welcher man 4 auf einen Esel ladet, für jedes aber 1½ Medin bezahlt. Innerhalb den Festungswerken ist die Wohnung des Schech-Daher-Omer, welche einen ansehnlichen Raum einnimmt. In seinem Serail befinden sich 200 Frauen, und rund um die Mauer des Serails ist ein Umgang, welcher

aber

aber, so wie die Fenster, mit Gitterwerk umgeben ist. Die Stadt hat drey Eingänge odee Pforten, an jedem Ende eine und eine in der Mitte, welche zugleich der Eingang zu des Schechs Wohnung ist. Die Anzahl der Einwohner männlichen Geschlechts wird auf 15000 berechnet. Zwey teutsche Meilen
Nazareth. vom Berge Thabor gegen Norden liegt Nazareth, auf Arabisch Naassara. Dieses kleine Dorf steht an der Seite eines kleinen Berges und ist mit vielen hohen Hügeln umgeben. Die Häuser sind aus wilden Steinen, ohne alle Ordnung erbauet, niedrig und so wie die meisten Häuser auf den levantischen Inseln, mit Erde gedeckt. Die ganze Stadt (wenn sie diesen Namen noch verdient) hat kaum zwey Werste im Umkreis. Der Schech hat, wie in allen seinen Städten und Dörfern ein Serail, in welchem ein Verschnittener zur Aufsicht über die Frauen in seiner Wohnung angestellt ist. Das beste Gebäude in Nazareth ist das katholische Kloster, dessen Kirche inwendig mit Marmor und schönen Gemälden geziert ist. Ehe wir aber Palästina ganz verlassen, so gedenken wir nur noch des Lan-
Salth. des Salth, um die unterste Gegend des Jordans und am todten Meer, nämlich auf der Ostseite. Es hat seinen Namen von dem großen Dorfe Salth, (einer ehemaligen Stadt,) allwo griechische Christen wohnen und ein Kastell ist. Ehedem war diese Gegend, ihrer vortrefflichen Granatäpfel wegen bekannt, jetzt bewohnen diese Gegend Araber, welche den Fürsten von Damaschk, ihren Tribut entrichten müssen.

III.

Arabien.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049913/phys_0221
DFG

III.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049913/phys_0222
DFG

Allgemeine Uebersicht. a) Land.

Mehr Interesse hat für uns fast kein Land und Nation unsrer Erde, als Arabien, und wenig Länder sind wohl so reich an beobachtungswürdigen Seltenheiten, daß unsre Einbildungskraft lieber und angenehmer bey ihnen verweilte. Wer auf der einen Seite alles Schreckliche der Verwüstung, und auf der andern alle Annehmlichkeiten der fruchtbarsten Gegenden vereint findet und davon interessirt wird, für den wird Arabien ein weites Feld voll Sättigung seiner Wißbegierde seyn; und nur der wird uns hierinne falsch verstehen, der das Wohl oder Uebel eines Landes, blos nach einer Seite zu beurtheilen, gewohnt ist. Mit Sandwüsten und großen Ketten von Gebirgen durchschnitten, würde Arabien dem elendesten Wohnort der Menschen gleichen; wenn es nicht auch alle Vorzüge der heißen und gemäßigten Himmelsstriche besäße, wodurch seine Bewohner beynahe mit allen Geschenken der Erde versehen werden. Nicht häufige, die Bevölkerung oder den Landbau entnervende Uebel, haben auf diesen Theil unsers Erdbodens gewirkt; nicht Tyranney oder Schwärmerey hat hier ihre schändliche Werkstadt aufgeschlagen; kurz, es ist durch keine andre Veränderung gegangen, als durch die, welche Zeit und Natur gewöhnlich bewirkt.

Man irrt auch, wenn man der so sehr gewöhnlichen Eintheilung in ein steinigtes, wüstes und glückliches Arabien beytritt; eben so sehr, als wenn man alle Länder, in welchen die Araber durch

Erobe-

Eroberungen oder kolonienweise sich angesessen gemacht haben, mit zu dieser Landschaft rechnet. Ihre Kolonien erstrecken sich von Morgen gegen Abend, von den Ufern des Senegals bis an die Ufer des Indus, und von Norden gegen Süden, von dem Euphrat bis auf die Insel Madagaskar; jedoch machte das so genannte eigentliche Arabien, schon bey den Alten die Halbinsel, welche zwischen dem persischen und dem arabischen Meerbusen liegt, gegen Süden an das Weltmeer gränzt, und nordwärts in einer von der Spitze von beyden Meerbusen geraden Linie fortgehet. Allein selbst diese Linie war eine unsichere Gränzscheidung, und nur eine Folge der Unwissenheit in der Abstammung der Völkerschaften, da sich die Araber auch in den Wüsten von Syrien und Palästina angesetzt hatten; so daß also das Land dadurch eine größere Ausdehnung empfängt, und sich gegen Norden bis an den Euphrat, gegen Westen an den arabischen Meerbusen, insgemein das rothe Meer genannt, gegen Süden an das arabische Meer, und endlich gegen Osten an den persianischen Meerbusen anschließet. Man versteht darunter einen Flächeninnhalt von 55000 geographischen Quadratmeilen, und eine bey den Einwohnern gebräuchliche Landeintheilung in sechs große Provinzen. Die erste ist Hedsjas, die zweyte Jemen, die dritte Hadramant, die vierte Oman, die fünfte Lachsa, und endlich die sechste Nedsjed, welche vorläufig gesagt, das ganze innere Arabien begreift, auf allen Seiten mit den übrigen Provinzen umgeben ist, und besonders gegen Norden an diejenigen Ländereyen reicht, welche die Araber in Syriens Wüsten zu Wohnplätzen eingenommen, angebauet, und gleichsam zur siebenden Landschaft Arabiens gemacht haben. Ob übrigens diese oder jene Entstehung

stehung des Namens Arab die richtige sey, und weswegen sich ein Theil der Araber den Namen Saracenen beylegen, daß endlich alles Land, welches sich von Aegypten und dem arabischen Meerbusen, bis an den persischen Meerbusen und den Euphrat erstreckt, das Morgenland und die Einwohner desselben Morgenländer genannt werden; ist theils schon gesagt worden, theils wird uns die Geschichte einen hinlänglichern Wink davon geben, um uns desto geschwinder zu der natürlichen Beschaffenheit eines Landes hinzuarbeiten, welches von so viel Seiten unsere Erwartung gereizt hat.

Ehe man sich ein richtiges Urtheil über Arabiens Klima zu erwerben vermag, muß man nie vergessen, daß eine lange Kette von Gebirgen, die auf allen Seiten mit weiten Heiden, dürren und sandigten Bodens umgeben sind, gegen Norden und dem festen Lande zu, von diesen Heiden das sogenannte steinigte Arabien gebildet wird; und daß hingegen die Ebenen, die in Arabien Tehama heißen, von den untragbaren, Luft und Witterung verändernden Felsen, weit von einander verschieden sind, im ganzen Lande aber mit einander abwechseln, und also eine Ungleichheit des Bodens, eine richtige Folge von der Ungleichheit des Klima seyn muß. Seiner natürlichen Lage, zum Theil zwischen zween Wendezirkeln zufolge, ist die Luft freylich in manchen Gegenden, bis zum unerträglichen, heiß. In den wüsten, flachen Ebenen, wo nichts als nackte Felsen anzutreffen sind, versengt jeder Sonnenstrahl um so gewisser, da nichts seine Wirkung zurückhält, ja Jahre können verfließen, ehe ein mäßiger Regen diese Hitze abkühlet. Ganz anders ist es in den Gebirgen, die Ausdünstungen sind hier aufgenommen, die Wolken sammlen sich, und

nicht selten fällt Schnee, Eis und Reif, zwar jedes von sehr kurzer Dauer, aber doch öfters den Bergbewohnern so empfindlich, daß sie ihre Kleidung in Pelze verwandeln müssen, während die Einwohner der Ebenen beynahe für Hitze ersticken. Dieselbe Verschiedenheit hat auch die Würkung der Winde durch ganz Arabien, und zwar feucht oder trocken, je nachdem der Ort ist, von wo sie ausgehen, oder nachdem die Zwischenräume sind, die sie durchwehen. So ist z. B. der Südostwind an den Küsten des persischen Meerbusens so feucht, daß er bey großer Hitze ermattenden Schweiß treibt. Noch brennender ist der Nordwestwind, der zwar an manchen Orten wenig beschwerlicher, an manchen aber, wo er plötzlich überrascht, den Menschen und Thieren gefährlich wird, und für den sich zu sichern, die Araber auf ihren Reisen beständig getrocknete Trauben, oder Knoblauch als ein Hülfs- und Gegenmittel bey sich führen. Auch wird man sich des schon an mehrern Orten gedachten Sam erinnern, der eigentlich nur an Arabiens Gränzen als tödend berüchtiget ist, und dessen Annäherung sie an der Röthung der Luft, oder an einem schwefelichten Gestank erkennen, um sich mit gegen die Erde gekehrtem Gesicht einigermaßen zu sichern. Uebrigens hat Arabien dieselben Lufterscheinungen, als andre heiße Länder, einen eben so heitern und wolkenlosen Himmel, eben so wenig Gewitter, daß also auch manches schöne, zwar öfters schädliche Phänomen der Natur für sie fremd und ungesehen bleibet, welches sich in gemäßigtern Erdstrichen ereignet. Dafür könnte man fast sagen, blüht auch hier ein ewiger Sommer, denn hier vermißt das Auge das sanfte, im sprossenden Keime prangende Grün nie; die Blätter welken nur, weil sie von andern verdrängt werden; und so treibt die Natur ihr Spiel ununterbrochen

fort,

fort, weil Frost oder Winter nie Aufenthalt erzeugen, ausgenommen, wo Ort oder Boden, von der Natur zur Wüste oder zu einem steinigten Thale bestimmt ist. In beständiger Hinsicht auf die so sattsam beschriebene Verschiedenheit, wird es gewiß nicht schwer fallen, ein immer getreues Bild zu haben, wenn in der Folge von Arabiens Naturgeschichte, seinen Produkten und besonders seinem Boden, dessen wir zuerst gedenken wollen, die Rede seyn wird.

Hindernisse an Hindernisse haben sich von jeher und gegenwärtig noch in den Weg gestellt, daß Arabiens Naturgeschichte und seine genaue Bekanntschaft, immer ein unsicheres und mehr noch ein leeres Feld unserer Wissenschaften geblieben ist. Selbst die kleine Anzahl unsrer glaubwürdigen Reisenden sind offenherzig in diesem Geständnisse, auch ihnen wurden ihre Absichten nicht immer erfüllt, und vorzüglich muß es ja fast unmöglich werden Gewißheit zu erlangen, wo den Untersuchern unter der Arbeit die Hände gebunden sind, wie dies in Arabien eben der Fall ist. Es liegt entweder in dem Karakter der Einwohner, oder die Europäer haben sich in einen so schlechten Verdacht gesetzt, daß jede Bemühung nach Kenntnissen für eine Abzweckung nach ihren Schätzen angesehen wird, gegen die man sich (je nachdem die Nation ist) oft die größte Plünderung erlaubt. Mehr dürfen wir gewiß nicht anführen, um obige Wahrheit zu beweisen, und unsre Leser werden nicht mehr von uns verlangen, als unter so äußerst mangelhaften Hülfsmitteln geleistet werden kann.

Wenn die Alten, Arabien ein glückliches Land nannten, und wir es ihnen gerade so nachsagen; so dürften wir wohl schwerlich die Ursache zu

dieser Benennung getroffen haben; die, aller Wahrscheinlichkeit nach, nur eine Folge der Neuheit, nicht aber, wie wir glauben, den Ueberfluß seiner Produkte zum Grunde hat. Im Ganzen genommen, (denn von der Abweichung sprechen wir noch besonders) ist der dürre, sandichte Grund, weder für Pflanzen, noch für Thiere sehr behaglich. Der dürre Strich, den die Araber Tehama nennen, wendet sich rings um die Halbinsel, fängt bey Sues an, bis an die Mündung des Euphrats, ist ungleich in seiner Breite, und alle Vermuthungen scheinen hier wahrscheinlich, daß ehedem das Meer seinen Gang hieher genommen; wie der Boden, der aus feinen Letten, so mit Sand vermischt ist, und Seekörper enthält, ingleichen Salzklumpen, die kleinen Hügeln gleichen, sattsam beweiset. Mit jedem Jahrhundert scheint das Tehama an Größe zu gewinnen, allein nur auf die Fruchtbarkeit hat es weiter keinen Einfluß; der neue Boden ist eben so dürr und unfruchtbar, wie der, so viele Jahrhunderte unverändert geblieben ist. Ein mit Sand vermischter Lett ist die Haupterde der Schiefergebirge, denn in Arabiens Gebirgen ist diese Ungleichheit eben so erheblich; ja die Erde würde auf obigen Bergen fruchtbar seyn, wenn nicht die natürliche Lage und Form der Berge sie hinderte. Ihre zu schnell aufsteigende Höhe erschwert des Landmanns Arbeit, und lieber läßt er seinen Boden unbebaut liegen, da auch noch von einem andern Hinderniße seine saure Mühe vereitelt wird, und dieses ist, daß zwar selten, doch zuweilen starke Regengüsse, die Erde nebst ihren Pflanzen von ihrer Stelle wegspülen. Fleiß, Boden und Kenntnisse bewirken Abweichungen von dem, was wir jetzt noch über die Fruchtbarkeit des Bodens hinzusetzen, und so sagen wir nur im allgemeinen, daß in Arabien, nahe bey Maskat, und

im

im übrigen Oman, der Waizen nicht über zwölfmal die Aussaat liefert, und daß hingegen, im gebirgigten Jemen, der Ackerbau vollkommener als im ganzen Orient sey, daß nicht selten in guten Gegenden der Waizen 50, und der Dürra von 140 bis auf 400 für eins eintrage. Allein nur die Art zu säen und zu wässern hat es zu dieser Erndte gebracht, wiewohl der Dürra diejenige Getraideart ist, welche den Fleiß am meisten belohnet. Um sich hievon zu überzeugen, muß man wissen, daß die Araber keine Mühe scheuen, den Boden zu bauen, und nur unter einer glücklichen Regierung, aber bey den armseligsten Ackergeräthen ins Werk zu richten vermögen. Der gewöhnlichste Pflug ist noch ein Ueberrest der ältesten Griechen, der mit Ochsen oder Eseln bespannt, und wodurch die Erde in die Länge und Breite befahren, und locker gemacht wird. Mühsamer aber ist die Arbeit an Stellen, wo kein Pflug hinkommen kann, und da ist es nur durch Hülfe eines Spadens und einer Hacke das Werk von Menschenhänden. Die Felder laufen terrassenweise bis an die Gipfel der Berge, von welchen das Wasser in kleinen Kanälen, Rinnen und Furchen bis an den Fuß geleitet werden muß; hingegen in den Ebenen ist jedes Feld mit weit aufgeworfenen Dämmen umgeben, um dem dahin geleiteten Wasser den Ausgang zu verwehren. Um aber auch nach der Regenzeit nicht Mangel am Wasser zu leiden, bauen die Araber zwischen den Gebirgen und am Fuß derselben Behälter von verschiedener Größe, die theils auf öffentliche Kosten unterhalten werden, theils wo die Ebenen zu sandigt und von den Bergen zu entfernt sind, müssen es nur tief gegrabene Brunnen verrichten, wohin das Wasser zur Aufbewahrung hingeleitet, und im Nothfall durch Pumpen oder in Gefäßen herausgeschöpft wird. Noch eine andere

mühevolle Arbeit kostet ihnen das Säen und die Beschützung ihrer Früchte. Das Erste geschieht, wenn der Landmann hinter dem Pflug gehet, so streut er sparsam auch seinen Saamen oder Dürrakörner drein, und stößt von beyden Seiten der Furche die Erde mit dem Fuße über denselben; oder in andern Gegenden wird er in schnurgraden Furchen nicht gesäet, sondern sorgfältig mit der Hand gesteckt, und wenn dann diese Aussaat aufgekeimt ist, so bewachen sie dieselbe; ja in den Gebirgen setzen sie sich auf die Bäume, oder auf erbaute Gerüste, um den Vögeln und andern Thieren Schrecken einzujagen. Von der Erhöhung oder Bewässerung der Orte hängt daher auch die Zeit ihrer Erndte ab. An einigen Orten säet man Waizen und Gerste im December, und erndtet sie im März, oder der Dürra im August gesäet, reift im November; während daß in andern Gegenden die Gerste im Julius reift u. s. w. Auch diese Arbeit ist hier mit mehrerer Mühe belastet, als da, wo man erfinderischer in Handgeräthen ist. Sie schneiden z. B. alles Gras, grünes Korn und alles Futter für das Vieh nur mit der Sichel, und die zu schärfen selbst äußerst mühsam ist: denn nur ein hin und her reiben auf Sand, mit Wasser begossen, verschafft ihnen einige Schärfe, und denn setzen sie ihre Arbeit wieder auf dieselbe Weise fort. Alle Kornfrüchte hingegen werden mit der Wurzel aus der Erde gerissen, im Zirkel auf einen Haufen, Aehre gegen Aehre geworfen, und so durch Ochsen, die im Kreise gehen, und einen schweren Stein nachschleppen, ausgedroschen. Nur soviel erlaubt uns für jetzt der Raum, über das Land, und seine Benutzung zu sagen, in der Folge wird sich mehrere Gelegenheit hierzu darbieten, und wir eilen nur unsere Leser mit den Produkten Arabiens etwas bekannter zu machen.

Das

Das Pflanzenreich hat ohnstreitig noch manche Neuheit für die Naturforscher aufbehalten, obschon die hohen Kettengebirge so wenig, als die von der Sonnenhitze ausgemergelten Sandebenen, zu einem großen Reichthum des Pflanzen- und Baumgeschlechtes geschickt sind. In so weit wir Arabien kennen, und allemal die Ungleichheit der Gegenden darunter verstehen, so gehört zu den ersten und als Nahrungsmitteln dienenden Gewächsen der Dürra, (Holcus L.) oder der Sorgo, ein gewisser großer Hirse, oben an: sein Anbau ist (wie oben gesagt,) ziemlich mühsam; sein Wachsthum erfordert weniger Bewässerung, als die übrigen Getraidearten, er bedarf großer Hitze, um reif zu werden, und steigt in überaus hohen Halmen empor. Getraide, Reiß und noch mehr Gartenfrüchte wachsen zum Theil sehr gut, nur daß der genügsame, mit wenigem zufriedene Araber lieber den Anbau der letztern betreibt, als daß er auf Mittel denken sollte, dem Boden mehr die ersten Früchte abzunöthigen. Es wachsen daher sehr gut und hinreichend unsre Küchengewächse, als Spinat, gelbe Rüben, Portulak, wovon es eine überaus zarte Gattung giebt, Rettig, von welchem nur die Blätter genossen werden, und mannigfaltig die Gurken, Kürbisse, Melonen und Kukummern, von welcher letztern Art viel von selbst in den Wäldern sich zeuget, und eine Speise der Kamele ist. Hingegen die Melone wird an manchen Orten bis zum Ueberfluß gepflanzt, und daraus ein sehr vortreffliches Getränke bereitet. Andre aus Indien hierher verpflanzte Küchengewächse sind die Sida, der Hibiskus, die Justiäa, der Bumias, eine Art Kohl, der Kleome, dem Senf ähnlich, die Stapelia, eine Art Hundskohl, die Dolichos,

eine Gattung Bohnen u. a. m. Denselben Reichthum hat aber auch Arabien an Pflanzen, die sich sowohl durch Schönheit, als Wohlgeruch in unsern Gärten den Rang der Schönheiten erwerben, z. B. Lavendel, Majoran, Lilien, Nelken u. s. w. Aber weit vortrefflicher an Geruch und Farbenmischung sind diejenigen, welche von Indiens Boden hierher gepflanzt sind, und unter diesen vorzüglich das Ocymum, oder Basilienkraut, die Jnula und Cacalia, ja in den Sandwüsten wächst eine Pflanze, welche ein eignes Geschlecht ausmachet, Moscharia genannt wird, und starken Bisamgeruch düftet; ja die arabischen Bauern lieben unter andern eine Art Hibiskus (eine ungemein große und lebhaft rothe Blume), so sehr, daß an den Festtagen eine Blumenkrone auf ihrem Kopfe hievon den größten Schmuck ausmachet. Viele ihrer Pflanzen liefern ferner entweder den Stof für ihre Fabriken, oder sie dienen ihnen zum Hausgebrauche auf tausendfache Weise. So bedienen sie sich zum Waschen der Pflanze Suäda, so verfertigen sie aus einer besondern Gattung Schilf so feine Teppiche, daß die Araber an der Küste einen nicht unbeträchtlichen Handel damit nach Konstantinopel und allen angränzenden Ländern treiben. Der Dolichos und die Glyzina (unsern Feldbohnen ähnlich) tragen so schöne Bohnen, daß man Halsbänder und Armbänder daraus verfertiget und allgemein achtet. Der Anill (Indigofera L.) wird durch ganz Arabien gepflanzt, und hat wegen seiner blauen, als der Araber Lieblingsfarbe ausnehmend viel reizendes. Jndessen wachsen auch noch andre, als wilde Pflanzen; in Ermangelung beyder Arten aber, bereiten sie ihren Jndigo aus einer Gattung Kreuzblumen, welche sich überall erzeuget. Das gewöhnliche Salzkraut (Salsola L.) ist ein Produkt

längst

längst der ganzen Küste und an den Inseln des arabischen Meerbusens, ja es würde bey nur mäßiger Aufmerksamkeit eben so sehr den Kunstfleiß lohnen, als das Zuckerrohr, welches in ihrem Lande so vortrefflich gedeihet, und doch verdirbt, oder aufs höchste roh genossen wird. Da nun in heißen Ländern sowohl die Wiesen, als ihre Fruchtbarkeit selten ist, so kann man leicht erachten, daß sich auch hier wenig Futterkräuter befinden, daß sich Esel und Kamele nur von den trockensten Pflanzen nähren, daß sich das Hornvieh mit harter Nahrung begnügen, und dessen Fleisch unschmackhaft seyn muß. Nur dadurch werden die Pflanzen allen einfachlebenden Nationen interessant, weil sie fast ihr einziges Zufluchtsmittel in Krankheiten sind, deren Würkung ihnen entweder durch mündliche Erzählung, oder durch häufige Erfahrung bekannt ist; und in demselben Fall befinden sich auch die Araber, die, ob sie zwar wenige zu dieser Absicht kennen, doch unter andern die Aloe, die Euphorbia u. a. statt aller andern Arzneyen gebrauchen, ja sie würden vielleicht nicht einmal so weit in dieser Untersuchung gekommen seyn, wenn ihnen nicht noch ein anderes Uebel die Mittel aufsuchen hieße, sich davon zu heilen, und zwar des zum öftern tödlichen Bisses giftiger Thiere, deren Verletzung durch einen geschwinden Gebrauch eines immergrünen Holzwurzes, eines dornichten Lappenstrauches u. dgl. unschädlicher gemacht wird. Hat auch die Natur hier ihre ganze Mannigfaltigkeit in Rücksicht der Pflanzen nicht bis zum Uebermaaß ausgeleeret, sind Arabiens Bäume und Stauden immer sehr sparsam zerstreuet; so hat es doch auch an allen diesen nicht Hauptmangel, denn außer einer Gattung Birn- und Kornelkirschbäume, die Arabien eigen scheinen, pflanzen die Einwohner beynahe alle unsere Obstarten,

Aepfel, Birnen, Pfirschen, Aprikosen, Mandeln, Granaten, und über diese essen sie Früchte mehrerer Gesträuche, als Schwalbenwurz und Rhamnus. In großer Menge und in verschiedenen Gattungen bauen sie Wein, zwar mehr für Fremde als für sich, weil ihre Gesetze ihnen den Gebrauch versagen. Hingegen pressen sie aus dem Most einen Syrup, den sie Dub nennen, oder trocknen die kleinste Gattung, Namens Rischmisch, und treiben mit beyden einen beträchtlichen Handel in entlegene Gegenden. Zitronen, Pomeranzen, Datteln, Kokos, Feigen, Tamarinden, Baumwolle, Manna und andere Baumarten sind theils ursprüngliche, theils aus Indien versetzte Gewächse, ob zwar einige wenige Palmbäume abgerechnet, wenig Gegenden anzutreffen sind, die Bäume haben, oder Wälder angetroffen werden, deren Holz den europäischen gleich zu rechnen wäre. Noch gehört unter das nützliche arabische Gesträuch die Sodada, deren Beeren roh gegessen werden, die Zebatha, aus deren Frucht sie einen starken Brandewein brennen, der Meckabalsambaum, ein von jeher berühmtes arabisches Produkt, dessen Werth die Einwohner in Jemen aber so wenig kennen, daß sie damit nur räuchern oder ihn brennen, und nur die Einwohner von Hedsjas sind von dessen Nutzen besser unterrichtet, wenigstens sind sie die einzigen, die diesen Balsam sammlen, und nach Mecka führen, von wo er durch alle türkische Länder verkauft wird. Der Senes, (Cassia Senna L.) ein in Krankheiten heilsames Gewächse, der Kaffee, die Athenna, aus deren Blättern im ganzen Orient eine sehr geschätzte Schminke verfertiget wird, die Glycirrhiza, eine Art Süßholz u. dgl. sind allgemein bekannte und häufige Gewächse, und vorzüglich ziehen sie aus ihrem Kaffee

ungleich

ungleich größern Nutzen, als aus der Baumwolle, ungeachtet sie zwey verschiedene Gattungen haben. Noch gedenken wir des Fühlkrauts, von dem es verschiedene Arten giebt, davon die eine sich bey der Annäherung eines Menschen mit ihren Zweigen herabsenkt, und für so heilig gehalten wird, daß die Verletzung eines solchen Gewächses aufs nachdrücklichste geahndet werden würde. Giftige Pflanzen hat Arabien überhaupt wenig, wohl aber, wie oben gesagt, heilsame und solche, die zum Gegengift dienen.

Billig sollte man denken, Arabiens Mineralien müßten den Abgang seines Pflanzenreichthums ersetzen, da uns noch dazu die kleine Uebersicht schon auf ungeheure Bergketten aufmerksam gemacht hat; ja es zu dem wohl eine Zeit gab, wo man glaubte, es lägen unermeßliche Schätze in Arabiens Goldminen verborgen; und doch widerspricht die Erfahrung dieser Vermuthung nur zu sehr: denn so groß auch die Anzahl der Berge immer seyn mag, so scheint doch Arabien an nichts ärmer, als an Metallen zu seyn. Zwar ist man bis jetzt noch zu wenig in die innern Werkstätte der Natur gedrungen, immer sind es nur noch obenhin angestellte Untersuchungen, und diese haben wenigstens bewiesen, daß sich von ihren verborgenen Schätzen nichts hoffen lasse. Außer den häufigen Basalten (welche nur Spuren ausgelöschter Volkane sind) finden sich mehr kalchartige und sandichte Steine, zwischen welchen ganze und halbe Lagen von eisenhaltigen Feldspath zu sehen ist. Zwar trifft man auch Eisen, Erzkörner, Magnete und Bley, als vorzüglich in der Landschaft Oman, auch Steine von größerm Werthe an, als Onych, einen dunkelrothen oder hellbraunen Stein, von den Arabern

Ayck

Ayek Jemani genannt und hochgeschätzt. Zwey kleine Hügel, der eine bey Loheja, der andre bey Hodrida, enthalten unter einer Kruste von Kalchsteinen etwas Bergsalz, welches in großen fast durchsichtigen Massen aufgethürmt liegt, und ehemals von den Arabern gegraben wurde. Allein seitdem die Berge zusammengestürzt sind, hat auch die Ausbeute aufgehöret, und nur einige fremde Schiffe suchen sich zuweilen eine Beute zu machen. Alles Gold, was jetzt in Arabien angetroffen wird, kommt nur aus Europa für Kaffee, oder für ostindische Waaren, ja das venetianische Gold ist fast das einzige in Arabien, woraus sie ihre Münzen schlagen, welches auch die Einwohner, wegen der wenigen Bekanntschaft mit andern Nationen auf die Gedanken gebracht hat, als wären die Venetianer die reichsten der Welt, oder hätten wenigstens geheime Künste, Gold zu bereiten.

Auch bey dem Thierreiche müssen wir die unvollständige Bekanntschaft Arabiens mit in Erwähnung bringen, wiewohl über diesen Theil der Naturgeschichte noch das meiste gesagt werden kann. Sie haben Pferde, Esel, Maulthiere, Kamele, Dromedare, Kühe, Ochsen, Büffel, Schafe, Ziegen, Federvieh, und überhaupt alle, den warmen Ländern gewöhnliche Hausthiere; allein in einer vorzüglichen Klasse stehen die Pferde, welche auch bey den Ausländern sogar den Beynamen edle erhalten haben, im Lande selbst aber diesen Namen in einem noch vorzüglichern Sinne führen. Diese Thiere werden in den fruchtbarsten Provinzen in großer Menge gefunden, und die Araber bilden sich nicht wenig auf ihre Zucht ein; jedoch theilen sie dieselben in zwey Hauptklassen, in Kadischi und Kochlanj. Die ersten behaupten

weder

weder einen vorzüglichen Rang, noch haben sie ein anderes Schicksal, als Lasten zu tragen, zu ziehen, oder Feldarbeiten zu verrichten: die andern aber werden so hochgeachtet, daß man sogar ihre Ahnen auf 2000 Jahr zurück rechnet, und sie nur zum reiten benutzen kann. Man macht aus der Richtigkeit dieser Berechnungen eine so wichtige Sache, daß allemal von Geschlecht zu Geschlecht Zeugen aufzustellen sind, die es eidlich bekräftigen, und Lebensgefahr laufen würden, wenn sie falsch zeugten. Nicht die ungegründete, fabelhafte Behauptung, als stammten sie aus den Stuttereyen des König Salomons ab, ist der Stoff dieser Hochachtung, sondern vielmehr ihre vorzügliche Treue und Ertragung der größten Beschwerden. Sie können im Nothfall Tage lang ohne Nahrung hinbringen, können in seltener Geschwindigkeit einen Weg zurücklegen, und selbst im Treffen einen unerschütterlichen Muth, verbunden mit möglichste: Beschützung ihres Reiters, an den Tag legen. Außerdem sind sie weder groß noch schön, nur bedienen sich ihrer die herumschweifenden Araber, oder **Beduinen** am häufigsten, und kein **Schech**, oder Anführer würde ein andres Pferd besteigen: ja ihre Schätzung (besonders der Stutten) geht soweit, daß sie keine für Geld verkaufen, sondern sie nur unter der Bedingung an ihren Füllen Antheil zu haben, verschenken oder verlehnen. Soviel Aufsehens aber auch das Alter dieses Adels machet, so wenig schätzt man ihn, seinem Verdiensten nach, außerhalb seines Stammortes: denn schon die Türken verachten diese Pferde, und lieben mehr diejenigen, so unter einem prächtigen Geschirr an Stärke und Größe prangen, und nur Engländer scheinen noch allein den höchsten Werth in diese Gattung zu setzen, indem sie dieselben zuweilen für 800 bis 1000 Thaler kaufen, und

noch

noch dabey gewinnen. Auch der Esel giebt es zweyerley Gattungen, einige, die wegen ihrer Furchtsamkeit und Trägheit wenig geachtet, andre, die groß, muthig, zu langen Reisen geschickt, und von den Arabern theuer bezahlt werden. Dasselbe ist auch in Absicht der Kamele zu sagen. Es sind ihrer verschiedene Arten, und dahin gehören auch die Dromedare, welche nur durch ihre Leichtigkeit von den übrigen Kamelen unterschieden werden. Ochsen und Kühe sind nicht sonderlich groß, aber fett und wohlgewachsen. Jene werden vor den Pflug gespannt, selten aber diese. Ueberhaupt haben die Araber Hornvieh in sehr großer Menge, auch in Rücksicht dessen, weil sie es solange leben lassen, als möglich ist, und das oft aus einer abergläubischen Behauptung, indem sie sagen, um der Auferstehung willen. Wenn sie diese schlachten, so verkaufen sie den größten Theil des Fleisches an die Christen, daher sich auch weniger Käse und Butter unter diesen befindet, als unter jenen. In ungleich größerer Anzahl, als Ziegen, finden sich bey ihnen Schafe, welche sich des Jahres zweymal vermehren, und unter ihnen befindet sich besonders eine sehr fette Art mit einem großen, runden Schwanz, der entweder in die Höhe gebunden wird, oder den sie wegen seines Fettes auf einem kleinen Karn mit zwey Rädern nach sich ziehen. Allein dergleichen Schafe befinden sich nur in Städten, nicht in Wüsten, und nur bey reichen und begüterten Personen. In den hohen Gebirgen des steinigten Arabiens befinden sich eine große Menge wilde Ziegen, Gazellen, Pharaonsratzen, (mus jaculus) welche letztere von den Arabern ohne allen Widerwillen gegessen werden. Die Waldungen des südlichen Arabiens sind voll von Affen mit rothen Hintertheilen, nackt und ohne Schwanz, deren sich bey hun-

hunderten zusammenhalten, niemanden aber, als den dasigen Kaffeebäumen sehr nachtheilig sind, und die Einwohner nöthigen, ihnen durch häufige Wachen Einhalt zu thun. Unter den wilden Thieren ist die Hyäne das gefährlichste, wenn es nicht auch zugleich das häßlichste ist. Ihr Aufenthalt ist in den Hölen der kahlen Gebirge, und ihren Raub sucht sie nur zur Nachtzeit zu erjagen, und dann ist Menschen und Thier für ihr nicht sicher, ja öfters hat sie den im freyen schlafenden Arabern ihre Kinder von der Seite weggerissen. Friedlicher ist das Nemer, oder ein kleines Pantherthier, dessen Nahrung höchstens Hunde oder Katzen werden. Bäre, Wölfe, Füchse sind ebenfalls vorhanden; aber ein dem zahmen Hunde gleichendes Thier, und nur dem Federvieh gefährlich, ist das zahlreichste, bey den Arabern el Wari genannt: allein sein Fell wird wenig geachtet, und lebt also ruhig ohne Nachstellung. Zwar sind das nicht alle die Thierarten der Araber, aber doch die, welche sich am meisten auszeichnen: und eben so verhält es sich mit dem Federvieh, das zwar ebenfalls in nicht geringer Anzahl, aber lange nicht gehörig von den Einwohnern gekannt und benutzt wird. Ihr Klima sowohl, als ihre strengen Religionsgesetze machen ihnen die Jagd der Thiere sowohl unnöthig, als beschwerlich: denn ein zu häufiger Genuß des Fleisches würde theils ihrer Gesundheit nachtheilig seyn, theils würden sie selbst bey Erlegung der Thiere wider manche Religionsceremonie verstoßen, die ihnen aufs pünktlichste zu beobachten gelehrt wird. Gewisse Gebete, oder eine gewisse Menge Blutes, eine schnelle Tödtung und dergleichen ist ihnen aufs sorgfältigste vorgeschrieben, und deswegen lehnen sie lieber diese Beschäftigung von sich ab, als daß sie ihr Gewissen dabey beunruhigen sollten. Alle Arten von Hausfeder-

federvieh sind übrigens in Arabien sehr zahlreich, und ohne sie alle anzuführen, nennen wir Hüner, Perlhüner, Fasanen, Turteltauben, Rebhüner, Lerchen u. dgl. Wasservögel können in einen so trocknen Lande nicht so zahlreich seyn. Indessen giebt es doch auch hie und da Störche, und eine besonders schöne Art Ribitze, Möven, Pelikane u. a. In den Wüsten finden sich Strauße, und an den Küsten die schönsten Wiedehopfe, die die Araber Hudhud nennen. Auch Adler, Falken, Sperber und der ägyptische Geyer sind nicht selten, welcher letztere dem Lande vorzügliche Dienste leistet, indem er mit der äußersten Freßbegierde alles todte Aas aufsuchet, und eben so die Feldmäuse, welche sich in einigen Provinzen so schnell vermehren, auf die wohlthätigste Weise wegschaffet: ja die Araber würden sich ein großes Verbrechen daraus machen, eins dieser Thiere zu tödten, deren Leben ihnen soviel Vortheile verschaffet. Denselben Nutzen verschafft ihnen ein andrer Vogel, auf arabisch Samarmar genannt, und zwar durch die häufige Tödtung der Heuschrecken, die sich oft in entsetzlich großen Schwärmen einstellen, allgemeine Verwüstung anrichten, und nur durch einen günstigen Wind oder Regen wieder zurück getrieben werden. Ohnstreitig giebt es verschiedene Arten dieser Thiere, denn eine Gattung derselben wird von den Einwohnern als eine vortreffliche Speise angesehen. Wenn sie gefangen sind, werden sie an Fäden gezogen und gedörrt, oder an der Luft getrocknet, oder auch lebendig gebraten und genossen, und sollen einiger Behauptung nach, fast denselben Geschmack haben, als die kleinen Sardellen des baltischen Meeres, die man in einigen holsteinischen Städten dörrt und verzehret. Noch ein andres schädliches Insekt ist, zwar nur in der Größe eines

Ger-

Gerstenkornes, bey den Einwohnern Arda (Termes fatale L.) genannt. Es hält sich in großen Gesellschaften zusammen, ist nur bey Nacht sichtbar, und baut sich im Gehen kleine bedeckte Gänge, die es aus Staub und Letten bereitet, und ist dabey so unermüdet, daß man seine Werkstätte zehnmal vernichten kann, ehe es dieselbe unterlässet. Sind sie aber einmal an ihren bestimmten Ort durch diese Gänge gekommen, dann ist auch ihrer Verwüstung nichts entgegen, alle Lebensmittel, ja Kleider, Möbeln und Bäume werden zernagt, und nur das einzige den Arabern bekannte Mittel, sie zu vertreiben, ist der Schafmist, den man um die Bäume breitet, und dessen Geruch ihnen zuwider ist. Unter die übrigen sowohl verwüstenden, als verletzenden Thiere, gehört noch die große Anzahl Ameisen, Skolopen, oder kleine Wasserschlangen, der Dintenfisch, der oft die Schwimmenden in Gefahr bringt, indem er sie zwischen seine lange Zangen klemmt, woraus nicht selten Lähmung der Glieder, wenigstens Geschwulst und innerer Schmerz entstehet. Eben so die Mehlkäfer, deren eine Gattung den Kornhalmen schädlich, eine andre Gattung aber, welches am wenigsten zu erwarten stehet, dem türkischen Frauenzimmer in Butter gebraten, Abends und Morgens, drey an der Zahl, nicht nur ein leckerhaftes Gerücht abgeben, sondern vorzüglich aus dem Grunde von ihnen genossen werden soll, weil es die Stärke des Körpers vermehre, und ihren Begriffen nach sie schöner mache. Da die Araber ihren Reichthum in ihrem Meer nicht zu nützen wissen, so weiß man zwar, daß ihre Wässer nicht leer von Fischen sind, allein die Gattungen derselben sind lange nicht hinlänglich bekannt. Zwar giebt es Stockfische, Makrelen, Hadern, Skaren, Barschen, Chäroden, Sciäna, fliegende

Fische u. a. von denen einige Arten nur den heißen Ländern eigen sind. Noch müssen wir der Korallenbänke gedenken, welche im arabischen Meerbusen so groß und so zahlreich sind, daß die meisten Häuser im Tehama von Korallfelsen aufgeführt werden.

b) Einwohner.

Ehe wir über Arabiens Einwohner etwas bestimmtes sagen können, müssen wir nothwendig erst einige Vorkenntnisse festsetzen, welche unsre Beschreibung leichter zu übersehen machen: ja ohne dieselben würde es uns fast unmöglich werden, unsern Lesern verständlich zu seyn. Nicht der älteste Ursprung dieser Völker, und ihre von Zeit zu Zeit veränderte Benennungen, sondern die verschiedene Benennung jetzt in Arabien lebender Nationen ist es, was in ein helles Licht gestellt zu werden bedarf, und dem zufolge sind die Araber in Ansehung ihrer Lebensart, erstens Beduinen, zweytens Mardi, drittens Hadhesi und viertens Felloch. Hierzu gehört aber auch noch eine andre Anzeige der verschiedenen muselmännischen Sekten, ohne der kleinern zu gedenken, welche an den Orten ihres Aufenthaltes beschrieben werden sollen. Die vornehmsten dieser arabischen Sekten sind also Sunniten, wozu auch die Türken gehören, und die in Arabien sich am zahlreichsten befinden, weil sich die Scherifs von Mecka und Medina, die als Nachfolger Mohämmeds angesehen werden, mit allen ihren Unterthanen zu derselben bekennen. Schijten, die eigentlich in Persien herrschend sind, in einigen Gegenden des östlichen Arabiens aber Anhänger haben. Die Zeiditen, die Bejasiten, die durchgehends in Oman ausgebreitet sind, und von den Feinden des Chalifen Ali dort ausgebreitet wurden, nachdem sie sich auf ihre von ihm erlittene Niederlage dahin geflüch-

geflüchtet hatten. Messalichiten Mekramj, Abdul Vochheb, Dsiedsjal, Schabrearj und Merdinar, alle diese genannten sind vorläufig gesagt, Mohämedaner, erkennen einstimmig den Koran für ihr geistliches und politisches Gesetz, und dennoch behandeln sie sich gegenseitig bey aller Gelegenheit als Ketzer. Nach dieser Bestimmung kehren wir also zu den ersten genannten Einwohnern zurück, und sehen dann bey allen übrigen, so viel uns der Raum verstattet, wie sich diese Mischung von Nationen untereinander zu erhalten vermag.

Beduinen werden sie eigentlich nur von den Europäern genannt, die Griechen hießen sie Nomades, die Syrer Bar, woraus endlich Barbarus gemacht wurde, und Kinder der Wüste eigentlich heißen sollte. Diese letzte Benennung kömmt ihrer angenommenen Lebensart auch aufs allerbeste bey. Sie sind zwar wieder von sehr verschiedener Art, wie wir das an gehörigen Orten allemal anzeigen werden; allein in diesen Dingen kommen sie doch ziemlich überein, daß ihre Beschäftigung nichts anders und liebers sey, als Reiten, Jagen, Viehzucht, Streifereyen gegen ihre Feinde, (worunter sie alle diejenigen rechnen, welche sich nicht unter ihren Schutz begeben) Plündern, aber auch wieder gegen ihre Schutzgenossen Treue, Dienstfertigkeit, Gastfreundschaft u. dgl. in einem eben so hohen Grade beweisen. Diejenigen Beduinen oder Hirtenaraber, welcher Wohnungen nur Zelter sind, haben eine unzählbare Menge von Schechs, deren jeder in seiner Familie eine fast unumschränkte Gewalt besitzt, jedoch erkennen die Familien des gleichen Stammes ein gemeinschaftliches Oberhaupt, welches sie Scheches Scheiuch nennen, und dessen Macht durch Sitten und Gebräuche

bräuche immer eingeschränkt bleibet. Diese Würde bleibt in der Familie erblich; allein die Unterschechs werden allezeit nur nach Verdiensten, und ohne Rücksicht auf Erstgeburt erwählet, daher der Oberschech die untern allezeit mehr wie Bundsgenossen, als wie seine Unterthanen behandelt, und gleichsam einen Theil seiner Regierung auf sie verleget: ja es würde bey einem so kriegerischen und freyheitliebenden Volke unmöglich seyn, sich Zwangsgesetze anzumassen. Doch ist leicht zu erachten, daß diejenigen Araber, welche in Städten und besonders in Seestädten wohnen, ihren Nationalcharakter merklich abgeändert haben, daß, wenn von den Sitten und Gebräuchen dieser Völker auffallende Züge der Kindheit des menschlichen Geistes angeführt werden, nur diejenigen darunter verstanden sind, welche immer in abgesonderten Stämmen herumschweifen. Um noch bestimmter über den Karakter dieser Nation zu seyn, müssen wir hier schon etwas mehr von ihrer Lebensart sagen. Sie scheuen die Städte und leben beständig in freyer Luft, und das nicht sowohl, weil sie jede Art von Einschränkung scheuen, als weil ihnen, wie man sagt, ein natürliches Gefühl diese Lebensart lehret: daher auch die Sage entstanden ist, daß ihr Geruch viel feiner, daß es ihnen keinesweges beschwerlich ist, etliche Tage ohne Wasser zu leben, daß sie mit diesem feinen Geruch sogar ihre verlorne Kamele ausspüren können u. s. w. Ob man aber ihren übrigen Tugenden nicht zu nahe tritt, wenn man ihre Räubereyen immer nur von einer Seite betrachtet, wollen wir hier nicht entscheiden. Sie sind den Karavanen gefährlich, dies ist gewiß; allein eben so gewiß ist es auch, daß sie nicht grausam sind, und den Geplünderten nur dann umbringen, wenn er in ihrer Gegenwart einen Beduinen tödtet, da sie sich nach ihrem Grundgesetze gend-

genöthiget sehen, das Blut ihrer Brüder zu rächen. Wer wird sich also wundern, daß Menschen der Art, mit ganz andern Begriffen von dein und mein, nicht wie aufgeklärte Nationen handeln, und wer wird nicht zugleich in den eben so auffallenden, großmüthigen Handlungen, deren sie fähig sind, immer mehr Menschliches als Barbarisches an ihnen entdecken. Um denjenigen, die hierdurch noch nicht überwiesen seyn sollten, aus vielen andern nur ein Beyspiel der Großmuth anzuführen, erzählen wir die Geschichte eines Engländers, der sich von Bagdad aus mit zwey Arabern auf den Weg gemacht hatte, um nach Indien zurückzukehren. Er wurde von einigen Schechs angegriffen, und, weil er sich mit Pistolen gegen sie vertheidigte, auch einen davon verwundet hatte, so übel mit Schlägen zugerichtet, daß er kaum zu stehen vermochte: anstatt aber ihn liegen zu lassen, nahmen sie ihn in ihre Zelte, unterhielten ihn, warteten sein, und begleiteten ihn dann noch bis Bagdad. Meist sind diese Anfälle nur kriegerische Unternehmungen gegen ihre Feinde, von welchen sie um die, ihrem Stamm zugehörigen Abgaben verkürzt werden, oder welche Truppen mit sich führen, welche mit den Stämmen in Feindschaft leben. Dieselben Anfälle sind auch noch ganz neuerlich vorgekommen, da nämlich die Karavane von Mecka angegriffen und geplündert wurde, weil der Pascha von Damascus dieselbe mit seinen Truppen bedeckte. Daß diese Karavanen niemals ohne eine sehr vortheilhafte Beute verloren gehen, ist bekannt: allein bey dieser letztern, die dem Stamm Anisse zu Theil wurde, sollen sie ihren Vortheil so wenig zu benutzen gewußt haben, daß sie die kostbarsten Waaren nicht nur für Kleinigkeiten verkauften, sondern sogar Perlen für Reis ansahen, sie kochten, und weil sie nicht eßbar werden wollten, als unnütz

wegwarfen. Mehreres über ihre Regierungsform und die Abartungen ihrer Stämme, werden wir in der Folge zu beschreiben, Gelegenheit nehmen, jetzt nur noch etwas von ihren Sitten und Gebräuchen.

Sie bedienen sich zwar des Bogens und der Pfeile, allein meist nur bey der Jagd. Ihre Waffen sind mehrentheils Lanzen von Röhren, Säbel und Dolche. Bey aller ihrer scheinbaren Herzhaftigkeit und den steten kriegerischen Uebungen, fehlt es ihnen aber doch sehr am eigentlichen Muth und Tapferkeit, zumal wenn ihre Feinde Schießgewehr führen und Europäer sind, deren wenige einen ziemlich-ansehnlichen Haufen verjagen können. Ihren kühnsten Anfall äußern sie zu Pferde, daher auch die meisten beritten sind, und nur arme müssen sich zu Fuße durch Lanzen vertheidigen, außer einer noch andern Gattung, welche gar kein andres Gewehr führen, als Schleudern. Männer und Weiber färben ihre Arme, Lippen und andre sichtbare Theile des Leibes mit Usciam, welches eine Violetfarbe ist, am besten von einer Fischgalle bereitet wird, und um sie desto tiefer in die Haut zu bringen, die Haut auf eine empfindliche Weise mit Nadelstichen in verschiedenen Figuren zerstochen wird. Ihre Gesichtsfarbe vorzüglich ist entweder ganz braun, oder schwarzbraun, jedoch die vornehmen Frauen ausgenommen, welche ihr Gesicht seltener der Sonne blosstellen, und dabey stets einer Europäerin gleichen. Vornämlich suchen sie ihre Reize dadurch zu erheben, daß sie sich kleine schwarze Flecken an den Seiten des Mundes, am Kinne und auf den Wangen machen, und zur höchsten Vollkommenheit auf die Armen und Hände Figuren stechen. Ingleichen färben sie die Nägel an ihren Fingern roth, den

Rand

Rand der Augenlieder aber schwarz: dann ziehen sie eine Linie von gleicher Farbe nach dem Augenwinkel, damit die Augen größer und gespaltener aussehen, weil nach dem Urtheil arabischer Schönen ihre Vorzüge in großen, wohlgespaltenen und hervorragenden Augen bestehen. Die Kleidung der Vornehmern bestehet in Beinkleidern und Hemden von Nesseltuch, welches letztere auch sehr lange Ermel hat, die bis zur Erde herabhängen; kurze Kamisöler oder Abas, d. i. ein Oberkleid, welches vorn offen und wie ein Mantel über die Schultern hängt, jedoch auch auf den Seiten Oeffnungen hat, um die Arme durchzustecken. Ihre Wintertracht sind Kaftane, welche weit sind, bis an die Erde reichen, und mit einem Gürtel befestiget werden. An den Füßen, welche bloß sind, tragen sie Pantoffeln, und auf dem Kopfe eine Mütze, welche die Gestalt eines Kelches hat. Jedoch verschieden von diesem ist der Anzug, wenn sie ausgehen, dann ziehen sie kleine Stiefeln von Saffianleder an, und hängen einen großen Schleyer von Nesseltuch über den Kopf, welcher sie bis über den Gürtel bedeckt. Dieser Schleyer wird um den Hals und den Untertheil des Gesichtes bis an den Mund gewickelt, und Jungfrauen bedecken das ganze Gesicht, wenn sie ausgehen. Außer den Gehängen in Ohren und den Ringen an Fingern, haben sie noch dicke Ringe um die Arme und über den Knöcheln an Füßen, welche bey den Vornehmen aus Gold, bey andern aus Silber, Elfenbein, Horn oder Metall sind. Selbst an den großen Zehen ihrer Füße tragen sie Ringe, und viele, in der durchborten Scheidewand zwischen den Nasenlöchern einen Ring, der ebenfalls von großem oder geringem Werthe ist, und über den Mund herabhängt. Die armen Frauen tragen aber nur über ihren Beinkleidern ein blaues oder violetfarbenes

Hemde mit einem Gürtel, und wenn es kalt ist, ein grobes Ueberkleid ohne Ermel. Das männliche Geschlecht macht aus Al Hanna und Al Catam eine Schminke, mit welcher sie dem Haupt- und Barthaar eine röthliche, glänzende Farbe geben. Den letztern Gebrauch soll Mohámed eingeführt haben, der erste aber ist älter. Außer einer langen Locke auf dem Wirbel, welche hinten herabhängt, scheeren sie ihren Kopf ganz, beschneiden oder scheeren auch den Knebelbart, hingegen den rechten Bart lassen sie wachsen, nicht sowohl, weil man ihn für eine große Zierde hält, sondern weil man eine große Achtung dafür hegt, und derselbe beym Begrüßen allezeit geküsset wird. Außerdem besteht die Kleidung der Männer in einem langen Hemde, das blau von Farbe ist, und oft bis an die Erde reicht; ferner aus leinenen Unterhosen und einem Unterrock oder Kaftan ohne Ermel, der bis mitten auf die Lenden herabgehet und mit einem ledernen Gürtel befestiget ist, oder sie tragen über dem Hemde nur ein eben beschriebenes Aba. Viele der geringern Beduinen haben keine Abas, sondern wickeln sich ein großes Stück weiße Sarsche um den Leib und über die Schultern, ja viele gehen nackend. Nur Vornehme tragen noch Ueberhosen von Tuch von rother oder violetter Farbe, und daran Strümpfe mit leichten Stiefeln von gelben Saffian befestiget. Ohne dieselben gehn sie mit bloßen Füßen in Pantoffeln, welche in den Zimmern ausgezogen werden, und Arme schlagen nur Stücke von rohen Häuten um die Füße, welche oben zusammengebunden werden. Auf dem Kopfe tragen die Vornehmen einen Turban, oder ein Stück Nesseltuch, um eine rothe sammetne Mütze gewickelt und mit Baumwolle ausgenähet, wovon ein Zipfel herabhängt.

Sie

Sie wohnen in Zelten, die meistentheils rund und in der Mitte mit einer langen Stange unterstützet, oder nach der Länge auf der Erde eben so, wie die Zelte auf den Galeeren ausgespannet, insgesammt aber mit dickem, aus schwarzen Ziegenhaar gewebtem Tuche bedeckt sind. Die Zelte der Emirs sind nur durch ihre Größe und Höhe unterschieden, außerdem aber von demselben Stoff, und stehen allezeit in der Mitte des Lagers. Ein solches Lager ist allezeit rund, wo nicht die Beschaffenheit des Bodens es unmöglich machet, und wird zur Nachtzeit durch viele dazu abgerichtete Hunde bewachet. Die Speisen der Beduinen bestehen aus Milch, Käse, Honig, Fischen, und Fleisch von Kamelen, Schafen, Ziegen, Rindvieh, Hünern, Korn, Reis und Hülsenfrüchten, welche letztern sie entweder kaufen oder eintauschen. Ihr Getränke ist Wasser und Kaffee. Diejenigen, welche Korn haben, tragen die äußerst mühsame Beschäftigung den Weibern auf, dasselbe zu Brod zu bearbeiten: daher diese Arbeit durchaus ein weibliches Geschäft ist, daß sie es auf ihren Handmühlen mahlen, in großen Kuchen ohne Sauerteig, und bey getrocknetem Kuhmiste entweder auf einem steinernen Kruge, in welchem Feuer angelegt ist, oder unter der heißen Asche, einen Finger dick backen. Im letztern Fall legt man den Teich auf den durch Feuer erhitzten Boden, und zieht hierauf Kohlen und Asche darauf, kehrt ihn dabey so oft um, bis er ausgebacken ist, und nur wenige wissen sich ihr Brod reinlicher auf kupfernen Platten über dem Feuer zu bereiten. Dies sind einige allgemeine Schilderungen einer Nation, derer wir noch oft erwähnen werden. Oben haben wir einer zweyten gedacht, Mardi genannt, eigentlicher Schwärmer, weil sie das Mittel zwischen Beduinen und Hadhesi sind; denn sie halten sich mit

ihren Heerden bald in den Wüsten, bald in den Städten auf, und sind vorzüglich Viehhirten, deren Gewerbe Verkauf der Milch ihres Viehes ist. Tellah, deren auch oben gedacht ist, heißen Araber, welche den Acker bauen, und Hadhesi sind endlich diejenigen, welche in den Städten und Dörfern wohnen. Weil nun die Beduinen dafür halten, ihre Lebensart sey allein ächt arabisch, und die so Handwerke, Künste und Landbau treiben, unächt, so sind diese letztern immer spottweise von ihnen mit dem Namen Mauren benannt worden.

c) Kultur. Nach dieser vorläufigen Anzeige von Arabiens Einwohnern werden wir bey der Beschreibung der allgemeinen Kultur unsern Lesern hoffentlich desto verständlicher werden. Die Lehrsätze und gottesdienstlichen Gebräuche der Mohämedaner sind theils bekannt, theils oben schon die verschiedenen Nebensekten namentlich angegeben worden; allein noch scheint es uns nothwendig, etwas bestimmter über diese religiösen Abweichungen zu sprechen. Alle Sekten erkennen den Mohämed für ihren Propheten, und unterwerfen sich willig den ihnen heilig gewordenen Gesetzen im Koran: bey allen steht aber die Sekte und Abkömmlinge des Mohämeds in großem Ansehen, ausgenommen bey den Bejasi, welche sie von den andern Arabern keinesweges auswählen, und deren Meynung nach der ganz alte Adel allein Ansprüche auf Unabhängigkeit und Oberherrschaft zu machen hat. Aus dieser Ursache führt der Fürst von Maskat, der zu dieser Sekte gehört, den Titel eines Imans, ob er gleich kein Nachkömmling von Mohämed ist. Uebrigens sind die religiösen Sitten der Bejasi eben so friedlich als ihre bürgerlichen. Ihr Karakter ist gefällig, gastfrey, ohne Aufwand und Pracht: der Fürst verwaltet die Ge-

Gerechtigkeit selbst, und allen seinen Unterthanen ist er mehr ein Vater als strenger Gesetzgeber. Auch ist es mehr als zu wahrscheinlich gewiß, daß alle die Kriege, welche die Türken mit den Persern unterhalten, und die gleichsam durch einen unversöhnlichen Haß zur Nothwendigkeit geworden sind, nicht sowohl aus Religion, als aus Ehrgeiz und Eroberungssucht ihren Ursprung herleiten. Denn überhaupt sind die Mohämedaner gleichweit von Verfolgung und Bekehrungssucht entfernt, und nur in dem höchsten Fall, d. i. wenn ein Fremder das Band ihrer Ehe verletzt, oder ihren Propheten durch unedle Worte entheiliget; dann muß er entweder im ersten Fall ihre Religion annehmen oder sterben, und im andern ist er durch nichts vom Tode zu erretten, da eben diese Gesetze auch den Muselmann nicht lossagen können. Ueberhaupt äußern die Araber nicht sowohl einen auffallenden Religionshaß, als eine auffallende stufenweise Verachtung, unter der die Banianen aus Indien oben an stehen. Nächst diesen kommen die Juden, wiewohl man ihrer in den meisten Provinzen Arabiens antrifft, ja im bergigten Hedsias, nahe bey Cheikar, giebts einige unabhängige Stämme, die unter ihren eignen, wie sie, jüdischen Schechs stehen, anderwärts aber sind sie in Städten und Dörfern zerstreut. Auf diese folgen die Christen, wohin auch die Sabeer oder Christen des heiligen Johannes gehören, deren Lehrsätze ein Gemische aus verschiedenen Religionen ist. Auch wird ein Mohämedaner gar kein Bedenken tragen, eine Christin oder Jüdin zur Frau zu nehmen, und sie bey ihrem Glauben lassen, wo er hingegen für einer Banianin fliehen würde, weil diese Sekte eine der verabscheutesten in ihren Augen geworden ist. Doch fast in demselben Lichte sind die Araber oft den Ausländern geschildert worden,

den, und nur wenige Reisebeschreiber haben uns durch den dicken Schleyer von Raubsucht, Dieberey und Verstellung einen etwas bessern Blick auf ihren Karakter werfen lassen. Ihr eignes und unpartheyisches Geständniß hierüber hat unsern ganzen Beyfall, und so viel Wahres zum Grunde, daß man es billig bey jeder Nation oben an schreiben sollte, nämlich sie gestehen, „daß nicht alle ihre Landsleute gleich gut denken und gleich ehrlich handeln,„ ja sie rechnen es sich oft zum Verbrechen ihrer Religion an, daß ihre Nation oft nicht so gewissenhaft in Erfüllung ihrer Versprechen sey, als die Europäer; allein wir glauben, sie würden dieses gutherzige Zutrauen nicht so sehr allgemein machen, wenn sie bedächten, wie viel die Europäer unter den Türken gezwungen sind, gut zu seyn, und wenn sie sich in Europa anders davon überzeugen könnten. Inzwischen ruhen ihre Nationalkarakterzüge gleichsam auf drey unerschütterlichen Stützen, und diese sind: Klima, politische Verfassung und Erziehung. Auf die erste gründet sich ihre natürliche Lebhaftigkeit, die freylich zu einer noch weit höhern Stufe steigen würde, wenn ihr nicht körperliche Trägheit steten Schrittes als Begleiterin folgte; die zweyte unterhält diese Leibesunthätigkeit, und giebt ihr zum öftern die Mittel in die Hände, besser zu scheinen als zu seyn; die dritte endlich formt gleichsam den äußern Kontur von Würde und Ernst, ja sie werden nicht selten das Hauptmittel ihrer zum ausarten geneigten Lebhaftigkeit Fesseln anzulegen. Nichts ist wenigstens einander so unähnlich, als die Erziehung der Araber gegen unsre europäische, wo man in mancher Provinz grade das Gegentheil zu schätzen pflegt. Hier ist z. B. des Vaters erste Sorge, das Kind so früh als möglich den Händen der Weiber zu entreißen, und es sobald als möglich zum Mannessinn zu gewöh-

gewöhnen. Ist er zu wenig bemittelt, ihm Lehrer zu halten, so vertritt er die Stelle eines Lehrers, sucht ihm jedes Kinderspiel zum vergessen zu bringen, um früh seiner jungen Seele zu der Stärke zu verhelfen, ernsthaft zu denken und ernsthaft zu reden. Hierzu kommt noch ein andres Hülfsmittel, welches dem Hange zur Sinnlichkeit wenigstens nicht schon an den Händen der Eltern den Weg bahnet, nämlich da Musik, Tanz u. dgl. bey den Arabern wenig geachtet, ferner alle Frauenspersonen von öffentlichen Gesellschaften ausgeschlossen sind, (wider welche Sitte sich freylich etwas einwenden ließe) auch starke Getränke durchaus nur heimlich getrunken werden; so bleibt wenigstens ihre junge Seele frey von dem Anblick des Lasters, und wird auf eine unmerkbare Weise von seinem Feuer gedämpfet. Nichts destoweniger lieben die Erwachsenen große Gesellschaften, ihre zahlreichen Zusammenkünfte auf den Kaffeehäusern in Städten, auf Messen und Dörfern, deren jedes wöchentlich die seinigen hat, beweisen, daß dieses Bedürfniß der Gesellschaft immer einen gewissen Grad von Sittlichkeit anzeigt, den man unter ihnen nicht suchen sollte, der aber eine Empfänglichkeit verräth, die unter günstigern Verhältnissen an Künsten und Wissenschaften aufblühen könnte. Wie sichtbar aber auch eine günstige Himmelsgegend, oder lachende Thäler Einfluß auf den Karakter der Einwohner haben, zeiget die Verschiedenheit der Einwohner in Jemen, für jenen in Hedsias und der großen Wüsten, wo bey den erstern in ihrem reizenden Klima weit mehr Heiterkeit angetroffen wird, als bey diesen, deren Anblick von dürren Sande, oder kahlen Felsen, selbst ihrer Einbildungskraft Zwang anzulegen scheinet. Ueberhaupt werden uns Ausländern oft ihre Tugenden wie ihre Fehler nur von einer Seite dargestellet, und unsre

Urtheile

Urtheile über sie können ebenfalls nicht anders als einseitig ausfallen. Dahin gehört die an ihnen so allgemein verschriene Blutrache, oder die mit Blut befleckte Beleidigung wieder durch Blut zu versöhnen. Doch ehe wir etwas über dieses Laster sagen, müssen wir zuvor ihre Tugenden berühren. Es ist natürlich, daß ihre brennenden Leidenschaften auch zu größerer Wirksamkeit aufbrausen, und daß ihre angethane Beleidigungen weit schnellere Schritte zur Befriedigung nehmen müssen. Nur wenn ihre Ehre gekränkt ist, sind sie zankſüchtig, und weichen außerdem öfters Beleidigungen aus, ja selbst in dem größten Tumult, bey Geschrey und bloßen Dolchen kann sie der Zuruf eines Unpartheyischen, „gedenket an Gott und seinen Propheten!„ augenblicklich besänftigen, auf der Stelle wird Friede gemacht, oder ein Schiedsrichter zum gütlichen Vergleich bestellet. In einigen Provinzen, wie z. B. in Jemen, wo der Mord als ein Verbrechen wieder mit ähnlichen Strafen begleitet ist, kömmt die grausame Rache, die die Beleidigten persönlich betrifft, nicht zu der Stärke, als in andern Gegenden, wo es der Familie des Erschlagenen freystehet, sich das vergossene Blut mit Gelde bezahlen zu lassen, oder die Auslieferung des Mörders zu fordern, um ihn selbst zur Strafe zu ziehen, ja endlich ihre Rache auch sogar an der Familie des Mörders zu suchen. Der Beleidigte schwört seinem Feinde oder dessen Angehörigen einen unversöhnlichen Eid der blutigen Rache, und sollten Jahre dahin gehen, ehe er diesen Fleck auszulöschen vermag, sollte er verschiedene Gegenden durchreisen, einen von der Familie (welches meist auch den Vornehmsten betrifft) aufzusuchen, so wird er dessen nicht nur nicht müde, sondern würde seiner beleidigten Familie einen ewigen Schimpf hinterlassen, wenn er es ungerochen dahin gehen lassen wollte. Und auf diese

Weise

Weise ereignen sich nicht selten kleine Familienkriege, welche nicht eher beygelegt werden, bis in der gegenseitigen Familie wieder soviel Glieder getödtet worden sind, als in der angegriffenen: und 30 bis 50 Jahre können dahin gehen, ehe diese Zwistigkeiten gänzlich zu Ende kommen. Doch immer noch sind diese Schilderungen ihres Karakters nur einzelne ausgehobene Züge: ihre häusliche Lebensart, welche mit ihrer natürlichen Lebhaftigkeit in offenbarem Widerspruche stehet, giebt uns viel treuere Schilderungen von ihnen.

Wer in Arabien prächtige oder nur zierliche Gebäude suchen wollte, würde sich durchgängig betrogen finden. Die steinerne Häuser der Reichern sind zwar besser, als die zerbrechlichen Hütten der Aermern, wovon die erstern allemal ein plattes Dach, und die andern ein zugespitztes, mit Kräutern bedecktes Dach haben, ja an den Ufern des Euphrats gleichen sie mehr geflochtenen Körben von Dattelzweigen mit einem rund gewölbten Deckel von Schilfmatten, als Häusern, und die Wohnungen der Beduinen sind, wie schon oben gesagt, von groben Filz, welchen die Weiber verfertigen, und in Form der Kiurden und Turkomannen. Führen ja die Wohnungen der Personen vom Stande den Namen Paläste, so verräth doch ihr Aeußeres, so wie ihr Inneres, daß sie diesen Namen ganz unrecht führen, indem alle Verschönerung oder Aufwand des männlichen Geschlechtes sich mehr auf Kleider, Waffen, Pferde und Bedienten einschränkt, wiewohl der Araber ihre Zimmer durch kostbare Teppiche auf dem Fußboden, bey den Aermern durch Strohmatten allezeit eine angenehme Reinlichkeit verrathen, und der Gebrauch allgemein angenommen ist, daß man die Schuhe beym Eintritt ins

Zim-

Zimmer ableget. Der Vordertheil des Hauses ist allezeit nur der Männer Aufenthalt, und sehr verschieden von den hintern Wohnungen der Frauen, welche auf die ausgesuchteste Weise verschönert sind, wo alle entbehrliche, nur die Weichlichkeit nährende Möbeln im höchsten Grade europäischer Verschwendung anzutreffen sind. Nur diejenigen, welchen viele Zimmer zu besitzen versagt ist, machen von der allgemeinen Regel eine Ausnahme, da man selten oder nie einer weiblichen Person begegnet, wenigstens muß dieser Zufall nicht Gelegenheit zu einer Begrüssung oder genauer Betrachtung Anlaß geben, wenn nicht gegen die Höflichkeit verstoßen, oder die Eifersucht der Männer angereizt werden soll. Bey den niedern Klassen verhält es sich übrigens, wie bey den obern; und da diese selten mehr Stuben zu besitzen vermag, oder durch häufigen Zuspruch überrascht werden könnte, so schlagen die Krämer und Handwerker gewöhnlich ihre Buden in den gangbaren Straßen auf, und bleiben den Tag über in denselben. Diese stete Absonderung vom männlichen Geschlechte erzeigt bey den Araberinnen eine gewisse ehrfurchtsvolle Zurückhaltung gegen alle Mannspersonen überhaupt, ja nicht selten küssen Frauenzimmer Männern vom Stande die Hand, oder wohl gar knieend die Füße; eine Erniedrigung, die in der müßigen und eintönigen Lebensart der Araber ihren Grund hat, und jeden Fremden um so weniger befremden muß, da ihm der Eintritt in das Haus gewiß nicht verstattet wird, bis vorerst der Hausherr versichert ist, daß sich auf seine Nachricht alles Frauenzimmer ins abgelegene Zimmer begeben habe. In den Audienzsälen großer Herren, wo manche vielleicht den größten Aufwand suchen würden, trifft man gewöhnlich nur springende Wasserbecken von Marmor an, welche zur Abkühlung der Luft ungemein

mein viel beytragen; ingleichen den Fußboden mit reichen Teppichen belegt, und rings den Wänden umher mit Polstern ausgeschlagen, auch zu mehrerer Bequemlichkeit bey ihrem starken Tabakrauchen, hinter den Polstern Spuckkästchen, wiewohl sie sich derselben äußerst selten bedienen. Eben so wenig giebt es in ihren Zimmern Stühle oder Sessel, und wo deren sind, werden sie nur als Polster auf den Fußboden gebraucht, auf welche man sich mit übereinander gekreuzten Beinen setzet, oder doch so, daß die beyden Ferse auf dem langen Stuhl oder auf dem Polster aufliegen, und beyde Knie gegen die Brust erhöhet sind; welche letztere Sitte gewöhnlich Ehrfurcht gegen diejenigen anzeiget, in deren Gegenwart sie ausgeübet wird. Schon einmal haben wir erwähnt, daß die einförmige Lebensart der Araber ihrer natürlichen Lebhaftigkeit sehr entgegen zu seyn scheint, und daher ist ihnen auch jede Zerstreuung angenehm, wäre sie auch auf die fadesten und lächerlichsten Dinge gerichtet. Daher ihre Liebe und häufige Besuchung der Kaffeehäuser, ihre häufige Besuchung der Messen, ihr Zusammendrängen auf den Gassen u. dgl. Tabak wird allgemein stark geraucht, noch mehr als bey den Bewohnern der nördlichen Provinzen Asiens: und um ihren Freunden Zeichen der Gewogenheit abzulegen, führen sie stets einen Beutel bey sich, worin sie wohlriechendes Holz verwahren, wovon sie etwas weniges in ihre, und desjenigen seine Pfeife legen, dem sie Achtung erzeigen wollen. Eine andre Sitte ist das Kauen junger Sprossen eines Baums, Kaad genannt, der in Jemens Gebirgen wächst und weit durch Arabien verkauft wird. Uebrigens sind die Vergnügungen der untern Klasse von Menschen dieselben, wie sie auf dem ganzen Erdboden anzutreffen sind: für sie sind rauschende, die Sinne betäubende

Freuden die angenehmsten, und der Genuß solcher dahin einschlagenden Speisen oder Getränke am liebsten, ohne allezeit auf ihre Gesundheit Rücksicht zu nehmen. Und so sucht sich auch hier der arabische Pöbel, in Ermangelung berauschender Getränke, an einer Pflanze zu erholen, die eine Art Hanfblätter ist, Haschisch genannt, welche er raucht, und dadurch eine Umnebelung seines Kopfes erzeuget.

Ihre Sitten bey Tische und der Aufwand ihrer Gerichte ist ebenfalls der Verschiedenheit ihres Standes und ihres Vermögens angemessen. Es pflegen z. B. alle Araber auf der Erde zu sitzen, nachdem über den Fußboden Teppiche und über dieselbe ein großes Tuch ausgebreitet ist. Auf dieses Tuch kömmt ein Tisch, höchstens anderthalb Schuh hoch, zu stehen, und über denselben wird eine große, runde und stark verzinnte Kupferblatte gelegt, auf welche man endlich das Essen in kleinen, runden, kupfernen Geschirren hinträgt. Um diese Tafel geht ein langes, weißes Tuch anstatt der Servietten, und liegt jedem auf seinem Knie, nur gemeine Leute bedienen sich des Tuches, so sie stets bey sich tragen und zum Abtrocknen nach dem Waschen gebrauchen. Ihre Hände dienen ihnen statt aller Messer, Gabeln oder Löffel, wiewohl letztere von Horn zuweilen bey den Türken angetroffen werden. Ihre bis zur Aengstlichkeit vorgeschriebene Sorgfalt der Reinigung, die Sitte, allenthalben die Speisen kleingeschnitten aufzutragen, und eine andre, sich der linken Hand ohne unhöflich zu seyn, bey Tische nicht zu bedienen, erklärt einigermaßen diesen Uebelstand, und mildert diese ekelhafte Gebräuche. In der Zahl der Speisen, wie auch in der Art, sich in Gesellschaft zu Tische zu setzen, giebt es dieselben Verschiedenheiten. In der Wüste wird z. B. bey

den

den vornehmsten Schechs nicht mehr als eine große, runde Schüssel aufgetragen, in der sich meist gekochter Reis oder Pilaus mit kleingeschnittenem Fleisch befindet, und ihre Tische sind so klein, daß selten die ganze Gesellschaft auf einmal Platz findet, sondern partheyenweise sich sättiget. Dasselbe geschiehet bey Leuten von Stande in den Städten, die sich ihre Mahlzeit in mehrern kleinen, pyramidal auf einander gelegten Schüsseln auftragen, und dann den Rest von Bedienten verzehren lassen. Ihre Speisen werden eben in so kurzer Zeit genossen, als sehr kurz ihre Gebete sind, wobey sie aber allezeit die höchste Andacht bezeigen. Im ganzen Orient ist diese Gewohnheit üblich, schnell zu essen, und eine Mahlzeit von zwölf und mehr Gerichten ist in einer Zeit von zwanzig Minuten völlig geendiget: wer satt ist, steht auf, dankt Gott in kurzen Worten, wäscht sich und trinkt hinterher frisches Wasser oder Kaffee. Sowohl die nördlichen als östlichen Araber lieben dieses Getränke, das bey ihnen ebenfalls Kahwe heißt, so sehr als die Türken, nur daß sich die Einwohner in Jemen dessen nicht ganz, sondern nur der Schale von der Bohne bedienen, ob er gleich bey ihnen am besten wächst, weil sie sich überzeugt haben, daß es ein Getränke ist, welches der Gesundheit geradezu entgegen stehet. Obschon alle hitzige Getränke durchaus verboten und bey der Mahlzeit nicht anzutreffen sind, so bedienen sich doch viele heimlich derselben; im ganzen aber sind die Araber ein mäßiges und nüchternes Volk. Ihr Getränke ist Wasser, und ihre täglichen Speisen sind Reis, Gartenfrüchte, Milch, Butter, dicker Milchrahm und Fleisch, jedoch dieses letztere genießen sie nur sehr mäßig, und nur in der Wüste muß Schaffleisch die gewöhnlichste Speise seyn. Der gemeine Mann begnügt sich mit Dürra, einer Art

Hirsebrod, das mit Butter, Oel oder Kamelsmilch geknetet und als Kuchen gedörrt wird.

So zufrieden der Arme bey seiner geringen Kost zu leben gewöhnt wird, eben so ist es mit ihrer Kleidung: doch die Nationaltracht der Araber ist keinesweges ganz einfach und ganz bestimmt, und auch hier hat die Mode ihren sichtbaren Einfluß. Nichts ist unbequemer und dabey auch kostbarer, als der Kopfputz der Araber von der Klasse des Mittelstandes, denn oft sind ihnen kaum funfzehn Mützen genug, um ihren Kopf zu decken; eine ist über die andere gesteckt, und die unterste zwar nur von Leinwand, die folgenden aber von Lacken oder mit Baumwolle ausgeneht, und die oberste allemal mit Gold gestickt, auch gewöhnlich mit einem Spruch aus dem Koran geziert. Die Menge dieser Mützen umgiebt ferner ein feines Nesseltuch oder ein Sasch, das mit beyden Enden, wo es mit goldenen oder seidenen Franzen ausgeziert ist, auf die Achseln hängt. Daß aber dieser ganze Putz in einem so heißen Lande allerdings lästig sey, fühlen sie sehr wohl, daher sie diesen Thurm zu Hause oder bey Freunden bis auf zwey Mützen ablegen, und nur dann beym Ausgehen die übrigen wieder überziehen; bey einem Vornehmen aber darf niemand ohne ganzen Turban erscheinen, und vorzüglich suchen sich die Gelehrten durch die Höhe ihres Turbans auszuzeichnen. Doch leichter, aber unnöthig ist das Stück feine Leinwand, das die vornehmen Araber gegen die Sitte aller übrigen Morgenländer über die Schultern werfen, wenn sie aus dem Hause gehen, und ehedem wohl für den Regen bestimmt gewesen seyn mag. Der gemeine Mann hingegen begnügt sich mit zwey Mützen und einem nachläßig umgewundenen Sasch; einige tragen Hemden und

Bein-

Beinkleider; die größere Zahl aber hält Arme und Beine nackt, kennt weder Strümpfe noch Schuhe, und wirft nur ein großes Stück Leintuch über die Achsel, wickelt ein andres um die Hüften und wenn es die Kälte erfordert, als z. B. in den Gebirgen, so hüllet er sich in einen Schafpelz. Diese Tracht hat für sie mehr als einen Vortheil, nicht nur bey Tage, sondern auch bey der Nacht ist es seine Decke, sein Bette, der Gürtel seine Matratze, und das Achselkleid die Oberdecke, nur mit dem Unterschied, daß die Bergbewohner in einen Sack kriechen, um sich für die in der Nacht sehr häufigen Insekten zu verwahren. Anstatt der Schuhe tragen die Mannspersonen von Mittelstande, hölzerne oder lederne Sandalen, die, wie bekannt, aus einer dünnen Sohle bestehen und mit Riemen über den Fuß gebunden werden; nur Reichere bedienen sich, so wie das Frauenzimmer, der platten ledernen Pantoffeln oder Babuschen genannt.

So auffallend der Kopfputz der Araber auch ist, so einfach ist ihre übrige Kleidung und so wenig künstlich, daß so gar blinde Schneider sich nicht irren können. Ihre Abbas oder Oberkleider ohne Ermel, (welche in Jemen nur Reisende, in der Provinz Lachsa hingegen beyde Geschlechter in der Stadt tragen,) sind ganz ohne alle Kunst, und gleichen einem oben und unten offenstehenden Sack mehr, als einem Kleide. Eben so ist es mit der Kleidung der Weiber des gemeinen Standes: in den Gebirgen besteht sie aus Beinkleidern, und einem Hemde von blaugefärbter Leinwand: in der Tehama verstecken sie das Hemde in den Hüftengürtel und wissen nichts von Beinkleidern. In Hedsias fügen sie der letztern Tracht noch eine Art

von Schleyer bey, der wegen seiner Schmähle nur die Nase, den Mund und das Kinn bedeckt, aber Augen und Wange frey läßt. In Jemen ist dieser Schleyer größer und verdeckt das ganze Gesicht bis auf ein Auge. In Sana, Taäs und Mochha hängt ein Flor von Gase über das ganze Gesicht, und oft ist er mit Golde gestickt; mehrere Abweichungen zu geschweigen, die Ort und angenommene Denkart erzeugen. Bey alle der wenig glänzenden Kleidertracht wissen sie jedoch ein andres Mittel sich prachtvoll zu machen, und dies geschieht durch Ringe an Fingern, Armen, Nasen und Ohren, mit Glasperlen um den Hals, mit rothgefärbten Nägeln, mit braungelb geschminkten Füssen und Händen, durch Schwärzen der Augenlieder, durch Einstechung verschiedener Figuren u. dgl. und bey alle dem spricht man den Schönen in nördlichen Gegenden ihre Reize in keinem Stücke ab, nur die gegen Süden und im flachen Lande, haben durchgängig eine braungelbe Farbe, und wenn das Urtheil nicht partheyisch ist, so verstünden beyde sich schöndünkende Mädchen, ohngeachtet ihres neidischen Schleyers, doch die Kunst, auf Augenblicke ihre Reize darzulegen. Nichts scheint aber bey den Arabern der Mode mehr unterworfen zu seyn, als das Haar und Bart, denn in den Staaten des Imans von Sana z. B. lassen sich alle Mannspersonen den Kopf rasiren; in andern Gegenden von Jemen läßt wieder jedermann, selbst der Schech, seine Haare wachsen; alle lassen sie hängen und fliegen und nur der Schech windet sie in ein Tuch, das hinten am Kopf geknüpft ist, ja statt des Turban, wickeln sich die übrigen ein Paar Stricke um den Schädel. Alle Araber tragen ferner ihren Bart so lang er nur wächst; den Knebel-

bart

bart hingegen sehr kurz: meist ist er von schwarzer Farbe, und nur alte Thoren suchen ihn, wenn er grau wird, roth zu färben. Auch die Juden tragen ihre natürlich gewachsene Bärte, tragen aber keinen Turban, sondern eine kleine Mütze, und ihre ganze Kleidung übrigens von blauer Farbe.

So vieler Gebrechen sich auch die Bewohner dieses Welttheiles, in den Augen europäischer Nationen schuldig machen, so viel man über Grausamsamkeit, Verfolgung und Barbarey zu schreyen von Jugend auf gewöhnt wird, so viel sich endlich Reisende Mühe gegeben haben, die türkischen und arabischen Völker, als stolze, unhöfliche und unduldsame Menschen auszuschreyen; so wenig haben alle diese Beschuldigungen allezeit Wahrheit zum Grunde, und viele derselben beruhen meist nur in einer völligen Unbekanntschaft mit der ganzen Nation, oder auf falschen Beobachtungen und Erzählungen. Wer eine unpartheyische Parallele ziehen will, ob z. B. in Arabien, (von dem wir hier eigentlich sprechen,) nicht eben so viel oder wohl mehr Duldsamkeit angetroffen werden mag, als in manchen europäischen Staaten, der wird ohne Zweifel auch den Grund eben so leicht finden, warum an manchen Orten und besonders bey den Türken, die Verachtung der Europäer durch nichts gemildert werden kann. Schon oben ist der Duldung, als einer Tugend der Araber, mit mehrerm gedacht worden, hier soll sie nur Hinzufügung ihrer eben so gutherzigen Gastfreyheit und Höflichkeit erhalten. Vorher muß man nicht vergessen, daß alle Christen in Arabien Nassara heißen, und nach Landesgesetzen zu keinem öffentlichen Amte gelangen können, wohl aber als Kaufleute geduldet sind und

mit dem Namen Barsagan benennt werden: nur eine kleine Ausnahme leidet diese Benennung, weil diejenigen, welche in ihrem Anzuge kein Aufsehen machen, nicht Kaufleute, sondern Mallim, d. i. Handwerker genannt werden. Auch die Juden gehen von dieser Schonung aus, die bey einer sehr großen Anzahl und einem ausgebreiteten Handel, auch alle die Beynamen ertragen müssen, wodurch man nicht allemal die gesitteste oder beste Gattung Menschen bezeichnet. Den wesentlichsten Theil von der Höflichkeit der Araber macht ihre Gastfreyheit, und diese Gewohnheit hat sich im ganzen Lande, wie in seiner ganzen treuherzigen Einfalt, aus den Zeiten der Vorältern erhalten. Bey ihnen trift man gewiß auf den Straßen und in den Dörfern Khans und öffentliche Häuser an, wo der Reisende nicht nur beherbergt, sondern auf einige Tage ohne Bezahlung verpflegt wird. Ihr Tisch ist bey dem Aermsten wie bey dem Reichsten für jeden gedeckt: der Reiche ladet gewiß den Ankommenden oder Vorübergehenden zu seinem Tische ein, und selbst der geringste Kameltreiber theilt mit allen Zeichen der Gutherzigkeit, seinen geringen Vorrath von Datteln oder Brod, wer es nur annehmen will, und was dieser Tugend den höchsten Werth beylegt, ist: Arme und Reiche sind gastfrey ohne Ansehen der Person und Religion, ja es gewährt ihm die Annahme und Bewirthung auch sogleich die Versicherung, auf eine unverletzbare Beschützung gegen allen ihm vorkommenden Unwillen zu sichern. Begegnen sie sich auf den Straßen, oder besucht einer den andern, so ist ihr gewöhnlicher Gruß, „Friede sey mit euch“, (Salam Aleikum,) wobey denn immer die rechte Hand auf das Herz gelegt, und noch hinzugefügt wird, „und der Segen und die Barmherzigkeit Gottes“. Treffen sich bekannte Araber

in

in der Wüsten, so küßt jeder seine Hand, giebt sie dem andern wohl zehnmal, immer mit der Frage begleitet: „Freund wie lebst du“? Diese Gebräuche sind jedoch der Abweichung unterworfen und nicht immer dieselben. Bey Besuchen z. B. in Jemen, umarmen sie sich dabey, oder berühren einander den Mund mit dem Finger u. dgl. ist es ein Ceremonienbesuch, so muß außer dem gewöhnlichen Tabak, Kirscher und Kaad, noch Rosenwasser und Salbe da seyn, um das Gesicht und die Kleider des andern zu beehren.

Eine andre Gewohnheit, und die sowohl in der Erhaltung der Gesundheit, als auch in pünktlicher Beobachtung religiöser Frömmigkeit ihren Grund hat, ist die äußerste Reinlichkeit, als öfteres Baden, Waschen, die Nägel zu beschneiden, die Haare abzuscheeren, oder wo es Sitte ist, sie auszuraufen, der auch eine gewisse Enthaltsamkeit beygesellt ist, aller der Handthierungen, welche Schmuz, Ekel oder Uebelgeruch mit sich führen; wiewohl diese Abneigung nicht von den Personen, die sie verrichten, als von der Sache selbst wohl zu unterscheiden ist. Dahin gehören Badwascher, Barbirer, Fleischer, Gerber u. s. w. die aber alle ausser ihren Verrichtungen wieder am gesellschaftlichen Leben Antheil nehmen. Eben so die Verunreinigung mit den Todten, und ihre Ausschliessung auf eine Zeitlang aus den Moscheen und Tempeln; mit welcher Gewohnheit aber die Araber nicht zu strenge umgehen, denn nach einer mäßigen Reinigung kehren sie wieder zu ihren Geschäften zurück.

Noch sind uns die Araber von der Seite unbekannt, die eigentlich einen hellern Begriff ihrer

Seelenkräfte darbietet, noch haben wir sie unsern Lesern nicht von der fähigsten Seite gezeiget, und deßwegen ist es unsre Pflicht, auch hierüber etwas zu sagen, und sowohl über ihre Sprache, als gelehrte Kenntnisse bestimmter zu seyn. Wahr ist es, daß abergläubische Vorurtheile aus Unwissenheit mit der Natur hier ihren festen Sitz genommen haben, daß Glauben an Zauberey, böse Geister, Hexen u. dgl. das Tragen der Talismane auf der Brust, und andere Gegenmittel nothwendig machet, daß in der festen Ueberzeugung, sonst unerhört zu beten, sie sich alles Goldes, Silbers und Edelsteine entledigen, und da sie doch oft beten müssen, es nur Ringe von Eisen, Glas oder Kupfer seyn dürfen. Wem sollte aber bey diesem Bestreben, der Gottheit zu gefallen, ein Lachen erregt werden? Wer kann ein Volk der Unwissenheit wegen verdammen, dessen obere Beherrscher sich lange nicht Mühe genug geben, oder ihre Mittel nicht alle wirksam machen können, den Wissenschaften Aufnahme zu verschaffen? Und wie sehr irren diejenigen, welche glauben, Arabien leide hieran Hauptmangel! Wer aus Erfahrung weiß, daß es in unserm Europa, selbst in den Hauptstädten, wo die Gelehrsamkeit ihre Werkstatt hat, unter verschiedenen Klassen von Menschen auch Leute giebt, die weder lesen noch schreiben können, der wird sich um so mehr wundern, wenn er hört, daß hier in Arabien dieser Fall nur selten, selbst unter der niedern Klasse, anzutreffen ist, und wenigstens den Unterschied, wo es ist, nicht zu unerhört finden. Leute von einigem Stande und Nachdenken halten ihren Kindern, selbst jungen Sklaven, einen Hauslehrer, und Arme lernen dasselbe in öffentlichen Schulen. (Maddraß genannt.) Ja in einigen großen Städten giebt es Schulen auf den Marktplätzen, offen wie die Kramerbuden, in denen

nen jeder Knabe vor seinem Pulte sitzt, wo laut gelesen wird, und er durch das Getöse in nichts gehindert wird. Ihre Hauptbeschäftigungen sind, Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion. Mädchen werden zu Hause und von Weibern unterrichterrichtet. Noch giebt es in mancher großen Stadt höhere Schulen oder Gymnasien, in welchen man die sogenannten höhern Wissenschaften treibet, und in den Staaten des Imans sind seit langer Zeit zwey gute Akademien, eine für die Sunniten zu Zebit, und die andre zu Damar für die Zediten, welche beweisen, daß der Geist der Wissenschaften sogleich wirksam seyn würde, wenn Aufmunterung, Bücher, Lehrer u. s. w. jedes das seine beytragen würde, sich eine Stufe höher zu schwingen. Daß sie in einzeln Theilen der Wissenschaften weder unwissend noch leer sind, beweist zuforderst ihre bekannte Liebe zur Dichtkunst; sollten es freylich auch mehr Reime als Gedichte seyn, so wissen sie doch noch bis auf den heutigen Tag, die Thaten ihrer Helden, oder Einfälle ihrer eigenen Phantasie, auf das nachdrücklichste herzulesen, aufzubehalten, und nicht selten an öffentlichen Orten, als z. B. auf Koffehäusern, ihre oder Anderer Werke des Geistes herzulesen, welches wenigstens nur von den Arabern und nicht von den Türken gesagt werden kann. Sind sie auch keine großen Astronomen, so ist ihnen doch diese Wissenschaft nicht ganz fremde. Sie theilen ihre Tage in vier und zwanzig Stunden, fangen aber allemal mit dem Untergange der Sonne an zu zählen, welches freylich in Ermangelung der Uhren eine große Unrichtigkeit und Verwirrung der Tags- und Stundenlänge erzeiget. Der Lauf des Mondes bestimmt die Monate und zwar, der Tag, an welchem der Neumond über ihrem Horizont trit, ist allemal der erste des Monats, unbekümmert, ob er, wenn Wolken die

Luft

Luft verdunkeln, vielleicht etliche Tage früher da gewesen ist: daher die Gelehrten auch ihre Jahrbücher mehr nach den Sonnenlauf halten, um Tage und Monate darnach zu berechnen. Ein andrer Beweis, wie sorglos sie in der Feyer ihrer Festtage sind und welche sichtbare Verwirrung ihre Rechnungen hervorbringen, ist: sie feyern nämlich die zwey großen Feste der Muselmänner, wovon in Absicht der Jahrszeit so abgewichen wird, daß oft der Araber, welcher das Fest sonst in seiner Jugend im Frühling feyerte, es im Alter gar leicht im Winter feyern muß, ja daß dieselben Feste in nur sehr nah gelegenen Orten, an ganz verschiedenen Tagen, früher oder später anheben. Diese ihre schwachen und äußerst mangelhaften Kenntnisse, beruhen aber nicht sowohl in ihnen selbst, denn ihre Neigung dafür ist mehr als zu lebhaft, als vielmehr an Mangel der Instrumente und Bücher in ihrer Sprache. Der aufgeklärtere Theil weiß z. B. sehr wohl die Ursachen der Hauptnaturerscheinungen anzugeben, als Sonn- und Mondfinsternisse u. dgl. aber nur der meiste Theil der Araber, schreibt beyde Begebenheiten der Verfolgung eines großen Fisches zu; sie setzen ihre metallene Gefäße vor die Thüren oder auf die Dächer und machen damit ein starkes Getöse, um, wie ihnen die Fabel lehrt, mit dieser Musik, bis zu den Ohren des Khalifen zu dringen, der an die Vorherbestimmung einer Mondfinsterniß, durch einen gewissen Astronomen nicht glauben wollte. Woher sie aber auch diese Gewohnheit haben mögen, so gehn sie dabey mehr mechanisch als ängstlich zu Werke, und scheint sie mehr ein Vergnügen als Schrecken anzuzeigen. Viele der arabischen Völker und vorzüglich die Schijten, hegen, wie schon oben gesagt, die albernsten Meinungen und Ahndungen, wenn sie nur ihrer Leichtgläubigkeit Nahrung ver-

verschaffen: und hierher gehört vorzüglich die steife Anhänglichkeit an der Auslegung künftiger Schicksale, oder die kindischen Fragen an leblose Dinge bey wichtigen Unternehmungen, und sollte es bey Schliessung eines Kaufs oder dergleichen, in der vorhergegangenen Zählung ihrer Kleiderknöpfe oder Steine des Rosenkranzes seyn. So auffallend aber ähnliche Handlungen seyn müssen und so ungereimt die übrigen sind, die wir noch zu nennen haben; so können wir uns doch dabey immer des Gedankens nicht erwehren, daß die Unwissenheit dieser Völker lange noch nicht dieselbe Verlachung verdient, als die, so unter einer nur zu großen Anzahl Menschen in Europa, bey viel mehr Mitteln, in eben so hohem Grade anzutreffen ist, daß, während ein Araber seine Knöpfe um Rath fragt, ein Europäer von einer Karte oder Koffeschaale dasselbe zu wissen verlangt. So rühmen sich ferner die Araber einer besondern Wissenschaft, die den künstlichen Namen, die geheime, führt, und die ohne Erlaubniß eines grossen Meisters, eigentlich niemand treiben darf. Diese Meister sind mehrentheils aus dem ersten Adel Arabiens; unter denen sich in neuern Zeiten ein gewisser Ism-Allah besonders berühmt gemacht hat. Nach dieser Wissenschaft soll es möglich seyn, alles zu entdecken, was auf der ganzen Erde vorgeht, Winde, Wetter, Jahreszeiten, Geister, Schätze der Erde, Krankheiten, nach Gefallen zu lenken oder zu heben: ja man führt Heilige an, die es so weit gebracht hatten, daß sie durch ein geschriebenes Billet, zur Zeit des wütenden Sturmes an den Mast genagelt, augenblicklich das Ungewitter gestillet und Schiff und Menschen vom Untergange gerettet haben. Weil aber diese geheime Kunst auch verschiedene Theile hat, so gelangen nicht alle bis zu dieser Kenntniß, sondern treiben nur einen oder den andern Theil

davon,

davon, und der besteht in der Täuschung, die Taschenspielerkünste verlangen, als ohne Schaden Feuer und Schlangen zu essen, ein Ey unter einem Becher in Früchte zu verwandeln, sich verschiedene Eisen durch den Leib zu stoßen u. dgl. und ob schon die aufgeklärtere Klerisey der Muselmänner diese Kunst laut mißbilliget, so bedienen sich einige Derwischorden*) derselben, um den Pöbel zu blenden und die Heiligkeit ihrer Religion daraus zu beweisen. Noch eine Untergattung der geheimen Wissenschaft ist die Kunst, solche Zeddel zu schreiben, die wider böse Vorfälle oder kleine Ungemächlichkeiten Dienste leisten sollen. Man macht diese kunstvolleu Billets in Leder ein, trägt sie auf dem Kopf, am Arme, auf dem Leibe, hängt sie wohl gar auch aus gleicher Absicht den Thieren an, und glaubt dabey, Frösche zum Schweigen zu bringen, Fliegen zu vertreiben, böse Augen zu heilen, (wenn nämlich die Zeit, Tag und Stunde sehr genau dabey beobachtet wird,) und was dergleichen mehr aus dem Namen

*) Derwische oder mohämedanische Geistliche gehen, gleichwie die andern Türken gekleidet, ausgenommen, daß ihre Tracht kürzer, und einerley Farbe grün oder roth ist. Sie gehen barfuß, haben einen Rock an, ohne Hemde, und tragen über dem Rock ein weites Kleid, in Form eines Mantels, das von vielen Stücken und Lappen zusammengesetzt ist. Anstatt eines Turbans, tragen sie auf dem Haupt einen kleinen Filz oder Mütze, ohngefähr eines Daumens dick, und eines Fusses hoch. Man unterscheidet sie von den Cuoveli, einer andern Art Geistlichen. Diese betteln, leben als Einsiedler und stehen unter keinem Oberhaupt. Ihre Kleidung ist äußerst schlecht, ihr Betteln nicht selten mit Stehlen verknüpft, und stellen sich meistentheils närrisch, um für heilig gehalten zu werden. Noch eine andre Art sind die Kalendar, sie gehen fast nackend, und leben äußerst strenge.

men eines Menschen, aus der Stunde seiner Geburt, noch für unsinnige Auslegungen seines Schicksals geschmiedet werden. Die letzte, aber auch selbst von den Arabern verabscheuete Kunst, ist die sogenannte Hexerey, die nichts als den Schaden seines Nebenmenschen zur Absicht haben soll. Die Araber in Oman sollen in dieser Kunst für den übrigen besonders sehr erfahren seyn, und die meisten Künstler besitzen, nur Schade, daß, ob sie zwar Menschen und Vieh zu lähmen vorgeben, Haß, Zank und alle Leidenschaften entflammen können, sie es doch noch nicht, wie die Künstler in Europa, es bis zu Blocksbergen und Hexentänzen haben bringen können. Der Hauptschluß dieser ihrer seltenen Kunst und Wissenschaft, macht die auch in Europa bekannte Narrheit des Steins der Weisen, von dem sie fest überzeugt sind, daß ihn die Venetianer besitzen und wobey noch mancher, wie in Europa, sich und seine Familie darüber zu Grunde richtet, um in das Innere dieser geheimen Wissenschaft einzudringen.

Haben wir bisher die Araber auf einer fehlerhaften Seite gesehen, haben uns ihre Schwächen mißfallen, so ist es auch Pflicht, etwas von ihren Kenntnissen zu erwähnen, die sich auf ihre Tugenden gründen. Hierunter verstehen wir zunächst ihre mäßige Lebensart, die ihnen künstliche Mittel, die Gesundheit zu ersetzen, unnöthig macht, oder, wenn sie derselben bedürfen, mehr zu den einfachen Hülfsmitteln der Natur ihre Zuflucht nehmen, als zu Arzneymitteln. Daher kömmt es, daß man bey ihnen äußerst wenig Männer antrifft, welche diesen Theil der Wissenschaft betreiben oder Kenntnisse darin besitzen, und Chymiker, Apotheker, Wund- Roß- und Menschenärzte, sind meist immer in einer Per-

son

son vereinet, und müssen es seyn, wenn ihr Leben nur nothdürftig, oder ihre angewendeten Bemühungen nur einigermaßen vergolten werden sollen. Selbst die Einimpfung der Pocken, welche durchgängig bekannt ist, verrichtet die Mutter ganz sorglos durch Ritzen eines Dornes am Arme des Kindes, oder sucht sie dem Kinde auf andre Art beyzubringen. Es ist nicht zu läugnen, daß ihre Kenntnisse in Kräutern sehr vielfältig, und deren Wirkung durch häufige Erfahrungen bekannt seyn muß. Ein Bauer aus den Gebirgen in Jemen z. B. macht sich aus dem Milchsaft eines Baumes, in den er schneidet, ein Purgatif und geneset, ob schon dasselbe Mittel etwas stärker, zugleich auch den Tod befördert. Oder sie schmieren sich mit Salben, kochen Kräuter zum Bade oder zum Waschen u. dgl. ja selbst in dem gefährlichsten Zustande, wo der Biß eines giftigen Thieres die größten Uebel erzeigen könnte, wissen sie die einfachsten Mittel zur Heilung anzuwenden. Des Baumöles zum Salben bedienen sich die Araber, z. B. auf folgende Weise auch sogleich an ihren Kindern. Sobald ein Kind geboren ist, gießen sie Baumöl in eine Pfanne und setzen es aufs Feuer: wenn es kocht, tauchen sie ein Stück Tuch hinein und salben das Kind damit, dann stoßen sie Salz zu Pulver, bestreuen den Leib und reiben es dann wieder mit diesem Tuch, worauf es allemal an die Sonne gelegt, und dieselbe Arbeit einige Tage wiederholt wird, damit es für jeden Einfluß der Luft fühllos und weniger Krankheiten ausgesetzt sey. Ein Uebel hingegen muß aller historischen Wahrscheinlichkeit nach, in Arabien einheimisch seyn und richtet noch heutiges Tages die traurigsten Verwüstungen an: dieses ist der Aussatz, der sich jedoch auf drey verschiedene Arten äußert, wovon aber die eine so abscheulich und bös-

artig

artig ist, daß diejenigen, so sie besitzen, nicht nur die entsetzlichsten Martern ausstehen, sondern auch bey einem gleichsam immerwährenden Sterben, andre vergiften. Die Zeichen, so solche Elende an sich tragen, sind besonders Verzeichnungen des Gesichtes durch weiße und braune Flecken, allmählige Lähmung der Finger und andrer Glieder, von denen oft manche ganz abfallen oder an Wangen, Augen und Ohren verunstaltet werden, einen unerträglichen Odem aushauchen, und in solchem engbrüstigen Zustande, dem langsamsten Tode entgegen gehen. Es ist übrigens den Arabern sehr daran gelegen, dieses Uebel immer mehr von sich zu entfernen, und manche Schechs lassen es ihre Hauptsorge seyn, für diese Elenden in besondern Wohnungen oder Orten auf Hülfsmittel zu denken, wenn es nicht etwa nur eine andre unschädliche, aber doch ekelhafte Art eines Ausschlages wäre. Traurig ist übrigens der Gedanke, daß diese entnervende Seuche auch in Europa nur zu sehr bekannt ist, und wenn Arabien auch nicht unglücklich genug seyn sollte, die Ursache ihres Entstehens abzugeben, doch die Veranlassung dazu in beyden Welttheilen, wohl gewiß nicht ein und dieselbe seyn mag. Auch ist diese Seuche keinesweges mehr im Orient so häufig, als sonst. Ist jemand damit angesteckt, so muß er sich sogleich nach Damaskus begeben, weil er hier weniger ansteckend, als in andern Gegenden seyn soll. In dieser Stadt ist ein Hospital für diese Unglücklichen angelegt, wohin auch Venerische gebracht werden. Man versiehet den Aussätzigen mit einem beglaubigenden Schreiben an die Obern in Damaskus, die Aufnahme in dieses Haus betreffend. Man nimmt einen Esel, bindet auf demselben, auf der einen Seite einen Stuhl fest, in welchem der Kranke sitzt, und versieht ihn mit allem, was er auf der

Reise nöthig hat. Ein Kerl, den man gegen gute Bezahlung dazu vermag, geht mit diesem Elenden, aber ganz weit hinter ihm, und ruft allen, die ihm begegnen zu; „kommt dem, der da reitet, nicht zu na„he, er ist aussätzig,“ und jeder geht ihm denn so weit er kann, aus dem Wege. Wenn sie vor das Stadtthor kommen, wird in der Stadt die gehörige Nachricht davon gegeben. Auf der zum Hospital führenden Straße läßt sich alsdann niemand sehen; darauf wird er hineingenommen, bekömmt sein Zimmer, und muß für seine Pflege selbst sorgen. Der Esel wird hernach in die Wüste gejagt, wo man ihn todtschlägt, und, alles was auf und an ihm war, verbrennt. Ein Unglücklicher muß dem andern zu helfen suchen, niemand kömmt zu ihnen, Allmosen werden ihnen hingelegt vor ein Gegitter und sie werden übrigens sorgfältig bewacht, nicht entfliehen zu können.

Soviel schien uns bis hieher nothwendig, über Kultur zu sagen, und da wir in der Geschichte die Revolutionen, die sie etwa gemacht hat, noch nachzuholen haben, auch bey jeder einzelnen Provinz, die Abweichungen anzeigen können, wo es in Absicht der politischen Verfassung vom Allgemeinen abgehet; so scheint es hier wenigstens nothwendig, noch überhaupt etwas von der Regierungsform der Araber und deren Adel hinzuzufügen. Ist die väterliche Herrschaft ein sicherer Beweis von dem Alter einer Nation, so darf Arabien Ansprüche darauf machen: denn ob auch hie und da in Arabien sie keinesweges mehr der Regierung ihrer Vorältern gleicht, so findet man sie doch bey den Beduinen noch völlig unverändert. Die Hirtenvölker oder Beduinen, haben eine unzählbare Menge von Schechs, wo jeder seine Familie als um-

umschränk-

umschränkter Monarch regiert, nur daß, (wie wir schon vorläuffig oben angezeigt haben,) diese Familien demohngeachtet einen Ober-Schech erkennen. Diese ungeheure Anzahl kleiner Fürsten zieht natürlich die traurigsten Uebel nach sich. Was ist gewisser, als daß häufige Streitigkeiten und Kriege entstehen müssen, wo allenthalben Regenten an zwey oder drey andre mit gegenseitiger Interesse angränzen, und ob ihre Kriege auch weniger unmenschlich sind, oft auch bald zu Ende gehen, so lindert doch das der Unterthanen Abgaben eben so wenig, als es die Arbeiten vermehret. Hierzu kommt ein andres unheilsames Uebel, die Begierde der Fürsten, ihren und ihrer Söhne Nachkommenschaft glänzenden Hofstaat zu erhalten oder zu vermehren, und da dieser nur auf den Abgaben der Aermern gegründet ist, so bleibt den Unterthanen freylich nichts übrig, als mit saurer Mühe ein fruchtbares Land zu bauen, aber dessen Erwerb den Müssiggängern zu geben, und elende Kost, in elender Kleidung und Hütte zu einem täglichen Loose zu wählen. Daß die Beduinen freywillig ein ärmeres unthätiges Leben führen, ist gewiß, aber eben so gewiß ist es auch, daß die Einwohner der Städte und Feldbauer gezwungen werden, arm zu seyn, da ihnen die häufigen Bedürfnisse ihrer Fürsten und eine erstaunliche Anzahl Geistliche, dieses Joch durch nichts zu erleichtern gedenkt. Wäre der Handel von Ostindien nicht in die Hände der Europäer gefallen, und wäre er über den arabischen Meerbusen fortgeführt worden: so würden die Foderungen der Fürsten vielleicht weniger die Einwohner drücken; so aber scheinen die armen Bewohner alles gethan zu haben, was sie thun konnten, und wenn der Acker- und Landbau nicht mehr Ueberfluß gewähret, we-

nigstens die Schuld nicht in ihrer Vernachläßigung zu suchen seyn.

So richtig die Benennung auch ist, wenn man unter dem oft erwähnten Schech oder Schächh, allezeit einen edlen Araber versteht; so sehr sie auf Titel, Geburt und Geschlechtsregister stolz seyn mögen, so bedarf doch beydes eine etwas bestimmtere Anzeige, um sich hierinne nicht zu irren. Die berühmteste Abstammung aller arabischen Familien ist die von Mohámed und dem Range nach die erste, aus Ursache, da der Stifter ihrer Religion von einer ursprünglich alten Familie abstammte und sich im ganzen Orient zur höchsten Stuffe zu erheben wußte. Verschieden sind die Ehrentitel, wodurch sie sich von andern auszeichnen. In Arabien hießen sie Scherifs und Seyid, in den nördlichen Gegenden der Muselmänner, Scherifs und Emirs, in den östlichen Kolonien der Araber gemeine hin Seyd, in dem District Havisa an den persischen Gränzen Maula, und so nennt sich auch der Kaiser von Marokko; und ein andres Unterscheidungszeichen verschiedener Gegenden ist, ein grüner Turban, sogar eine grüne Flagge an den dem Seyd gehörigen Schiffen. Eine für allen übrigen vorzügliche Hochachtung, empfänget der Scherifs im Hedsias, die so weit gehet, daß er sich ohne Furcht, nur angetastet zu werden, unter das hitzigste Treffen mengen darf, daß sein Wohnort, ohne Thür und Schloß, für Raub gesichert ist, und selbst der Sultan sein Todesurtheil nicht auszuschreiben vermag. Nur die Nebenumstände machen eigentlich den Titel erheblich: denn außerdem ist er so allgemein und zahlreich, daß man in Jemen z. auf ganze Dörfer stößt, die sich diesen

Titel

Titel zueignen. Vielleicht ist der Titel Schech, eine der ältesten Ehrenbenennungen des arabischen Adels; allein er wird auch fast für jedes Amt gebraucht, weil, die außerdem wortreiche Sprache, gerade für Titel am ärmsten zu seyn scheint, und daher führen Fürsten, Edelleute, Professoren, Schulmänner, Moscheenbeamte, Nachkömmlinge von Heiligen, Stadtschützen, Vorsteher der Juden, sogar Wahnsinnige ꝛc. denselben Titel, wiewohl sie eigentlich nie in den Adel erhoben worden.

Will man daher den Arabern Liebe zum Ahnen zuschreiben, so kann das nur von den uralten Geschlechtern der Schechs, Seyids und Scherifs zu verstehen seyn, wiewohl auch derer Geschlechtsregister äußerst mangelhaft ist, da ihnen alle Mittel fehlen, der Zukunft sichere Urkunden zu überlassen. Ihr einziges Hülfsmittel, ein Stammregister zu unterhalten, ist, sie bewahren allezeit in der Familie den Namen desjenigen auf, der bey der Nation berühmt ist, und von dem sie ohne Widerspruch abstammen: auf diese Art steigen sie immer von einem zu dem andern fort und gelangen nicht selten bis zum ersten Stammvater, der lange vor Mohämed gelebt haben soll. Aus diesen unvollkommenen Geschlechtsregistern erklärt sich es gar leicht, weswegen die Nation ihren Namen und Geschlechtern endlose Namen und Titel beyfügen, wenn sie einzelne Personen bezeichnen wollen, und keinesweges ist es Eitelkeit, wenn neben den Stammnamen, noch dessen Vaterstadt, Gewerbe, Gelehrsamkeit ꝛc. anzutreffen ist.

Ehe wir diesen reichhaltigen Artikel ganz verlassen, müssen wir nur noch eine kleine Anzeige der arabischen Mundart beyfügen, einer Sprache, welche eine der ältesten und ausgebreitesten ist, die aber

auch das Schicksal aller andern erfahren, daß der eigentliche Dialekt derselben, theils an vielen fast ganz unkenntlich, theils nur noch zum Theil im Einzeln übrig geblieben ist. Muselmänner und Araber behaupten zwar, daß die Sprache im Koran, die einzige reinste sey; allein sie ist von der jetzigen so sehr verschieden, daß sie selbst die Geistlichen an manchen Orten durch Unterricht lernen müssen, und sie würde vielleicht durch die Vermischung noch mehr seyn vernachlässigt worden, wenn es nicht zuweilen Paschas gäbe, die ihren Despotismus bis auf die Sprache auszudehnen wagten, und wie der zu Kaysar z. B. Todesstrafe darauf setzte, wer die griechiche, die ihm zuwider war, der türkischen vorziehen würde. Die Kiurden sollen mit ihrer halben Unabhängigkeit, ihre Sprache zum Theil rein erhalten haben, so wie die Sabeer. Die neuern Schriftzüge aber rühren ihrer Aussage nach, von einem gewissen **Wisir ibn Mockla** her. Auch finden die in Europa gedruckten arabischen Schriften bey ihnen keinesweges Beyfall, und ihre geschriebenen sind weit angenehmer für das Auge. Dabey bedienen sie sich einer künstlichen und fast unnachahmlichen Namens-Unterschrift, die es dem schwer machen würde, wer sie ihnen nachmachen wollte. Ob sie übrigens mehr oder weniger der jetzigen persischen, tartarischen, türkischen u. dgl. nahe kommt, oder in wie weit sie der hebräischen verwandt ist, liegt außer unserm Urtheile, und deswegen eilen wir, zu der speziellern Landesbeschaffenheit überzugehen, deren erste Beschreibung uns bey der Provinz **Hedsias** obliegt.

Einzelne Provinzen.
1. Hedsias.

Die Landschaft **Hedsias** gränzt zuförderst ostwärts an die Provinz Nedsjed, gegen Norden an den Meerbusen von Akaba, gegen Westen an

das

das rothe Meer und gegen Süden an Jemen, in derjenigen Gegend von Arabien, die nach dem Begriff der Araber, das peträische ausmacht. Die natürliche Beschaffenheit dieser Landschaft soll den einhelligen Berichten zu Folge, eine gute Gegend, ein tragbarer Boden seyn, und ob sich auch das Land etwas Bergan erhebt, auch eine Kette von Gebirgen bildet, doch an allem, Koffe ausgenommen, überaus fruchtbar seyn, und vorzüglich den sogenannten Balsam von Mekka, welcher auf dem Berge Safra am besten wächst, in sehr großer Menge liefern. Da aber die meisten Reisenden nur längst der Küste dieser Landschaft hingereiset sind, und viele das Innere desselben nur durch Vermuthungen kennen, so läßt sich eigentlich über die Güte des Landes nichts Zuverlässiges bestimmen; als daß es hie und da Ebenen von ungleicher Breite giebt, auf denen keine Spur eines Baums oder Grasgens anzutreffen ist, sondern ein brennender Sand, welcher in einigen Gegenden Seen von Flugsand bildet, dem Auge einen traurigen Anblick gewähret, wenn nicht einige Stellen durch Flüsse, so sich in den Gebirgen sammlen, einige Fruchtbarkeit hervorbrächte. Daß unter solchen Verhältnissen die Bevölkerung nicht ansehnlich seyn wird, ist leicht zu erachten, und bey dem Mangel an Nachrichten hierüber, muß uns durch die Bekanntschaft mit den darin vorkommenden Oertern, eine willkührliche Annahme zum Maaßstabe dienen. Unter den mehr oder weniger erheblichen Orten, zeigen wir also zuerst eine kleine Stadt auf einem Berge, Namens Jusoreb, an; ihre Lage ist meist am Wege, welcher von Damaschk nach Medina führt und von der ersten etwa funfzehn Tagereisen entfernt ist. Außer daß sich an dem Fusse des Berges, auf welchem sie steht, Bäche und Wassergruben befinden,

Jusoreb und Tabuk.

finden, und ihre Einwohner meist Juden sind, deren Farbe schwarz, ihre Statur klein, und ihre Körper fast nackend sind, läßt sich von diesem Orte weiter nichts Erhebliches sagen, eben so wenig, als von einer andern Stadt und Kastell Tabuk, die auch auf demselben Wege liegt. Ingleichen

Hadscher. Hadscher, eine Stadt und fester Platz zwischen Bergen, in welchem die Wohnungen ausgehauen

Jambo. sind. Jambo, eine erhebliche Stadt und Kastell, auf dem Wege, den der ägyptische Kierwan nach Mecka nimmt, liegt acht Tagereisen von Medina und eine vom arabischen Meerbusen, woselbst ein Hafen ist, in welchem die afrikanischen Pilgrimme anlanden, um sich mit den Kierwanen zu vereinigen. Wiesen, gut gebauete Aecker, Dattelbäume u. dgl. sind hieselbst zwar nicht überflüßig, aber doch vor den übrigen Orten anzutreffen, und nicht weit von hier gegen Osten, befindet sich auch der Berg Redevai, dessen Umfang nicht nur sehr groß ist, sondern der auch vorzüglich gute Mühlsteine liefert.

Badr. Badr ein unbeträchtlicher Ort, wenn ihn nicht die Schlacht berühmt machte, welche hieselbst im zweyten Jahr der Hedschrah, zwischen Mohämeds Anhängern und den Koraischiten vorfiel und in welcher die erstern siegten; zweytens weil hier der Ort ist, wo die Kierwanen von Kahira und Damaschk zusammenstoßen, und unter allerhand Ceremonien gottesdienstliche Uebungen verrichten.

Eine andre mit einer Mauer umgebene Stadt, welche dabey auf einem sehr hohen Gebirge und in einer so angenehmen, als fruchtbaren Gegend liegt,

Taaif. ist Taaif. Sie versorgt nicht nur viele ihrer benachbarten Gegenden, mit vielen frischen Früchten, vorzüglich Weintrauben; sondern sie treibt auch eine

nicht

nicht unbeträchtliche Handlung mit Mandeln, die in ihrem Gebiete häufig wachsen.

Zwey Tagereisen von der Stadt Mecka liegt die Stadt Dschedda, eine nicht ganz geringe Stadt, mit einem noch bessern Hafen am arabischen Meerbusen. Aus Indien kommen jährlich hieher eine Menge reichbeladene Schiffe, und durch die Vorsorge eines Pascha hat sie auch gutes Wasser erhalten, da man erst durch viele Kosten und durch Felsen sich Wege dazu bahnen konnte. Dschedda.

Ungleich wichtiger ist die berühmte, volkreiche und mit schönen Häusern versehene Stadt Mecka, drey Tagereisen von dem arabischen Meerbusen, wo vorzüglich eine Niederlage der Kaufmannsgüter für Syrien, Aegypten und Indien anzutreffen ist, und jährlich viele Tausende von Kaufleuten und Pilgrimmen hieher ziehet, deren Antrieb entweder Liebe zum Gewinn oder Frömmigkeit öfters Mischung von beyden ist. Sie ist die Geburtsstadt Mohämeds, der es seinen Anhängern zur heiligsten Religionspflicht zu machen gewußt hat, einmal in ihrem Leben hieher zu reisen, und dadurch auch ansehnliche Reichthümer hieher zu bringen, und wenn es unmöglich werden sollte, diese Pflicht zu erfüllen, auch erlaubt hat, andre für sich diese Reise verrichten zu lassen. Da wir unten noch etwas über die Wallfahrten der Pilgrime zu sagen gedenken, so wollen wir jetzt nur noch etwas umständlicher über den Ort selbst handlen. Sein Lage hat weder etwas Gefallendes, noch der um ihn befindliche Boden viel natürliche Fruchtbarkeit. Dürr und unfruchtbar sind die Ebenen, in Sommermonaten die Hitze unerträglich groß, und nur durch sein religiöses Ansehen ist er stets in dem Besitz der Achtung verblieben. Für sein Festigkeit hat gleichsam die Natur Mecka.

Sorge getragen: denn rings um her sind Berge, welche ihn einschließen, die zum Theil nicht ganz felsigt, sondern auch an allen Arten guter Früchte reich sind. Da sich nun niemand, außer wer ein Mohämedaner ist, diesem Ort bey Verlust seines Lebens, oder seiner Religion nähern darf, weil jede Nation in ihren Augen diesen heiligen Ort verunreinigen würde; so hat man auch immer nur unvollkommene Beschreibungen von der eigentlichen Beschaffenheit der Stadt erhalten, und nur soviel weiß man, daß sie für den übrigen arabischen Städten viele große und schöne arabische Gebäude hat, da sie nicht nur der Sammelplatz sovieler Handlungen, sondern auch der Wohnsitz des vornehmsten Adels der Provinzen ist. Man hält durchgängig unter den vornehmsten Gebäuden die Kaaba für das ansehnlichste, deren Stifter Mohämed war, und die seiner Auslegung nach, von Adam errichtet, durch die Sündfluth zerstört, durch Abraham und Ismael aber wiederhergestellt worden wäre, in der Absicht, damit der Einige Gott von den Gläubigen darin angebetet werde. Soviel übrigens von der Schönheit dieses Gebäudes gesagt werden mag, so dürfte doch wohl die Aussage und Abbildung sovieler glaubwürdigen Pilgrime nicht ganz ungegründet seyn, daß nämlich dieses so hoch gepriesene Haus nur ein elendes, unförmliches Gebäude, eine Art viereckigten Thurms sey, der oben rund und mit einem schwarzseidenen, in Gold gestickten Tuch, das alle Jahr vom Großsultan erneuert wird, bedeckt ist. Der Eingang ist so hoch, daß man auf Stufen hinansteigen muß, und ihre Eröffnung geschieht nur des Jahres zweymal, wo meist nur die Vornehmen zum Eintritt hinzugelassen werden. An Kostbarkeiten fehlt es übrigens diesem Heiligthume nicht, z. B. die Dachrinnen sind von gediegenem Golde,

und

und rings um die Kaaba geht ein Gelender von metallnen Säulen, die durch Ketten, an welchen silberne Leuchter hängen, verbunden sind; auf dieses Gelender folgen bedeckte Gänge, die den Pilgrimen zur Zuflucht für die Hitze, und der Menge von Kaufleuten, welche sich hier aufhalten, zum Budengewölbe dienen, wo ebenfalls eine Menge goldne und silberne Lampen und Leuchter anzutreffen sind, dem Heiligthume ein Geschenk damit zu machen. In diesem Gebäude ist das merkwürdigste ein nahe an der Erde eingemauerter schwarzer Stein, der in Silber eingefaßt ist, und ehedem ein Gegenstand der Abgötterey der heidnischen Araber war. Die Fabel sagt, dieser Stein wäre dem Altvater Abraham durch den Engel Gabriel bey dem Bau dieses Tempels vom Himmel überbracht worden, und anfangs schneeweis gewesen, durch das zunehmende Verderben der Menschen aber in schwarz verwandelt worden. Dieser Stein ist für jeden Muselmann ein Gegenstand der Begrüßung, entweder durch einen Kuß, oder doch durch die Berührung der Hand; eine Ceremonie, die freylich einem leblosen Geschöpfe nicht gebühret, die aber vielleicht zu manchen ernsten Nachdenken Anlaß geben dürfte, wenn anders die Ceremonie nicht ganz gedankenlos und dies die Absicht des Religionsstifters dabey war, sie stets als Kinder an ihre schwache Seite zu erinnern. Bey der Kaaba ist auch ein Brunnen befindlich, welcher ebenfalls ein Wunder zur Entstehung gehabt haben soll, und der Fabel nach zu der Zeit entstand, als die aus dem Hause Abrahams vertriebene Hagar, ihren dürstenden Sohn Ismael habe erquicken wollen. Außer den Schätzen, so dieser Kaaba gehören, hat sie noch überaus große Einkünfte, indem ihr in vielen Städten und Gegenden, Häuser, Ländereyen und Grundzinsen angewiesen sind. Sie steht übrigens

gens nebst ihrem Gebiete unter einem Fürsten, welcher ein Abkömmling Mohämeds ist und Scherif von Mecka heißt. Auch führt der Großsultan den Titel eines Schutzherrns der heiligen Stadt Mecka und Medina, er hat das Recht, den Scherif ein und abzusetzen, (mit der Bedingung, daß der Regent stets aus dem Geschlecht des Propheten ist,) er schickt ferner Cadis oder Richter von Konstantinopel hieher, und hält Soldaten, die nebst den Arabern zur Besatzung dienen. Diejenige Linie, welche heut zu Tage das ausschließende Recht an die Oberherrschaft über Mecka hat, nennt sich Al Bunemy, ist über dreyhundert Personen stark, und theilt sich in zwey Hauptstämme, Davy Sajid und Davy Barkad, welche wechselsweise den Thron besitzen. So gleichgültig es auch dem Großsultan ist, welcher die Regierung führet, so gern sucht er doch auch die öftern Familienstreitigkeiten zu unterstützen, um die Familie destomehr zu schwächen. Weil nun durch keine Gesetze die Thronfolge bestimmt ist, sondern jeder gleiches Recht dazu hat, so hält sich selten ein Scherif lange auf dem Thron, uud noch seltener ist es, daß nicht seine nächsten Verwandten diese Empörung veranstalteten, um sich die Oberherrschaft zuzueignen, sollte auch der Oheim den Neffen, oder der Neffe den Oheim zu stürzen suchen: ein Beweis, daß auch die Muselmänner die Gesetze ihres Propheten nur zum Theil mit Genauigkeit erfüllen, da ihnen eben so strenge anbefohlen ist, im heiligen Lande alle Kriege zu vermeiden. Obschon die Ländereyen, welche in der Provinz Hedsias liegen, und dem Oberherren zinsbar sind, nicht sehr einträglich sind, so bleiben ihm jedoch immer noch Wege genug offen, seine Einkünfte zu erheben. Jeder Pilgrim z. B. bezahlt seinen Vermögensumständen nach von zehn bis hundert

dert Thaler, und die muselmännischen Monarchen liefern eine freywillige Beysteuer. So bezahlte ehedem der Großmogel alle Jahr 60,000 Rupien, die vom Nabob von Surate entrichtet wurden, jetzt aber, da es in den Händen der Engländer ist, nicht mehr pünktlich entrichtet werden. In Religionssachen hat der Scherif weiter keinen Einfluß; denn die vier orthodox erklärten Sekten der Sunniten glauben ihm und seine ganze Familie der mildern Sekte des Zejdy geneigt, und hängen für ihren Glauben lieber von ihren vier Muftis *) ab, so sich zu Mecka aufhalten, und mit dem alle Jahre abwechselnde Kady im Obergericht sitzen.

Zu diesem jetzt beschriebenen, für heilig gehaltenen Ort, geschehen nun (wie oben erwähnt worden,) nach der Vorschrift Mohämeds andächtige Wallfahrten, die aber wohl das wenigste mal aus Religionstrieb unternommen werden, da viele der Muselmänner nicht nur dieser Pflicht ausweichen, sondern Handel die meiste Haupttriebfeder zu seyn scheint, und daß tausend nicht in Mecca gewesen sind, die sich in ihrem Gewissen eben so ruhig fühlen,

*) Der Mufti ist das Oberhaupt der türkischen Religion: nur der Sultan kann ihm wählen und absetzen, und wenn er ihm das erstemal vorgestellt wird, so ist das gewöhnlichste Geschenk vom Sultan ein mit Zobel gefütterter Kaftan, wobey er ihm noch ein Schnupftuch mit tausend Thalern in den Busen stecket. Seine übrigen Vorzüge sind, er darf sich verheyrathen, er kleidet sich grün mit einem großen Turban, von gleicher Farbe, das er nur an Festtagen mit einem weißen verwechselt. Seine Residenz ist Konstantinopel, seinen drey Bedienten sind alle Geschäfte aufs sorgfältigste angewiesen, und seine Einkünfte sollen täglich auf zweytausend Aspers betragen.

len, als Tausende zu mehrern malen da gewesen, um ihren Waaren schnellern Absatz zu verschaffen, oder irgend eine Unternehmung unter diesem Vorwand desto besser auszuführen; zumal noch eine ganz besondere Ehre damit verbunden ist, wer sich dieser heiligen Wallfahrt beygesellt hat. Welcher Zweck es auch im einzeln bey den Pilgrimen seyn mag, so geschiehet diese heilige Reise doch auf folgende Weise. Man bezeiget unterwegens eine große, oft sehr verstellte Andacht, und übt sich auf der ganzen Reise in nichts mehr, als im Singen, Beten, und Almosen geben. Zwey Tage vor der Ankunft in Mecka zieht sich jedermann bey einem Ort, Radack genannt, alle Kleider aus, und bedeckt nur die nöthigsten Theile des Körpers mit einem Tuche. Aus derselben Ehrfurcht ziehen sie auch ihre Schuhe aus, und gehen die letzten acht Tage nur in Solen, um die heilige Erde nicht zu beflecken. Während dieser Zeit ist ihnen untersagt, weder ihre Haare zu scheeren, weder zu kaufen noch zu verkaufen, weder sich in Worten, noch Handlungen auf irgend eine Weise zu vergehen, oder zu verunreinigen. Nach Verlauf dieser acht Tage müssen sie einen Hammel schlachten und den Armen geben. Endlich wenn sie näher an Mecka kommen, allwo die Zeichen ausgesteckt sind, welche den Karavanen anzeigen, daß sie sich nun in ihr Ihhram oder Pilgrimkleid, mit dem sie zu Mecka erscheinen und darin gehen müssen, einzuhüllen haben; gelangen sie dann nach der Stadt selbst, wo sie drey Tage lang bleiben und zur Besuchung der heiligen Orte anwenden, wobey jeder in einen dieser drey Tagen, siebenmal in einem langen Wege um die Kaaba, unter beständigem Beten und unter Anführung eines Imans gehen muß.

Nach

Nach diesen drey Tagen reisen sie nach Minnet, wo sie gegen den kleinen Bayram, oder das Osterfest ankommen. Am Ostertage schlachtet wieder ein jeder seinen Umständen nach, einen Hammel, gleichfalls für die Armen. Hierauf scheeren sie sich wieder zum erstenmale die Haare, kleiden sich wieder ordentlich, und gehen nach dem Berge Arafat, der ohngefähr eine kleine Tagereise weit ist, und hier verweilen sie wieder drey Tage, wo jeder, wenn er zurückkehrt, zwey und vierzig Steine mit nehmen muß. Am ersten Tage werfen sie nach verrichtetem Gebet sieben Steine gegen den Fuß des Berges, am zweyten vierzehn und am dritten ein und zwanzig. Die fromme Einfalt glaubt, sie werfen diese Steine dem Satan am Kopf, weil er den Abraham an diesem Orte in Versuchung geführt habe, als er seinen Sohn Ismael opfern wollen; denn ihrer Meynung nach sey es nicht Isaak gewesen. Diesen seltsamen Erzählungen fügen sie noch eine Menge andre bey, als: Adam und Eva hätten sich nach etlichen hundert Jahr langen vergeblichen Suchen hier wieder gefunden, und was dergleichen fabelhafte Erzählungen mehr ihre bilderreiche Phantasie beschäftiger.

Eine andre, ebenfalls im Rufe der Heiligkeit befindliche Stadt ist Medina, auch die Propheten Stadt genannt, weil Mohamed im Jahr Christi 622 dahin floh, (von welcher Flucht die Zeitrechnung der Mohamedaner angehet,) und weil er daselbst in einer von ihm erbauten Moschee noch dazu, wie sie glauben, unverwest begraben liegt. Die Stadt selbst ist nur mittelmäßig groß, mit schlechten Mauern umgeben, und liegt in einer Ebene auf einem viel schlechtern, salzigten und unfruchtbaren Bo- Medina.

Boden. Die Anzahl ihrer Häuser ist nicht viel über 300, wozu noch ein andrer Mangel, nämlich der an Wasser hinzukommt, welches sie nur aus einigen Brunnen erhält. So wenig das von einer Stadt gesagt ist; die so allgemein gepriesen wird, so ists doch alles, was von ihr gesagt werden kann; alles andre giebt ihr religiöse Schwärmerey. Man zeigt nämlich noch bis jetzt in Medina das Grab Mohämeds, und alle Muselmänner nahen sich dieser Stelle mit der tiefsten Verehrung, doch immer noch mit der Einschränkung, nicht mit halb so vieler Abgötterey, als man sich dem Grabe zu Jerusalem nähert. Auch ist es kein unverbrüchliches Gesetz für den Muselmann, nach Medina zu reisen, daher die Karavanen von Syrien und Aegypten fast die einzigen sind, welche hier Besuche abstatten. Aus Vorsicht hat man rings um dies Grab ein eisern Gegitter geführt, und es kann daher auch nur von Ferne gesehen werden. Es stehet dieses einfache Gewölbe in Form eines Kastens, neben welchem noch drey andere angebracht sind. Der Sarg ist von weißem Marmor, und steht zwischen den Särgen der Kalifen Abubekr und Omar, auf der Erde mit kostbaren Tüchern bedeckt. Gemeine Pilgrime bekommen ihn gar nicht zu sehen. Dieses Propheten Grabmal wird, um allen Unordnungen vorzukommen, von vierzig schwarzen Verschnittenen bewacht, andern Theils auch, wie man sagt, den großen, seltenen und meist aus Edelsteinen bestehenden Schatz zu verwahren, der zum Gebrauch des Großsultans bereit liegt, wenn er ihn gegen die Ungläubigen anwenden könnte. Daß aber der Sarg Mohämeds von allen Seiten durch magnetische Kraft in der Luft schwebe, ist weder gegründet, noch vernünftig. Medina steht übrigens unter dem

Scherif

Scherif zu Mecka, der einen Statthalter und Besatzung hieher schickt, auch einige Soldaten des türkischen Kaisers sind hieselbst.

Zwey arabische Meilen gegen Süden liegt der Flecken Coba, den seine Moschee berühmt macht. Coba.
Als Mohamed nach Medina floh, so stiftete er auf dieser Flucht den Tempel, welcher der Tempel der Furcht Gottes genannt wird, und dieses wäre auch nun alles, was in der Provinz Hedsias einer Anzeige verdiente. Da uns Zeit und Raum nicht verstatten, jede Ebene und jedes Oertchen, jeden Berg und jedes Wässerchen anzuzeigen, so begnügen wir uns mit der Anzeige der Hauptorte und ihrer Merkwürdigkeiten, fügen aber jedoch um mehrerer Vollständigkeit willen hinzu, daß die bergigte Gegend der Landschaft Hedsias, noch unter viel mehrere unabhängige Schechs getheilt ist, von denen einige mehr erheblich sind, als die andern.

So ist derjenige Schech, z. B. welcher den Stamm Harb beherrscht, unter allen der Mächtigste, der auf jedesmaliges Verlangen 2000 Mann ins Feld stellen kann, und außer seiner Residenz Makscheus, enthält sein Gebiet verschiedene Städte und manche Dörfer, die alle auf den Gebirgen zwischen Medina und Mecka liegen. Von diesem Stamme weiß man, (von andern wenigstens nichts Zuverläßiges,) daß die Vornehmsten in Frühlingsmonaten sich mit der Viehzucht beschäftigen und unter Zelten wohnen; den übrigen Theil des Jahres aber sich in den Dörfern und Städten aufhalten. Allein das gemeine Volk hat weiter nichts, als elende, mit Gras bedeckte Hütten, das sie Eigenthum nennen könnten, und leben von dem, was sie durch Erbeutung von den vorbeyziehenden syrischen und ägyptischen Karavanen zum

Eigenthum machen, zu welchem Geschäfte sich ihre Nachbarn nicht willig finden lassen, wenn sie sich selbst nicht stark genug dazu fühlen. Nordostwärts gegen Medina in den Bergen ist eine andre unabhängige Herrschaft, das Gebiet Cheibar genannt, welches von freyen Juden bewohnt wird, die unter dem Namen Beny Cheibar bey den Arabern berüchtigt sind. Ihre Schechs sind unabhängig und theilen sich in drey Stämme, Beny Mißnad, Beny Schahen und Beny Anässe, sind aber dabey den Muselmännern so sehr verhaßt und verdächtig, daß nicht leicht eine Plünderung vorgehet, die nicht auf ihre Rechnung gebracht würde, oder nicht leicht ein Schimpfwort dem beykömmt, welches die Benennung Beny Cheibar in ihrem Sinne ausdrücket.

Wie gering übrigens die Herrschaft des Sultans von Konstantinopel sey, ob er sich schon Oberherr von Hedsias nennt, darf man endlich nur wissen, wie sehr diese Herrschaft einem Schattenbild gleiche. Er darf z. B. alle Jahre nur eine Karavane nach Mecka senden, und dennoch hat man so wenig Achtung dafür, daß sie sich ihren Durchgang meist mit den Waffen verschaffen muß. So theilt ferner der Sultan zwar die Abgaben der Zölle mit dem Scherif von Dsjidda, allein diese Summe ist kaum hinreichend für den Pascha, der seiner Rückkehr meist mit Verlangen entgegen sieht. Wohl aber ziehen die Araber größere Vortheile von dem Sultan. Er bezahlt Pensionen an alle Scherifs, und an den vornehmsten Adel der ganzen Provinz, die als Bewacher der heiligen Kaaba belohnet werden. Er sendet alle Jahre vier bis fünf große, mit Getraide beladene Schiffe nach Mecka und Medina. Er läßt während des Aufenthaltes der Karavane in

Mecka

Mecka soviel Wasser herbeyschaffen, als 2000 Kamele tragen können; und so fließt den Arabern noch mancher Vortheil aus dieser Scheinherrschaft zu, den sie gar bald vermissen würden, wenn sie sich dem Schutz des Sultans entziehen wollten. Eben so unvollkommen ist seine Herrschaft auf dem arabischen Meerbusen, und da es ihm an hinlänglichen Mitteln fehlet, sein Ansehen überall geltend zu machen, so muß er öfters ungeahndet zusehen, daß seine Schiffe eine Beute der Küstenbewohner Arabiens werden.

Ehe wir uns nach der zwoten Landschaft Jemen wenden, wird es zuförderst nothwendig seyn, noch etwas über die zwey hieher gehörigen Berge Sinai und Horeb zu sagen, deren Beschreibung sowohl, wie ihre Abbildung noch so vielen Widersprüchen ausgesetzt ist, und von denen die wahrscheinlichste Vermuthung wohl diese seyn mag, daß ein und derselbe Berg nur unter zwey Namen bekannt ist. Auf dem bergigten Lande, welches die beyden Arme des arabischen Meerbusens einschliessen, ist ein Berg, der sich hoch über seinen Fuß in zween Berge theilet, welche alle umliegende Berge an Höhe übertreffen. Der Name des Höchsten ist der St. Katharinenberg, der andre Sinai und Horeb. Am Fuß des Berges Horeb steht in einem tiefen Thal das St. Katharinenkloster, welches auch den Namen das Kloster des Berges Sinai führet. Es wird von griechischen Mönchen bewohnt, ist von aller Gerichtsbarkrit befreyt, und steht unter einem Erzbischof, den der Patriarch von Jerusalem einweihet. Der Eingang zu diesem Kloster ist durch starke, hohe Mauern, und zwar ohne ein Thor unmöglich gemacht, und wird nur bey Einsetzung eines Erzbischofes geöffnet. Man wird

Sinai und Horeb.

vermittelst einer Winde in einem Korbe, durch ein Fenster aus und eingelassen, welches etwa 30 Schuhe hoch über der Erde ist, und durch welches man auch alle Nahrungsmittel hineinwindet. Von diesem Kloster an bedarf man drey Stunden, um den Gipfel des Berges Horeb zu erreichen, wozu eine Menge steinerne Stufen dienen, so in den Felsen eingehauen sind. Hat man den größten Theil des Berges erstiegen, und ist man durch zwey in dem Felsen ausgehauene Thore gegangen, so kömmt man auf eine ziemlich lange, aber nicht breite Ebene, auf welcher verschiedene Kapellen, vorzüglich die Kapelle Eliä stehet. Hier theilt sich der Berg in zwo Spitzen, eine gegen Norden, oder da, wo man den Berg aus dem Katharinenkloster erstiegen hat, und eine gegen Süden: jene die niedrigste heißt Horeb, diese die höchste, Sinai, und wird von der Kapelle Eliä erst in einer Stunde erstiegen. Die Araber nennen diesen Berg Dschebel el Musa, d. i. Berg Moses. Wenn man auf der Abendseite des Berges herabsteigt, kommt man in zwo Stunden zu dem Kloster der vierzig Märtyrer: alle diese Thäler und Anhöhen aber sind reich an Geschenken der Natur. Sie enthalten kostbare Früchte in Ueberfluß, vortreffliche Quellen und Cisternen, in ihren Gärten wachsen Oliven, Aepfel, Birnen, Pomeranzen, Granaten, Oliven-, Feigen-, Mandeln-, Nuß-, Datteln- und Zibebenbäume, ingleichen Weinstöcke im Ueberfluß, und würden noch reichhaltiger seyn, wenn nicht zuweilen eine ungeheure Anzahl Heuschrecken viele Verwüstung anrichtete. Von allen Seiten dieses Gebirges kömmt man in Dörfer, Thäler, kleine Städte oder Berge, die aber für eine weitläuftige Anzeige zu uninteressant sind.

Die

II. Die Landschaft Jemen.

Die zwote Landschaft Jemen, in dem sogenannten glücklichen Arabien gelegen, und von den Arabern deswegen Jemen genannt, weil dieser Theil der Kaaba zu Mecka, wenn man das Gesicht nach Morgen richtet, zur rechten Hand und gegen Mittag liegt; ist eine in aller Betrachtung weitläuftige und nicht vollständig bekannte Landschaft. Ihre Gränzen sowohl, als die erstaunliche Anzahl kleiner Fürsten, die alle von einander unabhängig sind, machen diese Provinz gleichsam zu einem kleinen Labyrinth, und doch wird uns eine nähere Bekanntschaft mit ihr zeigen, daß eben Jemen, wenn es durch Künste und Wissenschaften näher zusammengedrängt wäre, und sich einem einzigen Fürsten unterwürfe, sich über alle seine Nachbaren schwingen würde. Die Gränzen dieser Landschaft sind erstens Hadramant, Nedsjed, Hedsjas und der arabische Meerbusen, zwischen welchen genannten Gränzen sie liegt, und von der Natur in zween Hauptstriche getheilt wird. Der Vermuthung nach sollte die natürliche Beschaffenheit durchgängig ausgezeichnet schön seyn, weil uns schon von Jugend auf, unter dem glücklichen Arabien, von einem Lande erzählt wird, wo Milch und Honig fließt; allein man findet, daß hier die Fruchtbarkeit weder zu übertrieben, noch zu unvollkommen sey. Sehr verschieden aber ist sie, und zwar die Gegenden am Meer sind größtentheils eben und sandigt, mithin auch unfruchtbar, und leiden nicht wenig durch die drückendsten Sonnenstrahlen, zumal sie nur selten durch Regen abgekühlt werden. Der mittlere Theil des Landes ist bergigt, abwechselnd mit sandigten und unfruchtbaren Strichen, hat aber jedoch auch fruchtbare Berge, gutes Wasser, reine Luft, reizende Gegenden, und gute Erd- und Baumfrüchte im Ueberflusse. Zuckerrohr, Reis, Getraide, Zwiebeln, Knoblauch,

lauch, Gurken, Melonen, Limonen, Quitten, Pomeranzen, Zitronen, Granatäpfel, Feigen, Apricosen, Pfirschen, Pflaumen, Aepfel, Datteln, Mandeln, Zibeben, Weintrauben (oder auch Rosinen) und vorzüglich Kaffee, dies sind die vorzüglichsten Naturprodukte, denn Manufakturen und künstliche Produkte können bey einem an Kunstfleiß so armen Volke nicht beträchtlich seyn. So viele Vortheile die Araber durch die Menge der Kaffeebäume erhalten, so ist dies doch nur von der Gegend Jemen zu verstehen, zumal die anderwärtige zu große Sonnenhitze den Anbau desselben nicht verstattet. Unter die übrigen hiesigen Produkte kann man ferner den Baum Selem rechnen, dessen Rinde und Laub Caradh genannt, zu den Gerbereyen gebraucht wird. Ingleichen unter den Specereyen, erstens Aloe, deren Blätter im Julius abgepflückt, der Saft ausgepreßt und gekocht, hernach in Schläuchen verwahret, und im Augustmonat in der Sonne getrocknet wird. Ferner die Myrrhe oder das Harz einer Staude, und die, so den Weihrauch giebt; ingleichen das Drachenblut, Manna, etwas Muscatennüsse, und unter den Steinen findet man Karniole, Achate, Kristalle und bisweilen gute Rubinen. Am zahmen Vieh ist ebenfalls kein Mangel, wovon die Pferde die oberste Stelle einnehmen, und zwar so, wie unter den nützlichen die Kamele, deren Daseyn für den Araber ein unvermeidliches Bedürfniß ist.

Ohnstreitig zeichnen sich die Staaten des Imans von Sana für allen übrigen aus: denn obschon allenthalben eine ungleiche Mischung von Produkten und Kunstfleiß angetroffen wird; so scheint doch Jemen die reichste, angenehmste und interessanteste Gegend

zu

zu seyn. Beyspiele hievon können diese Vermuthung bestätigen. Der Iman, der zu Sana residirt, ist von allen Fürsten, die sich in dieser Gegend befinden, der mächtigste und sein Gebiet das größte, und ob sich auch dessen Gränzen nicht so ganz genau bestimmen lassen, so weiß man doch soviel, daß sein ganzes Gebiete auf acht und vierzig teutsche Meilen in die Länge und zwanzig in der Breite ausmachet. Ferner ist der Beherrscher von Jemen in seinem Gebiete durchaus unbeschränkt, Priester und König zugleich, und nur das höchste Gericht von Sana mäßiget diese unumschränkte Gewalt zum Scheine. Sein Thron ist erblich, und dem Wunsche der Unterthanen zufolge, sein Nachfolger allemal der älteste Sohn, wenn er nämlich von einer Freygebornen herstammt, welcher Wunsch aber nicht allemal erfüllt werden kann, weil sich bey dem Rechte, mehrere Weiber zu haben, oft Zweydeutigkeiten und Gunstbezeigungen einschleichen. Zwar haben sich oft mehrere Imans durch Erpressungen und Grausamkeiten bey den Unterthanen so sehr verhaßt gemacht, daß viele verjagt und abgesetzt worden sind; allein nur ist es immer ihre eigne Schuld, denn als kluger und weiser Beherrscher genießt er alle die Liebe von seinen Unterthanen, die ein jeder guter Vater an seinen gutgezogenen Kindern einerndten kann. Seine Hofbedienung ist zahlreich, nur die Ehrentitel selten. Er hat Staatsminister, Minister, Oberaufseher der Masquen, geheime Staatssekretäre, Kriegsminister, Finanzaufseher, Sekretäre u. s. f., die meist alle den Titel Sabich führen, ob er auch eigentlich nur den Staatsministern zukömmt. In jedem Amte der Staaten des Imans ist ein Statthalter, der aus fürstlichem Geblüt von Adel, oder auch zuweilen geringern Herkommens ist, und deren

letzteres Anzahl gemeiniglich um der äußern Ruhe willen die zahlreichste ausmacht, weil jeder an und für sich in seinem Amte ohngefähr die Rechte eines türkischen Pascha führet. Er kommandirt die Truppen, ist Aufseher über die Policey, hebt die Einkünfte, die er persönlich auf dem Zollhause einnimmt und von Zeit zu Zeit in Rechnung bringt. Meist währet die Bekleidung eines der wichtigen Aemter nicht über drey Jahr, doch geschieht es auch, daß er bey seinem Posten verbleibt, und dann schickt der Iman ein Pferd, einen Säbel und ein Ehrenkleid, die er außerhalb der Stadt in Empfang nimmt. Hingegen muß auch jeder zurückkehrende seine Rechnungen untersuchen lassen, und wenn er der Untreu überwiesen wird, mit Einziehung seines Vermögens, auch Gefängnißstrafe, selten aber Lebensstrafe leiden. Allein öfters treten sie aus dem Gefängniß in einen viel höhern Posten, als den, so sie ungewissenhaft verließen, und beweisen, daß in einem despotischen Staate der Begriff von Ehre und Schande, nur Töne ohne Bedeutung sind. Unter der Benennung Emir und Dola werden Statthalter verstanden, welche aus geringem Herkommen sind, unter einem dieser stehen die Emir Bahhr, d. i. die in den Städten an der Küste die Aufsicht über die Boote und Schiffe führen, ohne deren Vorwissen sich keins vom Lande entfernen darf, weil alle von ihnen durchsucht werden müssen. Ein andrer ist wieder der Emir es Stück, dessen Geschäfte in der Aufsicht des Maaßes, des Gewichtes und der auf den Markt gebrachten Waaren bestehet. Ein andrer Schech el Bellad genannt, besorgt die Ausgaben der Stadt; endlich der Emir Sab el Medim, der die Wache am Thore hat, und eben so ehrenvoll ist, als der Aufseher der Nachtwache und der Kerkermeister. In jeder

Statt-

Statthalterschaft ist ein Kadi, der unmittelbar unter dem ersten Kadi von Sana steht, und über geistliche und weltliche Sachen spricht, ohne daß der Dola etwas an seinem Ausspruche zu ändern wagte. Eine Würde, welche lebenslang verbleibt, und mit der eine verzügliche Ehre vergesellschaftet wird, weil solche Personen als Muster der Tugend und Rechtschaffenheit allgemein gepriesen werden. Aus diesem in jeder Hinsicht wohl eingerichteten Regierungswesen, kann man schon einigermaßen das Uebergewicht dieses Königreiches abnehmen, und ob man schon seinen Reichthum und seine Einkünfte nicht bestimmt wissen kann, so hat man doch soviel Nachricht, daß sie sich jährlich zu 4 bis 500,000 Thalern betragen; die aus den Auflagen auf die Ländereyen, auf die Personen und Kaufmannsgüter, aus den Zöllen und vorzüglich aus dem Kaffee erhoben werden. Vielleicht daß aber auch eine Menge Ausgaben diese ansehnlichen Einkünfte schwächen, die ihn sonst zu einem der mächtigsten Fürsten machen müßten.

Er unterhält beständig eine Armee, die zwar nicht in ordentliche Regimenter eingetheilt ist, aber aus Reuterey und Fußvolk bestehet, und die auch nicht aufs genaueste angegeben werden kann. Gewöhnlich besteht das Fußvolk in Friedenszeiten aus 4000 Mann, und die Reuterey aus 1000, die von einem General oder Nakib angeführt werden. Alle diese Mannschaft ist jedoch so wenig an Kriegsdienste und Uebungen gewöhnt, ihre Sorgfalt für tüchtige Gewehre oder Vertheidigungsmittel so äußerst schlecht, daß man sie für irgend etwas eher, als für Soldaten halten sollte. Ihr ganzer Dienst besteht (eines Kavalleristen z. B.) darin, alle Freytage müssen sie zu Sana den Iman, in den Aemtern den Dola zur

Moschee begleiten, die übrigen Tage sind sie sich selbst überlassen. Selbst ihre Pferde stehen im Stall des Imans, oder des Dola, und werden so behutsam gewartet, daß fast jedes Pferd seinen eignen Wärter bekömmt. In Kriegszeiten lassen sie sich ihre Lanzen durch den Stallknecht nachtragen, sie selbst aber führen einen Säbel, ein krummes Messer im Gurte und zuweilen etliche Pistolen am Pferde. Eben dasselbe ist auch beym Fußvolk. Sie begleiten ihrer 40 des Freytags den Dola in Gliedern unter Anführern, halten ihre Flinten in die Höhe, und zeigen sich durch Singen und Tanzen mehr als Wahnsinnige. Dieser ihre Kleidung ist auch schlechter als jener, wiewohl jeder seine eigne Tracht wählet, und die letztern meist nur ein Tuch um die Lenden, und ein andres um den Kopf, das ihre Haare umwickelt, tragen; die übrigen haben ein blaues Hemde und blaue leinene Hosen, alle aber nicht den mindesten Begriff von gefallendem Anzuge oder Uniformen. Kaum sollte man in einem so ungesitteten Haufen Menschen das allgemeine Feuer des Krieges in ihren Seelen ahnden, das sie jedoch im Treffen zu ergreifen scheint, und nicht selten beweisen sie, wiewohl auf eine ebenfalls seltene Weise, daß ihre Absicht nur dahin geht, zu siegen oder zu sterben. Wenn sie nämlich ihren Oberherren Beweise von ihrer Tapferkeit ablegen wollen, so binden sie sich das eine Bein krumm zusammen, und feuren so lange auf den Feind, bis er weicht, oder sie niedergehauen werden. Wüßten sie sich ihrer Artillerie zu bedienen, denn diese liegt in den Kastellen und Städten, vertraueten sie die Anwendung nicht ungelehrigen Landläufern an; so kann man leicht denken, wieviel diese Truppen Wunder der Tapferkeit thun würden, wenn ihre geringen Begriffe von Kriegswesen nur einigermaßen bereichert würden.

Allein

Allein zur See ist der Iman desto ärmer, er hat zwar auf dem arabischen Meerbusen keine Feinde zu fürchten, aber seine Unterthanen sind auch nicht nur ungeschickte und unerfahrne Seeleute, sondern auch seine Schiffe, deren Segel aus Strohmatten bestehen, können nicht einmal die Dienste thun, die etwa ein arabischer Fischer mit dem elendesten Kahne, ohne Segel und Ruder verrichten würde.

Künste und Wissenschaften müssen daher, ohngeachtet der natürlichen Anlagen der Nation, im schlechtesten Zustande seyn. Beweise hiervon sind der gänzliche Mangel an gedruckten Büchern, nicht sowohl weil einer Menge Abschreiber der Unterhalt dadurch geschmälert würde, als vielmehr, weil ihre neuern, in einander geschlungenen arabischen Schriften, mehr Gefallendes für sie haben. Dieselbe Vernachlässigung alles dessen, was ihre Kenntnisse verfeinern könnte, muß auch von den bildenden Künsten und Handarbeiten gesagt werden. So lieben z. B. die Araber außer der Trommel und Schalmey, fast kein Instrument, so werden alle in Gold und Silber verfertigte Arbeiten, nur durch Juden und Banianen betrieben, so wissen sie sich durch Instrumente, als Mühlen, Maschienen u. dgl. nicht im geringsten ihre Arbeit zu erleichtern; und überall lassen sie es entweder bey alten angenommenen Gebräuchen, oder es muß Werk des Zufalls seyn, wenn etwas Besseres zu Stande kommen soll. Es arbeiten ferner alle Handwerker, fast ohne Ausnahme, sitzend, und wissen mit einer seltenen Geschicklichkeit, sich ihrer Füße dabey so gut, als ihrer Hände zu bedienen. Ihre Leinwand, welche grob und lange nicht zureichend ist, muß durch die aus Indien und Aegypten ersetzt werden; ja sie sind in dem Gebrauch der wollenen Tücher so sehr fremd, daß, da

Englän-

Engländer einige Ballen nach Mochha brachten, sie ihre Tücher unverkauft nach Indien zurückführen mußten. Die gekrümmten Messer, Jambre genannt, sind ihre Arbeit, aber zu Säbeln oder guten Flinten haben sie es noch nicht bringen können, und eben so bedienen sie sich auch der venetianischen Dukaten, um Münze daraus zu schlagen, weil Jemen selbst wenige prägen läßt. Daß also ein auf diese Weise eingeschränkter Kunstfleiß und Mangel an Produkten, auch keinen beträchtlichen Handel gewähren kann, ist sichtbar genug, und diejenigen Waaren, welche bey ihnen mit gutem Vortheil abgesetzt werden können, sind meistentheils nur Dinge, die mehr den Geschmack schwächen als erhöhen; als da sind geschliffene Gläser, Spiegel, Glasperlen, auch Säbel Messer, Leinwand u. s. w. und dagegen vertauschen oder verführen sie ungemein viel Kaffe, etwas Medizinal-Aloe, Myrrhen, Weihrauch, Gold aus Habesch, Elfenbein eben daher, Perlenmutter, Kupfer, Wermuth u. dgl. und dies ist wenigstens eine Uebersicht des Statistischen der Staaten von Jemen, so wie von seinen historischen Veränderungen in der Geschichte umständlich gehandelt werden soll.

Da wir für jetzt von der geographischen Beschaffenheit der Staaten des Imans sprechen wollen, so scheint es uns nothwendig unsre Leser noch einmal auf die eigentlichen Gränzen dieses Gebiets aufmerksam zu machen, weil weiter unten von den dazu gehörigen einzelnen unabhängigen Fürsten und Herrschaften, umständlicher die Rede seyn wird. Es lassen sich die Gränzen der eigentlichen Staaten von Jemen, wegen der kleinen durchschnittenen Länder von unabhängigen Fürsten, nicht so genau bestimmen; allgemeine Gränzen aber sind gegen Norden

Haschid

Haschid und Bekil, nordwestlich das Fürstenthum Abu-arisch, gegen Westen der arabische Meerbusen, nach Süden die Herrschaft Aden, und nach Osten die Landschaften Dsiöf und Jafa, in einer Länge von 48, und 20 Meilen in der Breite. Ein Theil davon heißt Tehama, ein ebenes, dürres Land, der andere Dsiäbbal gegen Osten von Tehama, und besteht aus einer Kette sehr hoher, steiler, doch fruchtbarer Gebirge, welche meistens Behälter großer Bäche sind, die sich von ihnen in die Thäler ergießen. Das ganze Gebiet aber begreift 30 Dola oder Statthalterschaften, wovon 6 im Tehama und 24 in den Gebirgen liegen. Nicht alle diese Districte enthalten bekannte oder wichtige Plätze und Städte, auch würde es eine sehr unbedeutende Liste seyn, wenn wir jeden arabischen Flecken anzeigen wollten, daher wir unter andern nur folgende anführen.

Mokha, eine Stadt und berühmter Hafen am arabischen Meerbusen. Sowohl die umliegende Gegend auf funfzehn französische Meilen, ist eine fruchtbare, durch eine erstaunliche Hitze unerträgliche Gegend; als auch die Stadt selbst, ob sie schon mit Mauern umgeben ist, so sind diese meist nur aus einer Mischung von Steinen, Stroh und Erde, so wie die Straßen unordentlich und die Häuser schlecht gebaut sind. Man schätzt die Anzahl von Einwohnern auf 10000, worunter Araber, Türken, Armenier, Juden und Habessinier zu verstehen sind, und welche von einem Statthalter regiert werden, unter dem wieder die Befehlshaber sieben anderer Orte stehen; er selbst aber soll dem König von Jemen jährlich auf 30000 Piaster entrichten, welches theils durch Abgaben an Waaren, oder aus den Auflagen vom Volke zusammen gebracht Mokha.

bracht wird. Mokha würde bey aller seiner Niedrigkeit auch immer das noch nicht seyn, wenn seine Lage am Meerbusen nicht das Beste dabey thäte, denn auch unterschiedene europäische Nationen besuchen diesen Hafen, als Franzosen, Engländer, Holländer und die ostindische Kompagnie in den Niederlanden unterhält hier ein Comtoir. Die Zeit vom May bis zum August ist diejenige, wo die Handlung am stärksten getrieben wird, denn in derselben Zeit kommen 90 bis 100 Schiffe aus Europa, Asia und Afrika an, und zugleich ist auch der Handel um diese Zeit zu Lande erheblich, weil zwey Karwanen, von Aleppo und Suez, die gewöhnlich aus tausend Kamelen bestehen, und vieles baares Geld mitbringen, hier zusammenstoßen.

Zabid. Eine andre große und gute Handelsstadt, ist die an der Seeküste von Jemen liegende Stadt Zabid. Ihre Gegend umher, so wie die Stadt selbst, hat alles, was ihr den Namen einer schönen Stadt verschaffen kann, und ob auch dies nicht sowohl von der Zierlichkeit der Stadt selbst zu verstehen ist, so hat doch die ganze Gegend schöne Gärten, einen großen Ueberfluß an guten Früchten und manchen andern Dingen, die in andern arabischen Orten gänzlich mangeln.

Breit-al-Fakih. Ohngefähr 35 französische Meilen von Mokha, liegt die ihr an Größe weit überlegene Stadt Beit-al-Fakih, zwar ohne Mauern, aber von einem Kastell beschützt, welches nicht weit von ihr absteht, nur daß sie kein anderes Wasser hat, als das man aus einem sehr tiefen Brunnen, vermittelst eines Kamels schöpft und welches, wenn es heraufkömmt, so heftig rauchet, als ob es kochte, daher auch nur erst nach etlichen Stunden genossen werden

werden kann, aber sehr guter Art ist. Auch hier sind die Häuser nur schlecht von Backsteinen, ein oder zwey Stockwerk hoch erbaut, und nur der starke Handel mit Koffee, welcher von dem nahgelegenen Gebirge hierhergebracht, und von reisenden Kaufleuten aus Aegypten und der Türkey gekauft wird, giebt der Stadt eine ziemliche Nahrung. Das Oberhaupt von ihr ist der Statthalter, welcher in ihr wohnet.

Aden mit dem Zunamen Abyan, liegt am Weltmeere, auf einer Landspitze, welche aus einem felsichten Berge besteht, der in viele Klippen getheilt und die an seinem Fuß liegende Stadt, fast von allen Seiten einschließt. Ehedem war sie die schönste, angesehenste und blühendste Handelsstadt in Jemen, und noch zeigen ihre Ueberreste von ehemaliger Größe. Der Berg oder vielmehr das Vorgebirge kann auf zwanzig französische Seemeilen weit, in der See gesehen werden, und auf demselben sind verschiedene kleine Kastelle und Forts angelegt, und die Stadt selbst ist mit Mauern und Bollwerken befestiget, auch mit Kanonen besetzt, welches die Anfälle der Portugiesen im Jahr 1513 und 1530, der Türken 1538 und so zu verschiedenenmalen mehr, nothwendig machte. Zwar sind auch noch verschiedene gute Häuser in ihr befindlich, allein sie hat sich demohngeachtet nicht wieder zu ihrer ersten Stufe erheben können. Es wohnen hier vorzüglich viel Juden, und was die Einwohner besonders karakterisirt, ist: sie sind von einer schwarzbraunen Farbe, hager und klein, und müssen wegen des ungünstigen, sandigen und dürren Bodens, ihre Lebensmittel, Holz u. dgl. von andern Orten herholen; selbst das Wasser mußten sie, ehe sie eine Aden.

Wasser-

Wasserleitung bekamen, aus einem Brunnen, eine Tagereise weit holen *).

Jrame. **Jrame**, eine große, zwar offene, aber in der schönsten und fruchtbarsten Gegend liegende Stadt, mit ohngefähr 2000 Feuerstellen. Wie gesund und wohlthätig hier die Landschaft seyn muß, kann das hohe Alter der Einwohner schon einigermaßen beweisen, die nicht selten an hundert und mehrere Jahre reichen. Sie sollen ebenfalls sehr schwarz von Farbe, dabey aber reiche und wohlhabende Kaufleute seyn. So fruchtbar aber auch diese Gegend ist, so schwindet ihre Anmuth doch sehr, wenn man von hier nach **Damar** reiset: nur hohe, kahle Berge auf unfruchtbaren Boden bieten sich daher, bis eine neue, schöne und tragbare Gegend um Mahwahib die erste verdrängt.

Mahwahib. **Mahwahib** oder **Mouab**, sonst die Residenz des Königes von Jemen, der sie erbauete. Sie ist nicht groß, auch nur mit einer Mauer von Erde umgeben, so wie die meisten Häuser der Stadt; allein die reine, gesunde Luft, die Ebnen mit gutem Reiß und Getraide, die Hügel und Thäler mit Koffeebäumen, Weinstöcken und andern guten Fruchtbäumen besetzt, ergänzen den Mangel an innerer Schön-

*) Wasserträger, werden in Arabien Saka genannt, und bringen solches in einem ledernen Schlauch auf dem Rücken in die Häuser; in großen Familien aber unterhält man dergleichen Sakas, die es auf einem Pferd in die Küche führen. Sie nehmen es meist aus den Brunnen, damit die Cisternen nicht erschöpft werden. Außerdem giebt es auch türkische Ordenspersonen Saka genannt, so aus Wohlthätigkeit in der Stadt das Wasser umherführen und es den Durstigen umsonst geben.

Schönheit der Stadt und des Pallastes des Königes.

Ohngefähr funfzehn französische Meilen von Mouab, liegt die schöne, berühmte, alte und Hauptstadt von ganz Jemen, Sana genannt. Sana. Immer war sie die Residenz der Könige, und ihre vortreffliche, gesunde Lage, ihr fruchtbarer Boden, wie nicht weniger gute Bevölkerung, haben ihr den Vorzug der ersten im Reiche nie streitig machen können. Diejenigen, so sie gesehen haben, berichten, daß man 4000 Feuerstellen, und Mauern von 10 Ellen hoch und 20 dick anträfe, worauf acht Pferde neben einander gehen könnten. Uebrigens hat sie einen eben so guten Ueberfluß an Wasser, als an guten Weinbergen und Fruchtbäumen, und ihre auf einem Berge befindliche Lage, verkündiget sie rings umher als den Wohnort des Königes. Nordwest von Sana ist eine bergichte, große Gegend, welche zwar unter die Ländereyen des Imans gerechnet wird, in der aber mehrere Schechs wohnen, welche die Oberherrschaft des Königs nicht anerkennen, und sein Ansehen erstreckt sich nur über einige Städte, welche durch Dolas regiert werden. Zu diesen Städten meist ohne Gebiet gehört

Tulla, eine feste mit einem Bergkastell verschanzte Stadt. Die übrige Gegend ist unter mehrere Schechs vertheilt, die alle unabhängig sind, so wie die Bewohner des nahe liegenden Gebirges Schähhava, auf welchem an 300 Dörfer angebaut sind. Einige andre gut befestigte Städte sind Khamir, Medem, Amram u. a. m. Tulla. Khamir. Medem. Amram.

Bis hierher haben wir uns also bemüht, die geographische Beschreibung von Jemen mitzutheilen: ehe wir aber dieses Gebiete verlassen, scheint es noch

nothwendig, eine Lücke auszufüllen, die vielleicht im Begriffe von den unabhängigen Staaten in dem Gebiet des Iman geblieben seyn möchte. Wir haben zwar schon oben gesagt, daß der größte Theil des Landes aus großen Wüsten oder unzugänglichen Gebirgen besteht. Die Bewohner von beyden sind noch nicht unterjocht, der übrige Theil hingegen, der sich in flachen Ebenen längst den beyden Meerbusen erstreckt, ist schon oft, ob gleich selten für lange, durch die zu beyden Seiten angränzenden Mächte, bezwungen worden, oder in ziemlich große arabische Königreiche geformt gewesen: und daher muß man in diesen Flächen, weder unabhängige Stämme, noch Schechs suchen. Sie leben entweder in den Wüsten als Beduinen, und ohne daß ihnen ein feindliches Heer in ihre unfruchtbare Wohnungen nachsetzen kann, entgehen sie den Unterdrückungen, oder sie bauen auf ihren unzugänglichen Gebirgen von den Früchten ihres Fleisses, gesichert durch steile Berge und enge Pässe. Von dieser letztern Art sind die unabhängigen Schechs in Jemen. Die Gebirge, so sie bewohnen, sind bis an die Spitze bebaut, auch hinreichend für ein mäßiges Volk, fruchtbar und doch auch unüberwindlich durch Naturfestungswerke. Ja selbst diejenigen Schechs in Jemen, welche die Oberherrschaft des Königs anzuerkennen scheinen, sind mehr seine Schutzverwandten, und seine Herrschaft nur ein schwacher Schatten.

Die andern unabhängigen Staaten, freylich nicht so mächtig als Jemen, sind unter andern 1) die Herrschaft Aden, so ehedem unter der Bothmäßigkeit des Imans stand, bis ihre Bewohner sich im Jahr 1730 bis 1740 einen eignen Schech wählten und den Dola des Imans wie seine Soldaten

daten zwangen, zurück nach Mochha zu kehren. 2) Das Fürstenthum Kaukeban, welches fast auf allen Seiten an die Staaten des Imans gränzt. Die Residenzstadt führt denselben Namen und liegt auf der Höhe eines so steilen Felsens, daß selbst die beladenen Kamele schwer hinauf können. In den verschiedenen Districten, worein dieses Fürstenthum getheilt ist, liegen noch eine große Anzahl Städte und Dörfer auf den höchsten Bergen, um sich für ihren mächtigen Nachbarn in steter Sicherheit zu erhalten. 3) Die Landschaft Haschid und Bekil hat, welches in Asien Seltenheit ist, eine große Anzahl Schechs, deren jeder sein Gebiet unabhängig von dem andern beherrscht, und führen eine wirklich republikanische Freyheit. Nur das Gefühl ihrer Schwäche im Einzeln, hat sie zu einem gemeinschaftlichen Beystand gegen ihre Nachbarn gezwungen, deren Zahl wohl auf 50 beträgt, und manche mitten in den Staaten von Jemen gelegen sind. 4) Die Landschaft Abu-arisch, mit den benachbarten Beduinen liegt eigentlich in Tehama und wäre durchaus unfruchtbar, wenn nicht die von den Bergen herabkommenden Bäche, dieselbe einigermaßen verbesserten. Die Hauptstadt, wo der Scherif wohnt, ist gleiches Namens, eine stark befestigte Stadt, und die Bewohner dieser Gegend sind meist von allen Bequemlichkeiten des Lebens entfernt, daß ihnen fast nichts übrig bleibt, als, um ihr Leben zu erhalten, sich von der Beute zu ernähren, die sie den Kaufleuten abnehmen. 5) Die Gebiete Sahan und Kaulan machen eine große Kette von Gebirgen und eine der reichsten an Fruchtbarkeit, selbst an Eisenwerken, die aber wegen Mangel des Holzes und der Kenntniß der Araber, theuer und schlechtes Eisen liefern. Sie haben es sich gleichsam zum Gesetz gemacht, mit niemanden

manden umzugehen, und das halten sie auch so treulich, daß man kaum weiß, wer sie eigentlich sind. So viel weiß man von ihnen, daß sie auch, in Absicht ihrer Sitten und Denkart, eigenthümlich handeln, sich z. B. von Fleisch, Honig, Milch und Kräutern nähren, sich niemals vor dem 15ten Jahre verheyrathen, ob es auch in den Staaten von Jemen, oft schon im 9ten geschieht. Sie werden ferner alt; sie sind gegen Fremde sehr gastfrey und gefällig, wenn sie nämlich in Karavanen, unter dem Schutz einer ihrer Schechs reisen, außerdem aber halten sie sich gegen jene alles für erlaubt. Staade ist die Haupt- und Residenzstadt des Iman, (denn auch er führt diesen Titel,) dabey aber sehr unbedeutend. 6) Die Herrschaften Nedsjeran und Rachtan, gewiß eine der vortrefflichsten an Lage und Produkten, ob sie schon eben nicht sehr groß ist. Der Schech, so sie beherrscht, hat sich bey den Einwohnern in den Ruf eines grossen Schriftforschers gesetzt, so wie bey den sämtlichen Gränzorten, als großer und unüberwindlicher General. 7) Die Gebiete Nehhm und Chaulan, gleich den vorigen, von einem sehr tapfern Schech regiert, aber eben so fruchtbar. 8) Die Landschaft Dsiôf, meist große Wüsten, bey ihrer besondern Größe aber auch strichweise fruchtbar an allen Bedürfnissen, und manche Produkte, als z. B. Pferde und Kamele im Ueberfluß. Diese Landschaft theilt sich eigentlich in drey Theile und die Einwohner sind sehr kriegerisch. Sie ziehen auf Pferden oder Kamelen zu Pferde, führen einen Säbel, eine Lanze, ein großes Messer im Gurte, oft auch eine Flinte mit Lunten und hüllen sich in ein Panzerhemde, das von Eisendrath geflochten, bey den übrigen Arabern aber nicht mehr üblich ist. 9) Die Landschaft Jafa, welche vorzüglich fruchtbar

bar an Kaffee ist und an Hornvieh sogar Ueberfluß hat, und nur erst gegen das Ende des letzten Jahrhunderts machten sich die Einwohner unabhängig von Jemen und stehn nun unter drey kleinern Fürsten, welche sich auch einen Theil der künftigen Landschaft Hadramut unterwürfig gemacht haben.

Aus diesem Wenigen kann man sich nun einen Begriff der aristokratischen Verbindung in Arabien bilden, ihre Einrichtungen sind weder durch Zufall gebildet, noch neu; sondern sie sind so alt, als die Gesellschaft selbst, und werden sich auch wahrscheinlich so lange erhalten, bis Arabien unter ein Oberhaupt versammlet werden sollte.

III. Die Landschaft Hadramut.

Die dritte große Provinz ist Hadramut, deren Größe um so beträchtlicher ist, wenn die Ebene Mâchyra, die sich von den Küsten des Oceans bis an die Berge erstreckt, und dem Tehama an Dürre und Größe ähnlich ist, dazu genommen wird. Die Gränzen dieser Landschaft sind gegen Westen, Jemen, gegen Südost, das Weltmeer, gegen Nordost, Oman, gegen Norden eine große Wüste, und dieselbe Verschiedenheit der Fruchtbarkeit und das Klima hat sie wegen ihrer Lage auch ganz mit Jemen gemein. Es herrscht auf den hohen bergichten Gegenden eine gemäßigte Fruchtbarkeit und Luft; in den unten liegenden, in tiefen Krümmungen fortlaufenden Thälern, giebt meist das vom Berge herabkommende Wasser die Fruchtbarkeit, und diese sind ziemlich bebaut; hingegen die Fläche gegen die Küsten hin ist sandigt, öde und unerträglich heiß. Beduinen, Städter oder Bergbewohner sind daher die Bewohner dieser Gegend, deren ersteres Gewerbe die Viehzucht und Räuberey ist; der zweyten die Handlung, und der dritten, vorzüglich der Feldbau. Auch sind sie an Künsten, Wis-

senschaften, Manufakturen u. dgl. noch sehr im Stande der Kindheit, und in vielen, noch unter den Bewohnern von Jemen. Ohnstreitig waren die beträchtlichen, in Hadramut gelegene Städte, den Alten besser bekannt als uns, deren Vortheil es erforderte, sich ihrer natürlichen Produkte, der Handlung wegen zu bedienen. Unter den jetzigen bekannten ist Schibam unter allen die größte und die Residenz eines der mächtigsten Fürsten, ohngefähr acht Tagereisen von Sana entfernt. Eine andre, noch schönere und größere, ohngefähr fünf und zwanzig Tagereisen von Sana ist die Residenz eines Schechs, Doan genannt, welche beyde aber nicht so bekannt sind, als Dafar, eine gute Stadt, die ihren eignen Schech und Hafen hat, aus welchem sehr viel Weihrauch ausgeführt wird. Ein andrer Seehafen ist Koschim und zugleich die Residenz eines Prinzen, der nebst seinen Unterthanen vorzüglich in den Ruf steht, sich gegen Fremde freundschaftlich zu betragen, und daher auch von Indien aus, oft von den Engländern besucht wird. Merbat und Hasek sind gleichfalls zwey unbeträchtliche Städte und nur durch die Ausfuhre des Weihrauchs bekannt. Ainad ist eine ziemlich große Stadt, in deren Gegend sich das Grab eines heiligen, vor Mohamed gelebten Propheten befindet, zu dessen Andenken Wallfahrten und eine grosse Messe gehalten werden.

Schibam und Doan.

Dafar.

Koschim.

Merbat und Hasek.

Ainad.

Ohnstreitig haben die Beduinen und Bergbewohner auch hier eine eben so große Menge unabhängiger Schechs, als die übrigen arabischen Landschaften, denn die Küsten, so wie die ganze Fläche bis an die Gebirge, stehet unter mehrern, oft sehr mächtigen Fürsten, die von ihren Unterthanen oft Sultane genannt werden. Unter mehrern ist z. B.

der

der Schech von Schibam einer der mächtigsten, auf ihn folgt der von Doan, und der mächtigste von allen ist der Schech von Koschim, welcher oft den Titel König von Jartack führet.

Die Landschaft Oman gränzt zuförderst gegen Osten an das Weltmeer, gegen Norden an den persischen Meerbusen, gegen Westen und Süden an große Wüsten, die unter mehrere Fürsten getheilt und deren mächtigster sich Iman von Oman nennt. Nur der kleine, fünf Meilen lange Strich Landes zwischen dem Dorfe Sib und der Stadt Sohar ist sandicht, nur zur Zeit des Regens mit Wasser versehen; außerdem ist die ganze östliche Küste von Oman reich an Bergen, Hügeln, Flüssen und Bächen, mithin auch fruchtbar, wovon der Fleiß der Bewohner spricht. Sie bauen Weizen, Gerste, Maiz, Linsen, Weintrauben und vorzüglich so viel Datteln, daß jährlich viele Schiffsladungen davon ausgehen. Ihre Küsten am Meer, liefern einen so überflüßigen Vorrath an Fischen, daß sie nicht nur ihre Hausthiere damit füttern, sondern sogar die Aecker damit düngen müssen. Ihre Gärten sind zahlreich und reichhaltig an Obst; ihre Berge enthalten Kupfer- und Bleyminen, und wenn irgend eine Gegend in Arabien verdient, die glückliche genennt zu werden, so ist es Oman. Die Einwohner des Landes theilen sich in zwey Sekten, wovon die Unterthanen des Imans Bejäsi, die übrigen meist Sunniten sind. Die erstern lieben ihren Oberherrn mit ausnehmender Treue und Zufriedenheit, und er weiß sich durch Klugheit und Recht, die Herzen seiner Unterthanen zu erhalten. Er beherrscht sie mit möglichster Ruhe, übt ohne Ansehn der Person und des Glaubens schnelle, aber gelinde Justiz, und legt an der öffentlichen Sicherheit so

IV. Die Landschaft Oman.

sichtbare Proben ab, daß Kaufmannswaaren unangetastet die ganze Nacht auf freyem Markt liegen, die Häuser offen stehen, und von Diebereyen nur äußerst selten gehört wird. Seine Soldaten sind meistens Negersklaven, deren Wildheit durch eine strenge Zucht sorgfältig eingeschränkt wird. Nur sehr gering sind die Einkünfte des Imans, höchstens an 100,000 Thaler, und dieses erfordert, daß er selbst Handlung treibt, zu welchem Ende er zwar einige Kriegsschiffe hält, die sich aber in Friedenszeit auch damit abgeben, wiewohl er noch mehrere kleine Fahrzeage hat, die zur Ausfuhre der Waaren gemiethet werden, um meist nach der östlichen Küste von Afrika zu schiffen. Die ansehnlichste Schiffahrt treiben zwey zahlreiche Stämme, die ehedem an der Küste des persischen Meerbusens wohnten, durch räuberische Nachbarn gezwungen, sich in den Staaten des Imans von Oman niederlassen mußten. Wären ihre Schiffe aber in besserm Zustande, (denn diese sind fast mehr zusammen gebunden als fest gemacht, und nur mit Strohmatten statt Segel versehen,) so würde ihr unermüdeter Fleiß und ihre jetzt schon ansehnliche Ausfuhre an Kaffee u. dgl. beträchtlicher und lohnender für sie seyn.

Rostack. Unter den meist unbeträchtlichen Städten in Oman, findet man Rostack, die Residenz des Imans, die zum Policeyaufseher auch noch einen Dola hat, in deren Gebiete sich das höchste Gebirge in Oman, Namens Dsiebbel-Akdar, erhebt und in seinem weiten Bezirk, viel Getraide, Datteln und Trauben liefert. Viele der ehedem grossen und ansehnlichen Städte sind jetzt von ihrer Höhe gesunken und verdienen kaum einiger Erwähnung; allein die wichtigste und bekannteste Stadt

im

im Gebiet Imans, ist Maskat, wo die Natur fast alles gethan hat, ihr den Ruhm der Schönheit zu ertheilen. Sie liegt am Landesende eines 1800 Schritt langen und 800 Schritt breiten Meerbusens, welchen gegen Osten und Westen unersteiglich steile Felsen umschließen und für die größten Schiffe einen sichern Hafen bilden. Hinter der Stadt sind gute Mauern und hinter diesen wieder große fruchtbare Ebene, die sich allmählich an die Gebirge aufhügelt und nur drey schlechte Zugänge offen läßt. Sie ist die Niederlage der Handlung zwischen Persien, Arabien, Indien und der östlichen Küste von Afrika. Die Handlung ist groß und in keiner muselmännischen Stadt halten sich so viel Banianen auf als hier, deren Anzahl man auf 1200 schätzt, die alle nach ihren Gesetzen ungestört leben dürfen. Maskat.

Unter dem Fürstenthum Seer, dessen wir hier noch mit gedenken müssen, wird die Gegend begriffen, so sich an der Seeküste von Chorfaban nach Norden, bis an das Vorgebirge Mussendom, und am persischen Meerbusen nach Westen, bis zu der kleinen Insel Scheradsie erstreckt. Ihr Schech, der auch auf der persischen Küste einige Besitzungen hat, entriß sich nur vor wenig Jahren erst der Oberherrschaft des Imans, indem er sich mit den übrigen Unabhängigen, auf der westlichen Seite von Oman, verband, und dadurch seine Unabhängigkeit behaupten konnte. Seine Seemacht ist in diesen Gegenden sehr beträchtlich, und seine Fahrzeuge treiben einen eben so guten Handel in und außer dem persischen Meerbusen. Seer.

Die gegen Osten an dem persischen Meerbusen, gegen Westen an Nedsjed, gegen Süden an V. Die Landschaft Lachsa.

Oman, und gegen Norden an das Gebiet der schweifenden Araber um Basrah gränzende fünfte Landschaft ist Lachsa, auch Hadsjar genannt, nebst noch einer andern Benennung, die sie aber nur ehedem führte, nämlich Bahhrein; heut zu Tage aber ist dieser Name nur von der Insel Aual und einigen kleinern zu verstehen, welche von dieser abhängen. Diese Provinz ist weder fruchtbar, noch unfruchtbar, wenn man sich des Ausdrucks bedienen darf, d. i. das Land hat Quellen und Bäche, in Arabien allerdings von Erheblichkeit: und wenn man nur einigermaßen in den Erdboden gräbt, so entdeckt man fast überall gutes Wasser; es wächst Baumwolle, Reis und unterschiedliche Arten von Baumfrüchten, vorzüglich Datteln in vorzüglicher Güte: dabey ist aber auch hier die Hitze wieder so groß, daß man nur eigentlich die Morgen und Abende genüßen kann. Starke Winde wehen den leichten brennenden Sand in Hügel zusammen, zerstreuen ihn wieder, und machen Straßen, z. B. die, so von Hedscher nach Oman führt, ist durch Flugsand ganz unbrauchbar gemacht worden. Im Innern des Landes ernähren sich die Einwohner von Datteln und der Viehzucht, vorzüglich von Eseln und Kamelen, deren sie jährlich bey tausenden nach Syrien zum Verkauf führen; hingegen an den Küsten fängt man Perlen und verführt ausländische Waaren. In der Religion sind sie getheilt und zwar in den Städten Schiiten, die Beduinen und Bauern hingegen sind Anhänger der sunnitischen Sekte; doch findet man auch Juden und eine noch größere Anzahl Sabeer oder S. Johanneschristen, deren Stifter Johannes der Täufer seyn soll, dem zu Ehren sie jährlich Feste feyern und besondere Schriften geheim halten, deren Ursprung und Inhalt für heilig gehalten wird, dabey aber ganz unschädliche, freund-

liche

liche Leute sind. Sie stehn unter türkischer Herrschaft, und zwar unter dem Pascha von Syrien.

Jetzt sind die Pascha aus der Provinz vertrieben, und diejenigen türkischen zurückgebliebenen Familien, deren Vermögen meist groß ist, auch durch ihre Tracht leicht von den Arabern unterschieden werden können, haben bereits keine Ansprüche und keinen Antheil mehr an der Regierung; denn das Gebiete gehört dem Stamm Benj Khaled, einem der mächtigsten in Arabien, und ist so weit ausgebreitet, daß die Karavanen zwischen Haleb und Bagdad seine Ueberlegenheit gar oft empfinden müssen. An den mehresten Orten wohnen Beduinen, die aber die Oberherrschaft des ersten Schechs erkennen; ob aber die Zahl der Städte im Innern des Landes sehr groß seyn mag, ist unbekannt. Nur von der Haupt- und Residenzstadt des Schechs Lachsa weiß man, daß sie sehr groß und in arabischem Geschmack gebaut sey. Lachsa.

Eine andre am persischen Meerbusen gelegene Seestadt, nebst einem guten Hafen ist Katif, die ohngefähr fünf deutsche Meilen von der Insel Bahhrein liegt. Das Hauptgeschäfte dieser Einwohner besteht in Perlenfischen, die sich, wenn sie es nicht auf eigne Kosten treiben können, oft an fremde Kaufleute vermiethen, die gewöhnlich in den heißen Sommermonaten hieher kommen, ungeachtet man die Luft zu der Zeit für die ungesundeste hält. Katif.

Eine ihr ähnliche, sehr große mit 10, 100 Einwohnern besetzte Stadt, und deren Geschäfte gleichfalls Perlenfischerey ist, um derentwillen sie gegen 800 Schiffe unterhalten, ist Koueit, von den Europäern Gräen genannt. So groß die Zahl der Einwohner auch seyn mag, so ist doch die Stadt in den heißen Monaten, wo die Koueit oder Gräen.

die Perlenfischerey getrieben wird, und die übrigen die Karavanen begleiten, fast öde und leer. Diese Stadt hat ihren eignen Schech, der aber unter dem zu Lachsa stehet, wiewohl dieser zu verschiedenenmalen versucht hat, sich unabhängig zu machen, so daß er und seine Unterthanen für der Armee aus Lachsa einen Zufluchtsort auf der kleinen Insel Feludsje haben suchen müssen. Noch befindet sich zwischen dem Gebiet von Lachsa und Oman ein großer Stamm Araber, mit Namen Al Nusillim und ein kleinerer Benj As, die verschiedene Städte im Besitz haben, die aber so schlecht sind, daß sich bis jetzt noch kein Nachbar aufgeworfen hat, sie in ihrer Ruhe zu stören.

VI. Die Landschaft Nedsjed.

Die letzte und Arabiens größte Landschaft, so an alle vorige nebst an Syrien gränzt, ist Nedsjed. Sie enthält den ganzen innern Theil der vorher beschriebenen Landschaften, und ist meist unter dem Namen, des wüsten Arabien, bekannt. Dieser Beyname ist aber so wenig auf Nedsjed passend, als jener auf das obige Königreich Jemen, denn eigentlich sollte man sich hierunter eine Gegend vorstellen, wo die Natur in ihrem Urstoff, und kein Fußtritt eines Menschen anzutreffen sey: allein wenn hier größere und unfruchtbarern Ebenen sind, als in andern Landschaften, so ist die Ursache mehr in der Lage der Gegend zu suchen. Sie ist meist bergigt, allein auch diese sind allen übrigen in Arabien ähnlich, und nur der Flüsse giebt es wenig, meist sind es Wald- oder Bergströme, welche beym Auslauf in die Thäler unter dem Sand versinken, und deswegen die Ebenen öde und unfruchtbar lassen. Auch die Fruchtbarkeit des Bodens ist natürlicherweise nicht überall dieselbe, jedoch kömmt alles eben so gut fort,

als

als anders wo und vorzüglich Dattelbäume. Nur ein großes Hinderniß liegt den Ackerbau im Wege, und macht ihn beschwerlich, da die Einwohner gezwungen sind, ihr Wasser in tief gegrabenen Brunnen zu suchen. Den größten Theil dieser Landschaft bewohnen Beduinen, die auf den Ebenen umherschweifen, die Städte verabscheuen, aber dabey auch ein kümmerliches Leben führen. Hingegen ist die Berggegend voller Städte und Dörfer, und unter soviel kleine Herrschaften getheilt, daß fast in jeder Stadt ein andrer unabhängiger Schech regieret. Unter allen Arabern haben die aus Nedsjed einen festen Nationalkarakter, selten grausam, zuweilen gastfrey, öfterer habsüchtig gegen Fremde, doch ohne Mißhandlung. Eigentlich theilt man diese Provinz in zwey Hauptheile, in El Ared, welcher an Oman gränzt und in El Rherdsje, der an Jemen stößt. Unbedeutend oder wenigstens nicht sattsam bekannt sind die Städte Thima, Jaid, Kaibar, Jamamah, die Hauptstadt dieses Landes, Karjathain u. a. m. welche, wie gesagt, fast jede ihre einzelnen Herren haben, und sich vermuthlich des Joches entledigten, das sie sonst nöthigte, Tribut nach Mecka zu entrichten. Nordwärts von Nedsjed erhebt sich das große, berühmte und fruchtbare Gebirge, Schamer genannt, welches wieder an eine andre bergigte, gut bebaute und stark bevölkerte Gegend stößt, und eigentlich die Gränze zwischen Arabien und Syrien setzet.

Geschichte in den ältesten Zeiten des Mohamed.

Die ältere Geschichte Arabiens gründet sich meist auf Tradition, und ist um so mehr vielleicht blos ein Gewebe voll Fabeln, da man die mündlichen vom Vater auf, den Sohn überlieferten Sagen, nicht durch griechische und römische Nachrichten prüfen,

sen, und deren Glaubwürdigkeit bestimmen kann. Dem Angeben der Araber zufolge ließ sich Ismael, jener unehliche Sohn Abrahams, in der Gegend ihres Landes nieder, wo gegenwärtig Mecka gebaut ist, und legte da den Grund zu der berühmten Kaaba oder dem vierekten Hause, welches ihm auf göttlichen Befehl sein Vater selbst erbauen helfen mußte. Dies ward nun ein Tempel, zu welchem die Araber von allen Gegenden wallfahrteten, und der, so wie der Brunnen der Hagar, jetzt Zemzem genannt, ein Gegenstand der allgemeinen Verehrung wurde. In dieser heiligen Gegend ward nun die Stadt Mecka angelegt, deren erste Beherrscher die Abkömmlinge Ismaels waren. Als aber Nabit, Ismaels Urenkel, bey seinem Tode nur zwey unerwachsene Kinder hinterließ, bemächtigte sich der Fürst von Yatreb, das Haupt der Gioramiden, der Stadt und des Tempels, dessen Nachkommen auch erst dreyhundert Jahr nachher, und etwan 1383 Jahr vor der christlichen Zeitrechnung den Ismaeliten wieder weichen mußten. Die Gioramiden zogen sich nach Yatreb zurück, wo sie sich tausend Jahr behaupteten, bis zwey durch eine große Ueberschwemmung aus dem südlichen Arabien vertriebene Stämme sich ihres Landes bemächtigten.

Noch war die Religion der Araber ein ziemlich reiner Deismus geblieben, allein bald gieng sie dem Götzendienst einen Schritt näher, indem sie die Gestirne mit verständigen Wesen besetzte, welche bald zu Mittelspersonen zwischen Gott und den Menschen, und dann zu Göttern selbst erhoben wurden. Die Fürsten von Mecka gaben sich zwar alle Mühe, dem Götzendienst Einhalt zu thun; allein

bald

bald blieb die reine Religion blos auf den Tempel in Mecka eingeschränkt, und Amru, Oberhaupt eines benachbarten Stammes, vertrieb endlich den Kosa aus Mecka, und füllte den Tempel mit Götzenbildern aller Art an.

Erlangte nach Amrus Tode Kosa gleich die Herrschaft über Mecka wieder, so blieb doch die Religion durch den Götzendienst entstellet, bis Mohämed erschien und mit ihm alles eine andre Verfassung bekam.

Von Mohämed bis zum Ende des Kalifats.

So viele Unwahrheiten über den Karakter dieses Mannes verbreitet worden sind, eben so irrig ist die Meynung derjenigen, welche ihm eine niedrige Herkunft andichten. Mohämed stammte aus derselben Familie, welche sich des Ursprungs von Ismael rühmte und Mecka beherrschte. Sein Urgroßvater Haschem war der Stifter der Karavanen, und dadurch eines blühenden Handels; sein Großvater Motalleb hatte den Brunnen der Hagar, welcher von den Gioramiden verschüttet worden war, wieder geöffnet, und für die Erhaltung der reinen Religion einen blutigen Krieg mit seinen Nachbarn geführet. Mohämeds Vater, Abdallah, war damals der einzige Sohn desselben, und starb, als er die Karavane aus Syrien zurückführte, zu Yatreb, als Mohämed erst zwey Monate alt, oder nach andern noch gar nicht geboren war. Als Motalleb starb, überließ er seinem Sohne Abutaleb, der ihm in der Regierung folgte, die Erziehung Mohämeds, welcher bis in sein zwanzigstes Jahr sich in verschiedenen Kriegen als einen tapfern, unternehmenden Jüngling zeigte. Nachher verheyrathete er sich mit der Chadischah, einer reichen Dame, deren Karavanen, welche

welche sie nach Syrien schickte, er vorher angeführt hatte, woher das Mährchen, als sey er Handlungsdiener dieser Chadischah gewesen, entstanden ist. Schon vor dieser Heyrath hatte er sich durch seinen Eifer wider den Götzendienst vor allen seinen Landsleuten ausgezeichnet, und Nachdenken über Religionssachen war von jeher seine liebste Beschäftigung gewesen, nunmehr aber verdoppelte sich diese Neigung und gieng zum Enthusiasmus über. Er begab sich zu gewissen Zeiten in eine abgelegene Höle ohnweit Mecka, wo er wahrscheinlicherweise das theils wirklich erhabene, theils durchaus schwärmerische System ausbreitete, welches er nachher im Koran bekannt machte. Funfzehn Jahre lang hatte er auf diese Weise seine ohnehin feurige Einbildungskraft erhitzet, und sich eine Art allgemeiner Verehrung erworben, als er in seinem vierzigsten Jahre sich als einen von Gott gesandten Propheten bekannt machte, welcher die wahre Religion Abrahams und Ismaels wieder herzustellen, bestimmt sey.

Daß dies eine Lüge war, ist zwar aus philosophischen Gründen sehr leicht erweislich; allein häufige Beyspiele dieser Art belehren uns hinlänglich, daß der Schwärmer sich sehr leicht von der Wahrheit seiner nichtigsten Visionen zu überzeugen, im Stande ist: und so konnte Mohamed sehr leicht auf den Gedanken kommen, sich wirklich für einen von der Gottheit außerordentlich erleuchteten Mann anzusehen.

Die Religion, welche er lehrte, schärfte die Verehrung eines einzigen Gottes von geistiger Natur ein, wie ihn seine ganze Familie verehrt hatte, und alle von ihm vorgeschriebenen Cerimonien, als

der

der Besuch von Mecka, die Waschungen u. dgl. waren keine neuen Erfindungen, sondern blos Auffrischungen alter ehrwürdiger, in Arabien üblicher Gebräuche. Seine abgöttischen Landsleute gaben ihm auch gar nicht Schuld, daß er eine neue Religion einführen wolle, sondern daß er Dinge für heilig ausgebe, welche doch nichts weiter als Fabeln wären. Juden- und Christenthum kannte er nur sehr wenig, und hielt beyde für Verfälschungen der alten patriarchalischen Religion, daher es auch sehr irrig ist, wenn ältere Schriftsteller ihm den christlichen Mönch Sergius zum Gehülfen seiner Reformation geben, weil er dann den Christen gewiß keine Abgötterey vorgeworfen haben würde. Uebrigens aber sprach er mit vieler Ehrerbietung von den jüdischen und christlichen Propheten, die auch von seiner Ankunft geweissagt haben sollten. Er predigte auf öffentlichen Plätzen und machte seine Vorträge in einzelnen Stücken bekannt, welche nach seinem Tode zusammengetragen und Koran d. i. das Buch genannt wurden. Nicht in diesem Koran, sondern in der Sonnah, einer Sammlung alberner Traditionen, welche etliche einfältige Schüler des Propheten zusammengestoppelt haben, sind die Mährchen enthalten, welche eben so einfältige oder allzuparteyische Christen dem Stifter der mohämedanischen Religion Schuld geben.

Ob nun gleich sein Oheim, der Fürst von Mecka, Abutaleb, den Eifer für die Wiederherstellung der alten reinen Religion mit ihm theilte, so empörten sich die Mecker doch endlich wider beyde, und da Mohämed keine Wunder thun wollte, sondern beständig behauptete, die Wahrheiten, welche er bekannt zu machen gesendet sey, wären so gewiß,

daß sie gar nicht durch außerordentliche Dinge bewiesen werden dürften, mußten er und Abutaleb Mecka verlassen. Nach sieben Jahren starb dieser Prinz, welcher der Wahrheit seine Herrschaft aufgeopfert hatte, und die Mecker wählten den Abusofian, einen erklärten Anhänger der Abgötterey, zu ihrem Fürsten. Nun verdoppelten sich die Verfolgungen, welche Mohämed zu erdulden hatte, und als er endlich in Yatreb, welches jetzt Medina heißt, sich einen Anhang zu machen suchte, suchte man ihn gefangen zu nehmen, und setzte einen Preis auf seinen Kopf aus. Dieser Gefahr zu entgehen, flüchtete Mohämed im J. 622 der christlichen Zeitrechnung nach Yatreb, und dies ist die Flucht oder Hedschrah, von welcher die Mohämedaner ihre Zeitrechnung anfangen. Ohngeachtet die Yatrebiten Götzendiener waren, so empfiengen sie Mohämed dennoch mit allen den Feyerlichkeiten, die sie einem Propheten schuldig zu seyn glaubten, und litten es gern, daß sich seine Parthey mit jedem Tage verstärkte.

Bisher hatte Mohämed dem Druck der Verfolgung nichts als Geduld entgegensetzen können; nun aber, da sich Ehrgeiz in seine Schwärmerey zu mischen anfieng, erklärte er, daß es erlaubt sey, der Gewalt sich zu widersetzen, bewaffnete seine Anhänger, und ließ von Zeit zu Zeit die Karavanen der Mecker überfallen, welche, aufgebracht über seine Flucht, in das Gebiet von Medina oder Yatreb eingefallen waren. So wie sich die Zahl seiner Anhänger und also auch seiner Siege vermehrte, wagte er auch immer größere Dinge, und wenn er ja einmal eine Niederlage erlitt, so war er gleich mit einer göttlichen Offenbarung da, durch welche

der

der üble Ausgang des Treffens dem Ungehorsam seiner Leute beygemessen ward. So bildete er sich nach und nach einen kleinen Staat, zu welchem auch Medina gehörte, dessen Einwohner so wie viele zerstreute, unabhängige Stämme seine Religion angenommen hatten, der aber noch weit beträchtlicher ward, als Jemen, welches bisher persische Oberherrschaft anerkannt hatte, sich ihm unterwarf. Er eroberte endlich auch Mecka im J. 630, reinigte den Tempel von den vielen darinnen befindlichen Götzenbildern, und verordnete bald darauf, daß einzig und allein seine Religion in Arabien geduldet werden sollte. Nun war ihm das ganze Arabien als Herrn und Propheten unterworfen; aber er genoß dieses Glück nicht lange, sondern starb zu Medina 632 im drey und sechzigsten Jahre seines Alters ohne Reue, ohne irgend einige Unruhe spüren zu lassen.

Mohämed hinterließ keine männliche Erben, die sein kaum entstandenes Reich erhielten, aber der Geist der Schwärmerey hatte nun zu sehr unter den Arabern um sich gegriffen, als daß ein Staat, der gänzlich durch Schwärmerey gegründet war, zu Grunde gehen konnte. Schon Mohämeds Nachfolger, Abubekr, der den Titel Kalif annahm, breitete seine Eroberungen über die Gränzen Arabiens aus, und Omar, der zwote nach ihm, drang in Aegypten, Syrien und Persien ein. Es war unmöglich, diesen durch den Fanatismus fast mit übermenschlicher Tapferkeit erhitzten Kriegern zu widerstehen, die, wenn sie ihren Tod in einer Schlacht fanden, für Märtyrer gepriesen und der höchsten Seligkeit des Paradieses theilhaftig erklärt wurden. Osman, der dritte Kalif, hatte schon eine Flotte,

mit der er die Küsten Siciliens verwüstete, Cypern angriff, Rhodis wegnahm und sogar Konstantinopel bedrohte. Unter Ali entstanden schon innerliche Unruhen unter den Arabern, indem Moavias, derselbe Feldherr, welchem Osman seine meisten Siege zu verdanken hatte, unzufrieden mit der Wahl desselben, sich mit Gewalt widersetzte, und ihm endlich meuchelmörderischerweise ermorden ließ. Nach seinem Tode ward zwar sein Sohn Hassan einmüthig an die Stelle seines Vaters erwählet, allein er dankte nach einer kurzen unruhigen Regierung wieder ab, und ließ das Kalifat dem Moavias, seinem und seines Vaters erbitterten Gegner, welcher der erste Kalife aus dem Hause Ommijah war. Bis zu Valids Regierung im Jahre der Hedschrah 86 oder 705 der christlichen Zeitrechnung, hatten die Kalifen fast mit immerwährenden innerlichen Unruhen zu kämpfen, und konnten also wenig an Eroberungen denken: unter Valid kehrte der alte Eroberungsgeist wieder in die Saracenen zurück. Sie eroberten Chowaresme, verwüsteten die griechischen Provinzen, und unterwarfen sich 711 Spanien, wo sie dem Reiche der Westgothen den Garaus machten. Unter dem folgenden Kalifen, Sulejman, wagten sie sogar, Konstantinopel zu belagern; allein mit so wenigem Glück, daß der größte Theil ihrer Landtruppen durch heftige Kälte umkam, die Flotte aber durch das griechische Feuer (welches im Wasser noch stärkere Nahrung fand, und dessen Zubereitung verlohren gegangen ist) ihren Untergang fand. Sulejmans Nachfolger, Omar II. wiederholte diese Belagerung mit demselben schlechten Erfolge, und starb kurz nachher am Gifte, der ihn von einer Gegenparthey im Staate beygebracht wurde.

Unter

Unter Yezid und Hescham fielen die Saracenen aus Spanien in Frankreich ein. Beydemal aber wurden sie, und zwar das letztemal von Karl Martell in einem sehr entscheidenden Treffen bey Tours geschlagen, und diese letztere Niederlage war es, welche Europa von Annehmung des mohämedanischen Gesetzes befreyte.

Mervan II. war der letzte Kalif aus dem Hause Ommijah; die Abbassiden, welche von Abbas, einem Onkel des Propheten, abstammten, und schon längst die Rechte des Hauses Ommijah angefochten hatten, stürzten ihn nach einem blutigen bürgerlichen Kriege vom Throne, und Abul-Abbas ward im Jahr der Hedschrah 134, nach christlicher Zeitrechnung 742, der erste Kalif aus dem Hause der Abbassiden. Der zwote Kalif dieses Hauses, Almansor, verlegte die Residenz nach der von ihm neu erbauten Stadt Bagdhad und Harun-Al-Raschid, der fünfte Abbasside, war einer der größten Männer seiner Zeiten. Er war ein Freund der Gelehrsamkeit, die er auf alle mögliche Weise blühend zu machen und in bessere Umstände zu versetzen bemüht war, als worinnen sie sich unter den vorigen Kalifen befunden hatte, wo, den Koran ausgenommen, jedes andre Buch als unnütz angesehen worden war. Auch suchte er die Justiz- und Policeyverfassung seiner Staaten auf einen bessern Fuß zu setzen, und den Wohlstand des Volks auf alle Weise zu befördern. Leider begieng er aber schreckliche Ungerechtigkeiten, besonders gegen die in ganz Arabien im höchsten Ansehen stehende Familie der Barmekiden, die seinen Karakter mit Schande befleckten, und noch größer war der Staatsfehler, den er durch Theilung des Reichs unter seine drey Söhne begieng.

Nach dieser Verordnung bekam Amin Chaldäa, Arabien, Mesopotamien, Medien, Syrien, Palästina und Afrika; Manum erhielt Persien, Indien, Korassan und Mawrahalnahar; das Erbtheil des jüngsten aber bestand in Armenien, Natolien, Georgien, Tscherkassien und allen den übrigen am schwarzen Meer gelegenen Ländern: doch mußten sich die jüngern Brüder von dem Kalifen, welcher allein der wahre rechtmäßige Oberherr blieb, mit ihren Staaten belehnen lassen. Dies Testament war aber von keiner Dauer, sondern es gab vielmehr zu Unruhen und Zwistigkeiten zwischen den Brüdern Anlaß, welche sich damit endigten, daß Amin abgesetzt und ermordet, Manum aber zum Kalifen ausgerufen wurde. Ihm folgte nach einer langen und meist glücklichen Regierung sein jüngster Bruder, Motassem.

Noch hatte unter den Kalifen aus dem Hause der Abbassiden der Ruhm der Saracenen nicht abgenommen, und noch waren ihre Gränzen nicht durch mächtigere Nationen verenget worden, im Grunde aber waren sie doch dies bey weitem nicht mehr, was sie vor hundert und mehr Jahren gewesen waren. Sie hatten sich mehr Künste und mehr Wissenschaft erworben, waren gesitteter und geschmeidiger worden, aber der wilde Religionsenthusiasmus, dem nichts hatte widerstehen können, war größtentheils verrauchet, die Einheit der Neigungen und Absichten hatte dem Privatinteresse und der Partheysucht weichen müssen, und nach Vathek Billahs Tode, welcher ums Jahr 846 der christlichen Zeitrechnung starb, war die türkische Miliz, welche die Kalifen seit einigen Jahren, zum traurigen Beweise, wie sehr die Nationaltapferkeit abgenommen

men

men habe, in Sold hatten, schon so übermächtig geworden, daß sie bey der Wahl des neuen Kalifen schon den Ausschlag gab.

Diese Uebermacht nahm auch von einer Regierung zur andern immer mehr zu; die Türken waren es nunmehr, welche die Stärke der Heere ausmachten und die Gränzen des Reiches vertheidigten, oder wenn sie Ursache zur Unzufriedenheit zu haben glaubten, das Reich in Furcht und Schrecken versetzten, und selbst den Thron der Kalifen, den sie bald nach Willkühr vergaben, erschütterten. Hiezu kam noch, daß die Statthalter der Provinzen sich immer mehr unabhängig zu machen suchten, und so nach und nach soviel von dem weitläuftigen Reiche der Kalifen abgerissen wurde, daß diesen fast gar kein Einkommen mehr übrig blieb, als dasjenige, welches sie aus der um Bagdhad liegenden Landschaft zogen. So stand es mit der Macht der Kalifen, als Jakem der Feldherr der türkischen Truppen den Kalifen Rhadi Billah ums Jahr 939 nöthigte, ihm alle weltliche Macht mit dem Titel eines Emir al Omrah zu überlassen, und sich mit dem Amte eines obersten Priesters der Religion zu begnügen. Dies Unternehmen war das Signal zu einem allgemeinen Beutemachen, und so gieng unter dieser Regierung das arabische Erak, Aegypten und Soristan verlohren. Jakem ward zwar unter dem folgenden Kalifen ermordet, allein die Macht der Türken blieb dennoch immer ebendieselbe, sie stifteten Reiche, welche aus den Trümmern des Kalifats zusammengesetzt waren. Mahmud Gazni setzte sich in Persien fest, und eroberte von da aus Indien. Die seldschukischen Türken verdrangen die Kalifen völlig von der Regierung, die sie

zwar 1136 einigermaßen wieder erlangten, aber doch nicht viel über hundert Jahre behaupteten, indem endlich die Mungln oder Mogolen, von deren Eroberungen wir in der Folge bey Hindostan und der Mungalei sprechen werden, unter Anführung des Hulaku 1258 Bagdhad mit Sturm einnahmen, und den letzten Kalifen Mostaasem hinrichteten.

Wie nachher der größte Theil der den Kalifen ehemals unterworfenen Länder in die Hände der Osmanen gekommen, haben wir aus der Geschichte des türkischen Reiches gesehen; gegenwärtig wollen wir nur noch etwas von dem eigentlichen Arabien hinzufügen, welches, nachdem die Macht der Kalifen gestürzt war, wieder zu seiner ursprünglichen Freyheit zurückkehrte.

a) Geschichte von Jemen.

Zu Ende des eilften Jahrhunderts war schon Jemen frey von der Herrschaft der Kalifen, und in der Mitte des zwölften Jahrhunderts war das Reich unter mehrere Regenten vertheilt, nachher stand es wieder unter der Herrschaft des Salaheddin, Sultan von Aegypten, unter den Kalifen und wieder unter den ägyptischen Sultanen. Als aber 1517 das Reich der Mamluken in Aegypten von Selim I. zerstört ward, machten sich die Araber in Jemen wieder frey, und hatten unabhängige Könige. Sulejman II. eroberte seit 1537 zwar einen Theil von Jemen, allein Morad IV. trat ihn 1630 an Sejid Khassen ibn Mohámed ab, und bedung sich nur die Lehnsverbindlichkeit dabey aus, welcher sich seine Nachfolger mögen erledigt haben. Im J. 1763 regierte El Mahadi Abbas, welcher funfzehn bis zwanzig Brüder

hatte,

hatte, im J. 1777 aber soll dessen Sohn regiert haben.

Diese Landschaft ist unter viele kleine, unabhängige Schechs vertheilt, von denen der Iman von Oman, der auch nach einer von seinen Städten von Maskate genannt wird, der mächtigste ist und in seinem Gebiet unumschränkt regiert. Bis auf 933 ist die Geschichte dieses Landes unbekannt, von welcher Zeit es bis auf 1038 unter der Herrschaft der buidischen Türken stand. Vor 1345 gehörte es zu dem Reich Ormuz; 1508 bemächtigten sich die Portugiesen einiger Städte. Ums J. 1700 regierte Iman Sultan ben Maiek, ein großer Eroberer, über Oman. Nach 1742 theilten, Maskate und Sohar ausgenommen, drey Araber das Gebiete von Oman unter sich, nachher aber hat das Land wieder einen Gebieter bekommen. b) Geschichte von Oman.

Hedsjas erkennt eigentlich den türkischen Sultan als Oberherrn, im Grunde aber hat der Scherif von Mecka die meiste Gewalt in Händen, und der übrige Theil ist unabhängigen arabischen Schechs unterworfen. Der Scherif von Mecka hat eigentlich in Hedsjas nur über Mecka, Medina, Jambo, Tanif, Subir, Gunfude und noch dreyzehn andre Städte zu gebieten; er ist ein weltlicher Fürst und einer der mächtigsten in Arabien, indem er seinen Antheil von allen Einkünften der heiligen Städte ziehet. Von der eigentlichen Geschichte des Scherifats weiß man wenig, doch ist soviel bekannt, daß zuweilen auch auswärtige Prinzen, als die Sultane von Aegypten z. B. über Mecka und Medina geherrscht haben. Ums c) Geschichte von Mecka u. Medina.

J. 1516 unterwarf sich der Scherif dem Sultan Selim I., wiewohl die türkische Herrschaft bald wieder ein Ende nahm, wenn die Scherifs gleich ihre Staaten von den Türken zur Lehen haben.

Dies sind die wichtigsten der arabischen Staaten; von den kleinern weiß man äußerst wenig, und ihre Geschichte, wenn sie auch so genau als möglich bekannt wäre, würde noch weit uninteressanter ausfallen, als die, von der wir jetzt einige unzusammenhängende Bruchstücke geliefert haben.

IV.

Persien.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049913/phys_0331
DFG

Allgemeine Landesbeschaffenheit.

a) Land.

Ist irgend ein Land der Sammelplatz blutiger Unruhen gewesen; hat irgend ein Reich seine Größe auf eine glänzende Stufe zu erheben gewußt; ist irgend ein Stück unsers Erdbodens, durch Veränderungen gegangen, und hat es in jeder dieser Veränderung gelitten; ist endlich ein Land, daß seinem ersten Wohlstande unähnlich worden ist; so ist es Persien, in welchem sich alle diese Scenen vereiniget haben. Vom Spiel des unbeständigen Glückes ward Persien bald gehoben, bald geworfen; bald dieses, bald jenes Reiches Eigenthum. Selbst gegenwärtig noch kann es nicht zu der Ruhe gelangen, die andre Staaten genüßen: ob auch diese Unruhen zwar in seinem eignen Schoos ernährt werden, so sind sie daher auch um desto gefährlicher, jemehr sich in diesem weitläuftigen Lande ein Fürst nach dem andern unabhängig zu machen trachtet. So wenig aber auch Persien seinem Zustande ähnlich ist, in dem es sich unter Cyrus, dem Stifter, oder unter Alexander dem Großen, seinem zu Grunderichter, befand; so ist es doch auch gegenwärtig noch immer ein großes Königreich in Asien, obschon nicht so groß, als es die geographischen Beschreiber von Persien wissen wollen, nämlich das größte Reich in der Welt. Bey seinen ehemaligen Gränzen, da es noch durch vier große Meere und durch sechs große Flüsse, eben so berühmt als diese Meere, gesichert war: damals wäre diese Benennung noch entschuldiget worden; allein heut zu

Tage

Tage sind diese Gränzen zurückgezogen; und jene entfernte Gränzländer ein Antheil fremder Völker geworden. Unbewohnte Wüsteneyen, wo der Reisende in drey bis vier Tagen keine Spur eines Menschen zu Gesichte bekömmt, sind zwar auch noch auf allen Seiten um Persien; allein seine bestimmtern Gränzen sind vielmehr, gegen Mitternacht das kaspische Meer, gegen Morgen die Bucharey und Hindostan, gegen Mittag das südliche Weltmeer, (hier das persische Meer genannt) gegen Abend der persische Meerbusen und das türkische Reich; so daß diese persischen Staaten vom Abend gegen Morgen vierhundert, und in der größten Breite vom Mittag gegen Mitternacht dreyhundert Meilen betragen. Mannigfaltig und ungewiß ist die Benennung dieses Reiches, sie selbst nennen es Iran, Iroun, auch Fars und wahrscheinlicherweise verliert sich die Abstammung der beyden ersten Benennungen in die spätesten Zeiten und in der Sprache der Tartarn, von welchen die Perser ursprünglich abstammen; so wie die letztere Benennung Fars eigentlich nur der besondere Name derjenigen Provinz war, worin Persepolis lag, hieß Persis im strengsten Sinn, und dieses war ehemals die Hauptstadt, von der hernach das ganze Reich seinen Namen empfieng; jedoch die eigentliche Abstammung vom Wort Fars ist dunkel und manchen Streitigkeiten unterworfen. Durchgängig nennen die Morgenländer (und die Araber besonders) Persien mit dem Namen Araken, Yeraken, und theilen es in zwey Theile, in Arak Arab und Arak Agem, jenes die Städte der Araber und dieses die Städte der Barbaren, in eben dem Sinn, in welchem die Griechen ehedem alle andre Völker der Welt Barbaren nannten, und vorzüglich weil sie nicht Abkömmlinge derjenigen Araber waren, die den eigentlichen

Achen Stamm der mohämedanischen Religion ausmachten. In Rücksicht auf ihre Religion und ihre Eroberungen führen die Perser auch noch die Namen Schica und Napheſi, auch Keſilbasch, die in der Folge umständlicher berichtiget werden können.

Um richtiger über die Landesbeschaffenheit von Persien urtheilen zu können, und um die Ungleichheit des Klima in einem so weitläuftigen Lande beweisen zu können, nennen wir nur zuförderst Persiens 16 große Landschaften und ihre ehemalige Namen: Erak Agemi, worin die Haupt- und Residenzstadt Jſphahan liegt; Adirbeizan, das alte Medien; Erivan an der türkischen Gränze; Ghilan am kaspischen Meer und vor Alters Hyrkanien; Schirvan; Mazanderan; Asterabat; Chorasan, vor Alters Baktriana; Sablistan; Sagistan, vor Alters Drangiana; Kandahar an den indischen Gränzen; Makran am persischen Meerbusen, das alte Gedrosia; Kirman am persischen Meerbusen, das alte Karamanien; Laristan; Farsistan, die alte Landschaft Persis; und endlich Susistan am persischen Meerbusen.

Eine so erhebliche Verschiedenheit der Lagen muß natürlich eine eben so große Verschiedenheit des Klima erzeigen, die denn auch nirgends sichtbarer ist, als hier. Längst dem kaspischen Meer herrscht eine große Feuchtigkeit bey einer oft unerträglichen Hitze, die nicht selten schädlich ist; indeß es wieder Gegenden giebt, wo ein ewiger Sommer angetroffen wird, als z. B. auf der Mittagsseite und auf der entgegengesetzten Nordseite im Gegentheil nur wenig Sommer. Ueberhaupt ist es da, wo es kalt ist, auch trocken, doch nicht allemal trocken, wo es warm ist. Nur längst dem persischen

Meer-

Meerbusen ist beydes vereiniget, und hier giebt es Gegenden, deren Hitze erstickend wird. Die Bewohner der heißen Gegenden am persischen Meerbusen, müssen alle Jahre in das Innere des Landes zu den Palmwäldern, die von ausnehmender Annehmlichkeit sind, eilen. Man kann daher überhaupt sagen, daß Persiens Luft trocken, rein und gesund sey, wenn man das wenige ausnimmt, was eine Abweichung vom Ganzen macht. Hätte Persien Europens glückliche Bewässerung, so würde der Mangel am Wasser nicht so groß seyn; denn ob es zwar viele kleine Flüsse hat, so sind ihrer doch lange nicht genug, und unter ihnen kein einziger groß oder schiffbar; denn der Euphrat, Tigris, Aras und Indus bewässern nur die Gränzen, nicht aber das Land selbst. Daher fast im größten Theile des Landes der Mangel am Wasser, daher kömmt es, daß man das Regenwasser (oft auch noch eine große Seltenheit) sammlen und mühsam nach Quellen graben muß, die in den tiefsten, unterirdischen Gruben aufgesucht werden müssen. Doch so wenig es regnet, so selten oft ein trübes Wölkchen am reinsten blauen Himmel den ganzen Sommer hindurch zu sehen ist; so wenig leidet hierunter die Fruchtbarkeit, denn obschon z. B. in der Gegend von Ispahan, die Blätter der Bäume oder Kräuter, und das Lockere des Erdreiches, nicht die geringste Feuchtigkeit zeiget, so sind doch auch wenige Tropfen Regen wieder genug, sie zu durchfeuchten, oder es erheben sich des Abends Winde, welche die Luft abkühlen, und dergestalt erkalten, die dem Körper nachtheilig werden kann, oder endlich in einigen Orten, als in der Gegend von Laristan, bemerkt man sogar, daß die Trockenheit der Luft den Schweiß zurücktreibt, wo er im Gegentheil in Karamanien tropfenweise vom Körper fließt. In den

innersten

innersten Theilen des Reiches weicht diese Beschaffenheit ab, denn da fängt der Winter im November an, und dauert bis in den Monat März, allezeit aber mit vielem Schnee und Eis begleitet, streng und rauh, je nachdem die Gegend flach oder gebirgigt ist, auf welchem letztern die meisten Monate im Jahr, ein ununterbrochener Winter anzutreffen ist. Wenn dann vom Monat März bis Monat April heftige Winde die Gegend durchwehen, dann kommen die Vorboten des Sommers wieder zurück, und er tritt einher, zwar mit seiner oft unerträglichen Hitze, jedoch auch mit allen Reizen geschmückt, die er, das Auge zu entzücken, zu geben vermag. Sieht man aber auch manche herrliche Naturscene in Persien weniger, die uns Europäern unsre Luft durch ihre wässerige und feurige Erscheinungen gewähret; sind Donner, Blitze, Regenbogen und dergleichen fast Seltenheiten zu nennen; so sind auch ihre damit verbundenen Verwüstungen weit seltener. Selbst Erdbeben haben nur geringe Folgen, die einzige Provinz Hyrkanien ausgenommen; Winde arten nie in Orkane aus, und nur längst dem persischen Meerbusen weht zu gewissen Zeiten, der schon oft erwähnte tödtliche Wind, Samum genannt, für welchen, da man ihn durch sein Brausen schon in der Ferne hören kann, er auch selten über eine Viertelstunde dauert; noch manches Rettungsmittel vorhanden ist.

Kann also Persien bey einer so ausgedehnten Landesgröße, bey einer so sichtbaren Verschiedenheit von Hitze und Kälte, wohl anders in Absicht des Erdreiches beschaffen seyn, als was es in Rücksicht des Klima ist? Meist bergigt, und diese Berge größtentheils trocken und unfruchtbar, kaum etwas anders, als dürre Felsen ohne Schmuck von Wiesen

oder Kräutern; nur zwischen diesen Bergen Thäler und Ebenen, fruchtbar und angenehm durch ihre Lage und Klima; ferner in einigen Gegenden steinigtes, sandigtes, in andern lettig, schwer oder hart, durchgängig aber, ohne Benetzung auch nicht einmal zum Unkraut fähiges Land, ein solches kann wohl, im Ganzen genommen, auf keine Schätze der Natur Ansprüche machen; und nur da, wo man hinlänglich Wasser hat, den Hauptmangel des Regens zu ersetzen, und das Erdreich gehörig zu befeuchten, leidet dies Ausnahme, weil alles, was man an solchen Orten pflanzt, reichliche Früchte trägt. Nur mehrere Menschen, einige zweckmäßigere Anstalten und Aufforderungen, würden diese Mängel weit seltener machen; denn wo Bäche fließen und Menschen da sind, um sie, oft sehr mühsam, am Fuße der Berge aufzusuchen, oder durch unterirdische Kanäle oft viele Meilen weit in niedrige Gegenden leiten, oder Bäche auf die Felder führen, oder Brunnenwasser durch Menschen oder Ochsen in ledernen Eimern heraufziehen, und auf die Aecker leiten; ingleichen diese Wässerung nach Nothdurft wöchentlich, oder monatlich wiederholt und dergestalt geschöpft wird, daß das darauf geleitete Wasser wohl etliche Schuhe hoch über die Felder fließt, und sorgfältig jede Unreinigkeit auf den Gassen zur Düngung dazu genommen wird; dann lohnt es auch der angewendeten Mühe, so daß immer eine reifende Erndte die andre ablöset. Nur in dieser Hinsicht kann man daher sagen, daß Persiens Erdreich bey allen seinen Mängeln in vielen Gegenden, irgend einer andern Provinz das Gleichgewichte hält. Hieher gehören vorzüglich die Provinzen Armenien, Medien, Iberien, Hyrkanien, Korassan, Kandahar, wo nicht nur an Naturprodukten kein Mangel ist, sondern

dern auch in dem äußerst geringen Preiße zu haben sind.

Persiens **Produkte aus dem Pflanzenreiche** und überhaupt Persiens Naturgeschichte würde uns bey dem Stoff, den sie darbietet, gewiß zu weit von unserm Wege verleiten, wenn wir nicht gleich zum voraus festsetzten, nur die Hauptsachen zu berühren, und diejenigen Produkte nur namentlich anzuführen, deren Nutzen allgemein bekannt, oder nur Studium der Kenner sind. Es wachsen zuförderst in Persien alle diejenigen Früchte eben so gut, die uns in Europa bekannt sind, allein aber auch andere, die wir nicht kennen. Zu den erstern gehören **Weizen, Gerste, Reis, Hülsenfrüchte**, nur Haber und Roggen wächst gar nicht. Alle **Hülsenfrüchte, Wurzeln** und **Kräuter** sind ausnehmend zart und weich, sogar von so einem vortrefflichen Wohlgeschmack, den man noch an keinem Orte dee Welt gefunden hat. **Medicinal- und Materialprodukte** sind hier gleichsam als in dem größten Naturkabinet zu finden. Um sie nur im kleinsten Auszuge zu übersehen, nennen wir, **Manna, Kassia, Senesblätter, Saffran, Süßholz, Tabak, Rhabarber, Opium, Asa-Foetida**, ein um seines Geruchs wegen sehr angenehmes Gewächs, und in jeder Speise befindlich, ob es uns gleich ein unerträglicher Gestank zu seyn scheint. Etliche Arten **Mumien, Tabak, Baumwolle**, alle möglichste **Blumen**, über zwanzig Arten **Melonen**, gegen vierzehn Arten **Weintrauben, Datteln**, alle **Obstfrüchte, Mastix, Weihrauch, Therebinthen, Mandeln, Krähaugen, Uscioc, Mohn, Hannah, Bezoar, Ambra, Bisam, Aprikosen, Pfirschen, Granatäpfel, Quitten, Pflaumen, Pistazien,**

zien, Nüsse, Feigen, Oliven u. s. w. Einige dieser Produkte scheinen aber zu der hinlänglichen Kenntniß dieses Landes, einer etwas umständlichern Nachricht zu bedürfen, und deswegen verweilen wir, vielleicht nicht ganz ohne Beyfall unsrer Leser, bey einigen etwas länger. Eine in Persien vorzüglich merkwürdige Pflanze ist der Mohn, ein Gewächse, das in Europa wenig in Betracht kömmt, außer in einigen Orten Teutschlandes, wo er häufig gebaut und genossen wird. Allein nirgends trifft man diese Pflanze so häufig und ihren Saft so stark an, als hier. Die Pflanze erreicht eine Höhe von vier Schuh, ihre Blätter sind weiß, im Monat Junius wird sie reif, und das ist auch die Zeit, wo man den Saft sammlet. Durch Einschnitte kömmt ein dicker, leimigter Saft heraus, den man vor Sonnenaufgang sammlet, der aber an den Sammlern eine sichtbare Bleichheit erzeiget. So wie dieser Saft hervorkömmt, so macht man daraus kleine Kügelchen, der Mohnkopf aber vertrocknet, und wird, so wie der Stengel, nebst den Körnern schwarz. Dieser Saft wird von den Persern Afiun genannt, welches in unserm Deutschen in Opium verwandelt worden ist. Zweytens, die beyden Arten Mumie, eigentlich ein persisches Wort, von Mum hergeleitet, welches so viel als Wachs, Gummi oder Salbe bedeutet. Diese erste Art Mumie kömmt von den einbalsamirten, in trockenen und heißen Sand begrabenen Körpern, die nach vielen Jahrhunderten, bey Gelegenheit der Grabung unterirdischer Kanäle zu Wasserleitungen, gefunden werden, und nicht selten Haare, Nägel, ja wohl noch kennbare Gesichtszüge an sich haben. Die andre Art ist ein kostbarer Gummi, der aus zwey Felsen tröpfelt, der eine ist in dem wüsten Karamanien, im Lande Sar, und diese ist auch die beste,

die

die andre ist in dem Lande Korassan. Dieser in Persien allgemein als wunderthätig bekannte Balsam, ist nur ein Schatz und Eigenthum des Königes, und seine Quelle stark versiegelt, die nur des Jahres einmal in Gegenwart der Vornehmsten des Hofes geöffnet, und der Schatz in die königliche Kammer gebracht wird, von woher etwas davon zu erlangen, äußerst viel Mühe kostet. Die dritte Art sind die Melonen, und wenn es nicht zu viel gesagt ist, die beste Frucht in Persien; wenigstens zählt man mehr als zwanzig Arten derselben, und ihre Unschädlichkeit ist so sichtbar, daß es Leute giebt, die viele Monate hindurch nichts als Melonen essen, ja dabey noch in einer Quantität auf einmal gegen dreyßig Pfund verzehren können. Der beste Ort für diese Frucht ist in der Provinz Korassan, nahe bey der kleinen Tatarey in einem Flecken, Namens Graguerde. Zu Ispahan sind ihrer in so großer Anzahl anzutreffen, daß man glauben sollte, es wäre die Niederlage für ganz Asien, und doch werden sie sämmtlich genossen. Dabey sind sie ungemein groß, eine Person vermag nur zwey davon zu tragen, aber von ausnehmenden süßen Wohlgeschmack und das ganze Jahr hindurch eine Leckerheit auf den Tafeln der Reichen. Nächst dieser Frucht wächst in Persien noch eine andere, welche in Ansehung der Größe und Figur, alles mit einem Apfel gemein hat: man nennt sie Destembuje, eigentlich daher so genannt, weil man sie als einen wohlriechenden Strauß in der Hand hält, und ihre Benennung diesen Geruch in der Hand ausdrückt. Dieser Frucht folgen die Trauben und Datteln, von welcher ersten Gattung es zwölf bis vierzehn verschiedene Arten, blaue, rothe und schwarze giebt. Ihre Größe ist selten, und eine Beere von ihr macht schon den ganzen

Mund voll. Aus einer dieser Arten macht man Rosinen, indem man sie auf Böden aufhängt, und in der ganz vorzüglich guten trockenen Luft trocknet, und wenn sie körnerweis abfallen, sammlet. Da aber den Mohämedanern ihre Religion diesen Weinbau untersagt, so ist theils der Nutzen hiervon nur sehr geringe und den besten empfängt man von den sogenannten Gebern, die sich diesem Fleiße mehr ergeben und in diesen Gegenden, wo man ihn häufig baut, macht man auch einen Syrup davon, Dibs genannt. Die andre Frucht, in Arabien zwar ungleich häufiger, ist jedoch hier in Persien, von ganz vorzüglicher Güte. Die besten wachsen in Kurestan, Sistan, in der Gegend von Persepolis, am persischen Meerbusen und vorzüglich zu Jaran, einem Flecken auf dem Wege von Lar nach Siras. Ihre Vermehrung ist erstaunlich groß und die Einwohner von Gamron, Bassora und andern Städten am persischen Meerbusen, begeben sich in das Innere des Landes, zu den Palmwäldern, die von ausnehmender Schönheit sind. Hier versammlen sich die Karavanen der Käufer und Verkäufer. Fröhlichkeit und Herzlichkeit macht ihren ohnedies schon reizenden Aufenthalt noch reizender, sie sind dann nach Schliessung des Kaufs, nur sorgfältig darauf bedacht, diese Früchte zu sammlen. Mit der Morgendämmerung sammlet man die abgefallenen Datteln auf, oder es klettert einer an den hohen Stamme bis zu seinem Gipfel, wirft die großen Klumpen, in welchen sie wachsen, herab, und dann wird diese Frucht, entweder in ganzen Trauben, oder in einzelnen Beeren, in ihrem eigenen Safte, oder trocken, weit und breit verführt. Verstünden die Perser die Kunst, ihre in aller Betracht ganz vortreffliche Garten- und Baumzucht, zu vervollkommnen, oder wenigstens nur durch Pfropfen zu

erwei-

erweitern, dann würden die Gewächse Persiens vielleicht die einzigen schönsten seyn; so aber sind ihre Bäume zu alt, der Wärter zu wenig, und diese Wenigen unwissend, daß also bey allen den vortrefflichen Aprikosen, Pfirsichen, Granatäpfel und andern, deren wir, um nicht zu weit abzukommen, nicht gedenken können, da wir noch etwas über die Gartengewächse zu sagen haben, die Menge ihrer Gewächse nur mäßig und ihre Güte, bloß Güte der Natur ist.

Die dem Auge so wohlthätige Zierde der Natur, die **Blumen**, scheinen hier in Persien, über alle ihres Geschlechts verschönert zu seyn. Ihre Farben sind weit schöner und lebhafter. Es giebt in Hyrkanien z. B. (als einem dazu ganz von der Natur erlesenen Lande,) Blumen aller Art, die unser Europa hervorbringt und viele andre, die es nicht hat, nebst Wäldern voll Dragenbäumen; eben so der östliche Theil des Landes, welcher Mazenderan heißt, ist fast bloß nur ein Blumenbeet, und an manchen Orten, wo die Hitze nicht gerades Weges entgegen steht, wachsen viele Gewächse unserer Kunstgärten, ohne Pflege in weit schönerer Blüte. Und doch würde man sich sehr irren, wenn man bey allen den reichen Geschenken der Natur, auch eben so seltene Gärten zu finden glaubte; diese haben bis jetzt weiter nichts gethan, als der Natur die Werkstatt geliehen; denn die eigentlichen persischen Gärten bestehen gewöhnlich nur aus einer großen Allee, die den ganzen geraden Weg einnimmt, auf beyden Seiten sind Platanen, in der Mitte ein großes Wasserbehältniß und auf beyden Seiten zwey kleinere, wo nur sehr sparsam, kleine Gewächse oder Bäume, die Zwischenräume ausfüllen. So unvollkommen sie uns aber auch scheinen mögen, so entsprechen sie

doch der Perser Bequemlichkeit genug, indem weitläuftige Spaziergänge oder künstliche Labyrinthe für sie unnütz wären, da ihre Gartenlust, bloß in Aussicht besteht und sie nur mehr in den Garten, um zu sitzen, als darin zu gehen, kommen.

Wenn Persiens Einwohner nicht eben so sorglos bey ihren unterirdischen Schätzen wären, dann würde auch das von Natur bergigte Land einen weit größern Reichthum aus seinen Innern heraufholen. Nur erst in diesem Jahrhundert fängt die Regierung an, ein aufmerksameres Auge hierauf zu richten, und nie hat noch der Erfolg der Mühe gewährt. Die hier gefundenen Mineralien sind, Eisen vorzüglich und gut in den Minen von Hyrkanien, im nördlichen Medien und in Bactriane. Eben so Stahl, der ohne weitere Kunst eine Diamantenhärte hat. Kupfer, vorzüglich in der Provinz Mazenderan zu Sary. Bley bey Kirman und Yezd, woselbst es auch etwas Silber enthält. Ferner Schwefel, Salpeter, Spiesglas und Schmergel, sind keines sehr ächt. Salz aber erzeugt Persien auf zweyerley Art, eins auf der Oberfläche der Erde, das andere in Bergwerken. Man findet Ebenen von zehn Meilen, deren Decke Salz, Schwefel und Allaune ist, und diese Salzfelder sind besonders in dem Lande der Parther, der Provinz Farsistan und Hyrkanien, so rein als es nur seyn kann. In Medien und Ispahan aber wird es aus der Erde in so großen Stücken, als Quadersteine gegraben und verführt, so daß in Karmanien eine besondre harte Art davon angetroffen wird, deren sich Arme zu Erbauung ihrer Häuser bedienen. Marmor ist ebenfalls von vielerley Art und am besten und schönsten in der Gegend von Tauris. Auch ersparen die Perser unsre harten

Feuer-

Feuersteine ganz, weil sie dafür, vermöge eines gewissen Holzes, auf dieselbe Weise Feuer anschlagen können. Erdpech, Bolus, Mergel, Bergtalch, Bergöl oder Naphtha, sind mehr oder wenig an vielen Orten zu finden, und in dem Berge Phirus, auch Kaukasus genannt, sind die ergiebigsten Mienen von Türkisen. Nur Gold und Silber sind bis jetzt noch unentdeckte Metalle, aber aller Wahrscheinlichkeit nach da; weil man aber niemals mit Ernst darnach gegraben, oder nicht Kenntnisse genug hat, diesen Schätzen der Alten nachzuspüren, so leidet Persien bis jetzt noch an Gold und Silber Mangel. Endlich ist auch die Perle bey den Persern ein angesehenes Produkt, dem sie in ihrer Sprache alle mögliche Beynamen von Würde und Glanz beylegen. In ältern Zeiten war dieser Perlenfang um vieles ansehnlicher, und die in der Gegend der Insel Bahrein gefundenen Perlen, machten auch allen andern den Vorzug streitig. Allein ihre Menge ist sehr geschwächt worden, und seitdem die Portugiesen nicht mehr Herren des persischen Meerbusens sind, hat auch dieses Produkt einigermaßen Ruhe gefunden.

Bey so wenig Waldungen und eben so geringer Aufmerksamkeit auf die Landesprodukte im Thierreiche, sollte man glauben, weit weniger Thiere in Persien anzutreffen, als man bey näherer Untersuchung wirklich trifft. Sind auch Arabiens Pferde, (wie wir bey Arabien umständlich gesehen haben,) edler, als die persischen, so sind sie es doch nicht in allen Stücken, denn Persiens ansehnliche Pferdezucht liefert im strengsten Sinn, schöne Pferde, die im Lande selbst sehr theuer sind und wohl an tausend Thaler kosten, weil bey keinem Ueberflusse, doch eine zu große Menge nach Indien und der Tür-

key verführt werden, obschon dieser Handel ohne besondere Erlaubniß des Königes, nicht statt haben soll. Niemand außer der König, darf Stutereyen anlegen, und selbst die Statthalter der Provinzen müssen es nur in seinem Namen thun. Außer den Pferden bedient man sich der **Maulthiere** und der **Esel**, deren zweyerley Arten sind, die ersten nur zum Lasten tragen geschickt, träge und klein, die andern aber, schön gebaute und allgemein beliebte Thiere. Ein anderes, bey allen Morgenländern in großem Werth stehendes Thier, ist das **Kamel**, oder wie sie es nennen, Ketschty krnsch konion, d. h. ein Schiff auf dem festen Lande, und wirklich trägt ein solches Thier oft Lasten von dreyzehn hundert Pfunden, auch ohne sonderlich guter Pflege und Kost, öfterer aber im äußersten Mangel, wie bey Arabien gedacht worden ist. Ohne jede Gattung der andern nutzbaren Thiere einzeln anzuführen, sagen wir nur, daß in Persien eben die Thiere anzutreffen sind, wie bey uns. **Ochsen**, meist aber nur zur Arbeit, weil man hier wenig Fleisch genützt, **Schweine**, nur in den Provinzen Medien und Iberien; ingleichen **Hammel**, mit großen, oft dreyßig Pfund schweren Schwänzen, und in solcher Menge, daß es Heerden giebt, die oft einen Platz von etlichen Meilen weit einnehmen. In den Leibern der **Böcke** von den zahmen und wilden **Ziegen**, wird der in der Medizin bekannte **Bezoarstein** gefunden *). Nur **Wildpret** und **wilde Thiere**

*) Es ist ein weicher Stein, der sich in kleinen Häutchen, die sich über einander ansetzen, erzeuget, und in den Körpern der wilden und zahmen Böcke und Ziegen, längst dem persischen Meerbusen, meist in der Provinz Korassan gefunden wird. Inwendig in diesen Steinen findet man meist ein Stück von

Thiere sind wegen Mangel an Wäldung nicht häufig, demohngeachtet giebt es in Hyrkanien und Kurdestan, welches hiervon Ausnahme macht, viel Hirsche, wilde Schweine, Bären, Löwen, Leoparden, Tyger, und alles in Europa befindliche Geflügel, als Rebhüner, Hüner, Gänse Enten u. s. w. obschon eben nicht in so großer Menge als bey uns, auch dieselben Gesangsvögel mit eingerechnet. Das im ganzen Orient gemeine Thier ist die Taube, und hier in Persien sind sie sowohl zahm als wild in zahlloser Menge zu finden. Weil zu Düngung der Melonen, (ein schon oben angeführtes Gewächs,) der Taubenmist fast unentbehrlich ist, so sucht man ihre Vermehrung auf jede Weise zu erhalten, und in der Gegend von Ispahan sind wohl gegen dreytausend Taubenhäuser angelegt. So trifft man auch gewiß selten an einem Orte so viel Raubvögel an, wenn es sich nicht aus natürlichen Ursachen erklärte, daß eben Persien die meiste Lage dazu hat. Auf den Berg Kaukasus aus Circassien und Moskau kommen eine Menge derselben, von denen die Einwohner, oft bey der Jagd, die besten Vortheile erhalten. Unter diesen zeichnet sich besonders der schönste wilde Vogel Sakab oder Wasserträger aus, der in dem Sack seines Schnabels oft Tagereisen weit, für seine Jungen Wasser holet, sein Nest weit vom Wasser bauet, gleichsam als ob er wüßte, daß er dies thun müsse, um sicher zu seyn, weil man in Arabien, aus Mangel am Wasser, nicht in der Mitte des Landes, sondern an wasserreichen Orten Wohnungen für Menschen erbauet. Ein anderer, seiner sonder-

von einem Dorn, oder andern Holz, um welches sich der Bezoar, oder die Feuchtigkeit ansetzt und verhärtet.

sonderbaren Eigenschaft halber bekannter Vogel, ist Abmelk, den man mit dem Wasser aus den Brunnen bey der Stadt Guertsch geschöpft, überall hinlocken kann, dabey auch der einzige größte Feind der Heuschrecken ist. Wäre Persien nicht trocken, so würden vielleicht der schädlichen Insekten auch weit mehrere seyn: so aber sind nur einige Provinzen mit Heuschrecken geplagt, die oft in so dicken, die Sonne verdunkelnden Wolken, meist über den persischen Meerbusen ziehen und da zuweilen das ganze Ufer bedecken. Ihr Flug ist sehr niedrig, und weil sie weder schädlich noch ekelhaft sind, so werden sie von einigen Einwohnern häufig gefangen, aufgehängt, getrocknet und unter dem Namen die rothe, leichte, fette u. s. w. verkauft oder genossen. Der schädlichen Thiere, deren Stich in kurzer Zeit tödtlich ist, sind nicht viel, aber doch hat man eine Art große schwarze Scorpione, fürchterlich groß und dicke Eidexen und den, jedem, dem er sich ins Ohr setzt, schädlichen sogenannten Tausendfuß, dessen ganzer Körper, so zu sagen, nur ein Fuß ist und übrigens das Ansehn einer Raupe hat. Auch wird sich es eben so leicht erklären lassen, daß Persiens Schätze im Wasser nicht sehr groß seyn können, weil, wie man weiß, Persien wenig Flüsse hat, und nur das kaspische Meer und der Fluß Kur in Iberien machen hiervon eine Ausnahme, welche beyde sehr fischreich sind. Ueberhaupt hat man in diesem ganzen Konigreiche nur drey Arten Fische, entweder aus stehenden Teichen, aus Flüssen oder aus unterirdischen Kanälen. Vom erstern haben sie Forellen, Karpen, Alosen, Barben u. s. w. Diejenigen, so man getrocknet überall hinführt, sind besonders der Tunfisch, der Stör, Salmen, eine Art großer Karpen, und der Fische sind, vorzüglich am persischen Meerbusen, soviel, daß, ob

man

man schon an den Ufern des Tages zweymal fischet, doch ihre Anzahl immer sehr groß ist, und der Vorrath oft wieder ins Meer geworfen werden muß.

In so viel Kürze wir bis hierher Persiens Landbeschreibung zusammengedrängt haben, so hinlänglich glauben wir doch unsere Leser befriedigt zu sehen, da ohnedem eine nähere Bekanntschaft mit dieses Landes Einwohnern, manches noch fehlende ersetzen wird; gegenwärtig läßt uns Persiens Uebersicht sehen, daß nach Verhältniß der Größe, die es umfaßt, lange nicht die Bevölkerung dieser Größe entspricht, und wohl zum zwölften Theil unbewohntes und unbenutztes Land hat. Bey der ein für allemal angenommenen Frage: „was ist das Land jetzt?“ kann unsre Beschreibung sich nicht in die weitläuftigen Zirkel verlieren, „was es ehedem war?“ und wie abfallend würden nicht überhaupt diese beyden Schilderungen neben einander stehen. Nur soviel sey uns hier erlaubt zu sagen, bis uns die Geschichte mehr Platz vergönnt, daß jene oben gesagte Wahrheit, Persien sey nicht hinlänglich bevölkert, seine völlige Gründe habe, und daß bey so vielen Hindernissen, die gewesen und noch sind; es immer noch genug ist, wenn dieses Königreich seine Größe in der Folge zu erhalten oder zu erweitern vermag. Namentlich führen wir nur unter andern diejenigen Hindernisse der Bevölkerung an, die wohl in jedem Lande die besten Quellen der Fortpflanzung verstopfen würden, und diese sind Weichlichkeit, die hier besonders obenan zu stehen verdienet, Ausschweifung in der Liebe, oder schicklicher, unmäßige Wollust, innerliche Unruhen, die bis jetzt noch in Gährung sind, und unter andern auch Auswanderungen nach Indien, wo sie ihre Ruhe

oder

oder ihr Glück weit sicherer oder geschwinder zu finden glauben.

Unbestimmt ist es, wie viel Menschen im Lande sind, und nothwendig ist es, sich diese unter dem allgemeinen Namen, Perser, in Klassen zu vertheilen, denn ob sie auch unter ein und demselben Himmelsstrich wohnen, so sind sie doch unendlich weit von einander unterschieden. Eine Gattung Einwohner sind die übergebliebenen alten persianischen Heyden, die jetzt **Guebern** oder **Ungläubige** oder **Feueranbeter** genannt werden; sie selbst aber nennen sich Anhänger des wahren Glaubens, oder **Behendin**, und finden sich in dem wüsten Karamanien, gegen den persischen Meerbusen, und in noch größerer Menge, in den Provinzen Yezd und Keram, wie auch in Indien. So wenig bekannt und von so verächtlichen Seiten dieses friedliebende Volk angesehen wird, so glücklich sind sie, indem sie ihr Elend nicht fühlen, und bey ihrer einfachen Lebensart alle die Dinge nicht zu wünschen vermögen, die Luxus und Weichlichkeit fordern. Sie sind einfältig und unwissend, allein desto bessere Arbeiter. Keiner geht gerne müßig, sondern legt sich mit allem Fleiß auf den Ackerbau und Viehzucht, eben gerade die Arbeit, für die man sie im Morgenlande am meisten hochschätzen sollte, da sie die mühevollste ist. Man findet daher unter ihnen keine Gelehrte und Künstler, wohl aber Tagelöhner und Ackersleute, Tuchwalker, Teppichmacher, Garten- und Weinarbeiter, für die sie besondere Neigung zu haben scheinen, weil sie sie als die ursprüngliche edelste Menschenbeschäftigung ansehen. Ihre Sitten sind so sanft und stille, als ihr Herz nichts Arges hegt. Sie versagen sich viele Dinge nicht, wie die Türken,

als

als z. B. sie trinken Wein, essen alles Fleisch, heyrathen nur eine Frau und leben im strengsten Sinne mäßig. So dunkele und unrichtige Begriffe sie sich übrigens von dem Wesen machen, welchem sie göttliche Anbetung erzeigen, so verabscheuen sie doch auch die Abgötterey und verehren nur ein einziges höchstes Wesen, welches sie ewigen Geist oder Yezd nennen. In Absicht der himmlischen Körper haben sie zwar eigene Meinungen, als wären Sonne, Mond und die übrigen Planeten, Körper, durch verständige Wesen belebt, erkennen das Licht, als die Grundursache des Guten, und die Finsterniß, als die Grundursache vom Bösen, und beten endlich, wie man sagt, das Feuer an, von woher sie den Beynamen erhalten haben. Sie selbst sagen zwar nicht, daß sie es anbeteten, sondern sie hegten nur darin ein Gegenbild des unbegreiflichen Gottes, weswegen sie auch allemal ihre Gebete beym Feuer verrichten, und wie sie vorgeben, an heiligen Orten ein immerbrennendes, schon 4000 Jahr brennendes Feuer unterhalten, welches Zoroaster, als ihr größter Prophet, angezündet habe. Dieser Mann war das Haupt der Sekte der Magier, und lebte ohngefähr 1300 Jahr nach der Sündfluth, brachte zuerst die Religion und Wissenschaft der Persianer in eine gewisse Form, gab ihnen heilsame Verordnungen, hatte seine Fehler, seine eignen Meinungen, war Mensch, vom frommen Aberglauben aber, für einen göttlichen Gesandten gehalten, und seine außerordentliche Person wurde durch tausend Fabeln und Wunder verewiget. Die Mohamedaner haben auch alle Achtung für seinem Andenken, allein bey den Guebern geht es weiter. Auch haben sie die Gewohnheit, allenthalben auf den Thürmen ihrer Kirchhöfe, ihre Todten zu begraben, d. h. den Vögeln Preis zu geben, und se-

hen

hen dabey genau zu, welchen Theil diese Thiere zu ihrer Speise zuerst wählen, damit man der Vorbedeutung des Verstorbenen künftigen Schicksals, vergewissert seyn kann. Bey alledem weichen sie nie in Unordnung oder Aufruhr aus, sie leben ruhig, kränken niemanden, führen unter der Aufsicht ihrer Alten, aus denen sie ihre Obrigkeit wählen, ein stilles Leben. Ihr vornehmster Tempel ist bey Yezd auf einem hohen Berge, wo zugleich auch die Wohnung ihres obersten Priesters, Destour-Destouran und ein Seminarium von verschiedenen Priestern und Kandidaten ist.

Die andre Gattung Einwohner sind die eigentlichen eingebornen Perser, aber mit vielem fremden Blut vermischt und daher ihren ursprünglichen Sitten und Denkart völlig unähnlich. Die Vermischung mit Georgiern und Circassiern, als zwey bekanntlich gut gebildeten Völker, haben vieles von dem eigentlichen Nationalbilde verwischt, manches Unförmliche des Körpers ausgebessert, und in Absicht der Geisteskräfte eben dieselben ersten Vorzüge gelassen, oder noch bessere hinzugefügt, wie uns eine nähere Beschreibung ihres Karakters, ihrer Religion und Kultur sattsamer lehren wird.

So giebt es auch viele Armenier, ein Volk ohne Gelehrsamkeit und Lehrer, jedoch ihrer Religion treu. Ingleichen haben auch europäische Christen ihre Religionsfreyheiten. Juden sind zwar wenig und in vieler Verachtung, die Banianen oder heydnische Indianer sind häufig, und obschon ihr Götzendienst den eigentlichen Persern zuwider und ein Greuel ist, so sind doch so viel politische Ursachen da, warum man dieses Volk nicht aus dem Lande zu gehen nöthiget, und lieber ihren Götzen-

dienst

dienst mit ansehen will, als dem Staate den Vortheil zu entziehen, der ihm durch sie zufließt.

Da uns nun Persien von so viel Seiten interessant worden ist, so bleibt bis jetzt immer noch die Beantwortung übrig, **was und wer sind die eigentlichen Perser? welches ist ihr Karakter? ihre Sitten? ihre Religion? und in wieweit haben sie Kultur?** Auf das erstere können wir nur in der Geschichte umständlich antworten, ihr Karakter aber wird eben so schwer zu schildern seyn, als ihre Sitten, da fremde Karakter und fremde Sitten (soviel als in europäischen Völkerschaften,) Einfluß gehabt haben, und überhaupt dieses Kapitel fast ein eignes Buch erfordert, um sich sattsam bey ihren Tugenden, wie bey ihren Fehlern zu verweilen.

Von so guter Seite des Herzens wir oben die ursprünglich alten Perser (unter dem heutigen Namen Guebern,) gefunden haben, so müssen sie uns jedoch hier eigentlich zum Gegenstand dienen, nach dem wir die ganze Nation beurtheilen und zu den jetzigen ausgearteten Fehlern oder Tugenden den Maaßstab geben. Im Ganzen genommen dürfen wir sagen, (ohne Anspielung oder Beweise vom Klima,) daß ihr Blut dick, ihre Gestalt mehr häßlich als leidlich, und überhaupt die Natur, an den noch alten Persern gleichsam bewiesen habe, daß sie in ihren Geschenken gar wohl Ausnahmen machen könne. Sie sind von schwarzbrauner Farbe, dabey von starken Körpern und einer groben Haut; hingegen in den innern Provinzen von gutem, gefallendem Ansehen, und da die Vermischung schon einige Jahrhunderte fortgedauert hat, so hat sowohl das weibliche als männliche Geschlecht alles was den kultivirtesten Menschen in Europa angenehm ma-

chen kann. Ein gerader, großer Wuchs, eine lebhafte Gesichtsfarbe, eine empfehlende Munterkeit, sind Eigenschaften der Männer, und ohne von Georgerinnen geboren zu seyn, hat das weibliche Geschlecht eine verschönerte, gefallende Bildung. Starke Augenbraunen und schwarze Haare, über den Augenbraunen ein schwarzer Fleck, und ein anderer von Violetfarbe am Kinn, der mit der Spitze einer Lanzette eingestochen wird, sind allgemein gepriesene Schönheiten, und, um die Haut wider die austrocknende Hitze zu sichern, schmieren sie sich noch Hände und Füße mit einer orangenfarbenen Salbe. Könnte man auf dieselbe Weise eine durchgängige Verfeinerung in Absicht der Geistesfähigkeiten finden, dann würde ihre Umschaffung andern zum Beyspiel aufgestellt zu werden verdienen; allein es ist schwer abzuwiegen, um wieviel sie dabey gewonnen oder verloren haben. Unter ihre lobenswürdigen Eigenschaften gehören allerdings, ihre lebhafte und fruchtbare Einbildungskraft, ihr fähiges und geschwindes Gedächtniß, ihre Anlage zu den Wissenschaften, Künsten und Waffen, ihr Gefühl für Ehre, ihre gute Kindererziehung, ihre Höflichkeit, Artigkeit und feine Lebensart, wenn wir Europäer anders diesen Vorzug über unsere Gränzen kommen lassen, ihr unerschütterlicher Muth in Widerwärtigkeiten, ihre Leutseligkeit gegen Fremde, vergesellschaftet mit Gastfreundschaft, und die Priester ausgenommen ihre Duldsamkeit, ja sogar Beschützung andrer Religionen oder um der Religion willen Verfolgter, ihre Mäßigung im Zorn, mit einem Wort, ihre Beyspiele von Gerechtigkeitsliebe, sind Tugenden, die nur der Verläumder an ihnen zu verkennen vermag. Allein eben so sehr ist es auch Pflicht, ihre schwachen Seiten zu berühren. Ihre im höchsten, beyspiellosesten

Grade

Grade Verschwendung, ihre schmeichlerische, bis zum Kriechenden Demüthigung, ihre überwiegende Neigung zur Wollust und Verschwendung, ihre Liebe zum Müßiggang, und also die Folge von der Armuth des größten Theiles der Nation, ihre Fertigkeit, im Augenblick zu beten wie zu fluchen, ihre Falschheit, Lügen und unnütze Komplimente, sind nebst vielen andern Lastern auch so sehr allgemein, daß es, wie schon gesagt, schwer ist, ein billiges Urtheil zu fällen, und wo sie ihren alten Karakter verleugnen, da scheinen sie selten einen bessern dafür angenommen zu haben.

Mit ihrem Karakter stimmen ihre Sitten völlig überein, und auch sie sind das nicht mehr, was sie gewesen, da die Bewohner Persiens noch frey und also glücklich waren. Wollust und Schmeicheley giebt die Losung zu allen ihrem Betragen, Bedrückungen der Obern und blinde Anhänglichkeit an religiösen Aberglauben, hemmen auf alle Art ihren von Natur fähigen Geist so sehr, daß weder ihre Geschicklichkeit und Künste Fortschritte haben, noch ihre Handlung oder Manufakturen eine Stufe höher gehoben werden. So wenig sich Persiens Einwohner unter dem Zepter der Mode zu beugen scheinen, indem ihre Kleidung immer noch das Gepräge ihrer Vorältern an sich trägt, und sie also dafür als ein sehr kluges Volk angesehen seyn sollten, so widersprechend ist es im Gegentheil, wenn man sieht, daß eine übertriebene Pracht die Ursache ihres Verderbens ist. Die Männer tragen eine Art gefütterter Beinkleider, die ihnen bis auf die Knöchel herabhangen; über denselben geht das Hemde bis über die Knie herunter, der Hals ist bloß, und über dem Hemde tragen sie eine Weste, meist aus Baumwolle, welche bis ans Knie herabreicht; über der-

selben haben sie einen weiten Rock, Cabai genannt, der oben enge ist, und vorn unter dem linken und rechten Arm umgeschlagen wird, auch dabey sehr lange Aermel hat. Um die Mitte des Leibes ist ein Gürtel, wodurch er einen Sack bildet, der ihnen statt der Taschen dienet. Ueber diesem Rock haben sie noch einen andern, entweder kurz und ohne Aermel, Courdi genannt, oder lang mit Aermeln, der Cadebi heißt. In diesem Cadebi und an den Leibgürteln beweisen sie oft ihre Verschwendung aufs höchste, nicht selten sind die erstern von Gold-Brocad, von Atlas, mit Spitzen, goldenen oder silbernen Borden besetzt, oder gestickt; entweder mit Zobelpelz, oder tatarischen Hammelpelzen gefüttert, welches gewiß das vortrefflichste Futter seyn muß. Von diesem Pelzwerk ist auch die äußere Besetzung, sie hängt vom Halse wie eine Palatine herunter, und eben so von kostbarem Atlas oder Brokad sind auch öfters die Gürtel, welche etlichemal um den Leib gehen, wiewohl sie der Arme von Tuch machen muß. Ihre Strümpfe sind von Tuch, doch ohne Form und reichen nur bis an die Kniee, unter welchen man sie bindet, allein diese Sitte haben sie erst den Europäern abgelernt, denn die alten trugen keine Strümpfe, sondern Lappen von Tuch, und in langen Streifen um die Beine gewickelt. Ihre Schuhe sind zwar nicht überall nach einer Form, als in sofern, daß sie wie Pantoffeln gestaltet sind, und wegen ihrer kostbaren Teppiche leicht ausgezogen werden können, sind übrigens bey einigen ohne Absätze, bey andern mit Absätzen, und beym Armen oft nur von Lumpen, wie auch ihr Name Pabusch quive, d. h. Lumpenschuhe, anzeiget. Ihr prächtigster und am höchsten geachteter Putz ist der Turban, Dulbend, d. h. ein Band zum Umwickeln genannt, eine Kleidung auf dem Kopfe, die für Schwere

mehr

mehr lästig, als reizend werden sollte, da es ihrer von zwölf bis funfzehn Pfund am Gewichte giebet. Dieser Kopfputz ist nicht überall von derselben Form, ob er gleich so genennt wird, dieser ist von groben, weißen Tuch als eine Form gemacht, oben darüber aber umwinden ihn seidene, oder mit Gold durchwürkte feine Zeuge. Die Priester tragen meist sehr feinen, weißen Musselin über dem groben Tuch. Das Zeug, aus welchem der Turban bestehet, hat an beyden Enden allerhand Blumen, die als eine breite Borde angesetzt sind, und aus der man oben auf dem Turban einen Busch zu bilden weiß. Die Art der Zeuge und der Farben ihrer Kleidungsstücke sind übrigens sehr verschieden, und so prächtig mancher Turban (am Werth von zwölf bis funfzehnhundert Thalern) zu stehen kömmt; so richtet sich doch auch, wie überall diese Verschwendung nach der Ehre und nach dem Vermögen. Schwarz trägt sich niemand, weil sie dafür eine besondere Abneigung haben, und in der Art, die Bärte zu tragen, haben sie auch noch einige Abweichungen. Sie lassen ihn mehrentheils nur kurz wachsen, die geistlichen und frommen Leute tragen ihn länger, Krieger nur Stutzbärte, aber die ihnen dafür bis an die Ohren reichen.

In der Form weicht das weibliche Geschlecht mit seiner Tracht von dem männlichen eben nicht weit ab, allein sie sind auch oft desto verschwenderischer und prächtiger. Auch sie haben Beinkleider, die ihnen bis auf die Knöchel herabhängen, jedoch tragen sie keine Strümpfe; an den Füßen aber eine Art Halbstiefeln, die entweder von Seide, oder anderer Stickerey sind. Ihr Hemde, Camis genannt, ist vorn offen und mit Perlen besetzt. Ihre Westen hangen bis an die Ferse herunter und der Gürtel ist sehr

schmal. Ueber den Kopf geht ein Schleier bis auf die Schultern, und beym Ausgehen wird noch ein anderer großer über diesen gedeckt, der vom Kopf bis auf die Füße reicht. In Absicht der Formen dieses Putzes richten sie sich auch in Persien mehr nach den Vortheilen, um zu gefallen, als nach festgesetzten Regeln; doch ist der Kopfputz der Frauenzimmer ganz einfach. Ihre Haare sind hinten am Kopfe zusammengebunden, in viele Zöpfe geflochten, und je dicker diese Zöpfe sind, und je länger sie herabhängen, destomehr werden sie schön genannt, auch wissen sie die Kunst, ihre fehlende Schönheiten durch Hülfsmittel zu ersetzen. Unter dem Schleier liegt auf dem Kopf ein dreyeckigtes Stirnband, die Spitze davon ist über den Kopf gezogen, um den Scheitel zu bedecken, und über der Stirne mit einem schmalen Bande befestiget. Das Band ist gestickt oder mit Steinen besetzt, je nachdem es der Stand oder Güter erlauben, jedoch ist es nur ein Vorrecht verheyratheter Frauen; ledige tragen dafür kleine Hauben. Perlen, Edelsteine, silberne oder goldne Ketten und Ringe, wissen sie in Haaren, am Halse, am Arme u. s. w. so vortheilhaft und in so erstaunlicher Menge anzubringen, (ja an manchen Orten tragen sie sogar Ringe am linken Nasenloche,) daß ihre von Natur so bewundernswürdige Schönheit, zumal in den ersten Jahren der Blüte, wo man die Mädchen noch nicht einschließet, eine bezaubernde Annehmlichkeit erhält. Soviel man an andern Orten darauf bedacht ist, der Pracht und übertriebenen Verschwendung Hindernisse im Weg zu legen, so sehr sucht man in Persien dafür alles hervor, was diese Verschwendung aufrecht erhalten kann. Von so guter Dauer ihre Kleider sind, so unsäglich theuer sind sie im Anschaffen, und so unvernünftig gehn sie damit um, glauben auch beym kleinsten Fleck, es weg-

wegwerfen zu müssen, daß auch in Persien gar oft wie in Europa der Fall eintritt, daß des Mannes ganzer Jahrgehalt dazu erforderlich ist, um den Putz der Dame vom Hause in Ordnung zu erhalten. Hof- und Kriegsleute tragen ein Schwerdt und einen Dolch an der Seite, sonst aber niemand, außer noch die Prinzessinnen vom königlichen Geblüte.

Wären sie in ihrer häuslichen Lebensart und in ihren Wohnungen gleich verschwenderisch, so würde jeder ein König seyn müssen, um auszukommen, so aber müssen sie es eigentlich im letztern weniger als Europäer seyn, weil sie weniger Mittel haben, und selbst nicht geschickt sind, ihrem Verlangen Genüge zu leisten. Ihre Häuser bestehen nur aus getrockneten oder gebrannten Ziegeln, meist nur ein Stockwerk hoch, mit weißem Mörtel überzogen, und ohne alle Zierrathen. Die Decken sind gewölbt, und über denselben sind Terassen, um frische Luft zu schöpfen, dabey sind ihre Wohnungen so eingerichtet, daß die frische Luft überall durchstreichen kann, und selbst in den geringsten sind Wasserbassins. Aus Mangel an Glas sind des Winters ihre Fenster mit geöltem Papier überzogen, und im Sommer haben sie Gitter von Ahornholz. Den Fußboden deckt ein dicker Filz, und über diesem eine oder mehrere prächtige Teppiche, deren Last keine einzelne Mannesstärke zu heben vermag. Ueber diese breitet man kleine Matratzen, ebenfalls mit schönen Decken, und an die Wand legt man Polster, um sich daran zu lehnen; um der Reinlichkeit willen setzt man neben sich Spuckkästchen, (oft silberne,) die durch ihre Schwere diese Decken befestigen. Ohne irgend ein anders Hausgeräth sind auf solche Weise ihre Zimmer möblirt; denn ihrer Gewohnheit nach sitzen sie auf ihren Teppichen mit unterge-

schlagenen Beinen, und durch die Gewohnheit bequem. Ohne Betten, oder Bettgestelle, von denen sie gar nichts wissen, schlafen sie eben so einfach auf Matratzen, zum Hauptküssen ein Federbett, und zur Decke eine leichte, baumwollene Bedeckung. Im Winter suchen sie sich noch vortheilhafter zu helfen, denn in den Fußboden des Zimmers macht man ein Loch, etwan funfzehn Zoll tief, und acht Fuß im Diameter, und setzt über diese Höle einen hölzernen Tisch, etwa einen Fuß hoch. Ueber diesen breitet man eine dicke Decke, die auf allen Seiten eine halbe Elle lang herabhängt. Glühende und wohlausgebrannte Kohlen werden alsdann in die Höle gethan, und die Anwesenden ziehen diese Decke bis über den Gürtel über sich, und so isset, schläft und wärmt man sich um diesen Ofen. Zur Erleuchtung der Zimmer haben sie, in Ermangelung der Lichter, nur Lampen, aber anstatt des Oels, weißen Talch, welcher an und für sich rein, und ohne Dampf ist, oder wenn sie Wachs brennen, noch Zimmtöl darunter mischen, um, da sie den Wohlgeruch durchgängig lieben, einen angenehmen Duft zu unterhalten. So einfach diese häusliche Einrichtung genannt zu werden verdient, und so genügsam sie ebenfalls bey ihren Speisen und Getränken sind; so sehr leidet doch alles dies in dem Pallast des Königes eine Ausnahme, wie wir weiter unten sehen werden.

Mäßigkeit ist, wie schon gesagt, in Rücksicht dessen, was sie als Speisen genießen, eine wahre Tugend, allein alle orientalischen Völker können bey ihrem heißen Klima, und dem fast immerwährenden Tabakrauchen, nicht sehr zur Lüsternheit gereizt werden. Die gewöhnlichsten Speisen sind alle Arten von Thieren, die ihnen ihre Religion als rein vor-

vorschreibet, aber selbst Rind- Kalb- und Wildfleisch, auch Fische achten sie wenig. Früchte, Milchspeisen und Konfituren sind ihre Mittagsessen; Potage, Früchte, Kräuter, Hülsenfrüchte, vorzüglich Pilau sind ihre Abendgerichte, und Pilau *) ist unter allen ihren Speisen die liebste. Bey vieler Reinlichkeit genießen sie alle diese Speisen ohne Instrumente, bloß mit der Hand. Ihr Brod ist gemeiniglich in Gestalt kleiner Kuchen, ungesäuert, mit Mohnsaamen oder andern einschläfernden Körnern vermengt. Während ihrer Mahlzeit ist auch für jeden, der da kömmt, der Tisch gedeckt. Alle ausgesuchte Kochkunst ist hier unbekannt, und ihr gewöhnlichstes Getränke ist Wasser. Zwar trinken sie auch Kaffee und Sorbet, Wasser von Blumen und Früchten, besonders Rosenwasser. Aus guten Gründen versagte ihnen Mohämed den Wein, allein sie weichen in Geheim oft von diesem Verbote ab, und die es den Worten nach erfüllen, suchen dafür andre berauschende, hitzige Getränke, die ihnen weit schädlicher werden, und unter andern am liebsten Mohnsaft oder Opium, oder einen daraus bereiteten Trank, Cocquenar genannt, der zwar für Augenblicke ihre Lebensgeister in Bewegung setzt, bey ihrer Erschlaffung aber ihren Geist destomehr schwächt, wohin auch das übermäßige Tabacksrauchen gehört, dessen sie sich bey keiner Verrichtung, selbst bey Amtsgeschäften und in Schulen, nicht enthalten können. Sie lassen zwar den Rauch durch eine mit Wasser gefüllte Bouteille gehen, um sein

*) Pilau ist Reis, der in Fleischbrühe oder Butter so gesotten wird, daß die Hülsen doch nicht zergeben, dabey aber weder zu trocken, noch zu hart sind, sondern im Munde oder in der Hand als ein Teig zerfließen.

grobes Wesen zu mildern, allein die Folgen ihrer Entkräftung werden hiedurch nur wenig gehindert, und werden nebst den ausschweifenden Ehen ein großes Hinderniß der Bevölkerung.

Da die Ehen der Perser vor den Ehen der Europäer ganz besondere Freyheiten, und durch die Religion gebilligte Grundsätze haben, so müssen wir uns hier etwas länger verweilen. Die Perser heurathen auf dreyerley Weise, d. h. sie nehmen ihre Frauen entweder durch Kauf, durch Miethkontrakt, oder sie heurathen im eigentlichen Sinne. Diese dreyerley Arten halten sie sich nicht nur selbst für erlaubt, sondern ihre Religion und bürgerlichen Gesetze halten sie in Absicht auf die Kinder, die daraus erzeugt werden, für rechtmäßig. Wenn jemand mit seiner Sklavin einen Sohn zeuget, ehe er einen von seiner Frau hat, so empfängt er das Recht der Erstgeburt für diesem und genießt alle die damit verbundenen Rechte, und sollte die nunmehrige Frau eine Prinzessin aus königlichem Geblüte seyn; daher in Persien der Adel nur allein durch den Vater fortgepflanzt wird. Diese Sklavinnen, welche Weiber ihrer Herren sind, werden Canize genannt. Das Gesetz erlaubt, ihrer soviel zu halten, als man ernähren kann, und niemand fragt darnach, in was für Umstände so eine Frau gesetzt wird; indem nach ihrer Gewohnheit, jeder Mann ein unumschränktes Recht über seine Sklavin hat. Er darf sie benutzen, zu was er will, er ist nicht nur Herr ihrer Ehre, sondern auch Herr ihres Lebens.

Die andre Gattung und immer die schlechteste Ehe, die durch den Miethkontrakt geschieht, dauert nur, solange es den Ausschweifenden gefällt, und um so hohen Preis, als ihnen Verschwendung

auf

auf männlicher, oder Niederträchtigkeit auf weiblicher Seite darbietet.

Die rechtmäßigen Frauen werden Nekaa genannt, auch hier erlaubt zwar die Religion, viere derselben zu nehmen, aber es geschiehet sehr selten. Da nun das Frauenzimmer nicht gesehen werden kann, so geschehen die Heurathen durch einen Sachwalter, und ihre Ceremonien sind folgende. Die Eltern beyder Personen kommen zusammen, und zwar in dem Hause der Braut, und der Braut Vater, begleitet von seinen nächsten Anverwandten. Hier empfängt er seinen künftigen Tochtermann unter Umarmungen, führt ihn zu der übrigen Gesellschaft, und geht sodann wieder weg, um nicht bey der Einrichtung des Ehekontraktes zu seyn, wobey dem Bräutigam völlige Freyheit gelassen wird. Dieser und der Priester, nebst den Prokuratoren schliessen ihn in einen besondern Orte, wo die Braut im Nebenzimmer hinter einem Vorhange alles mit anhören kann, aber nicht zu sehen ist. Hierauf fragt man die Braut, ob sie das Versprechen als gültig annehme? sie sagt Ja, und dies geschieht auch auf des Mannes Seite. Hierauf wird dieser Kontrakt mit zehn Siegeln besiegelt, und die Frau behält ihn zur Aufbewahrung. Alsdann giebt man sich Geschenke, und veranstaltet die Hochzeit in dem Hause des Bräutigams, welche meist zehn Tage währet. Am zehnten schickt man ihm bey Tage die Ausstattung der Braut, welche ihre Eltern geben, als Kleider, Juwelen, Hausgeräth, nach Stand und Vermögen, unter Musik und auf Lastthieren, wie denn überhaupt Musik, Tanz, Singen, Ringen u. dgl. Vergnügen während der Hochzeit sind. Die Braut wird zur Nachtzeit in das Haus des Mannes gebracht, ist sie von mittlerm Stande, so

reitet

reitet sie auf einem Pferd; ist sie von hohem Stande, so trägt man sie in einer Art von Sänfte, Musik, Bediente und Weiber mit Fackeln umgeben sie. Ein und mehrere künstlich gelegte, reiche Schleier verdecken die Braut, so daß man mit dem schärfsten Auge ihren Wuchs nicht sehen kann. Eine Stunde nach der Ankunft führen sie die Matronen in die Brautkammer, entkleiden sie und legen sie zu Bette. Der Mann folgt auch unter Begleitung in die Kammer. Sollten sich diese Verlobte nicht zusammen zu leben trauen, so haben sie auch die Freyheit, sich zu trennen, welches vermittelst eines richterlichen Scheidebriefes, dreymal geschehen kann, mehr aber wird nicht gestattet. Ihre Priester suchen sich bey solchen Fällen immer die geistliche Oberherrschaft anzumaßen, und wissen durch tausend Umstände, der Sache die oder jene Wendung zu geben, eben so wie ihre ältesten Priester gleichfalls immer dem Staat eine Art von hierarchischer Gestalt zu geben wußten.

Was sie noch als Ueberreste ihrer ursprünglichen Sitten aufzuweisen haben, und was in allem Betracht, ihrem Körper Geschicklichkeit, Behendigkeit und Lebhaftigkeit, auch dadurch ernsthaften Gebrauch der Waffen giebt, sind ihre Leibesübungen und Spiele. Das erste und vorzüglichste ist das Bogenspannen, d. h. in jeder Stellung des Körpers, auch den größten und schwersten Bogen, auf verschiedene Art zu spannen, selbst im Springen oder Laufen zu spannen, und so den Pfeil aufs höchste zu schießen. Um Meister ihrer Kunst zu werden, wie man ihnen auch das Verdienst gar nicht ableugnen kann, haben sie allerhand Ziele und Gegenstände, woran sie lernen, aufs genaueste den Ort zu treffen, nach dem sie zielen. Einen Beweis

giebt

giebt das Beyspiel eines allgemein verachteten Tyrannen Kambyses, des Sohns und Nachfolgers des großen Cyrus, welcher seinen Günstling aus Hochmuth fragte, was die Perser von ihm hielten? Und als dieser sagte, man hielte ihn zwar für einen guten Fürsten, allein er sey dem Wein zu sehr ergeben, so begieng Cambyses die Niederträchtigkeit, sich widernatürlich zu betrinken, und dem Günstling anzubefehlen, sein Sohn solle an die andre Ecke des Saals treten, den linken Arm über den Kopf legen, und dann wolle er zeigen, wie wenig der Wein auf seine Sinne wirke. Wirklich schoß er auch den jungen Menschen den Pfeil durchs Herz, wie er selbst beym Eröffnen, dem Vater den Fleck zu zeigen, noch eine andre Niederträchtigkeit begieng. Ob auch die Gegenstände nicht allemal blutend sind, so haben wir schon gesagt, daß sie es doch sehr weit gebracht haben, und mit dieser Geschicklichkeit verbinden sie noch eine andre, nämlich auf eben so gute Weise den Säbel zu führen, den Wurfspieß auf 700 Schritt weit gut zu werfen, auf Pferden zu rennen, und in verschiedenen andern Spielen mit Pferden. Die Kunst zu Ringen führt zwar den Namen tapferer und unerschrockener Leute, allein die Perser sind wenig für dieses Gefühl gestimmt, und überlassen es mehr einer Gesellschaft Schauspieler, bey welchen sie sich mehr mit Zusehen belustigen, als ihre eigene Tapferkeit üben wollten, jedoch werden diese gedungenen Fechter oder Ringenden oft so hitzig, daß man dem Spiele Ende gebieten muß. Unglaublich ist es, was uns Reisende von der Geschwindigkeit und Geschicklichkeit der Seiltänzer, Voltigirer, Taschenspieler u. dgl. erzählen und versichern wenigstens, daß wir es in Europa soweit noch nicht gebracht haben. Wunderbar ist es auch auf der andern Seite, daß im eigentlichen Verstande

die

die Perser selbst, mit nichts gern, oder leidenschaftlich spielen; wiewohl ihnen auch die Religion hierin, in Absicht der verderbenden oder Hazardspiele ein Verbot gegeben hat, welches sie aber doch viel besser, als das vom Weine halten. Das gemeine Volk spielt mit hölzernen Karten, deren Spielart ganz ihrem Verstande angemessen ist. Außer diesem haben sie Würfel- und Ballspiele, ein Spiel mit kleinen Steinen, die sie bald in eine Grube treiben, bald in die Höhe werfen, und allerhand Dinge damit vornehmen; jedoch giebt es auch Spiele für die vornehmere Gattung. Ihre Vergnügungen auf den öffentlichen Kaffeehäusern bestehen in Triktrak, und ein anderes mit Muscheln, eigentlich ein Spiel von den Türken und Armeniern entlehnt. Ein anderes mit allerhand farbigten gemachten Eyern, und eins der erheblichsten, ja sogar der hochgeachtesten ist, das Schach, oder wie sie sagen, hundert Gedankenspiel. Sie können sich Tage lang damit unterhalten, und behaupten die Ehre, sie wären ursprüngliche Erfinder dieses Vergnügens. Von allen diesen Dingen kann man zwar kaum sagen, daß sie national sind, denn die wenigsten aus der Nation beschäftigen sich damit, und eben so wenige lieben sie, außer in der niedern Klasse vom Volke, oder wie selbst Gesang, Tanz und Musik, nur bey Gastereyen Vergnügungen der Vornehmern sind, die nicht sie, sondern die am wenigsten geachtete Klasse treibet.

So auffallend dieses auch seyn mag, und so ein schlechter Schatten eine so gröbliche Vernachläßigung der feinern Künste und Wissenschaften dadurch auf die Gelehrsamkeit, Künste und Wissenschaften der Perser überhaupt verursachet wird; so wahr ist es demohngeachtet, wenn man sie näher unter-

untersuchet. verstünde man unter höherer Kultur, Pracht und Verschwendung? schätzte man Scharfsinn nach der Anzahl, oder nach dem Aufwande der Bedienten, nach Juwelen, prächtigem Pferdegeschirr, Kleidern, Schuhen u. dgl. dann würde man gewiß niemanden geschwinder kultivirt nennen, als die Perser. Man würde uns hier ganz falsch verstehen, wenn man glaubte, wir sprächen von jenen alten, kriegerischen Persern im ersten und zweyten Reiche; oder die heutigen gemischten Einwohner wären bey wenig Liebe zur Arbeit, ganz unnütze Bürger; vielmehr behaupten wir, daß sie in einigen Künsten und Wissenschaften einen nützlichen und sinnreichen Fleiß angewandt haben: allein; es fehlt nur in Persien zu sehr an den Mitteln, sie in eine thätigere Lage zu versetzen. Es fehlt nur daran, daß gesetzmäßige Ordnung, Freyheit und Sicherheit die Einwohner in den Stand setzten, alles besser zu genießen und durch Handlung mehr auszubreiten. Durch den Druck der Regierung, durch innerliche Kriege, ist auch die Aufmunterung zur Benutzung des Landes gefallen. Traurige Beweise stellen sich überall nur zu lebhaft dar. Ueberall und bis an die eigentliche Hauptstadt Ispahan, sieht man Spuren der Zerstreuung und Verwüstung, Gegenden ohne Bewohner, Aecker als Wüsten oder Brandstätte. So in die Augen fallend diese Hindernisse auch seyn mögen, die in der verschiedenen Regimentsverfassung zum Grunde liegen; in einem so hohen und wohl noch höhern Grade, liegt die Quelle des Uebels in dem Unterschied der Religion. Anstatt bey den alten Persern, das ein Grundgesetz der Religion war, sich fleißig mit dem Ackerbau zu beschäftigen, da es nach ihren Begriffen, die frömmste und verdienstlichste Handlung war, wenn man einen Baum pflanzte, ein ödes Land anbaute, und von Dornen

und

und Unkraut reinigte, oder in einem unfruchtbaren Lande Früchte zog; an dessen Stelle lehrt ihre Philosophie nur auf den Genuß vom Gegenwärtigen bedacht, und unbekümmert dessen, was folgen werde zu seyn. War die Regierungsform der alten Perser gerecht, und überall nach den Gesetzen der Billigkeit und Gleichheit geformt; so seufzt dafür das jetzige Persien unter einer despotischen Gewalt, und schwankt in Furcht und Hoffnung, ob es wohl irgend einmal wieder sein Joch abwerfen werde.

Vorausgesetzt dessen, was wir also in wenig Worten gesagt haben, werden sich unsre Leser nicht jene alte, gesittete Nation, berühmt durch die Ruinen ihrer Kunstwerke von Persepolis, Zoroasters Religion und Gesetzgebung, Schreibkunst, Postwesen, öffentliche Schulen, goldene Münzen, Geschichtbücher, Urkunden u. s. w. denken; sondern die Geisteskräfte der heutigen Perser, welchen viel Anlage, große Neigung zu den Wissenschaften, Hochschätzung der Gelehrten, guter Fleiß im Unterricht ihrer Kinder u. s. f. nicht abgesprochen werden kann, und besonders verdient ihre Kinderzucht in mancher Rücksicht gut, und mancher europäischen Stadt zum Muster dargestellt zu werden. Abgerechnet, was sie als Religion lehren, werden ihre Kinder fleißig zum Unterricht angehalten, ihre Lehrer geschätzt, ihre Kinder nie durch den zu häufigen oder allzu vertrauten Umgang mit dem Gesinde verdorben, außer der Schulzeit nie ein Gegenstand der Verachtung, d. h. hier sieht man sie nie in ungesitteten Haufen auf öffentlichen Straßen umherlaufen, ihre eignen Eltern nicht Muster und Lehrer im Laster, sondern man sucht ihnen in allem Betracht eine gute Erziehung zu geben, mehr als man denken sollte.

sollte. Doch wir sprechen hier mehr von den Künsten und der Gelehrsamkeit der Größern.

Durchgängig herrscht Liebe zu den Wissenschaften, ja selbst betagte Personen haben noch angefangen zu lernen, und ihre Meynung von ihren Mouchtehed, oder ersten Lehrern ist so groß, daß sie glauben, nur drey oder vier solcher Personen können in einem Jahrhundert hervorgebracht werden. Ihre Schulen heißen Mekteb, und die Lehrer Mektebdar, eigentlich lehren diese nur die persische Sprache, und die arabische lesen und schreiben. Aus diesen Schulen kömmt man in Kollegia, welche in allen Städten, sogar auf Dörfern häufig und Stiftungen sind: man nennt sie Medrese. Ihr oberster Lehrer und Aufseher heißt Muderris, und wohnen gemeinschaftlich zusammen. Der Koran, arabische Uebersetzungen persischer und griechischer und arabische Schriftsteller sind ihre Lektionen, und da man in Persien keine Buchdruckereyen hat, so sind die Mektebdar auch zugleich Bücherabschreiber. Alle ihre geistlichen Lehrer heißen Molla, wer aber den ersten Namen führen will, muß alle Wissenschaften im höchsten Grade verstehen. Unter die bey ihnen geschätzten Wissenschaften gehören Mathematik, worauf sie sich am meisten legen, in verschiedenen Theilen richtig denken, und worin Euklides ihr Lehrer ist. Astronomie und Astrologie ist ungleich beliebter, und die, so sie treiben, geehrter. Ihre Vorliebe zu allem, was Aberglauben ernähren kann, läßt sie auf diese Kunst einen ganz besondern Werth legen, weswegen ihr Ansehen sehr groß und ihre Zahl Legion ist. In der Zeitrechnung halten sie es ganz mit den Türken. Sie theilen das Jahr in 354 Tage, und rechnen von einem Mond zum andern, nach Sonnenjahren aber

rechnen nur die Christen, Astronomen und Gueberr, auch fängt ihre Jahrrechnung ebenfalls von der Hegira 622 nach Christo an. In der Philosophie ist Aristoteles ihr Lehrer, und die Philosophie aller orientalischen Heiden, nämlich des Pythagoras, wird nur von der Sekte der Soufys gelehret. Sie lehren und lieben die Moral, Fabeln, und vorzüglich ist ihr bester Fabeldichter der berühmte Indier Locmann. Geographie und Historie sind schon mehr außerhalb ihrem Kreis, und also weniger beträchtlich, da es nie sehr Unruhe macht, ob sie in dieser Wissenschaft fehlen oder nicht. In desto höherm Ansehn und in desto größerer Anzahl sind die Aerzte, nur daß ihre Kuren zu sehr auf Sterndeutereyen gebaut, mehr blenden als helfen, und Wundärzte haben sie eigentlich gar nicht, denn diese sind nur Barbierer, die meist ihre Kunst in Aderlassen besassen. Obschon Krankheiten aller Art hier gewöhnlich sind, so sind doch die Folgen derselben nicht so schrecklich, selbst die gemeinste Krankheit, die Franzosenpocken, die wohl die Hälfte der Einwohner angesteckt hat, ist durch die vornehmsten Mittel der Perser, nämlich Bäder, weniger gefährlich. Von den übrigen schönen Künsten, als: Musik, Malkunst, Bildhauerkunst, Poesie, Baukunst läßt sich nur sehr wenig sagen. Sie lieben die Musik, aber sie verachten die, so sich ihr widmen; sie lernen dieselbe nach Regeln, aber ihre Regeln und Noten zur Vokal- und Instrumentalmusik, sind mit erstaunlicher Weitläuftigkeit verknüpft, und meist sind die Namen ihrer Noten, Städte, Theile des menschlichen Körpers, oder andre natürliche Dinge. Auch haben sie mancherley Instrumente, die mit den unsrigen einige Verwandschaft haben, allein sowohl Harmonie der Töne als Geschicklichkeit des Vortrages, liegen noch sehr im unvollkommenen.

Dasselbe

Dasselbe gilt auch von der Mahlerey, an Reinigkeit der Farben fehlt es ihnen nicht, aber destomehr an Geschmack und Grazie, sie mahlen vortreffliche Blumenstücke, entwerfen auch Gemälde; allein ihre Kopien sind nichts mehr und weniger als Bilder. Der Bildhauerkunst steht die Religion im Wege, denn diese verbietet ihnen, erhabene oder getriebene Bilder von Menschen zu machen, und noch hat es niemanden gegeben, der Werth in dieser Kunst gefunden, oder dies Gebot übertreten hätte. An Geschicklichkeit zu dichten, fehlt es ihnen dagegen nicht, ihre Arbeiten sollen mehr als Gedichte seyn, sie sollen mit Recht als Arbeiten moralischen und philosophischen Inhaltes, mit Geist und Schönheit gewürzt, die oberste Stelle ihrer Künste verdienen, und hiezu ist ihnen auch ihre Sprache nicht ungünstig. Sie ist aus vielen andern erwachsen, hat die größte Verwandschaft mit der arabischen, ja sie hat auch manche ganz teutsche oder ihr ähnliche Ausdrücke. Der Baukunst haben wir schon einmal oben eben nicht zum Besten gedacht, allein ihre schlechten Häuser sind nicht bloß Folgen schlechter Baumeister, ihre Maurer haben ganz vorzüglich das Verdienst, schön und für die Nachwelt zu arbeiten; sie verstehen die Kunst, kühne Bogen und Gewölber anzulegen, und daß ihrer Arbeiten zu wenig sind, ruht freylich in andern Hindernissen.

Für so faul oder unwissend manche die Perser auch halten mögen, so sind doch ihre Handwerker und Manufakturen, bey den schon angeführten Hindernissen, in ungleich erheblicherm Lichte aufzustellen, als man erwarten sollte. Es ist gewiß, daß wenig große, neue Entdeckungen oder Erfindungen unter den Handwerkern (die fast dieselben wie in Europa sind) gefunden werden können, es ist gewiß, daß

sie (mit Ausname) lieber ruhen, als arbeiten, es ist endlich gewiß, daß sie mit Europa nicht zu messen sind. Allein hier sind auch Ursachen. Ohne Zunft oder gesetzmäßiger Erlernung des Metier, hat jeder das Recht, zu arbeiten, wenn er nur bey dem Chef des vorgesetzten Handwerkes eingeschrieben ist. In Ispahan z. B. ist die Anzahl der Werkstädte und der Arbeiter groß, denn es arbeiten da viele für den König und auf seine Besoldung. Auch arbeiten viele von ihnen in gewissen Dingen nicht nur gut, sondern besser als in Europa. Ihre Drechsler verfertigen allerhand gute Sachen von Holz und Metall; die Waffenschmiede vortreffliche Bogen, damascirte Säbel u. dgl.; die Zinnarbeiter eben so schönes Küchengeräthe, dem Silber ähnlich; die Schneider kostbare Teppiche und Küssen von Scheerwolle, mit allen möglichen Figuren und der Stickerey ähnlich. Unnachahmlich schön färben die Färber, die Gerber bereiten guten Korduan und Chagrin, (aus dem Rücken der Eselshaut bereitet, und im persischen Sagri genannt) und in der Stickerey von Gold, Silber, Seide, auf Tuch oder Leder, im Golddratziehen und spinnen ꝛc. stehen sie gewiß oben an. Ihre Fayence geben den chinesischen nicht nur nichts nach, sondern man kann sie nicht leicht ihrer Schönheit wegen unterscheiden. Vortrefflich sind ihre Manufakturen in Brokad, Stoff, Sammt, nebst andern seidenen Tüchern und Zeugen. Die schönsten Decken und Tapeten, Zeuge aus Ziegenhaare, Kamelotte, Etamine, Droguets, nur kein Tuch, an dessen Stelle aber sehr leichte und feine Filze von Wolle. Da sie Indien mit gemalten Zeugen und Kattunen versorgt, so treiben sie diesen Artikel nicht sehr; haben aber eine große Geschicklichkeit, Gold und Silber auf Zeuge,

Taffent

Taffent und Satin zu drucken, Buchstaben, Blumen und Figuren mit solcher Treue nachzuahmen, als ob die Natur dastünde. Auch arbeiten sie schöne Matten und Handkörbe aus Schilf und Weiden. Doch bringen sie es nicht in jeder Kunst gleichweit. Sie haben z. B. Glashütten, aber es ist schlecht, sie verfertigen Papier, aber es ist schmutzig und bricht, wenn man es beuget. Ihre Goldschmiede und Uhrmacher sind nicht die besten, und nicht allemal von der Nation, und so würden wir ebenfalls noch ein langes Register ihrer unvollkommenen Handwerker und Künste anführen müssen, wenn wir nicht glaubten, der Perser Gutes und Schlechtes sattsam geschildert zu haben.

Wichtiger wird daher die Frage, wozu nützen ihnen diese Dinge, oder wodurch ersetzen sie ihren Abgang? und beydes lehrt uns der persische Handel, dessen Ansehen und Ausbreitung eben so sehr gefallen ist, als das Land selbst wenig mehr zum Handeln hat. Alles was von dem Werthe der Handlung übrig geblieben ist, besteht darin, daß man die Handlung für eine sehr ehrenvolle Beschäftigung hält, theils weil ehedem selbst Könige Handlung trieben, ihre Magazine und Kommissionairs hatten, theils weil ihr Schicksal weniger Veränderungen unterworfen ist, als etwa die Bedienungen und Aemter, oder andre durch Zufall erworbene Ehrenstellen. Mit der Achtung solcher Personen, die einen großen, auswärtigen Handel treiben, verbinden sie auch noch eine eben so große Würde, denn diese sind gemeiniglich auch Gesandschafter. Zwar legen sich nur allzugroße Hindernisse im Weg, die Persiens Handel zu keiner beträchtlichen Stufe kommen lassen. Als erstlich lieben sie zu sehr die Ruhe, fühlen für die Wollust mehr, als

für Arbeit und Nahrung, und sind endlich auch durch Religionsbande gebunden, ihren Handel nicht außerhalb Landes zu treiben oder durch Reisen mehr Menschen kennen zu lernen, damit sie nicht in den Fall kommen sollen, sich durch den Umgang mit Ungläubigen zu entehren, oder durch den Gebrauch der Geräthschaften von Ungläubigen zu beflecken. Aus diesen Ursachen ist ihr Handel nur innländisch, und die Schifffahrt unbeträchtlich, der auswärtige Handel also nur in den Händen der Armenier, Christen, Juden oder indianischen Heiden, und in keiner Stadt, eine in europäischer Form eingerichtete Börse oder Wechselort. Alles und jedes im Handel geschieht durch Delals oder Wechsler, denen man bey aller Höflichkeit, Gefälligkeit und Bereitwilligkeit, doch auch das Verdienst nicht absprechen kann, daß sie ihre Absichten nicht immer auf geradem Wege zu erreichen suchen.

Aller Handel der Perser besteht zuförderst in Seide, Perlen, Edelsteinen, goldgewürkten und seidenen Zeugen, Tapeten, Specereyen, Leder, Wein, eingemachten und trockenen Früchten, Pferden, Tabak, ziegenharnen Zeugen, eisernem und stählernem Geräthe, Federn u. s. w. Die größten Summen kommen ohnstreitig durch die Seide in das Land, denn die Russen führen sowohl eine große Menge seidene Zeuge über Astrakan und das kaspische Meer, als auch nach der Türkey geht eben so viel, und die größte Menge nach Holland, England über das indische Meer nach Europa, denn diese haben zu Ispahan und Gamron, als dem vornehmsten persischen Hafen, große Niederlagen und Comtoirs. Dafür bringen auch die Holländer viel Gewürze, Tuch, Indigo, Zucker, Kupfer, Leinwand u. s. w.

nach

nach Persien zurück und England führt fast nur Tücher ein. Immer zu unbeträchtlich bleibt jedoch der persische Handel und dies aus den schon oben angeführten Gründen, und weil sich es mit ihrem Handel eben so verhält als mit ihrem Vergnügen. Sie lieben weder Spazierengehen noch Reisen, europäische Sitten und Künste, Länderkunde, Landkarten, Reisebeschreibungen, Addreßcomtoir u. dgl. sind ihnen so sehr Dinge ohne Deutlichkeit, als ihnen Europa kaum selbst mehr als dem Namen nach und durch die wenigen Engländer und Holländer bekannt ist. Demohngeachtet leidet die Sicherheit auf Reisen in ihrem Lande dabey nicht das geringste, ja man wird nirgends mit mehr Sicherheit und wenigerm Aufwand reisen können, als eben hier. Im ganzen Lande sind eine Menge öffentliche Gebäude, sowohl in Städten als freyen Felde, zum Vortheil der Reisenden, durch milde Stiftungen errichtet, im ganzen Lande die Brücken und Wege wohl unterhalten und überall zeigen sie gar sichtbar, wie bald Persiens Einwohner aufgeklärt denken könnten. Aus Mangel des Fuhrwerks muß alles auf Eseln oder Maulthieren fortgeschafft werden, und da die vielen Berge und Kanäle dem Fuhrwesen zuwider sind, so reitet alles auf Pferden oder Eseln, oder vornehme Weiber werden in einer Chaise von Kamelen getragen.

So schwer es ist, bey einer solchen Entfernung, in welcher wir von den Morgenländern leben, und bey der Verschiedenheit, welche sich zwischen den Nachrichten der Reisenden findet, die in jene Länder gekommen sind, einen genauen Begriff von den Gewohnheiten und den festgesetzten Gebräuchen, auch in Rücksicht des Handels, zu machen; so leidet doch dies keinen Zweifel, daß alle Zahlung

im Handel nur durch Silbergeld geschiehet, denn das Gold hat keinen Cours. Ueberhaupt prägen sie Münzen aus Gold, Silber und Kupfer, die goldenen sind eigentlich nur Schaustücke und werden bey Krönungen der Könige geschlagen, die silbernen heißen **Dirhem** und das Gold **Dinar**. Die kleinste Münze in Silber ist **Chaye**, etwa zwey Groschen werth, zwey derselben machen ein **Mamoudi**, vier oder achte ein **Abassi**, funfzig Abassi einen **Toman**, am Werth sechszehn Thaler, ist aber nur in der Einbildung; und endlich Kupfergeld, als **Kasbequis**, die den vierzigsten Theil eines Abas ausmachen und halbe dergleichen. Weil fast jeder Stadt frey stehet, kupferne Münzen zu prägen, so sind die Zeichen darauf eben so verschieden, auf einigen Blumen, auf andern Thiere, oder auch das persische Sinnbild, dessen wir weiter unten gedenken werden. Die Silbermünzen haben auf der einen Seite das Glaubensbekenntniß der Perser, nämlich: „**Außer Gott ist kein anderer Gott. Mohámed ist Gottes Prophet. Aly ist Gottes Lieutenant.**“ Umher sieht man die Namen der zwölf Imans oder Nachfolger Mohámeds, und auf der andern Seite die Namen des Königes, des Ortes und die Jahrzahl. Ferner führen sie zweyerley Ellenmaaß, die königliche, zu drey Fuß weniger einen Zoll, und die verkürzte Elle, welche zwey Drittel der ersten ausmacht, ihre Teppiche aber messen sie nach Quadratellen, d. h. sie vermehren allemal die Breite mit der Länge. Das Gewicht der Krämer heißt **Man**, es ist das größte und etwa fünf Pfund etliche Loth, **Ratel** ist der sechste Theil davon, **Drachme** der funfzigste Theil eines Pfundes, **Maskal** ein halber Drachme, **Dung** der sechste Theil eines Maskal, und ein **Gerstenkorn** der fünfte Theil eines Dung.

Edle

Edle Steine wiegen sie noch verschiedener, so auch Arzeneyen, und selbst das Getränke wiegen sie, weil dafür kein besonderes Maaß angenommen ist. Wunderbar bleibt es übrigens immer, wenn man die jetzige Beschaffenheit Persiens mit den Nachrichten der Alten vergleicht, denen zu Folge sie Persiens Reichthümer, übee alle Schätze der Erde erheben, entweder muß damals die Menge des Geldes nicht so groß gewesen seyn, oder die jetzigen Perser müssen durch Weichlichkeit jene Schätze erschöpft und selbst das Land unfähiger zu Naturprodukten gemacht haben und dieses letzte bleibt bey einer umständlichern Untersuchung, allemal das richtigste.

Selbst die Religion der Perser hat Feindschaft und manches Blutbad zwischen ihnen und den benachbarten Türken unterhalten. Sie führen zwar den gemeinschaftlichen Namen Mohämedaner, allein sie weichen von den Meinungen der Araber, Türken, Tartarn und afrikanischen Mohämedaner, gar sehr ab. In der Auslegung des Koran richten sie sich bloß nach der Auslegung des Aly, dem Schwiegersohne Mohämeds, dahingegen die Türken derjenigen folgen, welche von dem Omar, seinem General herstammt. Ferner nehmen alle jene genannte Nationen, außer dem Koran, noch eine Sammlung mündlich fortgepflanzter Religionslehren an, die Sunna heißt, weswegen sie auch Sunniten genannt werden; diese hingegen verwerfen sie nicht allein, sondern weichen in der Meinung von der richtigen Nachfolge des Aly vom Mohämed, kein Haar breit, anstatt daß jene Völker den Abubeker dafür annehmen, und deßwegen nennt man auch die Perser, die Abgesonderten oder Schüten. Ihr beyderseitiger

liger Haß geht eben so weit, als es unmöglich ist, diese Partheyen zu vereinigen; die Türken versagen z. B. den Persern die Rechte der bürgerlichen Gesellschaft, und so viel Mühe sich Schach Nadyr gab, die beyden Theile mit einander auszusöhnen, auch zu dem Ende im Jahr 1736 einige türkische Geistliche nach Persien kommen ließ, so fruchtlos ist dennoch alles Bemühen gewesen. Die herrschende Religion ist also in Persien, die Religion der Gerechten, wie sie sich nennen, oder der Schiiten, wie sie die Türken nennen. Ihre Hauptreligionsgründe sind unter andern diese, sie glauben, Mohâmed Mehdi, der letzte von den Imans, (welcher nach der Sage der Türken in einer Schlacht wider den Khalifen von Bagdad getödtet worden sey,) lebe jetzt noch, sey in völlige Sicherheit von Gott gebracht worden, und werde am Ende der Welt, unter Anführung Jesu, des Sohnes Mariâ, wieder zur Erde kommen, wozu noch die fromme Einfalt einen Gebrauch gesetzt hat, den man in den vornehmsten Städten Persiens findet, nämlich, da seine Ankunft unbekannt ist, zu Einholung dieses großen Mannes, allezeit Pferde in völliger Bereitschaft gehalten werden. Ingleichen ist ihr einziges Glaubensbekenntniß: Außer Gott ist kein Gott, Mohâmed ist Gottes Prophet, und Aly ist Gottes Statthalter, ung mit diesem Glaubensbekenntniß beobachten sie eine strenge Reinigung, weil sie ihnen verdienstlich ist, so auch das Ceremoniel Gebet, die Allmosen an Arme und Stiftungen von Kollegien für Studirende, für Karavanserien u. s. w. das alles sehen sie als den untrüglichsten Weg zum Paradies (ihrer schönsten Hoffnung,) an. Aus ähnlichen Ursachen sind sie genau im Fasten, in der Wallfart, zwar nicht zur Kaaba, von der sie ausgeschlossen sind, sondern

dern zu den Gräbern der Imans. Im Aberglauben kommen sie den Armeniern vollkommen gleich und in vielen ihnen zuvor. Sie glauben z. B. in allen Stücken ein unabänderliches Schicksal, alles ist bey ihnen Vorbote des Glücks oder des Unglücks. Thiere tragen Sprüche aus dem Koran, Krämer um Kaufleute zu bekommen und ihr Hauptabgott ist der Talisman. So bitter aber auch der Spott ist, mit dem sich diese Partheyen verfolgen, so viel Böses sie einander anwünschen und andichten, so gut denken auch wieder die Perser, wenn man sich ihres Glaubens nicht überzeugen kann, und beweisen gegen abfallende oder fremde Sekten, eine lobenswerthe Duldsamkeit, in der ihnen die Türken weit nachstehen. Sie haben Tempel, Mesgids genannt, und achten dieselben hoch; allein sie lassen jeden die Freyheit, ob er seinem Gott zu Hause oder in der Versammlung dienen will, wenigstens kommen die Großen und der König niemals deswegen im Tempel. Am Freytage kommen sie in gottesdienstlicher Absicht zusammen, so auch an Festen, wo selbst die Mollas zwar Predigten halten, die aber, wegen öfterm Schlafen, Lesen, Schreiben, Essen oder Tabakrauchen, wenig Nutzen stiften.

Das erste der Feste ist, Hayt-Korban, d. h. das Fest des Opfers, worunter sie das Opfer Abrahams verstehen, dessen wir schon bey Arabien gedacht haben. Ein anderes ist das Fest des Todes, Hayt-catle genannt, dieses Fest dauert zehn Tage, wo jeder ein großer Trauertag ist, zum Andenken des Todes des Hossein und Hassem, der Söhne des Aly, welche in einem Treffen umkamen, welches Fest auch bey Arabien gedacht ist, so wie ihrer gottesdienstlichen Personen, die wir des Raumes wegen, nur namentlich wiederholen. Sie

werden

werden Molla oder Geistliche genannt, Moutevely, wenn sie die Oekonomie der zeitlichen Güter der Menschen besorgen, ingleichen Pichnamas, welche für heilig gehalten werden, Derwische oder Mönche, eigentlicher aber Bettler, und dann, die in der Sekte der Soufys, welcher Lehrart ein Geheimniß ist. Es sind eigentlich gute Leute, aber schwärmerisch, abergläubisch, ihr Hauptbuch heißt Gulchenras, sie leben mit der ganzen Welt ruhig und wiegen sich bey göttlichen Offenbarungen, Umgang mit Gott, Entzückungen u. dgl. in Träumen und Meinungen. Der Perser Geistlichen hingegen sind Personen von nicht zu großem Ansehen, wenn sie nicht die Kunst besitzen, sich in die Familien einzuschleichen, dann sind sie freylich Gewissensräthe, und wie man sagt, überhaupt nicht immer vom besten Karakter. Daß es endlich auch Armenier, Katholicken, Guebern, Juden und Banianen giebt, haben wir schon oben sattsam erwähnet, und das führt uns zu der Perser bürgerlichen Verfassung.

So selten wir eine Parallellinie zwischen den alten und jetzigen Persern zu ziehen gesonnen sind, so wenig können wir es hier umhin, und obschon der Perser ältester Zustand dem jetzigen unähnlich worden ist, so sind doch auch wieder im einzelnem so viel karakteristische Dinge übergeblieben, die wir, zwar nur sehr flüchtig nennen, deren Anzeige aber auch das Gegenwärtige um desto verständlicher machen kann. Die Perser hatten in den ältesten Zeiten uneingeschränkte Erbkönige, und ihre Würde wie ihren Hof, umgab ein Glanz, welcher blendete. Ihre Gesetze waren mit Weisheit geschrieben, und zielten oft mehr dahin ab, dem Laster Hindernisse zu werden, als Laster zu strafen. Das ganze

Reich

Reich war in Statthalterschaften getheilt, welche Satrapen regierten. Die Gerechtigkeit wurde theils vom Könige selbst, theils von königlichen Richtern ausgeübt. Auflagen gaben nur die zinsbaren Völker, Perser aber waren frey. Das Kriegswesen war fürchterlich, jeder vom zwanzigsten bis funfzigsten Jahre war Soldat, und die königliche Leibwache führte den prächtigen Namen, die Unsterblichen. Welche Verschiedenheit muß aber entstanden seyn, da Persien bald dieses, bald eines andern Volkes Zepter erkennen, und sich durch eine Reihe blutgieriger Beherrscher regieren lassen mußte. Noch ist ihre Regierungsart so monarchisch und ihr König im strengsten Sinn despot, daß seiner absoluten Gewalt niemand Schranken setzen kann, wohl aber das Leben und die Güter seiner Unterthanen, ein Spiel seines Willens sind. Seine Befehle verlangen einen blinden Gehorsam, und seine Aussprüche sind kraft seines Ansehens als Gottes Statthalter, göttliche Befehle, die niemand zu schmälern vermag, niemand, wenn er befiehlt, aufschieben darf, sollten sie noch so unnatürlich und grausam ausfallen. Dieser schreckenden Gewalt sind vorzüglich diejenigen Personen unterworfen, die um seinen Thron sind, denn nicht ihre Größe hält seinen Zorn auf, nicht Untersuchungen oder Einwendungen finden hier statt, die tödtliche Wirkung seines Zornes wird auf der Stelle vollzogen und nur gegen das Volk ist dieses Joch sanfter, denn diese werden nach Gesetzen gerichtet Alles was Beziehung auf den Hof hat, ist prachtvoll und glänzend, Briefe, Befehle, Bestallungen, werden auf grosses gefärbtes Papier mit großen, zierlichen Buchstaben, mit Gold- oder andern Farben geschrieben, in prächtige Beutel gesteckt und mit der unterthänigsten Ceremonie ausgefertiget, überbracht, empfan-

gen

gen und befolgt. Die Krönung eines solchen Despoten geschieht zu Ispahan mit einer Pracht und Feyerlichkeit, die über alle Schilderung ist. Man nennet diese Könige Sultan, Khan oder Schach, Padischa-Khan, und sie geben sich Ehrennamen, welche ihre ganze Gewalt ausdrücken. So nennen sie sich z. B. Brunnen der Macht, des Ruhms, der Hoheit; Hauptzweck der Wünsche aller Menschen; Fürst der Getreuen, Schatten des Allmächtigen, Haupt des vortrefflichen Gottesdienstes; Vater der siegenden Herren; Beherrscher aller Kronen und Thronen; Ausflüsse aller Gnade Gottes. — Wer sollte nicht für einer Macht zittern, wer es den Unterthanen verdenken, wenn sie sie beym Anreden Statthalter Gottes, Austheiler aller Gaben, dreymal glücklicher Herr, mein König, mein Heiliger, mein Gesetz u. s. w. nennen; da sich selbst die Königinnen und Prinzessinnen eben so prächtige Namen geben und sich mit Sonnen, Monden, Augen, Blumen der Welt, Gestirnen des Glücks, Samen alter Schönheiten, glänzenden Thronen ꝛc. vergleichen. Welcher Unterthan sollte es wagen, sich diesen Beherrschern zu widersetzen, deren Namen schon Blitze des Schreckens sind. Auch führen die jetzigen Könige nicht mehr das alte Wappen der persischen Könige, welches in einem halben Mond bestand; sondern das Reichswappen ist ein liegender und rückwärts nach einer aufgehenden Sonne sehender Löwe. Jeder König wechselt dagegen in seinem Siegel bald mit allerley Bildern, Denksprüchen, Devisen oder Sprüchen aus dem Koran ab.

Als Despoten, wie wir sie nur flüchtig geschildert haben, verläugnen sie auch nur zu oft die sanf-

ten

ten Gefühle eines Vaters, und sind lieber geneigt, ihren Günstlingen den Zepter zu überreichen, als dem, dem er mit Rechte gebürte. Obschon das Königreich erblich auf die männlichen Kinder ist, ob sie schon gleiches Recht zum Throne haben, sie mögen des Vaters oder der Mutter wegen vom königlichen Geblüte seyn; obschon das Successionsrecht dem ältesten Sohne des Königes gehöret, so bedient man sich doch sehr oft, wie schon gesagt, der Grausamkeit, sie zu mißhandeln, sie in beständiger Gefangenschaft zu halten, ihnen öfters die Augen auszustechen, um sie nach den Gesetzen der Thronfolge unfähig zu erklären, und dem die Regierung zu geben, der diese grausame Politik beobachtet hat.

Der Sitz des Königes ist in der prächtigen Hauptstadt Ispahan, und sein Pallast mehr die Wohnung eines Gottes, als eines Menschen. Der Pallast ist von Porphyr, der Eingang heilig und die grüne Schwelle darf kein Menschenfuß berühren, sondern man springt drüber. Wer dieses Thor, die Küchen oder Ställe des Königes, als Zufluchtsort wählt, ist sicher, denn diese Oerter sind heilig, und niemand als der König kann sie ergreifen. Ueberall wo sich dieser Erdengott hinbewegt, ist auch seine Leibwache, Sofys genannt, zum Gefolge, nur außer dem Pallaste und wenn ihn ein Schwarm von Frauenzimmer umgiebt, begleiten ihn die Verschnittenen. Ob er zwar Audienz giebt, und man seiner Hoheit Geschenke vortragen muß, so würdiget er doch weder den Gesandten eines Wortes, noch seine Geschenken eines Blickes. Auswärtige Gesandten werden nur in der öffentlichen Versammlung des Hofes und des Reiches, welches sie Medssiles nennen, zur Audienz gelassen. Diese allgemeine Versammlung wird

zwar

zwar mit der kostbarsten Mahlzeit und mit einem Volksfeste gefeyert, aber oft nur im ganzen Jahre einmal. Bey dieser Feyerlichkeit soll eine alle Maaß überschreitende Pracht erscheinen, auch ist der Ort zu dieser Versammlung nicht immer derselbe; sondern es wird ein Lustschloß des Schach gewählt, je nachdem es dem Monarchen geräumig oder gefällig ist. Hauptkostbarkeiten sind bey einer solchen Audienz unter andern diese. In einem prächtigen Saal, auf einem erhöheten, goldenen Throne, der die Gestalt eines Ruhebette hat, und mit vier grossen, mit Perlen und Edelsteinen besetzten Küssen belegt ist, liegt diese irdische Gottheit. Eine Menge junge Verschnittene stehen in einem halben Zirkel um den König, einige größere stehen hinter diesem kleinen und halten des Königes reiche und glänzende Waffen. Die obersten Staatsbediente stehen an der Seite des Thrones, die Vornehmen des Hofes auf der zweyten Erhöhung und der junge Adel steht unten. Außerhalb dem Sitze des Stolzes und der Pracht, sieht man, schon am Eingange des Pallastes bis zum Throne, die stolzesten Vorbereitungen. An dem Eingange des Pallastes stehen die königlichen Pferde, deren Geschirr, von Edelsteinen, Gold und Silber schimmert, deren vor sich stehende Tränkwannen aus dem feinsten Golde getrieben und von solcher Größe sind, daß jede achtzig Pfund Wasser fasset. Ceylonische Elephanten, mit mannigfaltigen Farben übermahlt und mit Decken von Gold durchwürkt, erregen Ehrfurcht und Schauer für den Gebieter. Auch puprurfarbene Decken von weitem Umfange schmücken ein entsetzlich großes Nasehorn, mit Ketten gefesselt. Im Garten die Leibwache, deren Gewehr mit Silber belegt ist, und an einem goldenen Gürtel hängt. Auf prächtigen Decken Panther, Löwen und Leoparden, gleich-

gleichfalls vor ihnen goldene Trankgefäße. Diese prächtige Decken befestigen kegelförmige Goldklumpen am Boden, jeder ohngefähr zwölf Pfund schwer. Rauchfässer von Gold und von der vortrefflichsten Arbeit, enthalten das angenehmste Rauchwerk, dessen Duft sich umher verbreitet und bey ihnen stehen goldene Leuchter, ebenfalls mit Kerzen, deren Geruch entzückt. Schüsseln voll Jasmin und Blumen stehn dann näher um den Thron, den wir, so viel eine unvollkommene Schilderung zu sagen vermag, schon beschrieben haben. Werden Reichsgeschäfte abgethan, so legen sich während der Audienz, alle Fremden und mit ihnen die Gesandten vor den Monarchen nieder, vor welchen, da sie oft viel Stundenlang dauert, Erfrischungen stehen. Nach diesem folgt eben eine so glänzende Tafel. Hundert Schüsseln, an Schwere über Menschenkraft, werden voll Reis, nach persischer Art gekocht, aufgesetzt. Für den Monarchen stehen allein auf zwölf gehaufte Schüsseln, die auf einer goldenen Trage von acht Trägern, mit aller Beschwerde vor ihn getragen werden. Ueberall und zu allem sind goldene Gefäße oder Instrumente. Tänzerinnen, Sängerinnen, Fechter, Ringer, Seiltänzer, Schauspieler u. dgl. wetteifern um den Preis zu gefallen bis auf den Wink des Königes, sogleich die ganze Mahlzeit verschwindet, und die Audienz sich endet.

Mit ähnlicher Verschwendung, wiewohl nicht so prächtig, bitten öfters die Großen des Reichs, den König zu sich als Gast, und überlassen ihm dann, seine Gesellschaft nach Gefallen auszusuchen. Beym ersten Eintritt in das Haus, macht der Wirth dem König ein ansehnliches Geschenk und sowohl zahlreiche Gerichte, als auch alles, was nur

die Sinne reizen und unterhalten kann, wechseln mit einander ab. Der Hausherr setzt sich bey solchen Gastmählern nie, sondern steht nahe beym König, um ihn zu bedienen, oder ihn zu begleiten, und diese Gastereyen nennt man eigentlich Gesellschaft, Conversation oder Unterhaltungen.

Ein so glänzendes Ansehen die Person des Despoten selbst umgiebt, ein eben so blendendes Licht muß sein Hof und seine Bedienungen haben. Die Zahl der Haus- und Hofbedienten ist erstaunlich groß, ihre Titel verschieden, und jeder Bediente hat immer wieder andere unter sich. Ehe wir uns ganz auf das Hofwesen einlassen, müssen wir nur überhaupt sagen, daß man bey einer so hochtrabenden Nation weit mehr Geiz nach Titeln und Würden antreffen sollte, wohl zu merken, nach Titeln der Geburt und der Aemter. Jeder fügt seinem Namen einen Titel bey, je nachdem er ihm prächtig genug scheint: geringe und angesehene Bedienten geben sich gleich prächtige, aber alle diese Titel haben nicht die geringste Bedeutung. Gewisse Titel setzt man nie vor seinem Namen, als z. B. Herzog, Prinz, König, andere nie hinter demselben, als Mirza, Fürstensohn u. dgl. Die Personen vom königlichen Hause unterscheidet man unterandern dadurch, daß man diese Titel vor oder hinter ihre Namen, auf die Art, wie man sie im gemeinen Leben braucht, ganz verkehrt setzt. Das Beywort Sklave, scheint für sie einen ganz besondern Reiz zu haben, denn man macht sich eine besondere Ehre daraus, sich Sklaven des Königes, Sklaven der Heiligen u. s. w. zu nennen.

Unter diejenigen, so in dem Hofgefolge begriffen werden, gehört zuerst der Generalintendant,

(Nazir)

(Mazir) der die königlichen Finanzen und Domainen verwaltet, der Hofbedienten, Künstler, Manufakturen, alle Handlungssachen der Europäer, und alle Aufsicht des Hofes unter sich hat. Die andern Hofbedienten sind, der Generalcontrolleur (Mirzathaer); der Oberhofmarschall; der Oberhofmeister, der zugleich vierzig Hofmeister unter sich hat; der Geheimschreiber; der Oberastrologe (Monadgen Bascha); der Leibmedikus, (Hackim Bascha); der Siegelbewahrer, (Meheurdar), welcher allezeit des Königs Siegel an einer goldenen Kette vor der Brust hangen hat, und fünf andere Siegelbewahrer unter sich hat; der Großstallmeister (Mirakor Bascha); der Oberjägermeister, (Mir Chehar Bascha); der Oberkleiderbewahrer (Rekibkana Agasi); der die Abgesandten zur Audienz führet (Mehmondar Bascha). Alle Fußbedienten und Läufer des Königes führen den Namen Schabers und diese letztern müssen, ehe sie angenommen werden, eine Probe machen, die bey aller Feyerlichkeit darin besteht, daß sie einen Weg von anderthalb französische Meilen, an einem Tage, zwölfmal hin und her laufen müssen. Noch eine andre Art Hofbedienten, sind die Culom Schach, welche eben dieselbe Bedienungen haben, als die in Europa. Es sind meist Kinder von gutem Stande, die von Jugend auf in dem Dienst des Königes sind, theils ihres eigenen Vortheils wegen. Der König weist ihnen sogleich einen Gehalt, nach der Beschaffenheit ihrer Familien, oder nach dem Dienst, den ihm ihre Väter geleistet haben, an: denn das ist so gut als Belohnung. Alle Befehle werden durch Eliboten überbracht, die man Tschapar nennt, und soviel als Courier bedeuten, weil im ganzen Orient keine Posten angelegt sind. Die Rechte dieser Boten sind

sehr groß und gehen soweit, daß sie im Nothfall jedem, der ihnen unterwegens zu Pferde begegnet, nöthigen können, abzusteigen. Man erkennet sie an ihrer Tracht. Sie haben hinter sich einen Mantel aufgebunden, einen Dolch, ein Schwerd, einen Köcher an der Seite und einen Stock in der Hand. Ueber dem Rücken haben sie einen Bogen, und eine Scherfe, so ihnen zweymal um den Hals und kreuzweis über den Leib geht. Reisende suchen sich von weiten schon zu entfernen, weil ihre Pferde überall ihrem Gebrauch unterworfen sind. Und dies ist auch eine der größten Unkosten, welche die Großen des Reichs auf sich haben, wenn ihnen der König Befehle oder Geschenke, durch einen Culom-Schach oder sonst eine Standesperson zuschickt, denn alle ihre Verehrungen nimmt der König als ihm gethan, und ahndet auch dagegen eben so alle Verletzung. Bey ihrer Ankunft muß man ihnen herrliche Kleider bringen und beym Abschied große Geschenke, ja der König schreibt wohl gar das Geschenke vor. Vom Adel weiß man dagegen in Persien und im ganzen Orient nichts, niemand ist durch dieses Vorrecht besser, geehrter oder vornehmer; ja Aemter, Würden, außerordentliche Verdienste, werden nicht nach Wappen abgezählt, Reichthümer können nur Hochachtung verschaffen, und nur die, so vom Blut Mohämeds oder der Imans abstammen, werden wegen der Geburt etwas höher geachtet. Sie unterscheiden sich durch einen grünen Turban und die Namen Seyd und Mir, (soviel als Edle oder Prinze,) haben aber meist wenig Güter und Würden.

Sich fürchterlich zu machen, haben wir bey jeder Gelegenheit in der Person des Monarchen gefunden, wie könnten also die Gesetze, so er ihnen vor-

vorlegt, anders, als desselben Innhalts seyn? In ihm ist die ganze Gewalt der geistlichen und weltlichen Gesetze vereiniget, er ist der oberste einzige Gesetzgeber, und nur wo es ihm gefällt, läßt er den Koran gelten. Außer diesem gelten auch noch Mohämeds Sprüche und Thaten, oder ein drittes Buch Cherajet, welches die Lehren und Regeln der zwölf Imams enthält, aber nur in Fällen, wo es die Schwierigkeit der Entscheidung erfordert und in wiefern der Monarch gütig ist. Lange Processe oder Verhöre sind ihren Richtern ganz unbekannt, einige wenige Untersuchungen entscheiden über Recht oder Unrecht und jeder Kläger trägt seine Sachen mündlich, oder durch einen seiner Freunde vor. Im ganzen Königreiche sind den weltlichen Richtern (Kazis) die geistlichen Richter (Naib Sedaret und Madarre,) als die rechten Ausleger der Gesetze, an die Seite geordnet, doch erstrecken sich der letztern Rechtsentscheidungen nur auf Verträge, Ehesachen, Ehescheidungen, Erbschaften, Stiftungen, u. dgl. und eben so sind dem obersten Reichsrichter (Divan-Begui) der Sadre Elman Alek an die Seite gesetzt. In wichtigen weltlichen Dingen wird an den obersten Reichsrichter appellirt, wie im geistlichen an den Alet: um aber alles zu verstehen, muß man die vollständigere Reichsverwaltung wissen.

Man nennt die vornehmsten Staatsbedienten Reichssäulen, an der Zahl sechse, welche Oberhäupter von so vielen Staatskammern vorstellen, woselbst die Reichsgeschäfte verwaltet werden, und zu denen noch ein Vicepräsident, einige Beysitzer und Sekretaire gehören. Die Geschäfte der ersten Reichssäule (Grundfeste der Macht genannt,) sind, alle Befehle des Königes unter seiner Aufsicht

zu haben. Der andere ist das Haupt der Lehnsleute, welche die Ritterpferde halten und zu Kriegszeiten dem Aufgebote folgen müssen. Der dritte ist der General der Edelleute, die unter den Sklaven des Königes verstanden werden. Der vierte und fünfte haben das Kommando über die Leibwachen. Der sechste ist der Oberhofgerichtspräsident, welcher im Namen des Königes das Recht sprechen muß. Die ersten fünf Reichssäulen verwalten aber auch noch dabey andre Gouvernements in den Provinzen durch Vicegouverneurs, und vermittelst der königlichen Bestätigung gehen alle Bedienungen im ganzen Lande, durch ihre Bestallungen.

Nächst diesen haben die vier geistlichen Sadres zum Theil denselben Rang, zum Theil über die Reichssäulen in Versammlungen, zu denen sie angewiesen sind. So vertrit der Groß-Vaka-Nuviez die Abwesenheit des Viziers und ist eigentlich sein Beobachter; desgleichen sind in allen Provinzen solche Beobachter, die allemal die Vorfälle an die Gouverneurs melden, und diese alsdann an den König. Andre Bedienungen sind z. B. Chans, ehedem Satrapen, welche alle Autorität eines Königes in ihrer Provinz annehmen, und ausser daß sie eine gewisse Anzahl Truppen stellen, nur sehr geringe Abgaben geben. Die vornehmsten in den Gränzprovinzen heißen Beglerbegs, und führen im Kriege den Titel Generals oder Serdar. Die Befehlshaber, so unter dem eigentlichen Gouverneur stehen, heißen Sultans, oft sind sie zwar auch unabhängig; so wie einige Provinzen Domänen des Königes sind, in welchen bloß Intendanten regieren, die ihm die Einkünfte berechnen, oder als Gouverneurs selbst ziehen. Davoga heißen die, welche Städte und Festungen besorgen,

sorgen, und so hat jede Stadt ihre Magistrate, jeder Flecken seinen Amtmann, jede obrigkeitliche Personen suchen sich mit den vorgesetzten Aufsehern zu vertragen, um sich schadlos für die Macht des Königs zu halten, und auf diese Weise werden zwar die Befehle des Königes, wenn sie ungerecht sind, weniger schrecklich, das Volk aber gewinnt deswegen nicht das geringste, da jeder vom ersten bis letzten, nur zu sehr darauf bedacht ist, den Despoten im Kleinen zu spielen und seine Schätze zu vermehren.

Je nachdem die Regenten blutdürstig sind, nachdem sind auch die Strafen der Verbrecher schrecklich und selten dem Verbrechen angemessen. Ein Todtschläger ist ganz allein in der Gewalt der hinterlassenen Verwandte, und kann er die Rache nicht durch ein Stück Geld erkaufen, so ist kein Ort sicher, überall verfolgen ihn seine Rächer, ja Jahre und Zeiten machen diese Strafen nicht vergessend. Wird jemand Schuldenhalber angeklagt und für strafbar erkannt und ist er außer Stande zu bezahlen, so übergiebt ihn der Richter dem Gläubiger mit aller Haabe, und zugleich die Freyheit, ihn nach Gefallen zu schweren Arbeiten zu nützen. Hausdieben haut man die rechte Hand ab, so auch den falschen Münzern: ergreift man sie aber noch einmal bey dieser That, so wird ihnen der Bauch aufgeschnitten. Wird jemand ermordet oder auf der Straße beraubt, und der Thäter entkömmt, so hält man sich in den Städten an die Nachtwachen, oder auf dem Lande an die Dörfer der Gegenden, wo die Beraubung geschehen ist, welche den Diebstal ersetzen müssen. Geldbußen, Gefängniß, Stockschläge, Abkneipen eines Gliedes vom Finger oder Zehen u. dgl. sind auf sehr leichte

Verbrechen gesetzt, und beym zweifelhaften Geständniß braucht man die Tortur, als Schläge auf die Fußsohlen, Geißelung u. s. w. Die gewöhnlichste Todesstrafen sind auch die grausamsten, als Spiesen, lebendiges Eingraben bis an die Knie, das Herabstürzen von einem hohen Thurme, Ausstechen der Augen, Abhauen der Hände und Füße, das Aufschneiden des Leibes, und was noch die Unmenschlichkeit mehr hinzusetzt. So hat es stets eine Reihe Regenten gegeben, welche Grausamkeit und Gerechtigkeit nicht von einander zu unterscheiden wußten, so haben sie ihre eigenen Kinder auf bloßem Argwohn dahingerichtet, und auf solche Weise entstanden Verschwörungen, wo die Königsmörder dann auch kein anderes Erbarmen äußerten, als, da sie selbst keinem Menschen Gnade erwiesen hätten, sie auch keine verdienten.

So lange sich aber ein solcher Monarch auf seinem glänzenden Throne zu erhalten weiß, so lange ihn nur seine Unterthanen fürchten, wenn sie ihn auch nicht lieben; so lange ist er auch auf dem erhabensten Posten, seine Ehre göttlich, sein Ansehen demüthigend, seine Befehle Donnerworte, sein Zorn schrecklich und seine Einkünfte königlich. Mit Gewißheit läßt sich über das letztere, nämlich die Einkünfte des Königes nichts sagen, jedoch die Kenntniß woher sie fließen, kann schon einigermaßen ihre Größe anzeigen. Sie bestehen aus ordentlichen und außerordentlichen, und zwar die ersten sind Einkünfte von bebauten Ländern, welche in den meisten Provinzen, des Königes Eigenthum sind, oder aus solchen, welche vermittelst eines Lehnbriefes auf bestimmte Zeit an den Eigenthümer ausgethan sind, und jährlich an den König den fünften, siebenten und zehnten Theil aller Pro-

dukte

dukte von Gartenfrüchten u. dgl. abgeben. Diese Abgaben werden meist in Natur geliefert, als z. B. Feld- und Baumfrüchte, Seide, Oel und alles was die Erde trägt, dieses kömmt in die königlichen Vorrathshäuser, und zur Unterhaltung des Hofstaates, der Soldaten, der Garden u. s. w. die Amtleute und Gouverneurs aber, nebst der Reuterey, werden aus besondern dazu bestimmten Ländereyen besoldet. Auch bekömmt der König von den großen Viehheerden, als Schafe, Pferde, Esel, Kamele u. dgl. die in unbebauten Ländern geweidet werden, allemal das siebente Junge. Ingleichen die Bergwerke und Türkisgruben gehören dem König allein, jedoch ist dieser Ertrag nur mässig, da ihre Anzahl nicht groß ist, eben so die Zölle. Destomehr aber bringt die Religionssteuer ein, da jeder, der nicht der herrschenden Religion zugethan ist, jährlich einen Dukaten Kopfgeld geben muß, und endlich die Wasserleitungen. Man kann aber fast sagen, daß die außerordentlichen Einkünfte ungleich erheblicher, obgleich viele davon, unrechtmässiger sind. Dahin gehören z. B. alle die Geschenke der Großen des Hofes, die ihm am Neujahrstage oder zu seinem Geburtstage gemacht werden müssen, und wo jedem daran gelegen seyn muß, durch Uebergröße die Gunst des Monarchen zu gewinnen. Oder es fließen dem König große Summen aus der Confiscation der Güter derjenigen zu, welche in die Ungnade des Königes gefallen sind; alles wird sodann auf Rechnung verkauft, oder in besondere Magazine des Königes gebracht, oder auf irgend eine Weise alles Haab und Gut veräußert. Von denjenigen Abgaben, welche reisende Kaufleute von ihren Gütern an die Weghütten abgeben müssen, und wovon die europäischen frey seyn sollen, bekommt der König nichts, diese sind nur zum Unterhalt de-

rer, die auch zugleich auf die öffentliche Straßensicherheit Acht haben sollen. Sonst waren der Könige Einkünfte ungleich wichtiger, als besonders die aus dem Hause Sophi, ansehnlichen Vortheil aus der Handlung zogen, die sie, als die größten Kaufleute nothwendig mit unsäglichen Schätzen bereichern mußte, allein diese Vortheile sind durch die unglücklichen Unruhen aufgehoben, und nur eine innerliche Glückseligkeit, könnte diesen Verlust ergänzen.

Schade, daß man bey einem so großen Lande immer auf das zurückkommen muß, was es ehedem gewesen ist, und doch ist es überall nothwendig, wenigstens da wir etwas über die Mittel der allgemeinen Sicherheit, oder über die Kriegsmacht sagen müssen. Jene alten kriegerischen Perser ihres ersten und zweyten Reiches würden, wenn sie ihre Nachkommen suchen sollten, zweifeln, ob sie wohl jemals ihre Vorältern gewesen wären und nur die Gebern kann dieser Vorwurf nicht treffen. Vor Abas dem Großen war noch an keine stehende Armee zu denken, sondern aus den Provinzen wurden die Streitbarsten gewählt und besoldet. Er errichtete auf seine Kosten einen Haufen Fußvolk, die er mit Musketen bewafnete, an der Zahl 12000 Mann und unter dem Namen Tunfinkchi. Einen andern Haufen Kavallerie von 10000 Mann, welche Sklaven des Königes genannt werden; hierzu kommen nun noch zwey Leibwachen, Sophis, an der Zahl 200, und die, so die Wache im Pallast halten, 600 Mann und Ziezairi heißen. Die Truppen des Staats theilt man daher in ordentliche Landmiliz, oder solche, welche der Anzahl nach die meisten, und in Kortschis d. h. solche, die von der Turkomannen herstammen, deren Lebensart äußerst einförmig und ihr Umgang

durch-

durchaus nur unter sich, in Zelten auf dem Felde ist, die auch allemal ein General aus ihrem Geschlechte anführet. Wenn man die Behandlungen ausnimmt, die sie sich gegen Feinde, die in ihrer Gewalt sind, erlauben, so könnte man fast sagen, sie wären sanftmüthiger geworden, und liebten nichts weniger als Menschenblut kostende Kriege. Es darf niemand den Feind angreifen, sondern man schweift nur um ihn herum, die Lebensmittel abzuschneiden, oder bietet der Feind Krieg, so ist das erste die Flucht hinter Gebirge, in hole Wege und Defileen, oder im äußersten Nothfall sucht man den Feind truppweise zu besiegen. Worinnen sie es besonders sehr weit gebracht haben, ist, wenn ihnen der Zugang zu einer Stadt überall versagt ist, so miniren sie sich unter der Erde einen Weg und überhaupt glauben sie sich am sichersten für den Feind zu halten, wenn sie weit um sich her Oeden anrichten, wo kein menschliches Geschöpf zu leben vermag. In eben so unvollkommenem Zustande, oder richtiger, in gar keiner Betracht ist ihre Schifffahrt; schützte Persien nicht seine vortheilhafte Lage; seine Festungen, Schlösser, Soldaten und Schifffahrt würden nicht dem kleinsten europäischen Heere Widerstand thun. Ohne Wachen und Kriegsübungen ohne Subordination, und ohne die Kunst zu verstehn, aus der großen Maschiene, ein leicht zu bewegendes Rad zu machen, leben in Friedenszeiten die Krieger daheim in Weichlichkeit, die Großen und Anführer der Truppen gehn ihnen darin zum Beyspiel vor, der Soldat glaubt schon alles gethan zu haben, wenn er Mann für Mann beym Musterinspector vorgeht, und dem Könige selbst liegt mehr daran, sich im Glanze als Gott anbeten zu sehen, als einen Tag die Geschäfte eines europäischen

Köni-

Königes, wie Joseph und Friedrich, zu übernehmen.

Dies wäre ohngefähr die allgemeine Uebersicht der Verfassung und Kultur von Persien, und um diese Kenntnisse vollständiger zu machen, wollen wir nun Zustand der einzelnen Provinzen beschreiben, so weit uns hinlängliche Gründe die Hand bieten werden. Noch sind die Gränzen dieses großen Reiches nicht sattsam bestimmt, noch zerrätten innerliche Unruhen diese Gränzen, und scheinen es fast zur Unmöglichkeit zu machen, jemals die einzelnen Provinzen in gehörige Größen und Zirkel zu bringen. Wir haben oben gesagt, daß Persien aus sechszehn großen Provinzen bestehet, wir haben die allgemeine Beschaffenheit dieser Provinzen allezeit bey der Landesbeschreibung für Augen gehabt; allein bey ihrer speciellern Anzeige erfordert dies mehrere Bestimmtheit, und diese wird uns manchmal aus erst gedachten Gründen unmöglich werden. In der Geschichte werden wir ebenfalls Stoff finden, von den Revolutionen zu handeln, die Persien bis in die neuesten Zeiten erfahren hat; aber doch müssen wir, um allem Mißverstand vorzubeugen, jetzt schon erinnern, daß Persien nicht unter Einem König stehet, sondern daß die östlichen Provinzen von Achmed Schach zu einem Reiche erhoben, und in den westlichen Provinzen Mohâmed, Kerim, Chan, der Beherrscher ist.

Einzelne Provinzen.

Wenn wir die Karte von Persien ansehen, so finden wir zu oberst der türkischen Gränze, Armenien, welches einige persische Erdbeschreiber in drey Theile theilen, und zwar erstlich in Armenien an sich,

1) Eriwan.

zweytens Turkomannien und drittens Georgien; allein die meisten theilen es nur in zwey Theile, in Ober-

und

und Niederarmenien. Nieder- oder Kleinarmenien steht, wie bekannt, unter türkischer Herrschaft, Ober- auch Großarmenien aber, (auch das östliche genannt,) ist eine persische Provinz, und diese ist es, die wir unter dem Namen Eriwan befassen. Seine Gränzen sind ohngefähr gegen Norden, Cirkassien und Rußland; gegen Osten das kaspische Meer, gegen Westen das türkische Armenien und Georgien, von dem es umschlossen wird. So unbestimmt die Gränzen dieser Provinz sind, so bestimmt ist auch ihr Name, und eben so fabelhaft scheint die Erzählung der Einwohner, die fast darauf bestehen, Noah sey der Bebauer dieser Gegend, und hier sey der zuverläßigste Ort, woselbst sein Kasten still gestanden habe. Allein uns interessirt sie von einer andern Seite, sie ist nämlich eine der schönsten und fruchtbarsten Provinzen im Reiche. Sie hat vor vielen andern eine gesündere Luft, zwar etwas dick und den Winter lang anhaltend, denn es schneyt oft noch im Monat April, demohngeachtet ist das Erdreich fruchtbar, die Früchte gerathen im Ueberfluß, und vorzüglich gut der Wein, dessen Anpflanzung eben Noah angebracht haben soll. Sieben große Flüsse helfen dieser Fruchtbarkeit auf; alle diese Flüsse, und der nicht weit von der Hauptstadt entfernte See liefern gute Fische, vorzüglich Forellen und Karpfen, die im ganzen Orient berühmt sind. Wäre diese Provinz nicht durch Kriege so sehr entstellt worden, wäre es nicht meist das Schlachtfeld der Feinde und Freunde gewesen, hätte es sich nicht von dem und jenem bald besiegen, bald beherrschen lassen müssen, so würde sie in ungleich wichtigerm Ansehen stehen.

Die Hauptstadt und Festung heißt ebenfalls Eriwan, oder Irwan, eine große, aber an sich sehr Eriwan.

sehr wenig gefallende, viele sagen, häßliche Stadt. Sie liegt auf einer Ebene, die aber rings um mit Bergen eingeschlossen ist. Man kann die Festung leicht für die Stadt selbst halten, sie ist länglicht, hat 4000 Schritt im Umfange, und gegen 500 Häuser, unter denen sich aber sehr wenige auszeichnen. Nahe bey der Stadt fließen zwey Flüsse, der Zengui und Queurtbulak. Die Festung hat drey Mauern aus gebrannten Ziegelsteinen, aber so unregelmäßig und unsicher, daß wenig Kugeln eine große Vernichtung anrichten würden, und so sehr auch die drey Thürme der Festung mit Eisen beschlagen sind, soviel sich die Perser auf diese Festung einbilden, so sehr sie die darin befindlichen 2000 Mann beschützen wollen; so wenig Widerstand würde sie auszuhalten vermögen. Der Pallast des Statthalters ist in der Festung, groß und schön, dabey im Sommer sehr angenehm, auch haben die Armenier Arbeitshäuser und Läden in der Festung, die sie aber des Nachts verlassen müssen. Etwa 5000 Schritt von der Festung gegen Norden ist eine Anhöhe, von der man sie bestreichen kann, und mit doppelten Mauern und Kanonen besetzt. Die eigentliche Stadt aber liegt etwa einen Kanonenschuß weiter davon, dessen Zwischenraum mit Marktplätzen und Häusern angefüllt ist, allein soviel ihrer auch da sind, so ist ihre Bauart so geringe, daß eine kleine Anzahl Menschen, mit wenig Kräften, den ganzen Platz räumen könnten. Die Stadt selbst hat viel Kirchen, und die erste derselben ist die bischöfliche, mit Namen Irku-Yerize, d. i. zwey Gesichter, und nächst dieser Catovike, die erste stammt noch von den beyden letzten Königen in Armenien her, die andern sind neu, klein und tief in der Erde, ohne alles Ansehen. Alle große Plätze werden in Asien Meydan genannt, hier ist ein solcher zu 400

Schritt

Schritt im Durchschnitt, und ringsum mit Bäumen besetzt. Man hält hier Ringen, Wettrennen und allerhand Leibesübungen zu Pferde oder zu Fuße. Auch sind in der Stadt, wie in der Festung, viele Bäder und Karvanserien, unter welchen das schönste das 500 Schritt vom Schloß befindliche ist. Es sind darin drey große und sechszig kleine Wohnungen, nebst vielen Gewölbern und Ställen, auch vor denselben ist ein großer Marktplatz mit vielen Buden, worin man allerhand Mundvorrath verkauft.

Welches Ursprunges und von welchem Alter übrigens auch Erivan seyn mag, so ist doch soviel gewiß, daß ihre Einwohner alten Ursprunges sind, und daß im Jahr 1583 die Türken sich Meister davon machten, die Festung über die Stadt bauten, die hernach die Perser 1655 eroberten, und durch Artillerie verstärkten. Nach dem Tode Schach Abas wurde sie wieder den Türken zum Raube, allein sie wurde bald wieder befreyet, und seit 1635 wurde sie nicht mehr belagert, bis 1724 die Türken abermals Meister wurden, jedoch sie kam bald wieder an ihre alten Beherrscher.

Zwey Meilen von Erivan ist das berühmte Kloster der drey Kirchen, ein bey den Armeniern großes Heiligthum. Sie nennen es die Herabkunft des Eingebornen, und behaupten, dieser Name sey dem Ort beygelegt worden, weil Jesus dem heiligen Georg, als ersten Patriarch erschienen sey. Die Mohämedaner nennen es auch Dreykirchen, weil außer der Klosterkirche noch zwey andere da sind, die aber ohne Kunst und Geschmack erbaut, wohl aber mit einer großen Anzahl Reliquien angefüllt sind, wodurch die Mönche den Aberglauben der Leute befestigen. Auf dem Thurm der einen sind sechs

Glocken, wovon eine sehr schöne und 2000 Pfund schwer ist, in dem Kloster selbst sind Wohnungen für Fremde und für achtzig Mönche. Im Gebiete von Erivan, welches sich auf allen Seiten über 20 Meilen erstreckt, befinden sich 23 Manns- und 5 Frauenskloster, welche aber alle arm und sehr übel gebaut sind.

Zwölf Meilen von Erivan gegen Morgen sieht man den berühmten Berg, da jedermann dafür hält, er sey derselbe, wo sich der Kasten Noah darauf niedergelassen habe. Die Armenier behaupten sogar, er sey noch auf dem Gipfel zu finden, den man wegen der Höhe des Berges nicht ersteigen könnte, allein dieser berühmte Berg hat bey alledem ein sehr schlechtes Ansehen. Man findet auf demselben weder Bäume noch Stauden, auch nirgends, als am Fuß desselben, ein lebendes Geschöpf, und zwar einige Heerden schlechter Schafe, Krähen oder Tieger. Was von dem darauf liegenden Schnee schmilzt, fließt in den Abgrund des Fußes, Sand und Schnee sind die Bestandtheile des Berges.

Maeschivan.. Macschivan ist eine große, aber zerstörte Stadt, etliche Tagereisen von Erivan, in einer sehr unebenen Gegend und über den Fluß Harpajuy, welcher Armenien in zwey Haupttheile theilt. So gut diese Stadt ehedem war, so ist sie jetzt fast nur ein ungeheurer Haufen von Ruinen, die man zwar nach und nach wieder in eine Stadt verwandelt. Das Inwendige derselben ist auch bereits schon ziemlich hergestellt, es sind in derselben ansehnliche Marktplätze mit Läden besetzt, desgleichen fünf Karvanserais, viele Läden, große Tabak- und Kaffeehäuser, und in allen auf 2000 Häuser. Ehe die Araber Herren dieses Landes wurden, soll man auf 40000 Häuser, alle im besten Zustande angetroffen

troffen haben, und wovon die Ruinen sattsam zeigen. Dasselbe Schicksal, was Nacschivan traf, hatten auch noch verschiedene armenische Städte in dieser Gegend. Der große König Abas mußte hier lauter Wüsten schaffen, weil die Türken diesen Weg am meisten wählten, und hier die meisten Lebensmittel antrafen. Daher ist nichts trauriger, als diese Gegend, auf viele Meilenweges nach Alt-Schülva, das jetzt ein Steinhaufen, sonst eine vortreffliche Stadt war. Hier müssen wir eines Flusses gedenken, Araxes genannt, welcher auf demjenigen Berge entspringt, auf welchem der Kasten Noah stillgestanden haben soll. Er ist reisend und groß, wird vergrößert, indem er viele andere aufnimmt, und überschwemmt beym Schmelzen des Schnees die Gegend so sehr, daß alle Brücken und Dämme fruchtlos, und sein Brausen grausam wird.

Ueber diesen Fluß gegen Südosten liegt Marant, von der man sagt, Noah sey hier begraben. Ihre Lage ist vortrefflich, und hat das schönste Thal, das man sehen kann. Sie selbst ist eine schöne Stadt, ohngefähr aus 2500 Häusern nebst vortrefflichen Gärten, die fast eben soviel Raum umfassen. Ihre Lage ist an einem kleinen Berge, am Ende eines Thals, welches eine Meile breit und fünfe lang ist, auch fließt mitten durch dasselbe ein kleiner Fluß, Zelula genannt, der den Einwohnern die wichtigsten Dienste leistet, denn aus ihm leiten sie viele kleine Bäche ab, um ihre Felder zu bewässern. Ueberhaupt ist Marant schöner und volkreicher als Nacschivan, so auch die Fruchtbarkeit größer. Hier wachsen Früchte im Ueberfluß und im besten Geschmack, dazu sammelt man auch, zwar sehr wenig Cochenille, oder wie Perser sagen, Kerms, von dem Worte Kerm, oder Wurme. Marant.

Julfa. Am oben genannten Fluß Araxes lag ehedem auch noch eine andre glorreiche und mächtige Stadt, Namens Julfa, die aber jetzt sehr von ihrer Höhe gesunken ist. Abas kam auf den Argwohn, als ob der Reichthum und die Menge der Einwohner, denen er dazu mehr türkische als persische Gesinnungen zutrauete, bey einem Vorfall, Persien mehr Schaden als Nutzen bringen könnte, und wies daher den reichen Kaufleuten eine andere Stadt zu ihrem Wohnort an, so daß eine gänzliche Vernachläßigung und Einäscherung Julfa jetzt in einen Flecken verwandelt hat.

2) Adirbeizan. Noch einmal müssen wir des Flusses Araxes gedenken, der Armenien und Medien, eben die zweyte Provinz, welche als Königreich ehedem die Herrschaft über ganz Asien behauptete, gegenwärtig aber nur einen Theil einer persischen Provinz ausmacht, und von den Persern Adirbeizan genannt wird, von einander trennet. Sie ist nicht allein eine der größten Provinzen, sondern auch eine der besten im persischen Reiche. Sie gränzt gegen Morgen an das kaspische Meer und an Hyrkanien, gegen Süden an die Provinz der Parther, gegen Westen an den Fluß Araxes und an Oberarmenien, gegen Norden an Dageſtan, in einer Länge von 97 und 55 Meilen in der Breite. Ihr Name soll, wie man behauptet, die Wohnung der alten Feueranbeter anzeigen, und hier soll auch der Ort gewesen seyn, wo der berühmte Feuertempel gestanden, und der oberste Priester desselben seine Wohnung gehabt habe, weswegen sie auch noch bis jetzt zwey Tagereisen von Schamaky, den Ort des immer brennenden Feuers anzeigen, das alles, was sich ihm nähert, verbrenne. Zwischen Gebirgen, die sich immer mehr einander nähern, aber niemals zusammen kom-

kommen, durch wasserreiche Ebenen und schöne, fruchtbare Gegenden, wo lauter gearbeitetes Feld und viele Dörfer anzutreffen sind, führt der Weg von Erivan bis Tauris drey und funfzig persische Meilen, jede zu 5000 Schritt gerechnet.

Tauris hat die Stadt Agur von seiner Höhe herabgesetzt, und sie ist bereits eine große und mächtige Stadt, die unter allen persischen Städten, sowohl an Größe, als auch an Reichthum, Handel und Bevölkerung die zweyte Stelle einnimmt. Sie liegt in einer Ebene am Fuß des Gebirges Sehend, in einer flachen, mit Gärten umpflanzten Landschaft, welche sie zu einem reizenden Aufenthalt machen. Sie hat weder Mauern noch Festungswerke, nur ein kleiner Fluß geht quer durch dieselbe, wird aber oft so gefährlich, daß er nicht selten Häuser an seinen Ufern mit fortreißt. Ein anderer fließt gegen Mitternacht nahe an ihr vorbey; sechs Monate ist sein Wasser gesalzen, wegen der Ströme, die hineinfallen. Wegen der Größe dieser Stadt wird sie in neun Quartiere getheilt, wo gegen 15000 Häuser, und eben soviel Kramläden anzutreffen sind, welche nach persischer Art nie in den Häusern befindlich, sondern das Innere der Stadt ausmachen, und welche Plätze man Marktplätze nennet. Die Gebäude in Tauris sind eben nicht sehr schön, wohl aber die Marktplätze. Hier sind täglich eine erstaunliche Anzahl Menschen und Kaufmannswaaren anzutreffen, an denen sich das Auge nie satt sehen kann, zumal in dem Quartier, wo Edelsteine und andre Kostbarkeiten ausgestellt sind. Man zählt über 300 Karavanserai; und Kaffee-, Tabak-Häuser, Bäder und Moscheen, stimmen mit ihrer Anzahl der Größe der übrigen Gebäude überein. Der letztern zählt man 250, unter denen sich viele an Tauris.

innerer und äußerer Schönheit empfehlen. Auch giebt es drey Hospitäler, wo man Lebensmittel im Ueberfluß austheilt. Am westlichen Ende der Stadt ist auf einem kleinen Berge eine schöne Einsiedeley, oder Wallfahrtsort, die man das Auge des Ali nennt. Wegen der großen Anzahl Fremden, die sich zu allen Zeiten aus allen Gegenden Asiens hier aufhalten, ist es unmöglich, die Anzahl der Einwohner zu bestimmen, wenigstens sind ihrer gewiß mehr als weniger von 550000 Seelen. Hier wird nicht leicht eine Art von Waare zu denken seyn, die nicht da wäre, denn die Stadt selbst ist angefüllt von Fabriken, sowohl an baumwollenen, als seidenen und Goldwaaren. Man kann also leicht als wahr annehmen, daß jährlich über 6000 Ballen Seide allhier verarbeitet werden, da sich ihr Handel durch ganz Persien, Moskau, Türkey, Tatarey, bis nach Indien und dem schwarzen Meer erstreckt. Bey alle der großen Volksmenge sind jedoch wieder gewöhnlich die Lebensmittel im Ueberfluß und wohlfeil. Auch ist die Luft gut und gesund, mehr kalt als heiß, und nirgends Mangel am Wasser. Noch müssen wir eines Platzes in der Stadt gedenken, der jetzt eigentlich nur zum Vergnügungen bestimmt ist, des Paradeplatzes, wo die Türken mehr als einmal 30000 Mann in Schlachtordnung darauf gestellt haben. Meist besucht man Abends diesen Platz, und Gauckler, Ringer, Seiltänzer, Kämpfer, Bärentänze u. dgl. ergötzen den dafür leidenschaftlich eingenommenen Pöbel. In der Gegend um Tauris sind Steingruben von weißem Marmor, ingleichen Bergwerke von Salz und Gold, wovon aber das letzte eingegangen ist. Ingleichen vortreffliche mineralische Wasser, worunter die, eine halbe Meile weit, zu Baringe am meisten besucht werden.

So

So schön dieser Ort immer auch seyn mag, so muß man doch auch wissen, daß er durch die wiederholten Einfälle der Türken unendlich viel gelitten hat, unter welchen wir nur des leztern 1725 gedenken, wo jedoch aber 1736 die Perser wieder Besitz nehmen konnten. Aber noch mehr als dieses hat Tauris durch die häufigen Erdbeben verloren, die sich bald nach seiner Erbauung schon äusserten, (im 165sten Jahre der Hedschra,) und nur zu oft widerkehrten, bis 1722 am 9ten April Tauris fast ganz versank, und mit diesem großen Erdbeben viele seiner Schönheiten verlor.

Die Stadt Ardebil, bey den Alten Arbela, ist auch noch eine große und volkreiche Stadt, zwar ohne Mauern und zwischen Bergen, die sehr hoch und mit beständigem Schnee bedeckt sind. Nur eine Akademie und das Grab des ersten Sophi *), ein großes Heiligthum, machen diesen Ort erheblich. Ardebil.

Eine Menge Ebenen, Berge, angenehme und rauhe Wege wechseln auf dieser ganzen Fläche beständig mit einander ab, kleine Flecken und Dörfer, Flüsse und Buschwerk sind überall zerstreuet, bis man über große Berge in die nächst folgende Landschaft kömmt. Beyde große Provinzen trennt eine Kette von Bergen, welche ein Arm vom Gebirge Taurus ist. Sein ganzer Umfang erstreckt sich von Europa bis nach Sina, es durchläuft Moskau, Cirkassien, Mingrelien, Georgien, das

*) Der Name Sophi wird daher geleitet, weil Ali, Mohämeds Eidam, von welchem die persischen Könige abstammen wollen, sich in Souph, d. i. aus Ziegenhaaren verfertigtem Kamelott gekleidet habe.

Land der Parther, Baktrianer, die Provinz Kandahar und Indien.

3) Erak Agemi.

Gleich beym Annähern an die Provinz fühlt man den Abstand der vorigen ganz lebhaft: hier ist die Luft äußerst trocken, und kaum regnet es im halben Jahre einmal, der Boden ist sandig, und erfordert erstaunliche Mühe. Ihre Gränzen sind gegen Morgen die Provinz Korassan, gegen Mittag die Provinz Fars, gegen Abend Adirbeizan, gegen Mitternacht Guilan und Mazanderan. Bey einer Größe von 200 Meilen in die Länge, und gegen 150 Meilen in die Breite herrscht auch eine sehr große Ungleichheit der Bewässerung, der Luft und des Bodens, und ist seiner Größe nach lange nicht gehörig bevölkert. Ueberhaupt sind hier mehr Berge als Ebenen, und dabey meist nur kahle, nackte Felsen, aufs höchste mit Disteln bewachsen, und wo Wasser genug ist, sind auch die Felder besser und angenehm.

Die natürliche Gestalt des Landes hat auch Veranlassung zu seinem Namen gegeben, einmal heißt es Erak Agemi, zum Unterschied des Erak Arab, und dann auch aus obiger Ursache Balad-el-Gebel, d. h. das Land der Berge. Diese Provinz steht ganz unmittelbar unter dem König, und hat keinen Statthalter, gleich den übrigen Provinzen, auch ihrer geringen Bevölkerung nach doch vierzig Städte, und unter diesen die Hauptstadt Ispahan.

Ispahan.

Ehedem hieß Ispahan, von den hundert Thoren, die sie hatte, Hekatompylus, war und ist noch eine prächtige, große und gegen 1500000 Menschen fassende Stadt, dabey die Residenz der persischen Könige, und liegt in einer Ebene mit hohen

hen Bergen umgeben, an beyden Seiten des Flusses Senderut. Ihre Schönheit hat sie zu der Königin unter den morgenländischen Städten erhoben, wenigstens ist sie doch vielleicht, nächst Nanking in Sina, die größte unter allen. Die Vorstädte mit eingeschlossen, rechnet man ihren Umfang eilf Stunden. Außer dem festen königlichen Schlosse sind die Häuser nur auf zwey Stockwerk gebauet, nicht sonderlich schön, bey jedem aber ein Garten. Die Stadt ist eigentlich nur mit einer schlechten Mauer umgeben, aber das königliche Schloß ist dafür befestiget, welches täglich von 6000 Mann bewacht wird. Bey demselben ist der Maydan, oder der große Handelsplatz und Kaufmannsbörse, welche viereckigt gebaut, 600 Schritt lang und 400 breit, überdies mit Mauern eingefasset ist, an deren inwendigem Theil viele tausend Lampen eingemauert sind. So schön der Platz zu Erivan ist, so kommt er mit diesem an Pracht und Schönheit keinesweges in Vergleichung, außer in soweit, daß ebenfalls hieselbst auch allerhand Spiele und Künste getrieben werden, ingleichen der Ort ist, wo sich eine erstaunliche Anzahl Menschen, des Vergnügens oder der Geschäfte halber versammlet. Am königlichen Marstall steht ein hoher, ganz im sonderbaren Geschmack erbauter Thurm. Er ist von vielen tausend Hirschköpfen aufgeführt, und ihre Hörner sind auf das seltsamste und künstlichste in einander geschlungen. Des Pallastes, oder man möchte fast sagen, des Heiligthums des Königes in dieser Hauptstadt, haben wir schon oben gedacht, hier erinnern wir nur noch, daß er auch zugleich das Serail oder den Haram enthält, welcher mit hohen Mauern umgeben, und die Wohnung der königlichen Frauenzimmer ist, welche von alten, schwarzen Eunuchen bedient wird. In diesem Haram darf niemand treten, er habe denn als Handwerksmann seine Be-

schäftigung darinne, und dann wird er auch überall von den Eunuchen begleitet, wo er gewiß alle Zimmer leer findet. Reitet der König mit seinen Frauen aus, dann ist jede Mannsperson in Lebensgefahr, die den Eunuchen zu Gesichte kömmt. Die Gemahlinnen und Prinzessinnen heißen Begumen, und die vornehmsten Frauen des Serails Khanumen. Vorzüglich müssen wir bey dieser großen Stadt bemerken, daß alles, was wir über den Karakter und Sitten der Nation gesagt haben, hier wie überall in großen Städten, Ausname leidet, und daß die Laster hier viel mehr Gelegenheit und Verehrer findet, als in kleinern Städten oder Flecken, welche mehrentheils erst angesteckt von der großen Stadt, jene Fehler nachäffen. Vergnügungen aller Art haben hie ihren Wohnsitz, und leider müssen wir noch hinzusetzen, die Wollust ihren Thron; tausende reißt der Strom von Prachtliebe, Verschwendung und Lustbarkeit hin, tausende finden aber auch wieder bloß in der übermäßigen Ausschweifung und Entkräftung ihres Körpers, bey der erstaunlichen Anzahl schlechter Frauenspersonen, ihr Grab. Nur die Frauenspersonen, deren Ruf der schlechteste ist, sind in Persien eigentlich die Tänzerinnen, so wie überhaupt Musik und Tanz, Ringen, Kämpfen, Singen u. dgl. Lieblingsvergnügungen der Nation, und bey jeder großen Feyerlichkeit in Menge zu sehen sind, so sind sie doch auch überall im schlechtesten Ansehen, und meist mit allem Grunde im schlechtesten Ruf, weil sie ihre Kunst, nicht bloß um Geld zu erwerben, treiben, sondern ein Mittel seyn lassen, die erhitzte Leidenschaften der Perser, in aller Fülle zu befriedigen und zu reizen. So machen z. B. die Tänzerinnen verschiedene Gesellschaften aus, ihre Vorsteherin ist meist eine ältere ihres Geschlechtes. Wenn der Hof reiset, ha-

ben

ben sie ihr eigenes Gepäck und Zelte, ihr Gehalt besteht in Stoffen und andern Vorrath, nebst 1800 Livres, ohne was sie sich durch andre Gefälligkeiten zu erwerben wissen, welches bey den verschwenderischen Personen nicht schwer hält. In so schlechtem Rufe aber auch eine Weibsperson stehet, deren Aufführung ein allgemeiner Uebelstand ist, so ist zu Ispahan demohngeachtet ihre Zahl entsetzlich groß. Man schätzt ihrer auf 14000, und muß sie entweder aus physischen Ursachen leiden, oder der Gewinn, den man jährlich von ihnen einziehet, giebt dieser Lebensart einen Freybrief, denn diese Geschöpfe sollen jährlich nicht mehr als 200000 Thaler an Abgaben entrichten, und wie tief müssen diese Geschöpfe gesunken seyn, daß sie eine Ehre darin finden, Brandmahle am Arme von dem zu tragen, dem sie sich eine Zeitlang zum Eigenthum überließen, und nach der Zahl derselben ihre Liebesgegenstände und ihre Unehre zählen können.

Das Betragen der bessern Einwohner hat zwar auch das volle Gepräge erkünstelter Sitten, aber es ist doch weniger schimpflich und vieles davon Nationalsitte. Sie statten einander z. B. häufige Besuche ab; die Hofleute gehen des Morgens und Abends zu den Ministern, und begleiten sie nach Hofe. Hier werden allerhand Gebräuche im grüßen, stehen oder sitzen aufs strengste beobachtet; ihre Reden sind Ceremonien voll, ihre Komplimente, Bittschriften, Titel u. dergl. sind weitläuftig, und überall zeigen sie sich zwar an Artigkeit, Gefälligkeit und Herablassung als Leute, die jedem modelirten Europäer an die Seite gesetzt werden können; aber auch auf der andern Seite als solche, denen ächter Lebensgenuß ein Wort ohne Bedeutung ist. Eine große Anzahl Personen findet man in Ispahan, welche die Arzney-

kunst treiben, ohne etwas davon zu verstehen. Man darf nur einige Bücher in dieser Wissenschaft gelesen haben, die Kunstsprache etwas verstehen, und eine Bude mit Kräutern und Arzneyen besitzen, um für einen Arzt gehalten zu werden. Wir würden zu weit abkommen, wenn wir mehr über diese Stadt sagten, und wir verlassen sie mit der kurzen Nachricht, daß sie zwar im J. 1725 den Türken zu Theil wurde, aber bald wieder in der Perser Hände kam.

Zerigan. Zerigan hat eine angenehme Lage, ist mittelmäßig groß, von etwa 1000 Häusern, und in dieser schmalen Ebene kommen die Berge, so sie einschließen, kaum eine halbe Meile weit von einander. Nur das gute, fruchtbare Erdreich, die angenehme Luft und schönen Gärten machen im Sommer diesen Ort angenehm, das Innere der Stadt selbst aber ist äußerst traurig, denn alles, was man findet, sind Ruinen.

Von hier führt der Weg in einer vortrefflichen Gegend, bey unzählig vielen Dörfern und Quellen, Karavanseraien und Stuttereyen, zu der in der Ferne viel versprechenden Stadt,

Sultanie. Sultanie am Fuß eines Berges, war ehedem wohl etliche mal so groß, jetzt von 3000 Häusern, die aber sehr wenig Empfehlendes haben, so wie die ganze Stadt der Erwartung nicht entspricht, die man sich von ihr in der Entfernung machet. Vielleicht ist sie auch, wie die Perser sagen, die größte Hauptstadt des Königreiches gewesen, da nirgend dergleichen große Ruinen von Kirchen, Moscheen und Thürmen anzutreffen sind, als hier. Das Schönste allhier ist, die ausnehmend wohlfeilen Lebensmittel, und die reine Luft, die demohngeach-

tet

tet so abwechselt, daß man sich Abends erkälten kann, wenn man gleich am Tage für Hitze bald verbrennen müssen. Ihre Erbauung ist sehr im Streite, wenigstens giebt ihr Name Sultanie, d. i. königliche Stadt, den stärksten Beweis, sie habe vielleicht irgend einem Könige ihr Daseyn zu verdanken.

Die Vormünder des Königes Ismael Sofi, haben im dreyzehnten Jahrhundert schon hier ihre Residenz gehabt. Abas der Große verlegte zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts die Residenz von hier nach Ispahan, nachdem sein Vater Kodabende daselbst gestorben, und in der großen, hier befindlichen Moschee begraben war.

Fast auf jeder Meile kömmt man von hier auf ein Dorf, oder sieht in der Ferne, im angenehmsten Ueberraschen, andere liegen. Von diesen auf kleine Städte, als z. B. Ebher, eine Stadt von 2500 Häusern, und wenn man die Gärten mitrechnet, eine halbe Stunde in der Länge. Ein kleiner, nach ihr benamter Fluß, geht mitten durch sie hin, und sowohl ist die Lage der Stadt reizend, als die Luft gesund und der Erdboden fruchtbar durch fleißiger Arbeiter Bemühen. Die Herbergen, Buden und die drey großen Moscheen geben ihr ein gutes Ansehen. Mitten in ihr sieht man Ruinen eines Schlosses, daß aus Erde gebauet war, und vom ihren Alterthum, so wie von ihren Schicksalen spricht, ob es gleich nicht ganz ausgemacht ist, daß Alexander der Große diesen Ort erbauet habe. Ebher.

Durch eben so vortreffliche Wege wird man nach Casbin in eine schöne Ebene, drey Meilen vom Berge Aluvent, geleitet; ein Berg, der wegen seiner Höhe in ganz Persien berühmt, und ein Casbin.

Arm

Arm von dem Gebirge Tauris ist. Ehedem hatte Casbin Mauern, wovon jetzt noch ihre Ueberreste zeigen, gegenwärtig aber ist sie offen, hat etliche Meilen im Umfange, 1100 Häuser und etwa 10000 Einwohner, die aber alle in Dürftigkeit leben. Die Handlung, die hier ehemals so blühend war, ist jetzt sehr gefallen, jedoch sind in der Stadt noch viele Dinge, die ihr wenigstens einiges Ansehen geben. So hat z. B. Schach Nadir einen neuen Pallast erbauen lassen, der in dem vortrefflichsten, morgenländischen Geschmack ist; sie hat verschiedene Plätze und Herbergen, war ehedem im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert die Residenz der Könige, und seitdem hat sie an ihren Vortheilen so verloren, als ihr durch Ueberfälle von Türken und Tatarn an Schönheit abgegangen ist.

Sava. In einer sandigten und unfruchtbaren Ebene, in dem Gesicht vom Berge Aluvent, liegt die Stadt Sava; sie ist mittelmäßig groß und mit Mauern befestigt, aber desto weniger bevölkert, und bey einem Umfange von zwey Meilen, nur in der Mitte bewohnt. Daß sie schön gewesen sey, beweisen ihre Ruinen, dazu ist der Erdboden unfruchtbar, die Luft heiß und ungesund. Gegen Sava über auf der Ostseite, etwa vier Meilen davon, ist ein Wallfahrtsort zum Grabe Samuel, über welches eine prächtige Moschee erbaut ist; und neun Meilen davon sieht man noch hie und da Ueberreste der ehemals so berühmten Stadt Rey, welche für die größte in Asien gehalten wird, so daß Babylon noch kleiner als sie gewesen seyn soll.

Kom. Durch ein schönes, ebenes Land führt der Weg über verschiedene Kanäle, und bey Karavanseraien vorbey nach der Stadt Kom. Sobald man sich ihr nähert, sind die ersten Gegenstände auf allen

Seiten

Seiten die Gräber und Moscheen, worinnen die Enkel und Nachkommen des Ali begraben liegen: ihre Anzahl ist im Königreiche unglaublich groß, denn selbst um Kom sind ihrer auf 444. Die Stadt selbst ist groß, liegt in einer großen Ebene, an einem Fluß und eine halbe Meile von einem hohen Berge. Sie macht ein länglichtes Viereck, hat einen Graben, eine mit halbverfallenen Thürmen versehene Mauer, auf der einen Seite Gärten, auf der andern Wasser und gegen 15000 Häuser. Unter der Menge von schönen Gärten zeichnet sich derjenige besonders aus, worin das Grabmal des Russan-Khan, eines Fürsten aus der Familie der letztern Könige von Georgien befindlich ist. Dieser Garten ist auch zugleich der gewöhnliche Vergnügungsort der Einwohner von Kom. Längst dem Fluß sind zwey schöne Dämme, eine vortreffliche Brücke in der Stadt, wohlgezierte Marktplätze, Karavanseraien, Moscheen und Alleen. Der jetzige Handel von Kom ist nicht mehr sehr groß, demohngeachtet verführt man von hier frische und trockene Früchte, besonders Granatäpfel, ingleichen viel Seife, Degenklingen und viel Töpferarbeit. Was Kom stets im Ansehen erhält, ist die im ganzen Orient berühmte Moschee, wo die zwey Könige von Persien, Sefi der Erste und Abas der Zweyte begraben liegen. Der Anblick des Gebäudes im Aeussern und Innern spricht sogleich, daß sein Erbauen Millionen gekostet haben müsse. Lampen von gediegenem Gold, Silber, Edelsteine, Gallerien von der schönsten Arbeit, prächtige Portale und Innschriften aus dem Koran, nebst einer Menge der herrlichsten Decken, geben ein reizendes Ansehen. Bey diesen beyden Gräbern ist auch noch ein drittes von gleicher Pracht und Herrlichkeit, der Fathme, einer Tochter des Musa-Kasem, einer der zwölf Kalifen, welche

die

die Perser für die wahren Nachfolger des Mohämeds halten. Diese Orte werden für heilig und von den Unwissenden für wunderthätig gehalten. Die Wallfahrten hieher sind groß, eben so die Einkünfte dieser Kapellen, und steigen bis zu 144,000 französischen Pfunden, die man zwar wieder nützlich anwendet, und wovon viele tausend Arme Unterhalt bekommen. Drey der Großen des Reichs haben, ein jeder über eine Kapelle die Aufsicht, und führen die Namen Grabwächter. Kom würde in aller Hinsicht ein guter Ort seyn, wenn hier nicht die Hitze unerträglich wäre. Dabey richtet der Fluß, der im Sommer nur ein kleiner Bach ist, und mit dem geschmolzenen Schnee wächst, so große Verwüstungen an, daß z. B. 1634 durch eine Ueberschwemmung beynahe 1000 Häuser ruinirt, und dieses Unglück 1670 wiederholt wurde.

Der Sage nach ist die Stadt sehr alt, und ehedem noch viel größer gewesen, ob es auch nicht erwiesen ist, daß zur Zeit Mohämeds hier sieben Dörfer gestanden, die im 83sten Jahre der Hedschra, vom Abdallah Saydan, mit einer Mauer umgeben und zu einer Stadt erhoben worden sind.

Kassan. In einer großen Ebene, nahe an einem hohen Berge, liegt die Stadt Kassan, sie ist eine franz. Meile lang, und eine halbe breit, in der Ferne gleicht sie einem halben Mond, und hat viele unterirdische Kanäle, tiefe Quellen und Cisternen. Es umgiebt sie eine doppelte Mauer, in derselben 5 Thore, und auf ihr große Thürme, die aber alle wenig beytragen, die Stadt zu verschönern, und ungleich schöner sind ihre Vorstädte. Man zählt in allem 1500 Häuser, 40 Moscheen, drey Kollegia und mehr als 200 Grabmäler von den Nachkommen des Ali. Schöne Gebäude findet man in Kassan nicht,

nicht, wohl aber schöne Bäder und Karavanseraien, unter welchen letztern sich die vor der Stadt, die königliche genannt, im ganzen Orient als die schönste empfiehlt, und über deren Eingang die absichtsvollen Worte stehen; „die Welt ist eine Karavanserai, und wir eine Karavane; macht aus einer Karavanserai keine beständige Wohnung;“ schicklicher deucht uns, und klüger könnte wohl keine Innschrift angebracht seyn, und die in allem Betracht ihren Stifter, Abas des Großen, würdiger wäre Nahe dabey ist der königliche Pallast, und der für die Abgesandten, beyde sehr prächtig, voll schöner Gärten und auch vom Abas erbaut. Das Angenehme von Kassan ist ihre Lage, der Reichthum und Wohlstand ihre Manufakturen, wo alle Arten von Seidenzeugen, goldene und silberne Brokaden, Atlas, Sammet, Taffent u. dgl. verfertiget werden; ja in einem einzigen Gebiete dieser Stadt sind über 1000 Häuser von Seidenwebern bewohnt (er heißt Aran, liegt eine Meile von der Stadt, und besteht aus 2000 Häusern und 600 Gärten). Das Uebel der Stadt hingegen ist auch, ihre unerträglich heiße Luft, und die große Menge der Skorpionen, nebst einer Art großen Spinnen, deren Stich empfindlich und schädlich ist.

Die persischen Schriftsteller behaupten, daß die Stadt der Zebd-el-caton, der Gemahlin des Kalifen von Bagdad, Harun Raschid, ihren Ursprung zu verdanken habe, sie habe dieselbe nach dem Namen ihres Großvaters, Kassan genannt, der ein Enkel des Ali war, und wenigstens hat sie das Glück gehabt, seltener ruinirt zu werden.

Die Städte Isharum, Yesdekast und Yesd, sind zwar nicht groß, aber noch gute Städte in dieser Provinz. Bey der erstern wachsen ungemein

Isharum, Yesdekast u. Yesd.

mein viel Datteln, die den Einwohnern die Stelle des Brods vertreten; die andre ist im Gegentheil ihres schönen Brodes wegen berühmt; und die dritte wegen ihrer schönen Frauenzimmer und Tapeten, daher die Perser im Sprichwort sagen: um fröhlich zu seyn, muß man Brod aus Yesdekast, Wein aus Schiras und Frauen aus Yesd haben.

4) Guilan. Die folgende Provinz Guilan, auch Kilan genannt, wird gewöhnlichermaßen zu Dilem gerechnet: da beyde eigentlich auch nur eine ausmachen, so gränzen sie der Länge nach an das kaspische Meer. Man theilt sie in das ebene Land und in die gebirgigten Gegenden; die erste ist eine schmale und lange Ebene, welche nordwärts der Gebirge von Dilem, bis an das Meer reicht, und sich längst seinem Ufer erstreckt, auch ohngefähr eine Tagereise in der Breite beträgt. An manchen Orten fließt das Meer ueben den Bergen, und läßt nur soviel Platz, als die Landstraße auf ebenem Lande breit ist. In andern Gegenden erweitert sich diese Ebene, und ihre größte Breite beträgt zwey Tagereisen. Sie enthält ferner zwölf Städte, nicht von vorzüglicher Schönheit, jedoch mittelmäßig, und ihre Einwohner karakterisiren sich für den übrigen besonders dadurch, daß ihre Sprache sehr unrein, und ihre Leibesbeschaffenheit sehr schwächlich ist, wiewohl der hiesige Boden vortrefflichen Wein, Manna, Wachs, Honig, Feigen, Oel, Reis, Tabak, Granaten, Citronen und viel Seide hervorbringt. Ehedem hieß diese Landschaft Hyrkanien, ward auch in neuern Zeiten von den Russen erobert, 1732 aber wieder Persiens Antheil.

Lhadjan. Lhadjan ist die Hauptstadt dieser Provinz, und liegt in einer Ebene an dem Fuß der Gebirge Dilem, eine große Stadt, zwey Tagereisen vom Meer,

Meer, voll Gärten, Weinberge und fließenden Wassers. Die hier gezogene Seide ist allgemein berühmt, und übertrifft selbst die für schön geachtete in einer andern hier gelegenen, kleinern Stadt Salous in Dilem.

Eine große Stadt, unweit dem kaspischen Meer, ist Ferhabad; ingleichen Rescht, deren Häuser von Ziegelsteinen erbaut, und welche mit Pomeranzenbäumen eingefasset sind. Diese letztere ist besonders wegen der Friedensschlüsse, die zwischen den Persern und Russen in den Jahren 1729 und 1732 hieselbst abgehandelt worden sind, bekannt. Eben so ist Astrabad eine offene, aber ansehnliche Stadt am Meer, und Eskref, eine weitläuftige Stadt, die ein königliches Lust- und Jagdschloß, nebst einem wohlangelegten Garten, und viele minder schöne hat. Auch Sara ist noch eine ansehnliche Stadt, mit einem königlichen Schlosse, und steht in dem Rufe, daß in der hiesigen Gegend die besten Früchte in Persien wachsen. Ferhabad. Rescht. Astrabad. Eskref. Sara.

Die Provinz Schirvan, heutzutage auch Kharez genannt, erstreckt sich von dem Strom Gur bis Derbend, einer Handelsstadt. Sie liegt dicht an der See, an dem Fuß eines Gebirges, und hat an dem erhabensten Ort eine Festung. Die Mauern und alle Häuser der Stadt sind von Felssteinen erbauet, und sollen, wie man sagt, von Alexander dem Großen errichtet worden seyn. Ihre Einwohner rechnet man 16 bis 20000, die sich theils von Handwerken, theils mit Ackerbau und Viehzucht ernähren. Da aber die Landung hier sehr schwer ist, so ist der Handel von keiner Wichtigkeit, und Derbend setzt fast nichts, als viel Safran ab, der hier in großer Menge gebaut wird. Auch hat sie ihren eignen Khan, dessen Residenz in Kuba ist, einem kleinen 5) Schirvan. Derbend. Kuba.

Ort, eine Tagereise von einem wilden, unzugänglichen Gebirge, welches das Schatgebirge genennet wird.

Baku. In einer elenden, dürren Gegend, in deren Nachbarschaft der so berühmte Naphtaquell ist, liegt Baku. Die Stadt ist ein Viereck, alt und etlichermaßen befestiget. Ihre Außenseite ist schön, das Inwendige aber sieht nicht zum besten, denn die Straßen sind enge, meist ungepflastert, die Häuser meist von einem Stockwerk und sehr schlecht gebauet. Die Einwohner sind Perser und Tatarn. Der Khan ist dem zu Kuba unterworfen, so wie Schamachie. der zu Schamachie, einer Stadt, die in den neuern persischen Kriegen sehr verwüstet wurde, und die Hauptstadt der ganzen Provinz Schirvan war, die vor Alters Medien genannt wurde. Man baut hier viel Seide, so wie überhaupt, die leider nur verwilderte Gegend äußerst fruchtbar ist.

6) Mazanderan und 7) Esterabat. Mazandetan, welches man auch Taberistan nennt, gränzt gegen Osten an Schirvan, südwärts an Khorasan, gegen Westen an Gilan, und nordwärts an das kaspische Meer. Eigentlich nennt man das ebene und unbewohnte Land Mazenderan, das bergigte aber Taberistan. Reis, Fische und Knoblauch, der Einwohner liebste Speisen, sind Hauptprodukte und eine geschwinde Sprache, starkes Haar, zusammengewachsene Augenbraunen sind der Einwohner Kennzeichen.

Djurdjan. Djurdjan ist die Hauptstadt darin. Die andere Provinz Esterabat, ehedem Margiana, am Flusse Margus, gränzt im Westen an Parthien, im Süden an Aria, im Osten an Baktrien, ist auf der einen Seite mit Wüsten umgeben, und ihr größter Vorzug Weintrauben, deren Größe bis zu zwey Ellen reichet.

Am

Am kaspischen Meer, wo der Fluß Oxus hineinfällt, liegt die Provinz Chorasan, bey den Alten Baktriana. Seine Gränzen sind gegen Osten Sagistan und ein Theil von Indien, nordwärts Türkistan, gegen Westen die Wüsteneyen, welche sich bey Irak-Adgem und Taberistan endigen, südwärts aber diejenigen, die sich auf der Seite von Fars und Kirman erstrecken. Vortreffliches Korn, Seide und Türkisse wird hier gefunden, und durchgängig zeichnen sich die Einwohner, als gesunde, starke und kluge Leute aus. Häufige Einfälle haben dem Lande die gehörige Bevölkerung geraubt, so daß Nadir-Schah, aus andern Provinzen, Männer und Weiber herzog, die dem Mangel abhelfen sollten, der aber immer noch nicht ganz gehoben ist. Die Hauptstadt ist Herat, groß, alt, liegt in einer Ebene und ist mit Gärten und Weinbergen umgeben; desgleichen auch mit Strömen, welche zwey Stunden von hier, aus einem kahlen Gebirge entspringen, worauf ein Feuertempel steht, und Steinbrüche von schwarzen Schiefersteinen sich befinden. Sie hat Mauern, mit Wasser angefüllte Gräben und fünf Thore, wovon das eine aus Eisen ist; ingleichen sieht im mitternächtlichen Theil ein Kastell, welches für ziemlich fest gelten kann. Chorasan. Herat.

Die Städte Meseb, Merva und Nisabur, sind weniger erheblich, als daß die erste der Wallfahrtsort zu den Gräbern vieler Heiligen ist und 200 Thürme hat, die andere eine ziemlich große Stadt genannt wird, und in der dritten gute Säbel geschmiedet werden, und große Stutereyen angelegt sind. Eine große Anzahl kleiner Flecken und Dörfer sind übrigens noch in Korasan befindlich, die aber zu ermüdend seyn würden. Meseb, Merva und Nisabur.

9) Sablustan. 10) Sagistan. und 11) Kandahar.

Die drey gegen Morgen liegende Provinzen Sablustan, Sagistan und Kandahar, sind an und für sich keine erhebliche Ländereyen, Berge und Wüsteneyen in den beyden ersten und häufiges Blutvergiessen in der letztern, haben dieser Gegend ein sehr trauriges Ansehen gegeben. In der erstern ist Bost die Hauptstadt und eine Gränzfestung. In der zweyten ist Sagistan die beste Stadt im Lande, nächst dieser Terbesmisma, wegen der guten Stutereyen, und endlich Hobin, wo viele Fabriken sind. In Kandahar liegt die Hauptstadt gleiches Namens: sie treibt guten Handel und ist eine vortreffliche Bergfestung mit zwey Kastellen. Karabat und Duki sind auch ansehnliche Städte.

Bost.

Terbesmisma.

Kandahar.

Karabat und Duki.

12) Makran.

Gegen Süden, am persischen Meere liegt die große, aber wenig bewohnte Provinz Makran, ehedem Gedrosia genannt, deren Einwohner alle Aehnlichkeit mit den Kiurden haben. Ihre Sprache ist persisch, sie tragen baumwollene Kleider, nebst Turbans, und legen sich auf die Handlung. Diese Landschaft bewässern verschiedene große Ströme, als z. B. der Nehenk, der dem Nil nichts nachgiebt, der Kiourkienk etwas kleiner, der Makichid und andere. So brennend heiß, als Indiens Landschaften, ist diese, an ihren Gränzen wohl nicht, allein doch heißer, als beynahe nirgends in Persien, daher der Mangel an Menschen und Früchten; doch hat man sehr gutes Gewürze, als Narden und Mirrhen, welche die Luft wohlriechend und gesund machen. Groß ist übrigens die Anzahl der Städte und Kastelle nicht, aber doch sind ihrer von einiger Erheblichkeit, als

Guie.

Hurmuz.

Guie, die Hauptstadt in Makran, ist groß und liegt zwischen Gebirgen. Eine andere, Hurmuz,

muz, ist befestiget, und größer als Haleb; allein Wüsteneyen und hohe Gebirge schließen sie von dem Umgange mit ihren Nachbarn aus. Eine andre, Tiz, hat einen Hafen und ist, wenn auch nicht groß, doch zur Handlung bequem. Tiz.

Eine der größten Provinzen Persiens, ist das alte Karamanien, jetzt Kirman. Sie gränzt gegen Westen an die Landschaft Fars und Lar, südwärts an Zurmus, gegen Osten an Makran und nordwärts an Sistan, ihre Länge kömmt mit der Breite überein, und beträgt ohngefähr 180 Meilen, oder von der Insel Katäa an, bis zur Mündung des persischen Busens, beym Vorgebirge Karpella. Die Städte liegen äußerst weit von einander und die Hitze ist unerträglich groß; allein man würde weit weniger suchen, als man hier findet. Sie hat an vielen Dingen Ueberfluß, z. B. Bäume, nur keine Oelbäume, Datteln, Feigen, Felder und Viehweiden; viele Flüsse, wovon einer Goldsand führt; Silber- Erz- und Mennigsadern; einen Berg von Arsenik und einen von Salz, nebst vortrefflichem Wein. In Absicht der Sitten und Sprache hat es alles mit den übrigen Provinzen gemein, allein nur das südliche Karamanien; das nördliche hingegen ist wüste, sandig und unfruchtbar, die Luft heiß und ungesund und in der Mitte ganz menschenleer. 13) Kirman.

Unter die ehedem merkwürdigen Städte gehört Gamron, eine ehedem vortreffliche Handelsstadt, nebst einem guten Hafen und zwey festen Schlössern am persischen Meerbusen. Engländer, Holländer und Franzosen hatten hier große Niederlagen und der Vorrath von Datteln ist ungemein groß. Eine andere ist Kerman, woselbst schöne Wolle zubereitet und auch eine Art Gefäße gemacht wird, die dem Porzellan gleich kömmt. Ehedem Gamron. Kerman.

Ormus. war Ormus eine ansehnliche Handelsstadt, ehe sie die Tatarn verwüsteten, alles ihr Ansehen ist gefallen und der Boden ist salzig, so daß den Einwohnern die Lebensmittel meist von andern Orten zugeführt werden müssen. Doch befindet sich in dieser Provinz noch ein sehr fruchtbares Gebirge, Kasas genannt, welches gegen Süden das Meer hat, ostwärts eine Wüste, gegen Norden ein anderes Gebirge, gegen Westen die Völker Bouloudges am Fuß des Gebirges Kasas, bis an die Gränze Hurmuz. Diese Völker haben in diesen Ebenen Felder und mit Datteln bepflanzte Plätze, die sie aber nie eher sammlen, als bis sie vom Winde herabgeworfen werden. Gutthätigkeit und Leutseligkeit sind Hauptvorrechte dieser entfernten Bewohner, hingegen begeben sich die Kiurden, welche von verschiedenen Oberhäuptern regiert werden, auf die Landstraßen und verüben ihre Räuberey, bis an die Gränzen der Provinz Fars und Stistan. Gold- Silber- Kupfer und Eisenminen, sind die innern Schätze dieses Gebirges.

14) Laristan und 15) Zaristan. Wir setzen hier Laristan und Zaristan zusammen, weil die erste weniger erheblich als die andere ist, und der obigen Gränzen sich in der letztern verlieren. Zaristan oder ehedem das Land Pars, ist dem Vorgeben der Morgenländer zufolge, von Fars, des Nasour Sohn, und Sems Enkel, also genennt worden. Sie gränzt gegen Westen an einen Theil des persischen Meerbusens, südwärts an einen andern Theil dieses Meerbusens, gegen Morgen an Kirman und Sagistan und gegen Mitternacht an das Land Dgebel, oder die Gebirge und Wüsteneyen, wodurch sie von Khorasan abgesondert wird. Ihre Lage ist beynahe viereckigt und enthält eine Menge Städte, Flecken

und

und Dörfer, dabey ist die Seeküste stürmisch und unfruchtbar, außer an Palmbäumen: der mittlere Theil aber ist eben, sehr fruchtbar, voller Flüsse und Seen mit vortrefflicher Viehzucht versehen; da hingegen der nördliche Strich gebirgig und kalt ist, deren meister Vorrath Kamele und deren Einwohner von gemischten Sitten sind. Die Hauptstadt ist

Schiraz, eine der besten Städte in Persien, hat siebzehn Quartiere, neun Thore, ist berühmt, schön, fünf Meilen im Umkreise, liegt in einer weinreichen Gegend und jedes Haus in der Stadt hat seinen Garten und sein laufendes Wasser. Allein sie hat auch ihre Unvollkommenheiten, die Straßen sind eng und unsauber, das Wasser nicht gut, die Lebensmittel theuer und auf diese Weise fehlt ihr noch viel, ehe sie für eine schöne Stadt gehalten werden kann. In Rücksicht der Spaziergänge um sie, der vortrefflichen Weinberge und andrer Aussichten, hat sie eine angenehme Lage. Es ist hier ferner eine Universität für die persische Jugend; das Glas, so man hier verfertiget ist berühmt und die Einwohner sind gefällige Leute, von schwarzbrauner Farbe und magern Gestalten; auch sieht man noch zwey Meilen von ihr die Ueberreste, der ehedem großen und blühenden Stadt Persepolis. Schiraz.

Die Stadt Kiaziran liegt zwey Tagereisen vom Meer, die Luft ist hier gesund und das Wasser gut, welches durch unterirdische Kanäle dahin geführt wird, die den umliegenden Feldern Fruchtbarkeit verschaffen. Auch sie hat manche Verwüstung erfahren, die ihr Ansehn herabgesetzt haben, dennoch findet man darinnen Häuser, welche Pallästen gleichen, denn die hiesige Handlung mit Baum- Kiaziran.

wolle, Seidenzeugen und Leinewanden, ist allerdings erheblich und der Boden überaus fruchtbar an Citronen, Pomeranzen und Datteln.

Bander-Kongo. Bander-Kongo ist eine Stadt und berühmter Hafen am persischen Meerbusen, woselbst ein wichtiger Handel mit Perlen getrieben wird.

Lar. Lar ist eine Stadt ohne Mauern, die von einem Citadell, welches auf einem steilen Felsen liegt, beschützt wird, und zu dem Thor desselben, nur ein einziger, in Fels gehauener Weg führt. Es ist zugleich auch die Verwahrung der Staatsgefangenen, und die Einwohner sind meist Juden, nebst vielen Seidenwebern.

16) Susistan. Die letzte Provinz ist Susistan am persischen Meerbusen gelegen, zwar klein, aber doch fruchtbar und das eigentliche Vaterland der persischen Pferde und Kamele. Große Städte findet man nicht, aber doch ist unter andern Sus die Hauptstadt, in einer fruchtbaren Ebene deren Einwohner im Rufe des Reichthums stehen. Eine andere ist Achwaz, nicht so groß als jene, aber doch auch ein ansehnlicher Ort.

Sus.

Achwaz.

Persische Besitzungen an der Küste. Da wir bisher eine soviel als möglich genaue Beschreibung der einzelnen Provinzen geliefert haben, so müssen wir nun auch noch etwas über die persischen Besitzungen an der Küste hinzusetzen, um nichts zu versäumen, wodurch wir uns unsern Lesern verbindlich machen können ehe wir zur Geschichte schreiten. Man irrt, wenn man einen Theil Arabiens unter persische Botmäßigkeit rechnet, vielmehr ist es umgekehrt und deshalb haben wir es sorgfältig bis hierher verspart, um die Ordnung desto fester zu stellen, und die persischen Besitzun-

Besitzungen von den Arabern wohl zu unterscheiden. Alle Küsten dieses Reichs, vom Ausfluß des Euphrats bis an den Ausfluß des Indus, sind von unabhängigen Arabern bewohnt und ihre Sitten, wie ihre Sprache, sind dabey nicht im geringsten verändert worden, ja ihre Sagen bezeigen, daß sie seit Jahrhunderten, Herren dieser Orte sind. Sie haben einerley Lebensart, nähren sich vom Fischfang, Schifffahrt und Perlenfischerey. Ihre Nahrung besteht in Datteln und Fischen, womit sie auch das wenige Vieh, so sie haben, ernähren müssen. Sie lieben dabey ihre Freyheit so sehr, als ihre Brüder in der Wüste, und beynahe jede Stadt hat ihren unabhängigen Schech, dem sie nichts abgeben, aber absetzen, sobald es ihnen gefällt, und der sich bloß durch sein Erbgut oder durch seinen Fleiß ernähren muß. Ihre Waffen sind eine Muskete mit Lunte, Säbel und Schild, oder im Nothfall machen sie kleine Fahrzeuge zu Kriegsschiffen, allein ein Volk, das sich auf dieser Fahrt, nur durch Fischerey ernähren muß, läßt seine Stärke leicht errathen. Ihre Wohnungen sind armselig und kaum werth, zerstört zu werden; kömmt ein Feind, so fliehen sie auf die Schiffe, oder auf eine Insel des Meerbusens, und warten bloß, wenn der Feind abziehen wird. In der Religion sind sie Sunniten und hassen die Perser, welche sich zur Sekte der Schijten bekennen, und ihre Lebensart, wie ihre gegenwärtige Regierung, erzeigt sehr oft die merkwürdigsten Begebenheiten, die aber ohne Geschichtschreiber, für die Nachwelt verloren gehen.

Wiewohl nun der König von Persien diese Seeküsten nicht zu seinem Reiche zählen kann, so besitzt er doch einige Plätze auf denselben, und seitdem das Reich gar in zwey Theile getheilt ist, haben

sich die persischen Statthalter derselben bemächtiget und beherrschen sie unumschränkt. So liegt z. B. südwärts von Laristan, die beträchtliche Stadt Mi-
Minau. nau im persischen Gebiete, die Einwohner sind Ackerleute und Schiften. Zwischen Minau und dem Vorgebirge Jaske wohnt ein starker Stamm Araber, Belludsje genannt; sein Handel und Schifffahrt ist groß mit Basra, sie sind Sunniten und haben sich während der letztern Unruhe in Persien mit den Avghanen verbunden. Ihr Land ist weder groß, noch sind sie selbst kriegerisch. Der ganze Strich Landes, von Bender Abbas nach Norden bis Debam, gleicht dem Tehama in Jemen, ist flach, sandigt, dürre und unfruchtbar, hat wenige Städte und Plätze und führt den Namen
Chamir. Kermesir oder das heiße Land. Ferner Chamir, ein kleiner District, der nordwärts von Bender Abbas liegt, enthält eine Bergfestung, wo der Schech seine Wohnung und beträchtliche Schwefelmienen hat.

Die ganze Küste von Bender-Abbas bis nach dem Vorgebirge Berdistan, besitzt der zahlreiche Stamm Haleb, und ob der Seehäfen schon wenige sind, so nähren sie sich doch einzig von der Schifffahrt. Auch ist diese Küste nicht ganz unfruchtbar, sie hat Holz, Wasser u. dgl. allein der Anbau ist den Einwohnern zu lästig. Jedoch übertreffen sie alle andere an Muth und Menge, und könnten sich mit mehr Einigkeit, leicht Herren des ganzen Meerbusens und der Küsten machen. Fast jede Stadt hat ihren eignen Schech, der so eifersüchtig auf seine Unabhängigkeit ist, daß er lieber mit seiner Familie in Armuth bleibt, als es wagt, eine größere Eroberung mit seiner Freyheit zu versuchen.

Im

Im Fürstenthum Abu-Schähhr der unabhängigen Herrschaft, ist gleiches Namens die Hauptstadt ein guter Ort. Sie ist in ein Dreyeck gebaut, so daß eine Seite von Mauern beschützt wird, indem die zwey andern am Meer liegen und einen eben so bequemen Hafen bilden, daß leichte Fahrzeuge an den Häusern der Eigenthümer vor Anker liegen können. Dies bewog Nadir-Schach, seine ganze Flotte in diesen Hafen zu versammlen, und ihn dadurch in solche Aufnahme zu bringen, daß er nun gleichsam, als der Hafen von Schiraz angesehen werden darf, weswegen auch die englische-ostindische Gesellschaft hier eine Faktorey errichtet hat. Hierzu gehört auch noch die Insel Bahhrein auf der arabischen Küste, deren Besitzer durch seine beträchtlichen Ländereyen in Kerman, Vasall des dortigen Statthalters aus Persien ist, dem er seinen ältesten Sohn überlassen muß. Das Fürstenthum Abu-Schähhr und Bender-Rigk. Die Insel Bahhrein.

Nordwärts von Abu-Schähhr liegt Bender-Rigk, die Residenz eines Schechs, ist klein und schlecht befestiget. Zu seinem Gebiet rechnet man auch einige Plätze in Kerman, wodurch er einigermaßen vom persischen Vekil, Kerim-Khan, abhängig wird. Die Einwohner dieses Fürstenthums, beschäftigen sich einzig und allein mit der Schifffahrt und Fischerey, die bergigten Gegenden bewohnen dagegen Perser, die meist den Ackerbau treiben. Die regierende Familie zu Bender-Rigk war ursprünglich aus der alten arabischen Familie Beni-Saab, die aus Oman abstammt; allein der Großvater des regierenden Schech, Mir Mahenna, gieng zu der Sekte der Schijten über, heurathete eine Perserin und machte dadurch seine Nachkommen, nach arabischen Sitten, des Adels verlustig.

lustig. Hat aber irgend ein Unmensch Greuelthaten verübt, so ist es dieser Mir Mahenna, denn ob er gleich im Jahr 1765 noch nicht 30 Jahr alt war, so wurde er doch schon allgemein verabscheut. Jüngerer Sohn seines Vaters und eifersüchtig auf seinen Bruder, dem der Vater gewogener schien, suchte er sich die Oberherrschaft anzumaßen. Seine Mutter, die ihm sein Verhalten vorwarf, schmiß er mit einem Sattel zu tode. Sein Bruder, der sich mit ihm ausgesöhnt glaubte, wurde hinterlistig getödtet und 16 andere seiner Verwandte wurden Opfer seines Verdachtes. Zwey seiner Schwestern ließ er ersäufen, weil eine davon, sein benachbarter Fürst zur Frau begehrte, und seine eigene Tochter ließ er aussetzen und an der Sonne umkommen, weil sie ein Mädchen und nicht ein Sohn war. Er fiel zwar verschiedenemal außerhalb seinen Staaten, in die Hände seiner Feinde, allein er entkam immer glücklich und begieng sogleich wieder neue Grausamkeiten. Als im Jahr 1764 Kerim-Khan einen Tribut forderte, behandelte er die Abgesandten äußerst schlecht: statt zu bezahlen, ließ er den Gesandten den Bart abscheeren und brachte sich so die ganze Macht des persischen Statthalters auf den Hals, die denn auch seine Hauptstadt und sein Gebiet auf dem festen Lande eroberten. Aber immer entkam das Ungeheuer. Während der Belagerung, floh er mit einer großen Anzahl nach der Insel Chouerj, wartete den Abzug der Feinde ab, und wußte sich immer wieder auf seinen ersten Posten zu schwingen, bis es den Kerim-Khan vielleicht gelingt, diese Geißel zu entkräften.

Der Stamm Kiab.

Am äußersten Ende des persischen Meerbusens wohnt auch der Stamm Kiab, auf persisch Tsiab. Ehe Soliman zur Regierung kam, war er wenig

wenig geachtet, als aber dieser bey seinen Streitigkeiten mit den Engländern, ihre Flotten schlug und drey Schiffe eroberte, zittern nun alle für ihn. Er bekriegte sogleich seine Nachbarn und machte sie unterwürfig, sich aber zum Herren aller Inseln im Ausflusse des Euphrats und Tigris. Dabey ist er unter dem Namen Schat-el-Arrab bekannt. Häufige Kriege erhoben sein Ansehn, jetzt erstreckt sich sein Stamm nach Osten, bis Hindiam. Dies Land durchströmen große und kleine Flüsse, es ist reich an Datteln, Reis, Kornfrüchten und Viehweiden, auch die daran liegenden Städte sind erheblich, als Daureck, so in Persien liegt, ingleichen Goban, die sonst zu Basra gehörte, nun aber die Residenz des Schech ist und endlich Hafar. Daureck. Goban. Hafar.

Nordwärts von Bender-Rigk liegt Hindiam, ein kleines Gebiet, hat seinen eigenen Fürsten, deren Einwohner Ackerleute sind, und die sich von den guten Produkten ihres Viehes ernähren. Hindiam.

Havisa ist eine Stadt im Innern der Gegend am persischen Meerbusen und gehört einem Nachkommen des Mohämeds, der sich Maula nennt. Havisa.

Die östliche Küste hin ist der persische Meerbusen wie mit Inseln übersäet, die meist alle bewohnt und Ormus ausgenommen, dem Fürsten und Schech des benachbarten Landes, unterworfen sind. Auf der westlichen Küste des Meerbusens ist eine Insel oder vielmehr ein Schwarm von Inseln, den die Europäer Bahhren nennen und deren größte von den Arabern Aval und jede kleine, mit einem eigenen Namen belegt wird. Bahh ist eigentlich eine stark befestigte Stadt auf Aval. Die Insel Aval. Bahh.

Ehedem

Ehedem zählte man 310 Städte und Dörfer, heut zu Tage aber ist sie die einzige, und schlechte Dörfer sind nicht über 30 zu finden, demnohngeachtet bringt sie dem Abu-Schech 70,000 Reichsthaler ein, denn der Vorrath an Datteln und die Perlenfischerey ist sehr groß. Sonst gehörte sie den Portugiesen, als diese aus dem persischen Meerbusen vertrieben wurden, kam sie an Lachsa; dem sie die Perser entrissen; nach diesem an Oman, auch dann wurde sie wieder an die Perser verkauft und seit 1765 gehört sie nach manchem andern Wechsel dem Schech Naßar von Abu-Schehhr.

Die Insel Charedsj.

Endlich die Insel Charedsj, beträgt ohngefähr fünf teutsche Meilen im Umkreis und muß ohnstreitig mehr bevölkert gewesen seyn, als jetzt. Es sind vortrefflich große Wasserleitungen durch Felsen unter der Erde zu finden. Man gräbt aus der Erde eine gute Art Diamanten, und nebst der ansehnlichen Perlenfischerey, giebt ihr Hollands Handel ein gutes Ansehen.

* * *

Staatsveränderungen. Erste älteste Periode. Von der Stiftung des Reiches durch Cyrus bis zu seinem Fall durch Alexander den Großen. A. M. 3425—3630.

Wollen wir uns nicht bey der Geschichte von Persien im undurchdringlichen Dunkel verlieren, wollen wir seinen ältesten Zustand nicht mit Muthmaßungen und Meinungen erklären und wollen wir endlich ein leicht zu übersehendes Gemälde aufstellen; so können wir von seinen ältesten Zeiten nur so viel sagen, daß es ein Königreich war, welches der Herrschaft des assyrischen und babylonischen Reichs unterworfen und vom Cyrus, der jenes Reich umwarf, auf jene Trümmern zu einer Monarchie gegründet wurde. Vor Cyrus giebt es keine persische Geschichte, und seine eigene ist uns auch am ersten interessant, als er den Crösus, König in Lydien

dien zu bekriegen anfieng, entweder als Bundsgenosse mit den Assyrern, oder wie andre wollen, aus Beleidigung und Rache. Eine unglückliche Schlacht und die Eroberung von Sardis, ja auch 3425
die Gefangennehmung des Crösus, entschied für das traurige Schicksal des Königes, der, als er zum Tode gieng, sich zu spät der Weisheitslehren erinnerte und laut rief: O! Solon! Solon! Worte die ihm zwar jetzt noch das Leben retteten; wobey er aber jedoch seine Krone verlor. Begierig, sich Könige zu unterwerfen, sah sich Cyrus bald nach einer neuen Gelegenheit um, griff zuerst die Scythier, hernach die Phönicier und Griechen an, setzte seine Lande im besten Stand der Vertheidigung und wollte nun seinen Lieblingsentschluß näher kommen, oder wie es damals schien, ein Wunder der Welt verrichten. Seine Absicht gieng auf die Eroberung von Babylon, an die sich, wegen ihrer erstaunlichen Festigkeit, vor ihm niemand wagen wollte. Ihm gelang es, durch List und Gewalt kam er in die Stadt und tödtete den König. So wurde sein Name furchtbar, seine Herrschaft erweitert, aber auch sein Ende beschleuniget. Sein letzter Krieg war gegen die Massagethen, ein Volk, so gegen Abend in dem asiatischen Scythen wohnte; so siegvoll die Schlacht für ihn auch ablief, so eine schnelle Wendung nahm sein Glück. Die Königin Mutter des erschlagenen Prinzen Spargabyses; raffte den Uebertest seiner Truppen zusammen, von Wuth entflammt; und an einem vortheilhaften engen Passe, blieben 200000 Perser, nebst ihrem König Cyrus. Da wir über die Tugenden und Fehler der Regenten kein Urtheil zu fällen gesonnen sind, so führen wir auch hier nur als beyläufig an, daß ihm niemand Verdienste absprechen konnte, daß er während seiner 30jährigen Regierung, manche nützliche

che und der Nation heilsame Anstalt traf, daß er die Gränzen seines Volks erweiterte, und daß er wenigstens mit dem Ruhm eines Monarchienstifters, starb, viel zu früh für seine zwey Söhne, Cambyses und Smerdis, nebst dreyen Töchtern.

Unruhevoll, aber doch glänzend war die Bahn, welche sein Sohn **Cambyses** betrat, und wann er weniger Schonung als sein Vater an seinen Feinden verübte, so trug seine Erziehung zu diesen Fehlern das meiste bey. Er eroberte Aegypten, hatte aber öfterer das Unglück, seine Absichten nicht so wie sein Vater, glücklich auszuführen, als z. B. der Krieg gegen die Karthaginenser und Aethiopier mißlang so sehr, daß er sich genöthiget sah, nach manchen schrecklichen Verwüstungen und manchen ausgestandenen Gefahren wieder in Aegypten zu kehren, bis es ihm glückte, den König in Cypern zu bezwingen, und bis ein unglücklicher Fall in sein eigen Schwerdt, sein Leben endigte. War er wirklich der heimliche Mörder seines Bruders Smerdis, hat er wirklich alle die Greuelthaten verübt, die ihm Schuld gegeben werden, so war Persien glücklich, einen Unmenschen weniger zu ernähren. Nach seinem Tode, sagt die Geschichte, habe sich ein erdichteter **Smerdis**, weil er ihm ähnlich sah, der Herrschaft bemächtiget und seine Unterthanen so lange durch Verborgenhaltung seiner Person getäuscht, bis der Betrug entdeckt, alle Magier, für den man ihn ebenfalls hielt, aus dem Lande getrieben und er selbst ein
3462. Opfer der Wuth wurde. Ihm folgte **Darius**, aber den Besitz seines Throns störten eine Menge Unruhen. Sein erstes Bemühen gieng dahin, die Babylonier zu besänftigen, die unter der Regierung des falschen Smerdis alle Mittel erdacht hatten, ihr Joch abzuwerfen. Es gelang ihm, die Stadt durch eine

Ver-

Verrätherey zu erobern, und durch exemplarische Rache die Bürger zum Gehorsam zu bringen. Wäre es ihm geglückt alle die Anschläge auszuführen, die er schon sichtbar machte, indem er die europäischen Scythen angriff, die Athenienser bezwingen wollte und dergleichen mehr, so würde ihm Persien viel zu verdanken gehabt haben; allein der letztere fehlgeschlagene Versuch in dem Gefilde bey Marathon, entschied sein Glück, er wollte sich rächen, aber kurz darauf starb er, im 36sten Jahre seiner Regierung. Er gab, laut seines Versprechens, ehe er zum Throne gelangte, als er König wurde, alle die Kostbarkeiten aus Babylon zurück nach Jerusalem in den Tempel, die Nebucadnezar geraubt hatte, er war tapfer, großmüthig und ein guter Gesetzgeber, so daß man ungewiß ist, ob er nicht lieber ein guter, als wie andre sagen, ein böser Fürst genannt zu werden verdient.

Mit der Krone erbte Xerxes, der Sohn und Nachfolger auch einen doppelten Krieg, den einen mit Aegypten, den andern mit Griechenland. Der erstere endigte sich aber ohne alle andre Nachricht, als daß er das Land bezwungen, und seinem Bruder Achämenes übergeben habe; der andre hingegen war eben so unrühmlich in dem Fortgange, als schrecklich in der Zurüstung. Zehn Jahr brachte man mit Zurüstung einer Flotte hin, die alle Nationen in Erstaunen setzte. Endlich kam der entscheidende Punkt, man schlug über den Hellespont eine Schiffbrücke, die Armee gieng in sieben Tagen über bis an den Paß Thermopylä, welchen der König von Sparta tapfer behauptete, und das ungleich stärkere Heer der Perser wurde von den Lacedämoniern geschlagen. Nun schwankte das Glück 349a.
des Xerxes, bis ihm eine neue verlorne Schlacht

bey Salamin, nahe an Attika, den heftigsten Stoß gab, und die wiederholte unglückliche, in der Ebene von Platea, in Böotien das Loos entschied. Ein heimlicher Mörder nahm dem König das Leben und wenn es wahr ist, auch seinen sieben Söhnen, eben zu einer Zeit, da er sich wenig um seinen Verlust bekümmerte, da er ruhig zu Hause gekehrt war, und wo er, während seiner Unterthanen Blut floß, sich allen Ausschweifungen ergab, die ihn bey den Griechen so verhaßt gemacht haben. Bis hierher war Persiens Flor unbezweifelt, aber von nun an gieng es auch seinem Verfall entgegen.

Artaxerxes, mit dem Zunamen Langhand, folgte seinem Vater, brachte die aufrührerischen Aegypter zum Gehorsam, suchte zwar alles auf, sich an den Griechen zu rächen, allein er starb bald nach einem vorhergegangenen unrühmlichen Frieden mit den Griechen. Unter allen den übrigen Tugenden, die er besaß, hat man die Großmuth vornehmlich an ihm bewundert, wenigstens gab er den Israeliten die völlige Erlaubniß, in ihr Land zurück zu kehren, ihre Stadt und Tempel zu bauen, und war vielleicht unter vielen andern der einzige, den seine Unterthanen vermißten.

Ihn folgte sein Sohn, Darius Artaxerxes, der wenig glänzende Thaten verrichtete, als daß er in Aegypten, Medien und Persien einige Unruhen aufhob, die wider ihn und seinen Thron gemacht worden waren. Sein Nachfolger und Sohn, Artaxerxes Mnemon, hatte unter andern Streitigkeiten, oft mit den Lacedämoniern Krieg, und, wie man weiß, oft glücklich. Die Geschichte giebt ihm in Absicht seines Karakters das beste Lob, und als
3547. er nach seiner vierzigjährigen Regierung starb, hinterließ er hundert und funfzehn Kinder von seinen

drey

dreyhundert Weibern, und zum Thronfolger Ochus, welcher den Namen Artaxerxes annahm, dem aber auch der Schwarze beygelegt wird. Um nicht in dem Besitz seiner Krone gestört zu werden, schien ihm erst nöthig, seine Brüder aus dem Wege zu räumen, und als er auf diese Art seine Hände genug mit Blut befleckt hatte, fieng er mit den Cadusiern, (ein Volk zwischen der euxinischen und kaspischen See gelegen,) einen Krieg an, in welchem seine Waffen siegten. So übte er auf gleiche Weise mit Tyranney und Geiz begleitet, in Aegypten die größten Thaten aus und starb, wie er gelebt hatte, nämlich er nahm Gift. Sein Nachfolger, Arsamenes, war kaum im Besitz seiner Rechte festgesetzt, als Bagoas, um sich den Weg zum Throne zu verkürzen, die übrige königliche Familie hinrichtete, und nach einer jährigen Regierung den Arsamenes selbst ermordete. Nach so viel Mordthaten wurde Kodomannus, ein tapferer und berühmter Feldherr, und innigster Freund des Bagoas, zum König erwählt, allein dieser niedrige Verräther Bagoas, hatte nicht nur Gefallen am Vatermord, sondern seine Absicht gieng auch auf Kodoman, der ihm immer noch im Wege stund. Er wollte den neuen König ebenfalls mit Gift hinrichten, dieser aber hatte davon Nachricht und er selbst mußte den Trank trinken, den er für den König bereitet hatte. Darius folgte in der Regierung, aber leider auch zum Werkzeug, daß Persien seine Macht verlor, und weil die Geschichte hier eine Periode macht, so wird sich auch das Nöthige aus dem Leben des Darius, in der folgenden Geschichte des Alexanders ergänzen; genug wenn wir hier sagen, Persien ward durch die Griechen geschwächt, durch innerliche Unruhen verwüstete es sich selbst, und nach drey verlornen

Schlachten ward es eine Beute des großen Beherrschers.

II. Periode unter Alexander den Grossen. 3638. Nachdem Alexander, der König in Macedonien, im andern Jahr seiner Regierung, die Waffen gegen den Darius kehrte, kam er nach Asien, behielt bey allen Gegenwehren tapfer die Oberhand und brachte es in kurzem dahin, daß er sich überall furchtbar machte. Nichts hielt das dem reißenden Strom ähnlichen Heer des Alexanders in seinem Laufe auf, er eroberte alle Länder im westlichen Theil Klein-Asiens, schlug den Darius bey Issus, eroberte Syrien, Palästina, Phönizien und zerstörte Tyrus, nahm Gaza und Aegypten ohne Widerstand ein und bauete Alexandria, bis endlich Darius, vom Bessus und Narbazanes, zwey persischen Generals, die sich in den Besitz seiner Länder theilen wollten, durch einen Pfeil getödtet wurde, und Alexander das Oberhaupt der persischen Monarchie ward. Als er auf diese Weise den Grund zur griechischen Monarchie in Osten gelegt hatte, beschloß er, seine Macht auch in Indien geltend zu machen. Vom Entschluß bis zur Ausführung war der Schritt nur sehr klein bey ihm, er unterwarf sich die furchtsamen Nachbarn gar bald und nahm eine Stadt nach der andern im Besitz. Ob er schon zweymal auf diesem Zuge verwundet wurde, hielt es ihn doch keinesweges davon ab, sondern er gieng über den
3645. Indus, verrichtete Thaten, die ganz Indien in Erstaunen setzten, überwand alle Schwierigkeiten, gieng auf seinem Marsch immer weiter in Persien fort, mit dem noch größern Plan, unterschiedliche Königreiche in Europa einzunehmen. Er entschloß sich, nach Babylon zu gehen und kam wirklich dahin, nahm daselbst seinen Sitz, und unter den Entwürfen, Eroberer der ganzen Welt zu werden, schwelgte er

er sich zu tode im Jahr 3648 und vor Chri- 3648.
sto 323.

Das größte Theil von Asien, worin Persien insonderheit eingeschlossen ist, fiel nun nach vielem Streit nach dem Tode Alexanders an Seleucus Nicanor, allein sogleich hatte er es auch mit dem Demetrius, König von Macedonien, zu thun, so wie mit dem Lysimachus, König in Thracien, welche er aber beyde glücklich überwand. Wäre er nicht verrätherischer Weise umgebracht worden, und hätte sein Nachfolger und Sohn, Antiochus Soter, und nach ihm sein Sohn Theos, mehr an Persiens Flor gearbeitet, so würde es auch größere Fortschritte gethan haben, und nicht, wie unter dem letztern geschah, den Abfall der Parther, die in das Königreich Persien einfielen, es von der Herrschaft des seleucinischen Stammes abrissen, und den Arsaces zum König erwählten, zugestanden haben. III. Periode unter den Seleucischen Königen. 3668.

Arsaces war also der erste parthische König in Persien, von dem jedoch außer seiner guten Denkart, wenig andre große Thaten aufbehalten sind, an denen ihn wenigstens ein zu früher Tod verhinderte. Ihm folgte sein Sohn Arsaces, berühmt durch glückliche Kriege mit dem Sohn des Seleucus. Nach diesem folgten Pampacius und Pharmaces, zwey unbedeutende Könige, bis zum Mithridates, unter dem das Glück der Parther auf seine höchste Stufe stieg, indem seine Regierung durch die Ausbreitung seiner Lande, vom Caucasus bis zu dem Euphrat, einen ungemeinen Glanz erhielt, und starb ruhmvoller, als sein Nachfolger und Sohn Phraates. Der nächste König in Persien war sein Vetter Atrabanus, aber weniger groß als sein Sohn, Mithridates der Große, dem IV. Periode. Persien unter den parthischen Königen.

seine siegreichen Thaten diesen Beynamen nicht ohne Grund zuschreiben; allein er war weniger gut, als groß und seiner Grausamkeit wegen abgesetzt. Ihm folgte sein Bruder Orodes und bezeichnete sogleich seine Regierung mit dem Blute seines Bruders, den er aus Babylon, wohin dieser geflohen war, vertrieb und hinrichtete. Unter seiner Regierung sahen die Römer neidisch auf die wachsende Größe der Parther und kündigten ihm zu verschiedenenmalen Krieg an, den er aber immer glücklich von seinen Gränzen entfernte, und den großen römischen Feldherrn
3952. Krassus tödtete. Nach etlichen grausamen Regenten, die sich weiter durch nichts merkwürdig gemacht haben, als daß sie die Kriege mit den Römern unterhielten, sandten die Perser nach Rom, den Vonones zum König einzuholen, doch ihre Wahl reuete sie bald wieder und Artabanus kam, als ein Anverwandter des arsacischen Stammes,
217. nach Christi Geburt. zum Throne. Persien war um diese Zeit an seinen innern Wunden gefährlich krank und bedurfte einen Mann, dessen Kräfte hinreichend wären, die Last, so sich von allen Seiten auf sie wälzte, aufzuheben, und sollte etwas wirklich Großes unternommen werden, so wurde ein geborner Perser dazu erfordert. dies geschah in der Person Artaxerxes, der das parthische Reich zu Grunde richtete, dessen Ruhm bey 200 Jahr gedauert hatte, und auf diese Weise das mittlere persische Reich stiftete.

V. Periode. Das mittlere persische Reich

Von so geringen Herkommen Artaxerxes auch war, so klug und tapfer war er jedoch, er schlug den Artabanus in drey unterschiedenen Treffen und brachte dadurch das alte Königreich Persien wieder an sich. Seine Absicht gieng weiter, er wollte dem Vaterlande alles Verlorne wieder erwerben, weswegen er hitzig in Syrien und

Meso-

Mesopotamien einfiel, nur daß ihn eine unglückliche Schlacht zu entfliehen nöthigte, und Rom alles wieder nahm, was ihm Artaxerxes entrissen hatte. Hätten seine Nachfolger seine Bahn betreten, so würde es gewiß besser um Persien gestanden haben, als es unter allen folgenden Königen stand, die entweder nur zu kurze Zeit lebten, oder nichts thaten, was ihres Vorgängers würdig gewesen wäre, und deren Namen eben so unerheblich, als ihre Regierung ist. Sapores II, der schon 311.
als Kind zum König ernannt wurde, gieng gegen das Ende der Regierung Konstantins in Mesopotamien und belagerte Nisibis, nur daß der Nachfolger Konstans dem Sapor mehr widerstand, und nach einer wiederholten Belagerung von Nisibis, das Lager der Perser eroberte, und sie zu einem Frieden zwang, worin Konstantin seinem Vetter Gallus die Statthalterschaft in Osten übertrug, und dem Sapor alle die Städte zwischen den Euphrat und Tigris gelassen wurden. Zwar suchten die Römer durch manche wiederholte Anfälle, die Macht der Perser noch mehr einzuschränken, allein Sapor hatte Muth und Klugheit genug, ihren Absichten zu entkommen. Lange hatte sich Sapor den Adel in Armenien zu Freunden gemacht, um seine Absichten besser zu erreichen, bis er plötzlich in Armenien einfiel und den Arsaces in seine Hände bekam, die römischen Statthalter verjagte, und zur Belohnung den Aspacurus an seine Stelle setzte, und mit der Krone beehrte. So oft auch die Römer ihren Verlust zu rächen suchten, so ununterbrochen glückte es dem Sapor, sie zu bezwingen, bis er selbst in einem Alter von 69 Jahren durch den Tod daran verhindert wurde. Sein Bruder, ein großer
tapferer Feldherr, Artaxerxes, lebte nur vier 380.
Jahr als Nachfolger, und konnte daher für Per-

sien eben so wenig thun, als sein Sohn gleiches Na-
mens, und wieder dessen Sohn und Nachfolger, mit
den Zunamen Varranes Kerman, bis zu dessen
389. Sohn Jeßdigerdes und seinem Nachfolger Var-
441. ranes, der weniger gelinde gegen die Chri-
sten verfuhr und in häufige Kriege mit den Römern
verwickelt wurde. Unter allen folgenden Königen,
die wir nur dem Namen nach anführen, wurde nichts
gethan, als Krieg mit den Römern geführt, in wel-
chem aber nichts Großes entschieden wurde, als z.
B. unter Jeßdigerdes II. Christi Anno 400, unter
486. Peroses, Anno 458, bis zu Cabades 486, den,
seiner unordentlichen Lebensart halber, seine eigenen
Unterthanen die Regierung versagten. Durch Glück
und Zufall kam er wieder aus dem Gefängniß und
zum Throne. So lange er regierte, suchte er die
alte Abgeneigtheit gegen die Römer, durch hartnä-
ckige Kriege zu unterhalten und that in Armenien
alles, was den Römern empfindlichen Verlust brin-
gen mußte, bis er endlich des Kriegens müde, mit
dem Kaiser Justinian ein Bündniß schloß, welches
wenigstens die Ruhe seines Sohnes und Nachfol-
552. gers sichern sollte. Allein Coßroes hatte theils
durch eigene Schuld, theils durch häufige Kriege
mit den Römern, dasselbige unruhige Leben als
sein Vater. Es glückte ihm zwar zu verschiedenen-
malen, den Römern empfindliche Wunden zu schla-
gen, er legte das prächtige Antiochien in die Asche
und noch viele andere Städte, die bis gegenwärti-
gen Augenblick Ruinen damaliger Verwüstungen
geblieben sind. Unter seinem zweyten Nachfolger,
628. dem Siroes, wurde Persien, durch glückliche
Kriege und Verträge ungemein beruhiget. Persien
bekam alles wieder, was ihm Rom abgenommen
hatte, der Tigris wurde zur Gränze gesetzt, allein
nach einer eilf Monate langen Regierung starb er,

und

und hinterließ seinem Sohne Adeser zwar ein Land, das seiner Ruhe nahe gebracht war, die aber in desto schrecklichere Unruhe ausbrach, je länger sie geruhe hatte.

Es entstanden nun schreckliche Empörungen in Persien, welche drey Jahr währten, und sich nur mit dem Untergange des Königreiches endigten. Ein Fürst suchte den andern in etlichen Monaten vom Throne zu stoßen, die innerlichen Kriege beraubten das Land seiner innern Stärke, und auf der andern Seite waren auch die Saracenen zu einer großen Macht gekommen, indem sie meist alles dasjenige, was den Römern in Kleinasien gehörte, bezwungen hatten. Bey einer solchen Zerrüttung wurde es den Arabern, die eben um diese Zeit ihre kriegerische Unternehmungen gegen alle ihre Nachbarn mit dem höchsten Ungestüm betrieben, nicht schwer, dasselbe völlig unter ihre Gewalt zu bringen. Ihr Kalif Osman, der seinen Sitz zu Babylon hatte, brachte, nachdem er den letzten persischen König Jezdegerd erschlagen hatte, das Königreich Persien unter seine Botmäßigkeit, und mit diesem Fall nahm auch der Stamm der Könige in Persien von der artaxerxischen Linie ein Ende, und leider in Begleitung des ganzen Reiches, das nunmehr als eine besiegte Provinz angesehen wurde. 651.

VI. Periode. Der Anfang des Kalifats.

Das persische Reich war also ein Theil des arabischen geworden; und die meisten Perser nahmen auch Mohämeds Religion an. Zwey bis drittehalbhundert Jahr lang lebten sie unter dieser Regierung, ohne sich vor andern Unterthanen derselben hervorzuthun. Als aber das arabische Reich durch mächtige Staatsbediente, Statthalter und Feldherren von verschiedener Herkunft, selbst einen Stoß nach dem andern bekam; innerliche Unruhen und abgerissene Länder dasselbe schwächten: da fanden

sich auch persische Herren und Familien darunter, welche sich über manches ansehnliche Gebiet des Reichs zu unabhängigen Fürsten aufwarfen. Dergleichen waren unter andern die ajubischen Kurden, welche nicht lange vor dem Jahr 1200 sich zu Beherrschern von Aegypten, von einem Theil Arabiens, ingleichen von Syrien und Mesopotamien aufwarfen. Von diesen Geschlechte stammte auch der berühmte Fürst Salaheddin ab, den die Christen, bey Gelegenheit der Kreuzzüge, als einen der größten, aber auch grausamen Feldherren kennen lernten. In den persischen Ländern hingegen wechselten nun Regenten von mehrern Nationen ab. Vornehmlich behaupteten sich die mogolischen und türkischen bis gegen das Jahr 1500.

802. Die Begebenheiten folgten kürzlich so auf einander. Als im J. 802 Aaron Kalif in Persien ward, und sein persisches Reich durch innere Ruhe sicherte, hatten die Türken stets ein wachsames Auge, um es ihm zu entwenden, und wirklich glückte es ihnen, unter Coßroes, und seinem Sohne und Nachfolger Mohämed, der sich der Hülfe der Türken gegen den Kaiser in Osten bediente. Das war aber eben der entscheidende Weg, sich ein Glück selbst zuzueignen, was sie eine Zeitlang für andere bestritten hatten. Mohämed wurde von den Türken geschlagen, die Armee der Saracenen wurde nieder gemacht, sie aber brachen in Persien ein, machten sich Meister von Babylon, welches 418 Jahr unter saracenischer Herrschaft gestanden hatte. So blieben die Türken Herren von Persien auf 170 Jahr, bis sie der weit größeren Macht der Tatarn endlich Raum machen mußten, welche unter dem großen Khan über den Kaukasus und einen Theil des Taurus giengen, alles was ihnen vorkam, verwüsteten und wegführten, und bald Her-

ren von Persien, Parthien, Medien und Mesopotamien wurden. Die Parther versuchten zwar zu verschiedenen malen sich der Herrschaft der Tatarn zu entledigen, allein, besonders unter dem tapfern Tamerlan, ward es wieder ihr Antheil, bis es dem Jsmael Sofi glückte, der sein Geschlecht vom Ali, dem Schwiegersohn des sogenannten Propheten Mohâmed herleitete, Herr dieser Länder zu werden. Schon diese Abstammung erwarb ihm bey den Persern ein völliges Zutrauen, und noch mehr seine überall siegende Waffen. Alle benachbarte Sultanen mußten seine Oberherrschaft erkennen, und seinen Unterthanen lehrte er selbst diejenige Religion, welche bis jetzt noch die Türken als ketzerisch verabscheuen. Man hielt ihn für einen Mann von übernatürlichen Gaben, und fast für einen Heiligen selbst. Er kleidete sich daher, wie die mohâmedanischen Geistlichen, denen die Seide in ihrem Gesetz verboten ist, nur in einen sehr leichten, dünnen, wollenen Zeug, Sof genannt, von woher der Beyname Sofi entstanden ist. Die Einwohner von Persien, welche ihrer bisherigen Landesherren, der Turkomanen vom weißen Hammel, (als welchen sie in ihren Fahnen führten) satt waren, traten ihm in großer Anzahl bey, und seine Tapferkeit würde zu Erreichung seiner Absichten vielleicht noch nicht ganz hinreichend gewesen seyn, wenn ihm nicht seine Soldaten abergläubisch ergeben gewesen wären. Er wurde also der Stifter des neuen oder dritten persischen Reichs, und seine Nachfolger führten nach ihm den Namen Sofischen. 1500.

VII. Periode. Das neue persische Reich 1500.

Dieses Reich wurde jedoch gleich anfänglich von den überall siegenden Türken angegriffen. Auch hatten sie und verschiedene Tatarn manche Länder wieder unter ihre Gewalt gebracht, weil die nächsten Nachfolger des Jsmael Sofi, wenig Geschicklichkeit besaßen

saßen, die Regierung oder Vertheidigung ihrer Länder zu behaupten. Durch die Ermordung seines
1545. Bruders kam endlich 1545 Abbas der Große zum Throne, und das war der Mann, der Persien von dem Abhange des Abgrundes retten mußte, an dem es schon langsam schlich. Die Geschichte giebt diesem König den Beynamen Groß, und wirklich würde er ihn ohne Ausname verdienen, wenn seine Rechtschaffenheit mit der Tapferkeit im Gleichgewicht zusammen träfe. Er brachte das Reich zu einer Stärke, und sein Haus zu einem solchen Ansehen, was weder vor ihm, noch nach ihm ein Mann gethan hatte. Er entriß z. B. den Türken und Tatarn alle die Länder wieder, welche sie an sich gebracht hatten, und nahm auch Bagdad weg. Die Portugiesen vertrieb er, durch Beystand der Engländer, aus der Insel Ormus im persischen Meerbu-
1622. sen, die, ob sie zwar an sich unfruchtbar war, doch ihren Besitzern durch die Handelschaft in der ganzen umliegenden Gegend unermeßliche Reichthümer, zum Nachtheil der Einkünfte des persischen Staats verschafft hatte. Seine zwey Absichten giengen dahin, er wollte seine Länder wider die Anfälle der Türken in Sicherheit setzen, und zweytens, durch Aufrichtung der Handlung bereichern. Zur ersten Absicht glaubte er, müsse er ihnen die Mittel benehmen, große Armeen auf seinen Gränzen zu halten, und da Armenien eine Provinz war, welche die Türken stets im Augenmerk hatten, so entvölkerte er das Land so sehr, als er es seiner Absicht nach nöthig glaubte. Viel tausend mußten nach Persien kommen, und trieben, wegen ihrer Geschicklichkeit in Seidenarbeiten, den größten Handel mit Europa; als z. B. mit England, Holland und Venedig, von woher sie Tücher, Spiegel, Uhren u. dgl. mit Vortheil zurück brachten. Durch sie

wur-

wurden die morgenländischen Waaren im Abendlande bekannt, und die abendländischen dienten den Morgenländern wieder zu einer neuen Zierde. Abbas machte sich zum unumschränkten Herrn in seinem Reiche: freylich durch Mittel, die Fürsten gebrauchen, welche von ihren Unterthanen mehr gefürchtet als geliebt seyn wollen. Er entzog den einheimischen Familien von türkischer und mogolischer Herkunft, welche bisher die vornehmsten Kriegs- und andre öffentliche Dienste verwaltet hatten, diesen Vorzug, und nahm dafür eine Menge Ausländer zu seinen Soldaten. So rühmliche Eigenschaften er also auch hatte, so verringerte seine äußerst blutgierige Härte den ganzen Werth derselben. Er war unmenschlich in Todesstrafen, und schnell im Bestrafen, wenn er Verdacht hatte. Selbst sein Sohn und Nachfolger ward auf bloßem Verdacht sein Opfer, kurz Abbas war groß und fürchterlich, aber ohne Menschenliebe und starb 1629.

Ganz ihrem Vorgänger ähnlich, schändeten seine Nachkommen die Regierung durch Grausamkeit und Härte, nur mit dem Unterschied, daß jener meist Vorwand der gerechten Strafe suchte, diese aber bloß am Morde und Blutvergießen Wohlgefallen hatten. Anbey fehlten ihnen auch noch jene großen Eigenschaften, wodurch er sich zum Besitz seines Reichs verholfen hatte, denn unter seinem Enkel Schach Sofi verloren die Perser Babylon, und sahen dafür Tausende unschuldiger Weise mitten in ihren Familien hinrichten. Sein Sohn und Nachfolger Schach Abbas II. im J. 1642, 1642.
und Sofi II. 1677, ingleichen Schach Selim IV. 1677.
1694, bis nicht lange vor dem Jahr 1700, wo 1694.
die Regierung in die Hände des Schach Hussein 1700.
des eilften aus der Familie der Sofi kam; thaten entweder nichts, was der Nachwelt würdig zu sagen

wäre,

wäre, oder thaten solche Dinge, die man gern für ihr verschweigt. Auch dieser Hussein kann keinesweges unter die guten Fürsten gerechnet werden, denn ob er zwar nicht gegen das Leben seiner Unterthanen wütete, so war er doch ein träger und üppiger Mann, der die Sorge für die Regierung raubgierigen und ungerechten Staatsbedienten übergab, und dadurch das Land mehr als zu sehr unglücklich, sich
1700. selbst aber verhaßt machte. Nach dem Jahr 1700, empörte sich ein ihm unterworfenes Volk, die Afganen, und Hussein, der eben so leichtgläubig als unthätig war, vertraute sich seinen verrätherischen Großen dergestalt, daß diese die Gährung der innerlichen Unruhen zum Ausbruch brachten, und er 1722
1722. genöthiget wurde, seine Krone abzulegen. Persien gewann bey dieser Veränderung nicht das mindeste, vielmehr wurde sein zerrütteter Zustand noch schlimmer. Auch herrschten die Afganen oder Unterthanen von Indien, nur sieben Jahr, immer in blutigen Händeln, mit dem Sohne des Hussein, bis es den Feldherrn desselben gelang, sich souverain zu machen.

Die Rebellen waren zwar vertrieben, und die Sicherheit in Persien wieder hergestellt worden, mit der Handlung gieng es aber nichts besser. Nadir Schach besaß zu viel Verstand, als daß er nicht
1735. hätte einsehen sollen, wie er sich des nämlichen Mittels als Abbas bedienen mußte, den Thron zu erhalten, wodurch er auf denselben gestiegen war: das ist, um sich zu behaupten, jederzeit an der Spitze einer Armee zu seyn, welches aber, ohne den Krieg fortzusetzen, nicht geschehen konnte. Persiens Feinde hatten dieses Königreich allenthalben ausgeplündert und verwüstet, Millionen Menschen durchs Schwerdt und Hunger umgebracht, demohngeachtet erstreckten sich die Absichten des Nadir Schach weiter. Nicht befriediget genug, Befreyer seines Vaterlandes

zu

zu seyn, wollte er vielmehr den Alexander nachahmen, und wo möglich, ihn übertreffen. Er faßte daher den Entschluß, nach Hindostan zu gehen, in der Hoffnung, seinen Ruhm und seine Schätze zu erhöhen, die Armee, welche durch die Belagerung von Kandehar sehr geschwächt worden war, wurde sogleich ergänzt, und sein ältester Sohn Mirza, sollte während seiner Abwesenheit König bleiben. Dieser junge Prinz, eben so geizig, und grausamer als sein Vater, hatte alle Mühe anzuwenden, die Einfälle der Lezgis, so Persien gegen Norden wohnten, und harte, wilde Bergbewohner waren, abzuhalten. Zwischen diesen Völkern und den Persern herrschte ein unversöhnlicher Haß, der sich sowohl auf die Gränzstreitigkeiten, als auf den Unterschied der Religion gründete, da die erstern Sunnis, die letztern hingegen Chias sind. Dieser Haß hat jederzeit zwischen beyden Nationen Feindseligkeiten und blutige Kriege verursachet, worunter die Provinz Khorasan am meisten gelitten hat. Im J. 1739 1739.
verbreitete sich ein Gerücht, als hätte der König seine ganze Armee verloren, und wäre selbst in Indien gestorben. Diese Nachricht faßte der Prinz mit schneller Glaubwürdigkeit auf, sich des Thrones und aller Reichthümer zu versichern. Er begieng Gewaltthätigkeit und Mordthaten an allen, die seine harten Gesetze nicht annehmen wollten, sammelte im ganzen Königreich sehr große Summen; allein alle seine Maaßregeln hatten in der Folge nicht den erwünschten Ausgang, den er sich träumte.

Nadir Schach kam indessen dem Ausgange seines Planes näher, und war keinesweges todt, sondern hatte sich das Mißvergnügen der Großen am kaiserlichen Hofe so gut zu Nutzen gemacht, daß, während viele derselben ihrem Kaiser untreu und aufrührerisch wurden, er gar leicht ihre Unterstützung

tung und die Möglichkeit vor sich sah, in Indiens Städte einzukommen, die ihm eine vereinte Macht vielleicht unmöglich gemacht haben würde. Hiezu kam noch das bequemste Mittel, das der Kaiser seinen eigenen Feldherren nicht trauen durfte, und zween derselben das Kommando übergeben hatte, die heimlichen Briefwechsel mit Nadir Schach unterhielten. Nadir Schach rückte unterdessen ohne Schwierigkeit immer weiter vor, und eroberte erst Gourbend, hernach Gazvin und geraden Weges zu einer Belagerung nach Kabul. Diese Belagerung war schrecklich, die Gegenwehre der Indier herzhaft, aber doch der Sieg auf Nadirs Seite, und die Schätze der eroberten Stadt gaben ihm nun alle Verstärkung, seinen Weg weiter fortzusetzen. Eine neue Eroberung von Pichaiver setzte den Kaiser mit seinem ganzen Hofe in Schrecken, man brachte in Indien ein fürchterlich zahlreiches Heer zusammen, und in kurzem stunden diese Armeen einander im Gesichte. Hier floß nun auf allen Seiten Blut wie Wasser, und die Wahlstatt ward in kurzem mit Todten bedeckt, ja nur ein günstiger Augenblick entschied für Nadir den Sieg, und eine heimliche Verrätherey auf Seiten der kaiserlichen Feldherrn, spielte dem Nadir sogar die Person des Kaisers in seine Hände.

Die Nachricht von des Kaisers Gefangenschaft verursachte natürlicher Weise im indianischen Lager eine allgemeine Bestürzung, und die Wahrheit der Nachricht wurde am folgenden Tage sogleich bestätiget, als man sich des kaiserlichen Schatzes und seines Gepäckes bemächtigte; wobey man ausrufen ließ: „es habe jedermann die Erlaubniß, alles, was er tragen könnte, mit sich zu nehmen, und ohne Furcht sich weg zu begeben.“

Als nun der Kaiser gefangen, und seine Armee zerstreuet war, beschloß Nadir nach der Hauptstadt

Delhy

Delhy zu eilen, bediente sich aber dabey der List, um die Gemüther der Einwohner zu besänftigen, daß er den König mit 2000 persischen Reutern etliche Tage vorher abgehen ließ, um selbst Anstalten zu treffen, daß sein Einzug weniger Widerstand fände. Nadir kam ohne Widerrede in die Stadt, woselbst der Kaiser das strengste Verbot gegeben hatte, sich nicht zu widersetzen; allein auf eine Nachricht, Nadir sey todt, geschah plötzlich ein so entsetzliches Blutvergießen, daß dabey nicht weniger als 225000 Personen umkamen, und Tausende sich mit der Flucht retten, oder aufs schändlichste mißhandeln lassen mußten. Auf ein so entsetzliches Blutvergießen folgte nun die Beraubung des kaiserlichen Schatzes, und kurz darauf das Verlangen, Mohämed Schach solle seine Prinzessin vom Geblüt, seinem Sohn, Nasrullah Mirza, zur Ehe geben, und dabey die Provinzen jenseits des Stroms Etek, den Neuvermählten, abtreten. Auch dies geschah, und Mohämed Schach gab hiezu in einem feyerlichen Briefe die Versicherung. Nadir Schach hatte nun unermeßliche Reichthümer gesammlet, und dachte nur darauf, sie sicher nach Persien zu bringen. Nichts war ihm entgegen, alles was er wollte, glückte ihm, er kam glücklich nach Persien, und träumte sich, Gott zu seyn, nur daß er nicht verhindern konnte, wenn in seinem eigenen Reiche häufige Meutereyen wider ihn ausbrachen, an denen seine eigenen Kinder oft den meisten Antheil hatten, und die durch eine eigenmächtige und grausame Regierung verursacht wurden. Das Jahr 1747 war das Ende seiner Grausamkeit, und eine Verschwörung beraubte ihn des Lebens. Als die Mörder auf ihn losstürzten, bat er zwar um Gnade, aber unter der Antwort, er verdiene keine, gab er seinen Geist auf. 1747.

Nach seinem Tode stieg die Verwirrung des unglücklichen persischen Reiches aufs höchste. Seine Nachkommen, Statthalter und Feldherren, auch andere unternehmende Männer, rafften so gut und wo sie konnten, einen Haufen Kriegsvölker zusammen, ließen sich bald da, bald dort zum König ernennen, oder machten sich die Krone unter grausamen Verwüstungen des Reiches streitig. Nach und nach theilten sich zwey dieser feindlichen Thronbewerber in das Reich, und zwar errichtete in den östlichen Provinzen Achmed Schach, ein mächtiges Reich, und seine Hauptstadt zu Kandahar; in den westlichen Provinzen hingegen behielt Mohàmed Kerim Khan die Oberhand, und zwar vom
1773—1779. Jahr 1773 bis 1779, woselbst er mit dem Ruhme eines großen und mächtigen Fürstens starb. Sein Sohn Abalfat Khan, ist ihm in der Regierung nachgefolgt, wiewohl sich die blutigen Auftritte der neuen Kompetenten abermals erneuerten, bis
1781. es endlich im Jahr 1781 dem Ali Murad Khan gelang, sich den Titel des Sofi oder alleinigen Königes von Persien anzumaßen; wiewohl die neuesten Nachrichten berichten, daß die Unruhen immer noch fortdauern, daß sich in diesem weitläuftigen Lande viele kleine Fürsten unabhängig zu machen suchen, und da erst eben jetzt gegen die Araber, welche den Namen Kabs führen, und aus einer, an der Mündung des Flusses, ohnweit Bassora liegenden Festung her, die größten Streifereyen treiben, zu Felde gezogen sey, um diese Gegenden und diese Rebellen sich zu unterwerfen.

V.

Ostindien.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049913/phys_0451
DFG

Wenn das Geburtsland des ersten Menschen- Einleitung.
geschlechts, wie der scharfsinnige Bailly mit starken Gründen darzuthun suchet, wirklich auf den Höhen der großen Tatarey zu suchen ist, so vereinigt sich doch alles, die Meynung derjenigen sehr wahrscheinlich zu machen, welche den aus den schöpferischen Händen der Natur hervorgehenden Menschen in die glückseligen Gefilde Indiens versetzen. Hier blüht ein ewiger Frühling; hier werden bey dem mildesten Klimate alle die Uebel minder fühlbar, welche von der ursprünglichen Beschaffenheit unsers Geschlechts unzertrennlich sind; hier kann sich der unbehülfliche, mit den ihn umgebenden Gegenständen noch unbekannte Mensch, am allerleichtesten und ohne Mühe von den herrlichen Früchten nähren, welche die Erde in so reichem Uebermaaße darbeut, und hier war es auch, wo man die Einwohner noch in einem Zustande fand, der von dem Urstande der Menschheit an Unschuld und Mäßigkeit wenig abwich. Auch die Alten hielten meist alle die Bewohner Indiens für das älteste Volk der Erde; und wirklich waren die Indier schon zu den Zeiten eine hochkultivirte Nation, als fast die ganze übrige Erde noch mit Finsterniß und Rohheit bedecket war. Nach Indien reiseten die phönicischen, und nachher die griechischen Gelehrten, um sich Schätze der Weisheit zu holen, und noch geben Religion, Sitten und Gebräuche deutlich zu

erkennen, daß dieses Volk schon in dem höchsten Alterthum existirt haben müsse.

Die Alten kannten Indien meist nur vom Hörensagen und alle ihre Nachrichten tragen das Gepräge des Fabelhaften nur zu sehr an sich. Wenn auch in der Folge die Araber sich bis hieher verbreiteten, und über Aegypten ein regelmäßiger Handel dahin getrieben ward, so bekam die Bekanntschaft der Europäer mit Indien dennoch nur einen sehr geringen Zuwachs, bis Vasko de Gama, ein portugiesischer Seefahrer, nachdem die Fahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung in Afrika entdeckt worden war, wie wir in der Folge umständlicher zeigen werden, 1497 den Anfang aller nachher dahin unternommenen Reisen und dort gemachten Eroberungen machte. Eine europäische Nation folgte nunmehr der andern, und die Eröffnung der reichen amerikanischen Goldquellen verband die vier Erdtheile bald auf das genaueste miteinander.

Noch kennen wir zwar Ostindien nicht vollständig, aber wir haben wenigstens alle unsre Laster und Thorheiten dorthin verpflanzt; es ist das Land worden, in welchem sich die gesitteten Europäer als blutdürstige und habsüchtige Tyrannen zeigen, das Land, in welchem nebst Amerika fast alle Kriege, die unsern Erdtheil zerrütten, ihren Anfang nehmen, und wo sich gegen meist entbehrliche Dinge unsre Reichthümer, als in einen unermeßlichen Abgrund verlieren. Doch dies alles sind Bemerkungen, auf welche wir in der Folge noch oft zurückzukommen, Gelegenheit haben werden, und die wir also fürjetzt abbrechen, um zu der Beschreibung des Landes selbst überzugehen.

Im weitläuftigen Verstande, wie wir es hier nehmen, versteht man unter Ostindien den ganzen süd-

südlichen Theil Asiens, welcher zwischen Persien, dem großen südlichen Weltmeer, Sina und der freyen Tatarey mitten inne lieget, und in seiner Länge sechshundert, in der Breite aber fünfhundert teutsche Meilen hat. Dieses große und äußerst fruchtbare Land ist nicht einem, sondern verschiedenen Oberherrn unterworfen, und dies vorzüglich seitdem Nadir Schach, und die Britten das Reich des sogenannten Großmoguls oder Beherrschers von Hindostan zu Grunde gerichtet haben. Landesfürsten sind allein gewiß einige funfzig, unter denen jetzt der Paischwa oder Oberregent der Maratten, der König von Golkonda, und der König von Mysore, (jetzt Tippo Saib, des berühmten Hyder Ali Sohn) die mächtigsten sind. Außer diesen haben die Engländer ein sehr mächtiges Reich in Ostindien, die Besitzungen der Holländer und Franzosen sind gleichfalls nicht unbeträchtlich, die Spanier beherrschen einige Inseln, die Portugiesen, als erste Entdecker und Eroberer des Landes, haben wenigstens einige Trümmer ihrer ehemaligen Größe behauptet, und die Dänen haben einige Niederlassungen, dergleichen auch vor einigen Jahren die Oesterreicher auf einer der nikobarischen Inseln angelegt haben.

In der Folge werden wir alle diese verschiedenen Reiche und Besitzungen genauer kennen lernen, und dazu scheint es uns am schicklichsten zu seyn, wenn wir die gewöhnliche Abtheilung der Geographen beybehalten, nach welcher Ostindien in das eigentliche Hindostan, in die Halbinsel diesseits und in die Halbinsel jenseits des Ganges, und in die Inseln getheilt wird; da wir denn mit Hindostan, oder den alten Staaten des Großmoguls den Anfang machen.

1) Hindostan. 2) Land. **Nordindien** oder **Hindostan**, liegt zwischen den großen Flüssen Sindh (den wir Europäer fälschlich Indus nennen) und Ganges, und stößt gegen Mitternacht an Thibet, gegen Morgen an eben dasselbe und an die Halbinsel jenseits des Ganges, gegen Abend an Persien, gegen Mittag aber an das Meer und die Halbinsel disseits des Ganges. Ein Land wie dieses, das sich vom ein und zwanzigsten bis zum drey und vierzigsten Grade der Breite erstrecket, in Norden hohe Gebirge, in Süden aber große, von Bergen entblößte Ebenen hat, kann unmöglich überall dieselbe Witterung haben. Die nördlichen Gegenden sind daher kalt, die südlichen aber so heiß, daß man in den Monaten April, May und Junius für Hitze würde verschmachten müssen, wenn die Luft nicht alle Tage durch einen frischen Wind abgekühlt würde. Regen fällt nur von der Mitte des Junius bis Ende des Septembers, daher auch die Aufbewahrung des Wassers ein sehr wichtiger Punkt für dieses Land ist. Zu dem Ende werden die hochliegenden Ländereyen mit großen Dämmen umgeben, um das von den Gebirgen herabfließende Wasser zu sammeln.

Die vorzüglichsten Gebirge Hindostans sind diejenigen, welche Persien und Indien scheiden, und so hoch sind, daß nur an gewissen Orten Wege durchgehen, die der Handlung wegen gemacht sind; ferner der **Imaus** oder **Mustag**, zwischen Hindostan und Thibet, welcher so voll steiler Felsen und fürchterlicher Abgründe ist, daß sein Innres noch wenig oder gar nicht bekannt worden ist.

Ueberall trägt dieses gesegnete Land die Spuren der höchsten Fruchtbarkeit an sich, und es ist gewiß kein Erdstrich auf der Erde zu finden, der Indien an Reichthum und Vortrefflichkeit der Produkte

dukte übertrafe, oder auch nur in allem gleich käme. Hindostan, von welchem fürjetzt allein die Rede ist, hat meist überall einen fetten, aber lockern und leicht zu bearbeitenden Boden, in welchem alle Gewächse, die man ihm giebt, gut und in Menge fortkommen. Reis ist hier der wichtigste Gegenstand des Ackerbaues, weil er das gewöhnlichste Nahrungsmittel der Einwohner ausmachet. Außerdem wird auch türkischer und andrer Waizen, Gerste und Hirse im Ueberflusse erbauet. Gemüße, auch europäische, als Wurzeln, gelbe Rüben, Zwiebeln, Erdbirnen u. a. m. so wie auch Aepfel, Birnen, Weintrauben, Maulbeeren, Feigen, Mandeln und edle Früchte wachsen in Menge, und in den mittäglichen Provinzen wird überall Tabak, Zuckerrohr, Indig (aus dessen Blättern eine blaue Farbe bereitet wird) und Ingwer gebauet. Eigene Landesfrüchte, oder die doch bloß dem heißen Himmelsstriche eigen sind, sind die Kokos, Plantanen, Ananas, Mango, eine wohlschmeckende Frucht von Aprikosengestalt, Arekanüsse, Betel, Zimmtbäume, Pfeffer, Tamarinden, Baumwollenbäume, Banjanenbäume, und andre weniger bedeutende Pflanzen mehr, welche für uns zu wenig interessant sind, als daß wir sie hier, bloß dem Namen nach, anführen sollten.

Die Kokospalme, welche beynahe überall in Indien zu Hause ist, verdient dafür eine genauere Beschreibung, da sie ein Baum ist, welcher den Indianern in vielerley Betrachtung äußerst nutzbar ist. Sie erreicht eine Höhe von vierzig oder wohl gar sechzig Fuß, ist mittelmäßig dick, und ihr Holz ist so leicht und schwammig, daß es weder zum Schiffbau, noch zu sonst einer andern Zimmerarbeit tauget. Der Gipfel der Kokospalme ist mit

zehn bis zwölf Blättern besetzt, welche sehr lang sind, und in ihrer Jugend mit einer Art von Netz bekleidet sind, aus welchem Siebe gemacht werden. Aus der Mitte dieses Blätterbusches erhebt sich eine Scheide oder dicke, häutige Hülle, aus welcher die Blumen hervorbrechen. In den weiblichen Blumen ist statt der Staubfäden, welche bloß die männlichen haben, ein Stempfel, der die eyförmige, mehr als einen halben Fuß lange Frucht hervorbringet. Diese Frucht hat eine faserigte, drey Finger dicke Schale, welche unter dem Namen Kair bekannt ist, und aus welcher sowohl Schiffstaue, als einige grobe Zeuge verfertigt werden. Sie enthält eine sehr harte Nuß, von der Größe und Gestalt einer kleinen Melone, hat an einem Ende drey Löcher, und wird zu kleinen Gefäßen benutzet. Das Fleisch in dem Innersten der Nuß giebt gesunde Nahrung, daraus man in der Presse ein Oel bekömmt, das, wenn es noch frisch ist, einen sehr süßen Geschmack hat. Das Mark, welches in der Presse zurückbleibt, dient zum Futter des Viehes und Geflügels, und selbst wenn Theurung ist, zur Nahrung der Armen. Das Innerste der Nuß endlich verbirgt ein klares, erfrischendes und etwas süßes Wasser, das aber, wenn die Früchte alt werden, von einem Kerne verdrängt wird. Schneidet man die Spitzen der Blütenknospen ab, so läuft ein weißer Saft heraus, welcher frisch getrunken sehr süß schmecket, wenn er aber stehen bleibt, sich in einem nutzbaren Eßig verwandelt, distillirt einen Branntewein, und mit lebendigem Kalch gekocht, einen mittelmäßigen Zucker giebt.

Die Plantanen, Bananas, oder Pisang (Musa paradisiaca L.) wachsen büschelweise und in Gestalt der Gurken, auf einem zehn bis zwölf

Schuh

Schuh hohen, etwa eines Mannsschenkels starken Baume, dessen Blätter zu einer ungeheuren Länge anwachsen und welcher Blüte und Früchte gleich der Kokospalme, bloß an dem Gipfel trägt. Die Frucht wird roh mit Wein oder Salze, in der Asche, im Backofen, oder in der Pfanne gebraten, oder auch zu einem Muße bereitet, gegessen.

Ananas wird für die wohlschmeckedste Frucht Indiens gehalten und in England, wohin sie die Lüsternheit gebracht hat, das Stück mit einer Guinee oder sechs Thalern bezahlt. Sie schießt aus der Erde wie eine Artischocke, und ihr Saamen ist in dem Büschel, der gleich einer Krone auf der Frucht sitzt. Ein Stengel dieser Pflanze trägt auch nur eine Frucht, welche so groß als eine Melone und von Gestalt den Tannzapfen ähnlich ist.

Arekanüsse wachsen auf eine Art Palmbaum, der auf den ersten Anblick viel Aehnlichkeit mit der Kokospalme hat, aber höchstens eine Höhe von zwanzig bis dreyßig Fuß erreicht, nicht über eine Spanne dick und gerade ist, und ganz anders geformte Blätter hat. Der größte Unterschied aber besteht in der Frucht, welche eyförmig ist, eine glatte, ziemlich dicke Schaale hat und einen weißlichen Kern enthält, welcher der Substanz nach, der Muskatennuß gleich, aber weit härter ist. Diese Nuß wird häufig in Indien gebraucht; aber allein gegessen verzehrt sie das Blut und trocknet die Nerven aus, welches Uebel aber nicht zu befürchten ist, wenn sie mit Betel vermischt wird.

Der Betel ist eine Pflanze, welche gleich dem Epheu an den Bäumen hinauf kriecht. Aus jedem Gelenke ihres Stengels wächst ein fast herz-

förmi

förmiges Blatt; die Blumen entspringen aus den Winkeln der Blätter und gleichen den Pfefferblüten, mit welchen diese Pflanze überhaupt viele Aehnlichkeit hat. Diese Blätter kauen die Indier alle Stunden des Tages, wenn sie vorher eine Arekanuß hineingewickelt und etwas Muschelkalch damit vermischt haben.

Vom Zimmt und Pfeffer werden wir zu einer andern Zeit sprechen, da Hindostan nicht das eigentliche Vaterland dieser Gewächse ist und wir hier noch der drey übrigen genannten Gewächse gedenken wollen.

Der Tamarindenbaum ist zwanzig bis dreyßig Fuß hoch und sechs bis zwölf im Umfange und überall voller Zweige, welche den schönsten Schatten gewähren. Seine Blüten sind rosenfarb mit blutrothen Adern gestreift. Die Früchte, welche etwan vier Zoll Länge haben, gleichen den Gartenbohnen an Gestalt und haben ein rothes angenehmes Mark in sich, welches in der Arzneykunst gebraucht, außerdem die Frucht aber auch eingemacht gegessen wird.

Der Baumwollenbaum ist ein Strauch von mittler Größe mit weichen wolligten Blättern, welche fünf Einschnitte gleich den Blättern des Weinstocks, haben. Seine Blüten brechen wie die Rosenknospen hervor, und wenn sie abgefallen sind, schwellen die Knospen auf und bringen gleichsam durch eine neue Blüte die Baumwolle hervor.

Der Banjanenbaum wird auch die indische Feige genannt, und ist so blätterreich, daß man bis auf die Erde herab, wegen Menge derselben wenig von dem Stamme zu sehen bekommen kann.

kann. Seine Früchte hängen traubenweise an einander und riechen wie reife Quitten, sollen aber nicht eßbar seyn.

Alle diese und mehrere wohlriechende oder doch das Auge durch Schönheit und Farben erquickende Bäume, Blumen und Kräuter bedecken die Gefilde Hindostans und machen in der Vermischung mit angebauten Feldern, dies Land zu einem schönen Garten, dessen Nutzbarkeit wenigstens eben so groß als seine Schönheit ist.

So reich das Land an Erzeugnissen des Pflanzenreichs ist, eben so große Schätze verbirgt es in dem Schooße seiner Gebirge. Hier fehlt keines der Metalle, welche sowohl in der That als in der Einbildung der menschlichen Gesellschaft zum Bedürfniß worden sind. Man findet, oder fand wenigstens ehedem Gold und Silber in den Gebirgen Hindostans, aber seitdem der Handel mit Europa so beträchtlich geworden ist, und dadurch alles unser Gold und Silber hier zusammenfließt, seitdem wird in ganz Ostindien überhaupt nur wenig nach diesen Metallen gegraben, und soviel man weiß, auch in Hindostan von Metallen nichts weiter als Bley, Eisen und Kupfer in den Bergen aufgesucht. Man gräbt auch Marmor, Agathe, Jaspis, Onych, Lapis Lazuli, Diamanten und andre edle Steine, der Bergbau ist aber überhaupt noch zu wenig auf feste Grundsätze gegründet, die Naturkenntniß ist ein zu fremdes Studium und die immerwährenden Kriege haben die Betriebsamkeit und den Fleiß der Einwohner zu sehr zurückgesetzt, als daß die Gebirge Hindostans durchaus in ihrem Innern bekannt seyn sollten.

Ein

Ein Land von so guter Beschaffenheit als wir Hindostan bisher haben kennen lernen, kann auch nicht arm an mancherley Thierarten seyn und wirklich findet man auch einen großen Ueberfluß theils nutzbarer, theils schädlicher Arten, von denen wir wenigstens die vorzüglichsten anführen wollen. An zahmen Vieh giebt es große Heerden von Kamelen, Dromedarien, Pferden, Ochsen und Büffeln. Die Ochsen haben einen großen Höcker knorplichten Fleisches zwischen ihren Schultern, und werden nicht allein zur Feldarbeit benutzt, sondern auch zum Reiten und Fahren gebraucht. Die indischen Pferde sind von schlechter Beschaffenheit, daher auch viele persische Pferde eingeführt werden: die Kamele und Dromedare aber ersetzen diesen Mangel vollkommen und sind wegen ihrer Stärke und Mäßigkeit, vorzüglich aber weil sie lange zu dürsten im Stande sind, den Pferden in einem heißen Lande weit vorzuziehen. Die Schafe, unter denen auch viele Ziegen gehalten werden, sind groß, zum Theil gehörnt, haben meist polsterförmige Fettschwänze und ein schönes Fleisch, ihre Wolle aber ist grob und von keinem Werthe. Der Elephant gehört wenigstens in soweit mit zu den zahmen Thieren, daß er sich zähmen und sodann als ein nutzbares Hausthier brauchen läßt. Der Elephant ist das größte unter den bekannten vierfüßigen Thieren, oft von zwölf bis funfzehn Fuß Höhe, von plumper, unbehülflicher Gestalt, mit einer dicken, wenig haarigen Haut, langen und breiten herabhangenden Ohren und einem langen Rüssel, den er zu seiner Vertheidigung und überhaupt fast zu allem brauchen kann, wozu wir eine Hand nöthig haben, und zwey großen, hervorragenden Zähnen, welche das sogenannte Elfenbein geben. Diese Thiere gehen heerdenweise in Indien mit einander

ander und nähren sich von Laub, Gras, Reis und andern Hülsenfrüchten. Außer den Verwüstungen, die sie in den Gärten und auf den Feldern anrichten, sind sie den Menschen weiter nicht schädlich, außer wenn sie beleidiget werden, da sie denn den Beleidiger selbst unter dem dicksten Haufen von Menschen herauszusuchen wissen, ihn mit ihrem Rüssel in die Luft schleudern und mit den Füßen zertreten. Sie werden theils bloß der Zähne und der Haut wegen getödtet, theils lebendig gefangen und gezähmet. Die zahmen Elephanten braucht man im Kriege, wo sie auch, ehe das Schießgewehr erfunden ward, wirklich fürchterlich waren, zum Staat an den Höfen der indischen Großen, welche zuweilen hundert und mehr Elephanten, gewöhnlich auch einen Leibelephanten haben, dessen sie sich zum Reiten bedienen, zu Fortschaffung großer Lasten u. s. w. und die glaubwürdigsten Reisenden erzählen Dinge von diesen Thieren, die so außerordentlich sind, daß sie sich gar nicht anders als mit Voraussetzung von Ueberlegung und Scharfsinn erklären lassen.

Ein anderes, aber weder nutzbares noch verständiges Thier, ist das Nashorn oder Rhinoceros, von dessen Kampfe mit dem Elephanten, die ältesten Reisenden sonst sehr wundervolle Abentheuer zu erzählen wußten. Er ist größer und dicker als der stärkste Ochse, und hat ein haarloses, runzliches, außerordentliches dickes Fell und uber der Nase ein starkes aber kurzes Horn mit auswärts gekehrter Spitze. Sein liebster Aufenthalt sind Sümpfe und Moräste, wo er sich gleich den Schweinen herumwühlet. Hirsche, Rehe, wilde Schweine, Hasen, Antelopen, Zibet oder Moschuskatzen, Gemsen und andres Wildpret ist überall gemein, und in den gebirgigten Gegen-

den

den sind aber auch Löwen und Tyger, welche zum Theil so groß sind als Pferde, Leoparden, Schakals, eine Art wilder Hunde, welche die Todten aus den Gräbern holen, Wölfe und Bäre anzutreffen, die nicht allein die Reisen in solchen Gegenden sehr unsicher machen, sondern auch in das bewohnte Land herabgehen und unter den Viehheerden große Verwüstungen anrichten, ja sogar zuweilen in die Dörfer kommen und Menschen herausholen sollen. In den südlichen Provinzen Hindostans giebt es überdem noch eine unsägliche Menge Affen von allerhand Arten, große und kleine, mit und ohne Schwänze, mit und ohne Bärte, mit langen und kurzen Aermen, welche die Wälder von ihrem Geschrey ertönen machen, Weinberge, Obstgärten und Zuckerrohrfelder ausplündern, und da, wo sie der Hindus aus Religionsvorurtheilen heget, wohl so dreust sind, selbst in den Häusern zu stehlen.

Von Geflügel giebt es in Hindostan Gänse, Enten, Hühner, Tauben, Rebhühner, graue, grüne, rothe und weiße Papagoyen, Pfauen und viele Arten Wasservögel. Auch ist eine Art Fledermäuse nicht selten, welche die Größe eines Rebhuhns haben, und deren Fleisch zuweilen gegessen wird. Im Meere, den Flüssen und im stehenden Wasser giebt es eine Menge Fische, wohin auch sehr viele gehören, welche mit den in Europa bekannten, gar keine Aehnlichkeit haben. Dahin gehört unter andern der Krampffisch, (Raia Torpedo) eine Art Plattfisch, die sich gern in morastigen Wäldern aufhält. Sein Bauch ist weiß, der Rücken hochgelb; das oberste Theil des Mundes ist klein und ohne Zunge; am Schwanz hat er zwey Floßfedern und seine Nahrung sind andre

dre Fische. Wer diesen Fisch anrührt, dem erstarrt augenblicklich der Arm, und wenn er auch mit einem Stocke bloß angerührt wird, so kann eine Erstarrung darauf folgen, welche tödtlich werden kann. Zu andern Wasserthieren gehört die Seekuh, welche von der Dicke eines Pferdes und zehn bis zwölf Fuß lang ist; das Maul gleicht einem Kuhmaule, der Hals ist kurz und dicker als der Kopf, am dicksten aber ist sie unter den Schultern, unter welchen sie an jedem Ende eine große Floßfeder hat. Das Fleisch dieses Thieres ist ganz weiß und der Schwanz wird für etwas sehr delikates gehalten. Das Thier giebt ohngefähr dreyßig Tonnen Thran, welcher sehr gut ist. Schildkröten sind ebenfalls in Menge, und es giebt ihrer, welche über hundert Pfund wiegen. Diese Thiere fressen Gras und ihr gewöhnlicher Aufenthalt ist auf dem Grunde der See, von wo sie, wenn sie saufen wollen, an die Mündung süßer Wässer gehen. So fischreich aber auch die Flüsse sind, so sind sie doch auch wieder mit Krokodillen angefüllt, welche gemeiniglich funfzehn bis sechszehn Fuß Länge haben. Diese Thiere gleichen an Gestalt der Eydechse, sind überall mit blauen Schuppen gepanzert, durch welche keine Kugel dringen kann, und ihr Rachen ist voll schrecklicher Zähne. Der Krokodill ist sehr begierig auf Hunde- und Menschenfleisch, die Indianer essen aber sein Fleisch wieder, welches wohlschmeckend seyn soll, dabey aber einen starken Bisamgeruch hat. Zuletzt müssen wir noch erwähnen, daß an den Küsten des bengalischen Meerbusens sehr schöne Perlen gefischt werden. Bienen giebt es häufig und die Seidenraupe ist hier eigentlich zu Hause und von hieraus in die andern Gegenden der Erde gebracht worden. Dafür aber werden die Einwohner auch durch eine Menge Ungeziefer beunru-

higt, als Scorpione, welche so groß als ein kleiner Krebs sind und tödtlich verwunden, Ratten, welche ebenfalls größer als die hiesigen und so dreust sind, daß sie sogar Menschen im Schlafe verwunden sollen, Fliegen, Muskitos, eine Art Mücken, Wandläuse und vorzüglich verschiedene zum Theil sehr giftige, zum Theil so große Schlangen, daß sie einen Menschen tödten und auffressen können. So vertheilt die Natur immer ihre Geschenke, daß, wenn sie Schönheiten und Annehmlichkeiten die Fülle auf irgend einen Fleck der Erde streuet, sie auch mehrere und größere Unannehmlichkeiten daneben leget als dahin, wo sie ihre Gaben mit sparsamer Hand ausspendet.

b) Einwohner.

Die Einwohner von Hindostan können in Absicht der Religion in drey, und in Ansehung der Nation in sehr viele Klassen getheilt, die am Ende doch aber wieder auf drey Klassen gebracht werden können. Sie sind nämlich: Mohämedaner, welche auch unter dem allgemeinen Namen Mohren begriffen werden, Heiden und Christen, Mogoln, Hindus und Fremde, wohin die Europäer, Araber, Perser und verschiedene Arten Tatarn gehören. Ueberhaupt soll die Volksmenge in dem eigentlichen Hindostan auf hundert Millionen Menschen betragen. Wir wollen nun diese Einwohner näher kennen zu lernen suchen.

Mogolen.

Die Mogolen sind zwar eigentlich auch Fremde, allein sie sind, wie wir aus der Geschichte von Hindostan sehen werden, die Eroberer dieses Landes und verdienen daher wegen des Alters ihres Besitzes, immer als Landeseingeborne betrachtet zu werden. Diese Mogolen sind meistentheils lange und wohlgebaute Leute, mit schwarzgelber oder olivenfarber Haut und harten schwarzen Haaren, die sie bis auf eine Locke abschee-

ren

ren, und auch im Gesicht nur als Knebelbart stehen lassen. Wie sie zuerst nach Hindostan kamen, waren sie wilde, grausame, zugleich aber mit allen Wollüsten unbekannte Leute, seitdem aber hat das milde Klima die rauhe Oberfläche ihres Karakters abgeschliffen und ihre Wildheit in Höflichkeit und Artigkeit im Umgange verwandelt. Der Mogol ist edel und redlich, treu seinem Wort und ernsthaft in seinem ganzen Betragen, aber er hat auch die Freude kennen gelernt und das zwar so sehr, daß Pracht, Schauspiele und andre sinnliche Vergnügungen jetzt von ihm geliebt und gesucht werden. Die Kleidung hat bey Reichen und Armen, Vornehmen und Geringen dieselbe Gestalt, und nur in Ansehung der Kostbarkeit ist sie von einander verschieden. Alle Männer tragen lange Röcke, welche bis zu den Knöcheln herabgehen, oben glatt anliegen, unten aber sehr weit werden, und vorn von oben bis unten mit Bändern gebunden sind. Unter diesen Röcken tragen sie eine leichte Weste von seidenem oder baumwollenem Zeuge, welche zugleich statt des Hemdes dienet und bis auf die Hüften herabgehet. Die Beinkleider sind oben sehr weit und in viele Falten gelegt, unten aber enge und bis auf die Fersen reichend. Strümpfe tragen sie gar nicht, sondern gehen in ihren weiten, unsern Pantoffeln ähnlichen Schuhen barfuß. Um den Leib wird ein Gürtel von weißem baumwollenen Zeuge und über diesen ein anderer von rother Seide mit goldnen und weißen Streifen und großen Quasten gewunden; zwischen dem Gürtel und Rocke der Dolch getragen und der Kopf mit einem leichten Turban von weißem baumwollenen Zeuge mit goldenen oder seidenen Streifen bedeckt.

Die Weiber winden ein Stück Musselin vom Gürtel an bis auf die Füße um den Leib, unter welchem sie gleich den Männern, Hosen tragen. Mit dem Oberleibe gehen sie in ihren Wohnungen bloß, wenn sie aber ausgehen, haben sie einen Leibrock mit einer Binde und einem Schleyer. Ihre Haare binden sie mit langen Bändern ein, die hinten herunterhängen. Im ganzen Rande der Ohren haben sie Ohrgehänge und im untern Theile des linken Nasenlochs einen Ring, dergleichen sie auch an den Fingern, Aermen und Beinen tragen.

Ihre Häuser werden von Holz oder Backsteinen oder Erde erbauet, mit Kalk und Kuhmist verküttet und mit einer Vermischung von Kräutern, Milch, Zucker und Harz glänzend gemacht. Sie sind groß, geraum und haben viele Gemächer; die meisten haben flache Dächer und Altäne, und bey den Wohnungen der Reichen findet man schöne Gärten mit Teichen, Fischbehältern und Bädern, weil sie keinen Tag, ohne das Bad zu gebrauchen, vorbeygehen lassen. In ihren Häusern findet man zum Theil prächtiges Hausgeräthe an persischen Tapeten, sinesischen lackirten Möbeln, Porzellan, goldenen und silbernen Gefäßen u. s. w. wozu noch die Pracht kömmt, welche sie mit wohlgebildeten und gekleideten Sklaven beyderley Geschlechts treiben. Soviel Aufwand aber auch hierinnen die Mogolen machen, so mäßig sind sie in Ansehung der Speisen und Getränke. Ihre gewöhnlichste Speise ist Reis, und obgleich Fleisch und Federvieh äußerst wohlfeil ist, so essen sie doch nur sehr wenig davon. Wasser ist dabey ihr gewöhnliches Getränke, wiewohl sie auch zwey Arten Wein, einen, welcher durch Einschnitte aus dem Toddibaum gezogen, der andere, welcher distillirt und Arack genennt wird, haben. Der Gebrauch des ordentlichen Weins ist

ihnen

ihnen als Mohämedanern untersagt, obschon verschiedene sich in Geheim über dieses Verbot hinwegsetzen. Im übrigen befolgen sie die Vorschriften des Korans ziemlich genau, und die Meisten würden lieber sterben, als daß sie das Gesetz übertreten sollten. Sie haben auch schöne Metscheds und eine Menge Pfaffen und Mönche, die durch die niedrigsten Kunstgriffe sich bey dem abergläubischen Pöbel in Ansehen erhalten und mit den heidnischen Pfaffen um die Wette, durch Fasten und Büssungen, sich den Anschein einer übermenschlichen Heiligkeit zu verschaffen suchen. Mit der Religion haben sie auch die arabische Sprache bekommen, ihre eigene Sprache hat aber viel Verwandtschaft mit derselben. Die Wissenschaften haben noch wenig Fortschritte unter ihnen gemacht, und die Vorzüglichste ist die Sterndeuterkunst, von welcher sie sehr abergläubische Verehrer sind. Doch haben sie auch einige Dichter und Geschichtschreiber, welche sich nach arabischen Mustern gebildet haben und nicht ganz schlecht sind. — Soviel von den Besiegern Hindostans, die besiegten Hindus werden uns ein Gemälde von einer ganz verschiedenen Art liefern.

Hindus.

Die alten Einwohner des Landes, deren Ursprung bis jetzt noch kein Geschichtsforscher auch nur wahrscheinlich vermuthet hat, sind ein so sanftes und friedfertiges Volk, daß es bisher noch einem jeden leicht geworden ist, der sich die Mühe hat nehmen wollen, sich dasselbe unterwürfig zu machen. Sie sind kleiner wie die Mogolen, aber schlank und von angenehmer Gesichtsbildung. Ihre Farbe fällt sehr ins Braune, doch sind die in den nördlichen Provinzen wohnenden viel weisser, als die in den südlichen. Die verschiedenen Stämme, von denen wir bald umständlicher sprechen werden, unterschei-

terscheiden sich theils durch den Schnitt der Bärte, theils durch das verschiedene Bemalen ihrer Leiber und Stirnen, theils endlich durch das Winden ihrer Turbane. Die Zähne machen sie schwarz und fassen sie auch wohl mit Goldblech ein, welches besonders bey Lichte, einen fürchterlich schönen Anblick machen soll. Vom Baden halten sie sehr viel, gleich den Mohämedanern, die am Ganges wohnen, vorzüglich, weil sie das Wasser dieses Flusses für ein Reinigungsmittel von allen Sünden halten und die Vornehmen salben sich täglich mit wohlriechenden Oelen. Ihre Kleidung ist meist weiß, geht über die Brust bis an die Schultern, und wird von da bis an die Mitte des Leibes mit Schnüren zugebunden. Ihre Beinkleider reichen bis auf die Knöchel, daher sie auch keine Strümpfe, sondern die Holz- oder vergoldeten Lederschuhe an den bloßen Beinen tragen. Die Kleidung der Weiber besteht in einem feinen, durchsichtigen Kattun, der schlaff über den Schultern zusammengebunden und zwischen den Schenkeln aufgeschürzt ist. Die Haare werden bloß getragen und auf verschiedene Arten geflochten, und von den Reichen mit Gold und Edelsteinen, von den Armen aber mit Jesminkränzen geschmückt. Außerdem kennen sie wenig Pracht, sowohl ihre Wohnungen als Speisen zeugen von der unschuldigen Einfalt, die man in allen ihren Sitten bemerkt. Jene sind meist klein von Erde, mit Stroh vermischt aufgeführt und mit Stroh bedeckt; die Vornehmen und Reichen aber leben den Sommer über gewöhnlich in Zelten, die sie bald da bald dort aufschlagen lassen; diese aber die Speisen sind ganz ungekünstelt, und bestehen fast bloß in Reis, Erd- und Baumfrüchten, wozu sie Regenwasser, zuweilen doch aber auch Thee und Koffee trinken.

Vom

Vom Karakter ist es das sanftmüthigste, friedfertigste und vielleicht auch arbeitsamste Volk der Erde. Mit Entzücken sprechen Reisende von der ununterbrochenen Arbeitsamkeit, welche das Leben der Hindus ausfüllet, von der Mäßigkeit und Unbefangenheit von allen Leidenschaften, in welcher sie leben, von der Sanftheit ihres Betragens, der Redlichkeit und Tugend, die alle ihre Schritte begleitet. Sie kennen das Laster meist nur dem Namen nach, und fast ist es bloß übertriebene Tugend, die man ihnen vorwerfen kann. Mehrere philosophische Köpfe haben sich schon bemüht, den Grund der so beyspiellosen Sanftheit der Hindus aufzufinden, und haben ihn theils in der Enthaltung von Fleischspeisen, theils in der ganzen Lebensart dieses Volks zu finden geglaubt, von der sie seit Jahrtausenden noch nicht abgewichen sind, weil sie ihnen durch ihre Religion zum Gesetz gemacht ist.

Eben so ist es auch mit den Klassen oder Kasten, in welche sie sich theilen, und von denen jede noch immer durch eben dieselben scharfen Gränzlinien bestimmt ist, als sie es in dem Augenblicke der ersten Stiftung war. Da diese Eintheilung in Kasten, theils selbst mit verschiedenen Merkwürdigkeiten verknüpft ist, theils sehr viel zur Erläuterung unserer folgenden Nachrichten von Ostindien beytragen kann, so wird eine kleine Nachricht davon hier wohl nicht am unrechten Orte stehen.

Die erste Klasse besteht aus den Bramanen, welche der indischen Mythologie nach, aus dem Haupte des Brama entstanden sind, daher sie auch für sehr erhabene Personen gehalten werden, und den Religionsdienst zu besorgen haben. Ihr Stamm wird wieder in drey Klassen getheilt, welche sich durch verschiedene Gebräuche von einander unter-

scheiden, und jede ihre besondern Verrichtungen bey dieser oder jener Gottheit haben. Alle tragen sie eine Binde auf dem nackten Leibe, welche von der Linken zur Rechten herabgeht, und aus einer sehr genau bestimmten Anzahl baumwollner Fäden besteht. Sie gehen meist alle mit unbedecktem und bis auf einen kleinen Haarbüschel abgeschornem Haupte, und ihre Kleidung besteht aus einem Stücke Zeug, welches sie über den Hüften um den Leib winden, zwischen den Schenkeln durch, in die Höhe ziehen und das eine Ende davon vorn überhängen lassen. Sie dürfen heurathen, aber alles, was Leben hat, ist ihnen zu essen untersagt. Noch drey andre Klassen nennen sich auch Bramanen, werden aber von den ächten nicht dafür erkannt, wie sie denn auch nicht in den Tempeln dienen, sich gleich den übrigen Hindus kleiden, und jedem, der sie bezahlt, ihre Dienste leisten. Die Bramanen der drey ersten Klassen, sind die Bewahrer und Ausleger der heiligen Bücher, die Lehrer des Volks und Schiedsrichter aller Streitigkeiten. Weil ihrer aber zuviel sind, als daß sie alle an den Altären dienen könnten, so nähren sich viele vom Wahrsagen, und andre leben wie Mönche in den Klöstern, welche von Königen oder reichen Privatleuten gebauet worden sind. Sie sind so heilig, daß sie wegen keines Verbrechens mit dem Tode bestraft werden können; hat aber einer den Tod verdient, so werden ihm die Augen ausgestochen. Einen Bramanen zu tödten, ist eine der größten Sünden, daher auch der Mörder zwölf Jahre lang als Pilgrim umherwallen, mit der Hirnschale des getödteten Bramanen in der Hand Allmosen betteln, und aus derselben alles, was ihm gegeben wird, essen und trinken muß. Sind die zwölf Jahre aber verflossen, so muß er selbst viele Allmosen geben, und der

Gott-

Gottheit, dessen Priester der erschlagene Braman war, einen Tempel bauen. Ihre Moral ist übrigens sehr rein und ihr Glaubensbekenntniß selbst enthält nur sehr wenig, woran die gesunde Vernunft etwan etwas auszusetzen finden möchte, wenn sie gleich, wie alle Priester falscher Religionen, den Pöbel in seiner angeerbten Dummheit zu erhalten suchen.

Den zweyten Stamm machen die Retris oder Schutres aus, welche wieder aus drey Klassen bestehn und entweder Fürsten (Rajahs) oder Soldaten sind. Diese Kaste darf durchaus kein Gewerbe oder Handlung treiben, aber alle Arten Fleisch, das Kalbfleisch ausgenommen, ist ihm zu essen erlaubt.

Die dritte Kaste heißt Weinsjas oder Banjanen. Die hierzu gehörigen Hindus treiben alle ein nützliches Gewerbe und sind Kaufleute, Wechsler, Juweliers, Schreiber, Buchhalter, Mäkler u. s. w.

Zu der vierten Klasse der Schutres oder Sudders, welche wieder in die rechte und linke Hand abgetheilt wird, gehören mehrere Unterabtheilungen, als Ackerleute, Tagelöhner, Leinweber, Barbierer, Aerzte wider den Schlangenbiß u. s. w. Die Parias machen die unterste Klasse aus, und werden von den übrigen als unehrliche Leute angesehen, welche oft nicht einmal unter die Stände gerechnet werden, von aller bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen sind und von allen Wohnungen entfernt leben müssen. Ihre kleinen Dörfer bestehn aus elenden, niedrigen Hütten, bey denen sie auch besondere Brunnen haben müssen, die sie mit Thierknochen einfassen, damit sie jedermann kennen

nen und vermeiden kann. Sie werden für so unrein gehalten, daß sie, wenn sie mit einem andern Hindus zu sprechen haben, die Hand vor den Mund halten müssen, damit ihr Athem den andern nicht berühre. Die Bramanen dürfen diese Leute nicht ansehen und jeder Braman muß davon laufen, wenn er einen Paria gewahr wird. Die Parias gehören zu keiner Sekte, daher sie auch nicht in die Tempel kommen dürfen, aber auch von dem Gebete und Opfer frey sind, und an kein Gesetz, in Absicht der Speisen gebunden sind. Den Haß, welchen die Parias zu tragen haben, müssen auch die Europäer mit ihnen theilen. Jeder Stamm macht also gewissermaßen für sich ein besonderes Volk aus, welches sich durchaus nicht mit dem andern durch Heurathen vermengen oder eine andre Beschäftigung treiben darf als diejenige, welche ihm durch Gesetz und Herkommen vorgeschrieben ist.

Diese, die wahre Würde des Menschen so herabsetzende Abtheilungen, sind auch zum Theil mit Ursache, daß die Hindus bisher wenige oder gar keine Fortschritte in Künsten und Wissenschaften gemacht haben. So sind z. B. ihre besten Gemälde bloß illuminirte Bilder, wo die Figuren blau und roth geschmiert sind, und nicht das Geringste von Licht und Schatten zu spüren ist. Der größte Werth ihrer gedruckten Leinwand besteht allein in der Lebhaftigkeit der Farben, die man noch dazu nicht der Geschicklichkeit des Künstlers, sondern der Beitze zuschreiben muß. Nicht besser ist es mit der Bildhauerkunst beschaffen, und alle ihre Bildsäulen, die man in den Tempeln sieht, sind so schlecht gezeichnet als gearbeitet. Die Baukunst wird völlig unregelmäßig betrieben, wie man an den Tempelthürmen gewahr wird, welche das einzige sind, wor-

aus

aus sich ihre Geschicklichkeit beurtheilen läßt; wiewohl man doch wieder gestehen muß, daß diese Tempel etwas Edles haben und durch ihren ganzen Anblick den Wohnsitz der Götter verkündigen. Die Musik ist nicht vollkommner als die übrigen Künste. Ihr Gesang ist ohne alle Harmonie, und von allen ihren musikalischen Instrumenten ist keines zu Begleitung der Singstimmen geschickt. Die Vorzüglichsten dieser Instrumente sind: eine Art Trompeten, womit des Volk von den Tempeln oder Pagoden herab an die Gebetsstunden erinnert wird, wozu auch eine Art hölzerner Pauken, eine längliche Trommel und ein Paar kupferne Becken gebraucht werden. Ferner verschiedene Arten Flöten, eine Sackpfeiffe, eine lange Trompete, eine Geige u. s. w.

Ihre Handwerke sind äußerst einfach, weil sie wenig Werkzeuge brauchen und das meiste mit den Händen verrichten. Der Schmidt z. B. hat seine Werkstatt und Esse überall bey sich und arbeitet, wo man ihn haben will. Er richtet die Schmiede vor dem Hause dessen auf, der ihn gebraucht, führt aus Erde eine kleine Mauer auf, vor welcher er seinen Heerd anlegt und hinter welchem zwey lederne Blasebälge stehn. Statt des Amboßes nimmt er einen Stein, und sein übriges Werkzeug ist Zange, Hammer, Schlägel und Feile.

Mit dem Landbau steht es nicht besser. Reis ist ihre vorzüglichste Nahrung und der Bau desselben auch ihre wichtigste Beschäftigung, und in den Maschinen, wodurch die Bewässerung der Reisfelder geschieht, ist auch die einzige Kunst in ihrem ganzen Landbau zu spüren.

Die

Die Wissenschaften schlummern noch in dem niedrigsten Stande der Kindheit, oder sie sind vielmehr erst zu demselben herabgesunken, weil das ganze jetzt veranstaltete Religionssystem der Hindus, und die Fabeln, welche dem Lokman und Pilpai zugeschrieben werden, weit mehr Philosophie verrathen, als die heutigen besitzen. So besteht jetzt ihre Arzneykunst bloß in der Zubereitung und dem Gebrauche einiger Kräuter, und die Aerzte sind im höchsten Grade unwissend. Nur in der Astronomie, welche auch wahrscheinlicherweise von ihnen zu den übrigen Völkern der Erde gekommen ist, haben sie es etwas weiter gebracht, und sind wenigstens die Sonnen- und Mondfinsternisse ziemlich genau zu berechnen im Stande. Die Helle in religiösen Begriffen, hängt von dem Grade der Vollkommenheit ab, in welchem sich andre Wissenschaften befinden, und man darf sich daher nicht wundern, daß das Religionssystem der Hindus so voll kindischer Ungereimtheiten ist, wenn gleich kluge Hindus über die Mährchen lachen, mit denen die eigennützigen Bramanen den Pöbel zu täuschen suchen.

Die Hindus verehren drey Hauptgötter, den Bruma, (oder Brama,) Schiwen und Wischtnu, welche ehemals wohl eine einzige ausgemacht haben mögen, nachher aber als die Haupteigenschaften der Gottheit personificirt wurden, in drey besondre Götter verwandelt worden sind. Noch findet man auch die Abbildung aller drey in einer Menschengestalt mit drey Köpfen in vielen Pagoden. Brama, welches Gott der Schöpfer ist, hat jetzt weder Tempel noch Gottesdienst mehr, nur die Bramanen beten alle Morgen zu ihm. Als eine Ursache dieser Herabsetzung giebt die Mythologie an, daß Brama mit Schiwen und Wischtnu sich ver-

unei-

uneiniget habe, und endlich vom Schiwen verflucht worden sey. Brama war übrigens der erste Gesetzgeber der Hindus, der ihnen den Feldbau gelehrt und sie von der wilden Lebensart entwöhnt haben mag. Man bildet ihn mit vier Aermen und Köpfen ab, welche das Symbol der vier Vedams oder heiligen Bücher seyn sollen. In der einen Hand hält er einen Ring, das Zeichen der Unsterblichkeit, in der andern eine Flamme, das Zeichen der Stärke, und mit den beyden letzten Händen schreibt er, wodurch seine gesetzgebende Macht angedeutet werden soll. Seine Gemahlinn ist die Göttinn der Wissenschaften.

Wischtnu wird unter verschiedenen Namen und als die erhaltende Kraft der Natur verehret. Er heurathete die Göttinn der Reichthümer und die Göttinn der Erde: mit der ersten aber zeugte er den Gott der Liebe, der die Ausschweifung zur Frau hat. Die Geschichte seiner Verwandlungen ist außerordentlich weitläuftig, worunter seine Verwandlung in einen Menschen die merkwürdigste ist, da er unter dem Namen Rama die Erde von Ungeheuern und Tyrannen befreyete, und ihre Bewohner in der Lehre von der Seelenwanderung unterrichtete. Seine letzte Verwandlung wird die Zerstörung der Erde mit sich bringen. Er sitzet auf der Schlange Adisseschen, welche tausend Köpfe hat und die Welt trägt, daher er auch in so verschiedenen Gestalten er übrigens abgebildet wird, in allen Tempeln mit dieser Schlange vorgestellt ist.

Schiwen ist der zerstörende Gott. Seine Verehrer gestehen dem Brama und Wischtnu nicht die Ehre der Gottheit zu. Seine Geschichte ist so weitläuftig wie die des Wischtnu.

Außer

Außer diesen drey Hauptgottheiten haben die Hindus noch eine Menge Halbgötter, dreyhundert und dreißig Millionen Geister, viele Heilige und nicht wenig böse Geister, welche zum Theil wieder aus ihrem unglückseligen Zustande herauskommen können. In Ansehung der Weltschöpfung sind die Meynungen der Hindus verschieden; denn einige glauben, daß alles was ist, nur ein Theil der Gottheit sey, und einst mit derselben wieder vereinigt werde, andre behaupten, daß Gott durch seinen bloßen Willen fünf ursprüngliche Kräfte, von welchen alles herkömmt, geschaffen habe. Das ist die erste Schöpfung, seit welcher aber Gott dreymal wieder geschaffen hat, von welchen drey Schöpfungen sie wieder mehrere Beschreibungen haben. Ihre Moral ist sehr rein, und wenn sie gleich die Seelenwanderung annehmen, so glauben sie doch, daß die weisen und vollkommen tugendhaften Menschen, die ewige Herrlichkeit zur Belohnung erhalten, und daß ihre Seelen niemals in einem andern Körper geboren werden. Ihre Hölle ist ein Sammelplatz der schrecklichsten Plagen und Martern, die sich eine mehr verbrannte, als erwärmte Imagination nur einbilden kann, doch aber nehmen sie keine ewige Dauer der Höllenstrafen an, sondern glauben, daß sie nach mehrern Jahrtausenden ein Ende haben werden.

So abgeschmackt diese Theologie nun auch in vielen Stücken ist, so ist doch Indien gewiß die Wiege der ägyptischen und andrer Religionen des Alterthums, und bloß die Unbekanntschaft mit dem innern Geiste der alten bildlichen Vorstellungen, und der ersten Sprache, ist Ursache, daß so lächerliche und verschiedene Meynungen sich in die Religion der Hindus gemischt haben. Nichts gleicht

dabey

dabey der Anhänglichkeit, welche dieses Volk für seine Religion hat, und weder Mohämedanern noch Christen ist es bisher gelungen, nur einen aus den höhern Kasten von dem Glauben seiner Väter abwendig zu machen, und so sehr sich auch die Anhänger des Schiwen und Wischtnu hassen, so kommen sie doch in den Grundlehren von den Eigenschaften Gottes und der Seelenwanderung wieder mit einander überein. Diese Grundsätze von der Seelenwanderung, nach welchen menschliche Seelen sehr oft in den Fall kommen können, Thierkörper zu bewohnen, sind auch der Grund, warum sie die Gottheit mit keinem blutigen Opfer verehren, und viele sich alles Fleischessens gänzlich enthalten.

Die Hindus haben verschiedene heilige Bücher, von denen die Vedams die vorzüglichsten sind, welche in der jetzt ausgestorbenen Sprache Samskret geschrieben sind. An Tempeln fehlt es den Hindus nicht. Sie heißen Pagoden, und sind zum Theil noch aus dem höchsten Alterthume. Ihre gottesdienstlichen Feste, deren sie sehr viele feyern, werden mit vielem Pompe begangen, und sind meistentheils Erinnerungen an diese oder jene Wunder, welche die Gottheiten der verschiedenen Sekten irgend einmal gewirkt haben.

Außer den Bramanen giebt es in ganz Ostindien noch sehr viel religiöse Schwärmer, deren überspannte Einbildungskraft sie die schrecklichsten Martern und Peinigungen als Dinge ansehen lehret, wodurch sie sich den Beyfall der Gottheit ganz unfehlbar erwerben können. Dahin gehören erstlich die Sanias, welche fast nackend gehen, keine bestimmte Wohnung haben, und bloß vom Allmosen leben; ferner die Pandarons, von der Sekte des

Schi-

Schiwen, die sich das ganze Gesicht, Brust und Aerme mit Kuhmist bestreichen, und so schmutzig und elend als die vorigen leben. Dieser Pandarons giebt es verschiedene Arten. Die Sekte des Wischtnu hat ebenfalls dergleichen Büßende, von denen aber die eigentlichen Büßer wieder unterschieden sind, welche auch die schwerste Rolle unter allen diesen heiligen Schwärmern zu spielen haben. Einige geißeln sich bis aufs Blut, oder lassen sich zeitlebens mit einer Kette an einen Baum schmieden; andre thun das Gelübde, beständig die Hand geschlossen zu halten, die Aerme kreuzweise über die Brust zu legen u. s. w. Alle aber halten sich für Heilige, und lassen sich von keinem Europäer berühren, weil sie sonst verunreinigt werden.

So weitläuftig wir auch schon von den Hindus gesprochen haben, so dürfte es doch nicht überflüßig seyn, wenn wir zum Beschluß noch etwas von ihren Heyrathen und Begräbnissen sagen.

Die Ehe wird von den Hindus für die wichtigste Handlung des bürgerlichen Lebens gehalten, und ohne ein Kind, sollte es auch nur ein angenommenes seyn, aus der Welt zu gehen, ist in ihren Augen das größte Unglück, welches ihnen begegnen kann. Ihre Heyrathen sind von doppelter Art: 1) auf den Pariam, da man eine gewisse Summe an den Vater der Braut bezahlen muß; 2) auf das Kanniga Danam, wenn das Mädchen ohne Geld weggegeben wird. Liebe kömmt bey beyden Arten nicht mit in Anschlag, sondern die Eltern suchen den Mangel derselben durch die Gunst der Götter zu ersetzen, daher die Kalendermacher ihre Bücher aufschlagen, die Vorbedeutungen prüfen, und nachher den Willen der Götter bekannt machen. Die Hochzeiten sind sehr kostbar; oft kommen fünf bis sechs-

tau-

tausend Bramanen bey einer zusammen, daher eine solche Hochzeit oft zweymalhunderttausend Thaler zu stehen kommen soll. So prächtig aber auch die Hochzeitfeste der Reichen sind, so sind es ihre Leichenbegängnisse doch bey weitem noch mehr. Alle werden des Abends begangen, die Gebräuche aber sind sehr verschieden; da z. B. die Verehrer des Schiwen ihre Todten begraben, die des Wischtnu sie aber verbrennen. Heulen, auf der Erde sich herumwälzen, und Haarausraufen sind die gewöhnlichen Zeichen der Traurigkeit. Falsch ist es aber, wenn ältere Nachrichten behaupten, daß die Hindus durch Ergreifung eines Kuhschwanzes selig zu werden gedächten. Dieser Irrthum rührt daher, daß in den Pagoden Gemälde befindlich sind, auf denen das Godanam vorgestellt ist, d. i. wo der Sterbende dem Bramanen einige Kühe schenkt, der zum Zeichen des Eigenthums die Kuh bey dem Schwanze ergreifen muß. Ist eine Leiche in einem Hause, so bindet der Braman einen Ring von einer Art Hundsgras an die Finger des Verstorbenen, reinigt das Haus mit Weihwasser, und betet, während daß ihm die Anwesenden Geschenke geben müssen. Dann flüstert er dem Todten die Einweihungsworte (eine Art Parole für das Paradies) in das Ohr; die Anwesenden aber geben ihm und den andern Bramanen Geld, scheeren sich das Haar, und baden sich, wenn ein heiliger Fluß in der Nähe ist. Nachher wäscht man den Körper, mahlt ihm das Zeichen seines Stammes auf die Stirne, legt ihm ein reines Kleid an, und giebt ihm Betel in den Mund. Hierauf bindet man ihm beide Daumen mit einem leinenen Bande, reibt ihn mit Sandelholz, und legt ihn in einen, mit rothem Tuch ausgeschlagenen und mit Blumen gezierten Tragsessel, welchen vier Parias tragen. Vorher gehen Trommeln und

Trompeten, hinterher aber die Verwandten, welche theils ein Klaggeschrey erheben, theils das Lob des Verstorbenen besingen. An der Grabstätte wird den Luftgeistern geopfert, und nach mehrern andern Gebräuchen endlich der Scheiterhaufen angezündet.

Ehedem pflegten sich auch die Weiber mit ihren verstorbenen Männern lebendig zu verbrennen, allein weder Mohamedaner, noch Christen dulden diesen unmenschlichen Gebrauch in ihrem Gebiete, und auch in heidnischen Staaten ist er nur unter den beyden ersten Kasten noch üblich. Soweit die Nachrichten nur in das Alterthum zurückgehen, findet sich dieser Gebrauch in Indien, und die Stiftung desselben soll von einem Könige herrühren, der dadurch die Weiber von Vergiftung ihrer Männer abhalten wollte.

Soviel von den Hindus, von denen wir aber in der Folge noch manche Besonderheit bey Beschreibung der einzelnen Theile von Ostindien anführen werden.

Parsis. Das dritte merkwürdige Volk Hindostans sind die Parsis, welche von den Persern herstammen, die bey der arabischen Eroberung ihres Vaterlandes im J. 651 Persien verließen, und sich nach Indien wendeten, wo sie sich stark ausgebreitet haben. Sie gehen wie die Hindus gekleidet, ausgenommen daß sie ihre Bärte lang wachsen lassen. Sie verehren das Feuer als ein Symbol des höchsten Wesens, und sind übrigens ein sanftes, redliches und treues Volk, dem man in ganz Indien keinen andern Vorwurf, als den der Unreinlichkeit zu machen weiß.

c) Einzelne Staaten.

1) Staat des Moguls. Ganz Hindostan war ehedem dem großen Mogul unterworfen, allein seitdem Nadir Schach aus Per-

Persien seinen Thron erschütterte, machten sich die meisten Statthalter unabhängig von ihm, und so ist seine ganze Herrschaft jetzt bloß auf das Gebiet von Delhy eingeschränkt. Zur Zeit seiner ehemaligen Größe war der mogolische Hof einer der prächtigsten der Erde. Alle Staatssachen waren in den Händen von drey oder vier Omrahs, an deren Spitze der Itemadoddowlet oder Großwisir stand. Die Zahl seiner Weiber wurde auf zweytausend geschätzet, und seine Leibwache bestand gleichfalls aus hundert tatarischen Weibern. Seine Einkünfte sollen 387 Mill. Rupien *) betragen haben, und sein Kriegsheer war ungeheuer, aber äußerst schlecht disciplinirt.

Wir werden nachher in der Geschichte Hindostans sehen, wie das Reich des Moguls nach und nach so zertrümmert, und seinem ehemaligen Zustande so ganz unähnlich geworden ist, fürjetzt wollen wir nur noch einige Nachrichten von der Provinz mittheilen, auf welche sich dermalen seine ganze Herrschaft beschränkt.

Der Hauptort dieser Provinz und die Residenz des Moguls ist Delhy. Diese Stadt liegt in einer Ebene am westlichen Ufer des Flusses Zemna, oder Gemena, und erstreckt sich in einer erstaunlichen Länge und Breite, so daß sie im Umfange funfzehn gemeine Meilen haben soll. Die Häuser haben Delhy.

*) Ob goldene oder silberne, ist nicht bestimmt: die ersten sind etwan zehn Thaler, die letztern zwölf bis dreyzehn Groschen werth. Andre indische Münzen sind die Pagode, deren es sehr viele Arten giebt, und welche alle von Gold sind; der Fanon wird von Gold und Silber geschlagen, und der Dudu ist eine Kupfermünze.

ben wenig empfehlendes, und die Gassen sind enge, unregelmäßig und voller Unflath. Metscheds giebt es sehr viele. Das Residenzschloß ist von rothen Quadersteinen am Ufer des Flusses erbauet, und hat sechstausend dreyhundert Ellen im Umfange. Die Baukosten sollen sich auf zehn Millionen und fünfhunderttausend Rupien belaufen haben. Das Innere des Schlosses enthält prächtige Gebäude, Gemächer, Spaziergänge und Gärten. Manufakturen und Handel giebt es wenig in Delhy, und auch die Anzahl der Einwohner ist durch die beständigen Verwüstungen gewaltig vermindert worden.

Die Gegend um Delhy ist sehr fruchtbar, und überall mit Getraide und Obstbäumen angefüllt.

Agaroha. Andre merkwürdige Orte sind: Agaroha, ehemals eine volkreiche Stadt, von hundert und fünf und zwanzigtausend Häusern, die meist von Kaufleuten bewohnt ward, gegenwärtig aber größtentheils ein Schutthaufen ist.

Karnal. Karnal, eine artige Stadt am Flusse Jemna. Es sind hier Fabriken in Baumwolle; und nicht weit davon ward 1738 der Mogul von dem persischen Bhogpor. Eroberer, Nadir Schach, geschlagen. Bhogpor, am westlichen Ufer des Ganges, hat schöne Gebäude und Tempel; hier ist aus ganz Indien ein Zusammenfluß von Leuten, welche wegen des Badens im Ganges dahinkommen.

2) Patanische oder afghanische Staaten. Aus den Trümmern des mogolischen Reiches sind unter andern entstanden die patanischen oder afghanischen Staaten auf den Gränzgebirgen gegen Persien und Thibet, wie auch in Kandahar, Kabul, und einem Theil von Lahor und Kaschmire.

Sie

Sie alle zu schildern, ist unmöglich, da man noch zu wenig bestimmte Nachrichten von den Gränzen und den Regierungsformen dieser Staaten hat. Es wird daher am schicklichsten seyn, wenn wir das wenige gewisse von diesem Volke anführen, und im übrigen die Merkwürdigkeiten der Provinzen, in welchen sie herrschen, zusammen anführen.

Die Afghanen sind ein kriegerisches, starkes und abgehärtetes Volk, welches nicht eher als zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts bekannt, zugleich aber auch das Schrecken von Persien und Hindostan wurden. Sie vermischten sich mit den Patanen, einer eben so kriegerischen, indischen Nation, welche die Mogolen auf das Gebirge Imaus getrieben hatten, und fiengen in dieser Vereinigung bald an, sich die Unruhen Indiens zu Nutze zu machen. Die Stadt Delhy ist mehreremal von ihnen geplündert worden, bis sie sich endlich im Norden Hindostans festgesetzt, und eine Menge kleiner, militärisch regierter Staaten gebildet haben. Das Königreich Kandahar ist das mächtigste darunter, und die Rohillas, deren Gebiet sich bis in die Provinz Delhy erstrecket, sind ein Zweig der Patanen.

Kabul ist ein großes, und dabey auch sehr fruchtbares Land, dessen Erzeugnisse auch unter allen indischen den europäischen am nächsten kommen sollen. Der Hauptort ist Kabul, der aber doch nur mit leimernen Mauern umgeben ist. Ihre Einwohner sind meist Mohämedaner, welche einigen Handel nach Persien treiben. Nach Kabul ist der vorzüglichste Ort Peschaur, übrigens ein elend gebauetes Nest, in welchem aber doch viele heidnische Kaufleute wohnen. In einigen Gegenden dieser Provinz sind die bergigten Gegenden so kalt, daß

Kabul.

Peschaur.

der Boden im Winter oft ellenhoch mit Schnee bedeckt ist. Kabulistan ist übrigens seiner feisten Schafe wegen berühmt, deren Schwanz oft zehn und mehrere Pfunde wieget.

Kaschmire. Kaschmire war ehedem ein eigenes Königreich, dessen letzten Beherrscher, Ali Joseph, die Mogolen vom Throne stießen. Die ganze Provinz ist mit hohen, steilen Bergen umgeben, und ist eine der herrlichsten Ebenen, die man sich nur denken kann, daher sie auch den Namen des Paradieses von Indien erhalten hat. Die ganze Ebene ist mit Obstbäumen, den schönsten Blumen und dem besten Getraide bedeckt. Ueberall fließen silberhelle Bäche, deren Gestade mit dem lieblichsten Grün bekränzt ist. Zahme Viehheerden, wohlschmeckendes Wildpret, und bunte Vögel bedecken die Wiesen und Bäume, und nirgends sind Löwen, Tieger, Schlangen oder andre schädliche Thiere zu finden. Die Einwohner dieses glücklichen Landes sind weißer, als die übrigen Hindus, denen sie auch in Absicht der guten Bildung und des Verstandes vorgehen.

Syranakar. Der Hauptort des Landes ist Syranakar, mitten in einer schönen, mit angenehmen Hügeln untermengten Ebene, an einem See gelegen, und von zwey kleinen Flüssen durchflossen. Die Häuser sind hölzern, und haben alle schöne Gärten. Es werden hier allerhand Figuren in Holz geschnitzet, und von Wolle ein der Seide ähnliches Tuch verfertigt.

Sirhind. Sirhind, welche eigentlich in der Provinz Delhy liegt, besitzen die Rohillas. Es war dieses ehedem ein ziemlich beträchtlicher Ort, der aber jetzt äußerst verfallen, und von Einwohnern entblößt ist.

In

In der Nähe sind viel Manufakturen in Baumwolle.

Die Seiks waren im Anfange dieses Jahrhunderts mehr als eine religiöse Sekte, als eine Nation zu betrachten, aber während der Drangsale, welche das mogolische Reich erlitte, wuchs ihre Anzahl immer mehr an. Ihre Religion soll ein reiner Deismus seyn, in welchem sie von einem Weltweisen aus Thibet unterrichtet wurden, und ihre Regierungsform ist republikanisch. — Sie bewohnen die Landschaften Lahor, Multan und Tatta, oder Sindi. 3) Land der Seiks.

Die Provinz Lahor ist von großem Umfange, und wird von sechs großen Flüssen bewässert. Lahor, die Hauptstadt am Flusse Ravi, ist sehr alt, von beträchtlicher Größe, und mit Mauern von Backsteinen umgeben. Vormals war sie der Sitz der mogolischen Könige, jetzt aber hat sie viel von ihrem ehemaligen Glanze verloren. In ihrer Gegend sind verschiedene Salzwerke. Eine andre Stadt ist Nagarkott, welche ein festes Kastell hat. Am Ende derselben steht ein prächtiger, rundum mit Mauern umgebener Götzentempel. Lahor. Nagarkott.

Multan ist die Hauptstadt der Provinz gleiches Namens, ein großer Handelsplatz voll Fabriken, und meist von Banianen bewohnt. Multan.

In der Provinz Tatta oder Sindi liegt Tatta, eine große Handelsstadt, nebst einer mit vierzehnhundert Thürmen besetzten Festung. Tatta.

Avad, Aude, oder am richtigsten Oude, hat ebenfalls einen eigenen Beherrscher oder Nabob, 4) Land des Nabob von Oude.

der von der englischen ostindischen Kompagnie abhängig ist, und außer Oude noch Elahbad, ein Stück von den Provinzen Agra, Delhy, und dem Dschatenlande beherrschet. Seine Hauptstadt ist
Fyzabad. Fyzabad, welche von einem Statthalter der Provinz Oude zuerst vor funfzig Jahren ohngefähr angelegt, von dem jetzigen Beherrscher aber, der ein Enkel des Erbauers ist, noch weit mehr vergrößert und verschönert worden ist.

Azudea. Andre Städte in Oude sind Azudea, oder Abad, eine sehr alte Stadt mit Häusern von Thon und Backsteinen, welche theils mit Stroh, theils mit Ziegeln gedeckt sind. Sie war ehedem die Hauptstadt der Provinz.

Cherabad. Cherabad, ein volkreicher Ort, mit vielen Häusern von Backsteinen, in welchem viele Baumwollenzeugmanufakturen sind. Die umliegende Gegend ist eine der fruchtbarsten in Hindostan.

Allahabad. In der Provinz Elahbad liegt Allahabad, eine große und ansehnliche Stadt, mit vielen schönen Gebäuden und Gärten. In der Mitte derselben wohnen die Kaufleute, und hier ist beständig ein Gewühl von Käufern und Verkäufern. Das prächtige Schloß hat der Mogul Akbar von rothen rothen Steinen am Zusammenfluß des Zemna und Ganges erbauet.

5) Land des Khan von Agra.

Agra. Die Provinz Agra hat jetzt einen eigenen Regenten aus tatarischem Geblüte. Die Hauptstadt Agra liegt in einer sandigen Ebene am Flusse Zemna. Ihr Umfang ist so groß, daß man einen ganzen Tag nöthig hat, wenn man sie umgehen will; die Häuser liegen aber nicht beysammen, sondern es sind sehr viele Gärten zwischen ihnen. Agra

hat

hat übrigens funfzehn Kaufplätze, siebzig Metscheds, achthundert öffentliche Bäder, und über achtzig Kiervanserais. Die Stadt ist sehr volkreich, und es behaupten einige, daß allein zweyhundert tausend zu Kriegsdiensten tüchtige Leute darinnen wohnen sollen. Das Schloß ist prächtig von rothen Steinen erbauet, und allenthalben mit hohen Mauern umgeben, um welche ein breiter und tiefer Graben gezogen ist. Innerhalb sind prächtige Zimmer und schöne Gärten. Beyde Ufer des Flusses sind mit Häusern, Gärten und Grabmälern geziert, vor allen aber ragt das Mausoleum des großen Kaisers Akbar hervor. Ferner liegen in dieser Provinz Karohli, ein großer und volkreicher Ort, in welchem alle, selbst die schlechtesten Häuser von Bruchsteinen aufgeführt sind. Gualiar, eine sehr ansehnliche Stadt am Fuß eines Berges, welche mit sehr vielen prächtigen Metscheds, öffentlichen Herbergen und andern Gebäuden geziert ist. In ihrer Gegend giebt es viele Magnete.

Karohli. Gualiar.

6) Land des Rajah von Benares.

Der Rajah von Benares, welcher erst seit 1781 die Herrschaft in Händen hat, beherrscht nur ein kleines Gebiet, und ist im Grunde ein Unterthan der englischen Kompagnie, die ihn, nachdem sie im besagten Jahre Benares erobert hatte, zum Rajah machte. Der Hauptort seines Ländchens ist Benares, am Flusse Ganges, eine der größten indischen Städte, welche meist von Heiden bewohnt wird. An den gegen den Fluß zu gelegenen Gassen gehen eine Menge steinerne Stufen an das Ufer herab, wo sich die Heiden waschen. Der größte Theil der Einwohner treibet starke Handlung, und die Bramanen haben hier eine Universität, welche in dem ganzen heidnischen Hindostan in sehr großem Rufe stehet, und sehr stark besuchet wird. Nicht minder

Benares.

berühmt ist auch die große hiesige Pagode, in welcher eine Menge Götzenbilder befindlich sind. Die Engländer sollen 500000 Pf. Sterling aus dieser Provinz ziehen, welches der Pacht ist, den ihnen der Rajah erlegen muß.

7) Dschatenland. Die Dschaten, ein Stamm der Hindus, haben sich während der Zerrüttungen des Reichs unabhängig von den Mogolen gemacht, und besitzen nun unter der Herrschaft eines Rajah die Provinz Mervar und den südwestlichen Theil von Agra.

Azmer. Städte darinnen sind Azmer, ein großer Ort, von anderthalb teutschen Meilen im Umfange, in einem angenehmen, von Bergen umschlossenen Thale gelegen.

Sambhar. Sambhar, ein großer, starkbewohnter, aber offener Ort, mit meist aus Thon erbaueten Häusern. In der Nähe sind Salzwerke, von denen die Einwohner gute Einkünfte haben.

8) Von den Maratten abhängige Fürstenthümer. Die eigenen Besitzungen, und die ganze innere Einrichtung der so merkwürdigen Maratten oder Maharatten, werden wir bey Beschreibung der Küste Malabar umständlicher schildern; fürjetzt aber wollen wir bloß noch einiger von den Fürstenthümern gedenken, welche, obgleich unter der Herrschaft eigener Rajahs, dennoch der Oberherrlichkeit der Maratten unterworfen sind. Dahin gehören:

f. Bundelkund. Bundelkund, eine bergigte und waldigte Landschaft, die aber doch in den Thälern allerley Getraide, nur Reis und Zuckerrohr nicht, hervorbringt. Die vorzüglichsten Oerter darinnen sind

Zetpor. Zetpor, eine gute, von Steinen erbauete Festung.

Momohobba. Momohobba, ein großer, aus zwey Städten bestehender Ort.

Parna. Parna, eine volkreiche Stadt, in deren Gegend hochrothe Diamanten gefunden werden.

Gohud,

Gohud ist ein zweytes ähnliches Fürsten- Gohud.
thum, von dem aber weiter nichts Merkwürdiges zu sagen ist.

Der wichtigste Theil von Hindostan ist das 9) Bengalen.
den Engländern unterworfene **Bengalen**, bey dem wir uns daher auch etwas länger, als bey den übrigen Provinzen zusammen aufhalten werden, zumal da es uns hier der schicklichste Ort scheinet, die nothwendigen Nachrichten von der englischen ostindischen Kompagnie mitzutheilen.

Diese große Provinz, deren Länge auf hundert und funfzig, die Breite aber auf hundert und dreißig teusche Meilen geschätzet wird, liegt auf beyden Seiten des Flusses Ganges, welcher seinen Ausfluß aus verschiedenen Mündungen in dem bengalischen Meerbusen hat. Sie gränzet an die Reiche Aschem, Arrakan, das mogolische Reich und an das Meer, und ist unstreitig das reichste von allen Ländern, welche ehemals dem Zepter des Moguls unterwürfig gewesen sind. Bengalen genießt eines der schönsten Klimate, seine Bewässerung ist sehr glücklich, und seine Fruchtbarkeit außerordentlich. Es wachsen hier Reis, Getraide, Zuckerrohr und alle andre Produkte, deren wir schon bey den Erzeugnissen Hindostans überhaupt erwähnet haben, vorzüglich aber wird der bengalische **Opium** allem andern in Indien vorgezogen. Der Opium kömmt aus den Stengeln einer Pflanze, welche zu dem Geschlecht des Mohnes gehört. Sobald die herauskommende Feuchtigkeit die gehörige Konsistenz erhalten hat, wird ein Teig daraus bereitet, den die indischen Nationen wegen seiner berauschenden Kraft häufig genießen. Wer irgend eine verwegene That unternehmen will, berauscht sich vorher mit Opium, und die Wirkung ist wirklich so groß, daß ein solcher

cher Mensch nur sehr wenig von einem Rasenden unterschieden ist. Sowohl hiemit als mit Salz, Zucker, Baumwolle und Borax treibt Bengalen einen ansehnlichen Handel, wozu noch die schönen hier verfertigten Musseline, Tapeten, gestickte Decken u. a. Manufakturwaaren kommen.

So schön und gesegnet aber auch dieser Erdstrich ist, ein so fleißiges Volk ihn bewohnet, und so blühend und vortheilhaft der Handel ist, der von hier aus zu Lande nach Thibet, und in das Innere von Hindostan und zu Wasser durch ganz Ostindien getrieben wird, so hat doch der Wohlstand Bengalens, seit sich die englische Kompagnie zur unumschränkten Gebieterin davon gemacht hat, gar beträchtlich abgenommen. Unpartheyische Engländer versichern, daß dieses unglückliche Land ein Raub der schnödesten Tyranney worden, und die Eingebornen zu dem tiefsten Grade der Erniedrigung und Sklaverey herabgesetzt sind. Wie das zugegangen ist, davon wird uns die Geschichte der englischen Kompagnie mehrere Winke geben.

Geschichte der Engländer in Ostindien.

Die Königin Elisabeth war die erste der Beherrscher Engellands, welche die Reisen begünstigte, die die Engländer um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Ostindien thaten, indem sie 1583 und 1596 den Kaufleuten Johann Newbury, Richard Allat und andern Empfehlungsschreiben an die Fürsten dieses Landes, besonders aber an den Großmogul mitgab. Diese ersten Reisen gaben wenigstens soviel Hoffnung, daß im J. 1600 eine Gesellschaft londoner Kaufleute, des indischen Handels wegen, zusammentraten. Lankaster führte das Jahr darauf vier Schiffe nach Ostindien, welche glücklich mit einer Menge köstlicher Specereyen nach Europa zurückkamen. Aufgemuntert von diesem glück-

glücklichen Erfolge, beschloß die Kompagnie, sich mit Bewilligung der Landeseingebornen, einige feste Niederlassungen zu verschaffen, die sie aber nicht in den Stand setzten, die Konkurrenz mit den Portugiesen und Holländern auszuhalten, welche Festungen und große Ländereyen besaßen. Die Kompagnie fieng endlich an, denselben Weg zu gehen, den ihr diese zwey Nationen vorgezeichnet hatten: sie baute Forts, und legte Kolonien auf verschiedenen Inseln an, die ihr Gelegenheit schafften, den Gewürzhandel mit den Holländern zu theilen.

Die Holländer, welche mit dieser Theilnahme durchaus unzufrieden waren, ließen keine Gelegenheit unbenutzt vorbeygehen, welche ihren Nebenbuhlern nachtheilig werden konnte; sie ergriffen endlich sogar die Waffen, und es war in Ostindien um die Engländer gethan, als in Europa ein Vergleich geschlossen ward, nach welchem beyde Kompagnien die moluckischen Inseln, nebst Amboina und Banda, gemeinschaftlich besitzen sollten, ein Vertrag, der zu sonderbar war, als daß er von langer Dauer seyn konnte. Die Holländer nahmen ihre Zuflucht zu einem äußerst niederträchtigen Mittel; sie beschuldigten einige Japanesen, daß sie die Festung von Amboina den Engländern hätten in die Hände spielen wollen; die Tortur entpreßte diesen Unglücklichen das Bekenntniß, welches man von ihnen verlangte, und viele Engländer mußten unter den schrecklichsten Martern ein Verbrechen büßen, dessen Begehung ihnen nie eingefallen war. Jakob I. regierte damals in England, und durch seine Schwäche sowohl, als die innern Unruhen im Reiche blieb eine Unthat ungeahndet, welche die Rechte der gesammten Menschheit verletzte. Indessen wurde dieser Unfall doch einigermaßen dadurch vergütet, daß die Engländer

mit

mit dem glücklichsten Erfolg wider die Portugiesen fochten, die ihnen den Eingang zu Surate verwehret hatten, und daß sie, begünstigt von dem persischen Schach Abbas dem Großen, einen Theil des indischen Handels in den Hafen von Bender-Abbassi zu ziehen wußten. Demohngeachtet aber war der ostindische Handel Englands am Rande des Untergangs, und Kromwell war es aufbehalten, ihn wenigstens gänzlich von demselben zu retten. Nun öffneten sich der englischen Flagge alle Häfen, und wenn sie gleich 1680 wieder von den Holländern aus Bentam auf der Insel Java gejagt wurden, wenn sie auch neun Jahr nachher sich vor dem Großmogul Aorensib, den sie durch allerhand Beleidigungen erzürnt hatten, demüthigen mußten, und nachher in dem Kriege gegen Frankreich große Verluste an Kauffartheyschiffen erlitten, so erholten sie sich doch von allen diesen Unfällen wieder, aber nur erst seit 1744 fiengen ihre Unternehmungen an, wichtig zu werden. Vorzüglich aber war es der Obriste Klive, der den wahren Grund der englischen Macht in Ostindien legte, und seiner Nation das Obergewicht über ihre Rivale verschaffte. Nicht lange nach dem Frieden von 1748 wurden die Engländer auf der Küste von Koromandel in einen Krieg mit dem Nabob von Arkate verwickelt, welchem die Franzosen beystanden, indessen die Engländer seinen Gegner, den Mohämed Ali Khan unterstützten. Klive endigte diesen Krieg mit allem möglichen Glücke, und eben dieses Glück begleitete die englischen Waffen in dem Kriege von 1757, in welchem sie die Herrschaft der Franzosen beynahe gänzlich zu Grunde richteten, und alle ihre alliirten indischen Fürsten überwanden. Sie nahmen auch Besitz von Bengalen, und nahmen 1764 den Großmogul gefangen, und machten ihn völlig von sich abhängig. Hyder Ali Khan,

Khan, Herr von Mysore, und die Maratten haben ihren weitern Unternehmungen zwar Schranken gesetzt; aber dennoch ist ihr Gebiet in Ostindien größer, als irgend ein europäisches Land, Rußland und die Türkey ausgenommen, und ihre Einkünfte mögen nach Abzug aller wahren Unkosten gewiß noch zwey Millionen Pfund Sterling ausmachen.

So glänzend aber auch dem Anscheine nach die Lage der Engländer in Ostindien zu seyn scheinet, so gefahrvoll ist sie, wenn man sie in der Nähe betrachtet. Außer den Maratten, den Franzosen und andern Feinden, wider welche sie beständig auf ihrer Hut seyn müssen, haben sie auch durch die greulichsten Bedrückungen die Liebe ihrer indischen Unterthanen verloren, und auf den Reichthümern, die sie durch Gewaltthätigkeiten aller Arten zusammengebracht haben, kann sie früher oder später das schrecklichste Verderben ereilen.

Nach dieser kleinen Abschweifung kehren wir wieder nach Bengalen zurück, dessen, so wie auch der damit verbundenen Provinzen, Bahar und Oriya, merkwürdigste wir noch anzuzeigen haben. Die Hauptstadt von Bengalen ist jetzt Kalkutta, in welcher auch der englische Generalgouverneur von ganz Ostindien seinen Sitz hat. Es ist eine große, gut gebauete Stadt, deren Bevölkerung auf sechshunderttausend Seelen gerechnet wird, und welche eine ansehnliche Handlung treibet, ohngeachtet die Luft nicht zum gesündesten und der hiesige Ankergrund nicht der sicherste ist. Von der Landseite ist sie ganz offen, das Fort Williams aber, welches nicht weit davon liegt, gereicht zu ihrer Vertheidigung. Ehemals war Maxudabad die Hauptstadt, und noch behauptet sie den zweyten Rang unter den Städten Bengalens. Sie enthält eine

Kalkutta.

Maxudabad.

große

große Anzahl Häuser von Kalk und Backsteinen. Die Holländer hatten ehedem hier eine Faktorey.

Kassimbazar. Der dritte vorzüglichste Ort ist Kassimbazar, welches nicht weit von der vorhergenannten Stadt entfernt ist. Hier ist der Hauptmarkt der bengalischen Seide; auch werden hier eine Menge seidene und

Daka. baumwollene Zeuge verfertigt. Ferner, Daka, ebenfalls eine große, berühmte Handelsstadt, wo sehr schöne und feine baumwollene Zeuge verfertigt werden.

Tschandnagor, Fr. Die Franzosen besitzen Tschandnagor oder Chandernagor, mit einem Gebiet von ohngefähr einer Stunde im Umfange. Der Ort hat einen vortrefflichen Hafen und verschiedene Manufakturen. Nicht weit davon war sonst bey Bankibazar ein Pflanzort der kaiserlichen, ostendischen Kompagnie.

Ougly, Holl. Den Holländern gehört Tschunzura oder Ougly. Die Häuser sind nach europäischer Art, und der Ort treibt einigen Handel, der aber durch die englische Regierung äußerst eingeschränkt wird. Dänisch ist

Friedrichs-Nagor, Dän. Friedrichs-Nagor, ein 1756 gestifteter Pflanzort, der von geringer Bedeutung ist.

Zu Bengalen rechnen die Engländer auch die daran gränzenden Provinzen, Bahar und Orixa.

Patna. In jener liegt Patna, eine große, ansehnliche Handelsstadt, mit, zum Theil im europäischen Geschmack erbaueten, Häusern. Nach dem Ganges zu hat diese Stadt ein sehr schönes Ansehen, da man die Häuser auf einem hohen, steilen Ufer und unter denselben eine große Menge Schiffe erblicket. Hier liegt

Gea. auch Gea, ein berühmter Andachtsort der Hindus, welche hieher kommen, um sich in dem kleinen Flusse Pahlgo, welcher für heilig gehalten wird, zu baden.

Orixa

Orixa oder Orissa, aus welcher Bezoar und Diamanten kommen, enthält Balassor einen guten Hafen und einige andre wenig bedeutende Orte. Balassor.

So hart übrigens das englische Joch die Bewohner Bengalens drücket, so hat sich doch ein Theil des Landes, der unter dem Namen Bisnapore oder Visapur bekannt ist, frey und unabhängig zu erhalten gewußt. Hier findet man noch das reine, unverdorbene Staatssystem der alten Hindus, dessen Bewahrung die Einwohner der glücklichen Lage ihres Landes zu verdanken haben, welches, sobald sie wollen, durchaus unter Wasser gesetzt werden kann.

Wir sind nun am Ende der Nachrichten von Hindostan, und es ist uns nun weiter nichts mehr übrig, als unsre Leser mit der Geschichte dieses merkwürdigen Erdstriches bekannt zu machen.

Daß die Alten von Indien überhaupt sehr mangelhafte Nachrichten hatten, haben wir schon oben erwähnet. Die Perser machten einige Eroberungen in diesem Lande, auch der Zerstörer ihres Reichs, der macedonische Alexander, that einen Feldzug nach Indien, von dem, wie gelehrte Engländer versichern, die Hindus noch einige verworrene Kenntniß haben. Nach Alexanders Tode soll ein Indier, Namens Sandrokottus, die Macedonier aus ihren Eroberungen vertrieben, und ein großes Reich in Indien gestiftet haben, von dessen weitern Schicksalen uns aber alle Nachrichten fehlen, so daß die Geschichte Indiens bis ins achte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung eine Lücke hat, die bis jetzt noch gänzlich unausgefüllt geblieben ist. Geschichte von Hindostan.

Im Anfang des eben benannten Jahrhunderts eroberten die Araber oder Saracenen einen beträchtlichen

lichen Theil von Indien, und streuten auch wahrscheinlicherweise den ersten Saamen des Mohämedismus in diesem Lande aus. Mohämed aus dem Geschlechte der gaznevidischen Türken, machte ohngefähr zweyhundert Jahre nachher wieder Eroberungen in Indien, und wieder nach zweyhundert Jahren thaten die Mungln unter Dschingis Khan einen Einfall, der ihm alle jenseit des Ganges gelegene Provinzen unterwarf. Im vierzehnten Jahrhundert endlich kam ein neuer Eroberer aus der Bokharey, welcher eigentlich Timur Leng hieß, in Europa meist aber unter dem Namen Tamerlans bekannt ist. Im J. 1397 unternahm er die Eroberung Indiens, und bezwang den größten Theil desselben innerhalb zwey Jahren. Nach seinem Tode ward das große Reich, welches ihm seine Waffen erworben hatten, gänzlich zertrümmert, und in viele Stücken zertheilt, von denen Hindostan eines der beträchtlichsten war. Sultan Baber, Sohn des Omar Scheikh, vierten Sohns des Abusaid Mirza, Enkel des Timur Leng vom Miran Schach, besaß nach seines Vaters Tode im J. 1494 das Gebiete von Andekan in der Bokharey, am Flusse Fergana, ward durch seinen Bruder Dschehan Ghir entthronet, und gieng im J. 1500 auf Abentheuer aus. Er bemächtigte sich durch Hinterlist der Schätze des Khosru Schach, Fürsten von Balkh, warb Truppen damit und bemeisterte sich des Landes Kabul. Hindostan war damals in der schlechtesten Verfassung; Baber brauchte also den Vorwand: da Hindostan von Timur zinsbar gemacht worden sey, so habe er als Abkömmling desselben das unwidersprechlichste Recht darauf. Diese Erklärung brachte er an der Spitze einer Armee nach Indien, schlug den Sultan in einem entscheidenden Treffen, und setzte sich selbst auf den hindostanischen Thron. Sein

Sohn

Sohn Nazir Eddin eroberte Guzurat und Bengalen. Schir Khan, ein pataniſcher Fürſt, ſetzte ſeinen Eroberungen Schranken, und jagte ihn nach Perſien, wo er eine geraume Zeit bleiben mußte, bis er durch Hülfe des Thamasp, Schach von Perſien, im J. 1545 ſein Reich wieder zu erobern das Glück hatte. Sein Nachfolger Akbar zog eine Menge Tatarn und Perſer in ſeine Staaten, von denen er viele zu den höchſten Reichswürden erhob, und machte beträchtliche Eroberungen. Unter ſeiner Regierung kamen zuerſt chriſtliche Miſſionair nach Hindoſtan, denen er auch verſchiedene Freyheiten zugeſtand.

Jehan Gir, der ihm 1605 folgte, war ein grauſamer, ausſchweifender Herr. Man beſchuldigt ihn, er habe eine neue Religion ſtiften wollen, die ein Gemiſch von Mohämediſmus, Heidenthum und Chriſtenthum ſeyn ſollte. Am Ende ſeines Lebens hatte er noch das Unglück, ſeine Söhne wider ſich rebelliren zu ſehen, wodurch nicht allein das Reich verwüſtet, ſondern auch die benachbarten Mächte dreuſt gemacht wurden, die Schwäche des Staats zu benutzen, und verſchiedene Stücke von Hindoſtan abzureißen. Sein Sohn Schach Jehan mußte daſſelbe Unglück erfahren; ſeine Prinze führten wider ihn, und unter ſich ſelbſt einen äußerſt hartnäckigen Krieg, bis Aorengſib, einer von ihnen, das Glück hatte, die andern zu überwinden. Er nahm auch ſeinen Vater gefangen, und ſetzte ſich auf den Thron, zu dem er durch mancherley Treuloſigkeiten ſich den Weg gebahnt hatte. Wir wiſſen übrigens wenig von ſeiner Regierung, wiewohl ſie funfzig Jahr bis 1707 gedauert hat. Unter ſeiner ſowenig, als unter den folgenden Regierungen kam Hindoſtan wieder völlig zur Ruhe, ſondern unaufhör-

hörlich ward es von Empörungen und andern innerlichen Unruhen zerrüttet. Noch blieb indessen Hindostan immer ein großes und mächtiges Reich, bis es unter Regierung des Mohámed Schach einen Stoß erlitt, von dem es sich nicht wieder erholen konnte. Der Liebling dieses Monarchen, Khan Doran, hatte mit andern Großen des Hofes sich zum Untergange des Nezam al Muluk, Statthalters von Dekan, vereinigt. Um sich zu schützen, rufte dieser den uns von Persien bekannten Schach Nadir zu Hülfe, welcher 1738 in Indien einbrach, die ihm entgegenkommende Armee schlug, und den Mogul zu den härtesten Bedingungen nöthigte. Dieser Einfall kostete Hindostan gewaltig viel, denn außer der durch das Plündern gemachten Beute, nahm der Sieger fünf und achtzig Mill. Pfund Sterling, tausend Elephanten, siebentausend Pferde, zehntausend Kamele, und eine Menge Fabrikanten und Landleute mit sich nach Persien. Nicht lange darauf thaten die Maratten einen Einfall in Karnatik, und eine Menge kleine Fürsten schüttelten allenthalben das Joch ab. Ahmed Schachs Regierung, welcher 1748 den Thron bestieg, war mit ähnlichen Unfällen bezeichnet. Die Dschaten und Rohillas machten sich unabhängig, eine Menge Rajahs folgten ihrem Beyspiele; die Maratten plünderten die Städte, und 1754 bemächtigte sich endlich eine Parthey Aufrührer des unglücklichen Prinzen, und stach ihm die Augen aus. Allum Ghir Sani ward nun dem Namen nach Monarch, in der That aber war er ein Gefangener der Parthey, welche gerade die mächtigste war, und 1759 ward er ermordet. Ein neues Schattenbild blieb nur einige Wochen auf dem Thron, von welchem ihn die Maratten herunterstießen. Ally Gohar ward von der englischen Kompagnie zum Großmogul ernannt,

ernannt, allein auch er war es 1762 nur dem Namen nach, und jetzt weiß man kaum mehr; wie es um den zum kleinen Gebiet herabgesunkenen Staat eines Prinzen steht, der einst einer der mächtigsten in Asien war.

2) Halbinsel disseit des Ganges.

Das Land, welches die Halbinsel disseit des Ganges genennt wird, hat eine kegelförmige Gestalt, ist bey einer sehr verschiedenen Breite zweyhundert teutsche Meilen lang und gränzt bloß gegen Norden an Hindostan, auf allen übrigen Seiten aber wird es vom Wasser umgeben. Mitten durch die Halbinsel geht von Norden aus das Gebirge Gate, welches sich in Süden mit dem Vorgebirge Komorin endigt und die Halbinsel in zwey Theile schneidet, von denen der westliche die Küste Malabar, der östliche die Küste Koromandel genennt wird. Da dieses Gebirge eine außerordentliche Verschiedenheit in der Temperatur für die daran stoßenden Länder erzeuget, und es hier allezeit Winter ist, wenn auf der andern Seite Sommer ist, so wollen wir dem gewöhnlichen Gebrauche folgen und beyde Küsten, jede für sich beschreiben.

a) Küste Malabar.

Der südliche Theil von Malabar besteht aus einer waldigen Ebene, der nördliche aber ist unfruchtbarer und stößt an das hohe Gebirge. Im Ganzen aber wird es für eines der schönsten Länder Ostindiens gehalten. Vom Meere aus macht es einen bezaubernden Anblick, denn da sich das Gestade allmählig und stufenweise gleichsam erhebet, so kann man mit einem Blicke die Städte und Flecken, untermengt mit lachenden Wiesen, Bächen, Seen, angebauten Gefilden und immergrünenden Palm- und Kokosbäumen erblicken. Der Winter oder die Regenzeit fängt hier im April an und hört am Ende des Septembers auf. Während dieser Zeit ist der

Himmel beständig mit Wolken bedeckt, und der häufig fallende Regen macht, daß alle niedrig liegende Gründe überschwemmt werden. Diese Jahrszeit ist übrigens weiter nicht strenge und das Wachsthum der Pflanzen und Bäume wird nicht im mindesten unterbrochen. Den übrigen Theil des Jahres erblickt man auch nicht ein Wölkchen am Himmel, die Nächte aber sind beständig kühle.

Ohngeachtet Malabar auch kein reiches Land genennet werden kann, so bringt es doch alles hervor was zu den Bedürfnissen des Lebens gezählet werden kann, und seine Erzeugnisse sind von nicht gemeiner Güte, den Reis ausgenommen, welcher schlechter als der übrige ostindische ist. Die beträchtlichsten und am meisten zu Gegenständen des Handels gehörenden Gewächse, sind Sandalholz, indischer Safran oder Kurkuma, Ingwer, Kardamome, unächter Zimmt und Pfeffer. Wir wollen von diesen Gewächsen eine kleine Beschreibung mittheilen.

Der Sandalbaum erreicht die Größe des Nußbaums und seine Früchte, welche den Lorbeeren ähnlich sind, haben keinen weitern Nutzen. Sein Holz sieht weiß, und inwendig gelb, wenn der Baum alt wird, beydes aber hat einen bittern Geschmack und einen aromatischen Geruch. Man wirft dieses Holz als Rauchwerk auf Kohlen, oder macht, wenn es zerstoßen ist, einen Teig daraus, mit welchem sich mehrere morgenländische Völker den Körper reiben. Der indische Safran ist eine Pflanze mit purpurrother Blüte, deren Wurzel zum Gelbfärben gebraucht und auch fast in alle Speisen als Würze gethan wird. Der hiesige Kardamome ist der kleinste, aber auch der gesuchteste. Die Pflanze hat viel Aehnlichkeit mit der Kurkuma-

pflanze.

pflanze. Die Körner werden in alle Gerichte gethan, in der Arzneykunst aber bedient man sich derselben zu Beförderung der Verdauung und zu Stärkung des Magens. Der Kardamome wächst wild und gewöhnlich an solchen Orten, wo andere Gewächse verbrannt worden sind. Der Ingwer gleicht dem Kardamome. Seine Wurzel ist weiß, und hat einen so beißenden Geschmack, als der Pfeffer. Der hiesige Ingwer ist der beste. Der unächte Zimmt der auch Kassia lignea genannt wird, kömmt von einem Baume, der dem wahren Zimmtbaum, dessen wir bey Beschreibung der Insel Zeilan gedenken werden, sehr viel ähnlich ist. Die Rinde hat aber weniger Geschmack, und unterscheidet sich von der ächten, vorzüglich durch ein klebriges Wesen, das man im Kauen deutlich spürt. Es wird indessen ein beträchtlicher Handel damit getrieben, der aber dem Pfefferhandel bey weitem nicht gleichkömmt. Die Pfefferstaude gleicht dem Epheu, gleich welchem sie sich an Bäumen oder Pfählen hinaufwindet. Die Blüten wachsen büschelweise und nach ihnen kommen die Früchte, welche erst grün, dann roth und endlich schwarz sind. Das Land ist allenthalben gut angebaut und jeder Einwohner hat ohne die Reisfelder noch ein Viereck, welches mit einer sechs Fuß hohen Mauer eingefaßt, und mit Kokos, Betel, Pfeffer und andern Gewächsen bepflanzt ist.

Das Mineralreich ist zwar nicht mit der genauesten Sorgfalt untersucht, indessen kennt man doch die Hauptprodukte, welche es liefert. Dahin gehören: Eisen, Stahl, Kupfer, Zink, Bley und andre Metalle und Halbmetalle; ferner Marmor, Agath, Chrisolith, Topase, Rubine, Diamanten und andre Edelgesteine. Das Ka-

lin, ein beugsames, dem Zinne ähnliches Halbmetall, wird ebenfalls in Malabar gefunden.

Mehr als von den Mineralien läßt sich von den Thieren sagen, deren Malabar außer den schon bey Hindostan angeführten, noch verschiedene andre Arten hervorbringt. Dahin gehört der Königs- oder wirklich eigentliche Tieger mit dem gestreiften Felle, welcher die Größe eines Pferdes hat, und das schrecklichste unter allen bekannten Raubthieren ist; ferner die Zibetkatze, in deren Leibe man den Zibet findet; eine Menge Vögel, besonders viele Pfauen und noch weit mehr Schlangen als in Hindostan. Unter andern erzählen Reisende von einer gewissen Schlange, Polgop genannt, welche funfzehn bis zwanzig Fuß lang, und deren Kopf von Gestalt und Größe eines wilden Schweinskopfs seyn soll. Ihre Freßbegierde soll außerordentlich seyn, und daher soll es auch kommen, daß verschiedene an zu großen Thieren ersticken, in denen man ganze Kälber und Schakals gefunden hat. Ganz unschädlich und sogar nützlich ist eine Schlangenart, Rattenfänger genannt, welche sich in den Häusern aufhalten und alle Ratten und Mäuse wegfangen, die sie erhaschen können. Diese Schlangen sind so gesellig, daß sie in den Zimmern herumkriechen und auf den Sophas und Betten liegen.

Die Malabaren sind durchgehends mehr schwarz als braun, und beyde Geschlechter dabey von sehr guter empfehlender Bildung. An natürlichen Fähigkeiten fehlt es ihnen nicht, ihre moralische Güte wird aber von den meisten Beobachtern bezweifelt, und ihnen vielmehr Hinterlist und Treulosigkeit vorgeworfen. Die Kleidung der Männer und Weiber ist nur sehr wenig von einander verschieden. Beyde gehen bis an die Mitte des Leibes

nackend,

nackend, um die Hüften aber binden sie einen Schurz, der bis zu den Knieen herabgeht und den übrigen Theil der Beine ebenfalls unbedeckt läßt. Schmuck wird nur von den Weibern getragen, die sich gern mit goldenen Gürteln, Armbändern, Ringen u. s. w. putzen. Ihre Häuser sind nur Erdhütten mit Kokosblättern gedeckt, und ihr Hausrath besteht bloß in geflochtenen Körben und einigem irrdenen Geschirre. Ihre Sprache ist eine Hauptsprache in Ostindien und bey ihrer schlechten Bildung doch gut ins Gehör fallend.

Die Malabaren werden gleich den Bewohnern Hindostans, in verschiedene Kasten oder Stämme getheilt, und die Parias sind hier in so tiefer Verachtung, daß, wenn einer einen von dem Stamme der Nairs oder Soldaten zu nahe kömmt, dieser das Recht, ihn sogleich nieder zu hauen, hat. Im Gegentheil haben die Parias wieder einen Tag im Jahre, an welchem alle Nairs, die sie berühren können, ihre Sklaven werden, welches aber noch nie geschehen ist, weil sich die letztern an diesem Tage nicht sehen lassen.

In Absicht der Religion unterscheiden sie sich nicht von den Hindus, deren verschiedene Lehrbegriffe hier alle Anhänger haben. Nur verehren sie mehr Götzenbilder als jene, und zum Theil unter äußerst abscheulichen Gestalten. Als besondere Gebräuche verdienen hier noch angeführt zu werden, daß die Kinder zum Stamme der Mutter und nicht zu dem des Vaters gehören, daß unehliche Kinder von der Mutter Bruder erben, die Krone sogar, wenn er ein König ist, und daß sie wenig Abscheu für Mordthaten, welche selten bestraft werden, aber destomehr für Räubereyen haben. Jeder Diebstahl, auch der allergeringste, wird mit dem Tode

bestraft; Gefängnisse aber sind gar nicht üblich, sondern sobald man einen Verbrecher ergriffen hat, wird er auf der Stelle in Eisen gelegt und vor den Fürsten geführt. Verdammt ihn dieser zum Tode, so wird er außerhalb des Pallastes geführt und von den Nairen oder seinen eignen Verwandten in Stücken gehauen oder mit Lanzen durchstochen. In zweifelhaften Fällen wird eine Axt glühend gemacht und in die Hand des Angeklagten gelegt, die hernach umwunden und mit dem königlichen Pitschier versiegelt wird. Wenn acht Tage vorbey sind, wird die Hand besichtigt und wenn sie unbeschädigt ist, der Angeklagte völlig losgesprochen.

Die ganze Malabarische Küste war übrigens ehedem dem Samorin oder König von Kalikut unterworfen, jetzt aber ist sie unter verschiedene Staaten vertheilt, von denen wir nachher umständlicher sprechen werden, wenn wir erst von der Ostküste oder der Küste von Koromandel das nöthige gesagt haben.

b) Küste Koromadel.

Was das Gebirge Gate, in Absicht der Witterung, auf der Küste von Koromandel für Veränderungen hervorbringt, haben wir schon bey Beschreibung von Malabar angeführt; hier haben wir also nur noch hinzuzusetzen, daß der Winter etwas strenger und die Temperatur überhaupt nicht so heiß ist, als der Himmelsstrich vermuthen läßt. So sandig auch hie und da der Boden ist, so ist das Land doch sehr fruchtbar und bringt besonders eine Menge Reis hervor, außerdem aber kein andres Korn oder Getraide. Die übrigen Erzeugnisse des Gewächsreiches, sind mit denen in Hindostan und auf der Westküste, so ziemlich dieselben, an Bau- und Brennholz aber ist großer Mangel, daher auch größtentheils gedörrter Kuhmist statt des Holzes gebrannt wird. An Mineralien hat man verschiedene

Metalle

Metalle und edle Steine, vorzüglich viele Versteinerungen, welche beweisen, daß dieser Theil Indiens große Revolutionen erfahren haben muß. Unter den Produkten des Thierreichs verdient eine Art kleiner Hirsche bemerkt zu werden, welche nicht viel größer als Hasen sind, dabey aber ihr völliges Geweih haben.

Die Einwohner heißen eigentlich Tamuler und reden eine eigene Sprache, die meisten Europäer aber nennen sie irrig Malabaren. Sie sind schwarzbraun, ziemlich groß und gut gewachsen, aber weichlich und verzagt. Viele gehen ganz nackend, außer daß sie ein schmales Tuch um die Lenden gewickelt haben, andre kleiden sich wie die Malabaren und andre gehen wieder gleich den Hindus bekleidet. In den Ohren tragen beyde Geschlechter ungeheuer große Ohrengehänge. Die meisten Frauenzimmer, deren Tracht sich übrigens wenig von der männlichen unterscheidet, haben an jedem Arm so wie an den Beinen, zehn bis zwölf Ringe, so wie auch an den Fingern und Fußzehen, um den Hals aber große Ketten, die bis zum Magen herabhängen. Die Haare werden mit Kokusöl gesalbt, und entweder geflochten, oder hinten am Kopfe um eine Haarnadel gewunden. In Absicht der Speisen und Getränke leben sie äußerst mäßig, und Reis in Wasser gekocht, Kräuter, Gemüse, Sallat und Früchte nebst reinem Brunnenwasser, sind ihre gewöhnliche Nahrung. Wollen sie aber schmausen, so essen sie Zwieback in Milch geweicht und mit Zucker bestreut, Kuchen in Oel gebacken oder Fische, und trinken ein Getränke, das aus Tamarinden, Zwiebeln und Pfeffer gemacht ist. Ihre Schüsseln und Teller bestehn aus Baumblättern, welche mit Grase zusammengenäht sind. Die Wohnungen

nungen der Armen sind Erdhütten wie in Malabar mit Reisstroh gedeckt, Reichere aber haben Häuser von Ziegelsteinen, die aber nur ein Geschoß hoch sind.

Ihre Religion ist mit der Hindostanischen ziemlich dieselbe, nur daß sie mehr Götzen haben. Sie sind gleich den Hindus in Kasten vertheilt.

Das übrige, was sich etwan noch von dieser Halbinsel sagen ließe, werden wir bey Beschreibung der einzelnen Staaten, aus denen sie besteht, nachholen.

c) Einzelne Staaten.

Die ganze Halbinsel ist in mehrere Staaten vertheilt, die wir nunmehr einzeln beschreiben wollen. Der vorzüglichste davon ist: 1) das

1) Marattenland.

Marattenland. Die Maratten, eine indische Nation, die sich zu der Religion der Hindus bekennet, lebten lange ganz unbekannt in den Gebirgen von Gate. Unter Aorensib fiengen sie zuerst an, in kleinen Haufen den benachbarten Gegenden durch ihre Räubereyen nachtheilig zu werden, und als ein abyssinischer Sklave Amboar und nachher Sevaji genannt, der eine Räuberbande kommandirte und am Hofe zu Dekan in Ansehen gestanden hatte, sich an die Spitze dieses Volks stellte, machten sich die Maratten in kurzer Zeit Meister von Dekan, Golkonda und Visiapur. Seit dem Jahr 1739, von welchem sich überhaupt die Zerrüttung Hindostans datirt, hat die Macht der Maratten noch weit mehr zugenommen, so daß sie jetzt wohl zweyhunderttausend Mann, meist Reuterey ins Feld stellen können. Sie haben mehrere Fürsten, die aber alle zusammen in einer gewissen Lehnsabhängigkeit von dem Paischwa oder Oberregenten stehen. So räuberisch und kriegerisch sich übrigens

die

die Maratten betragen, wenn sie in fremdes Gebiet einfallen, so friedliche, arbeitsame Leute sind sie in ihrem eignen Lande. Sie dulden alle Religionen, und stören keine in der Uebung ihrer gottesdienstlichen Gebräuche. Sie bauen das Land mit dem größten Fleiße, und wer ihre Provinzen betreten hat, spricht mit Entzücken von den wohlangebauten Feldern, von der Milde und Gelindigkeit ihrer Regierung. Verschlimmern sich die Sitten dieser Nation nicht, bleiben ihre Fürsten so duldsam, gerecht und väterlich gesinnt, wird die Arbeitsamkeit, Mäßigkeit und Tapferkeit des Volks nicht durch Weichlichkeit und Verschwendung geschwächt; so können die Maratten wohl noch die Rächer der von den Engländern so sehr geplagten Indier und die Stifter eines Reichs werden, das dem von Hindostan in seinem größten Glanze nichts nachgeben wird.

Da es nicht möglich ist die großen und kleinen marattischen Fürstenthümer namentlich anzuführen oder wohl gar ihre Größe, Gränzen u. s. w. zu bestimmen, so begnügen wir uns, die verschiednen Länder zu beschreiben, aus denen die marattischen Staaten gegenwärtig bestehn. Es sind dies folgende: ein Theil des Königreichs **Guzurate**, **Visiapur** und **Golkonda**, nebst **Malva**, **Kandisch**, **Berar** und andern kleinen Distrikten.

Guzurate, welches auch von einer seiner Städte den Namen Kambaya erhalten hat, bildet eine Art Halbinsel zwischen dem Indus und der Küste von Malabar, welche durch eine Bergkette von der hindostanischen Provinz Agra geschieden wird. Es ist kein Land in dieser Gegend, welches einen fruchtbarern Boden und mehr Bewässerung hätte, als dieses; auch bringt es herrliches Getraide, welches weit vollere Aehren, als das europäische hat,

Bohnen

Bohnen, Erbsen, treffliches Obst, Baumwolle, Seide und Gewürze im Ueberflusse hervor. Seine Berge enthalten eine Menge Mineralien und seine Wiesen sind mit den schönsten, zahlreichsten Viehheerden bedeckt, wozu noch an wilden Thieren Rehe, Hasen, Gemsen, wilde Schweine, wilde Esel, Elephanten, aber auch Löwen, Leoparden, Tieger, wilde Katzen, unsäglich viel Affen und Krokodille von zwölf bis vierzehn Fuß lang, kommen. Die meisten Einwohner sind Indianer, doch wohnen auch Mogolen, Parsis, Araber oder Mohren, Armenier und Europäer darinnen. Die Indianer sind braungelb und schwarz von Haaren. Den Parsis, welche im siebenten Jahrhunderte hieher kamen, hat Guzurate seine meiste Landeskultur zu verdanken, aber eben der Reichthum, welchen dieses Reich dadurch erlangte, war auch Ursache, daß sich die Mogolen desselben bemeisterten, denen es die Maratten wieder entrissen.

Amadabad. Wir nennen nun die vorzüglichsten in Guzurate gelegenen Städte: Amadabad, die Hauptstadt des Landes, liegt in einer fruchtbaren Gegend an einem kleinen Flüßchen, das sich nicht weit davon in den Indus ergießt. Mit den Vorstädten hat sie sieben Stunden im Umfange; die Gassen sind breit und mit Tamarinden- Palm- Zitronen- und Orangebäumen besetzt. Die Häuser sind gut gebaut, und in den Vorstädten sind die herrlichsten Gärten und Grabmäler, welches große, schöne, mit Gärten umgebene Gebäude sind, zu finden. Der vornehmste Handel dieses Orts besteht in seidnen und baumwollnen, hier verfertigten Zeugen, in Zucker, Kümmel, Honig, Gummi, Opium, Ingwer, Indigo, Borax, Salpeter und Salmiak. Die Affen laufen hier auf den Gassen

Gassen und Dächern herum und Papagayen sind so gemein, daß sie, wie bey uns die Schwalben, in die Häuser bauen. Vor einigen Jahren war Amadabad indessen sehr heruntergekommen; ein Drittheil davon lag im Schutte, und der Handel stockte, weil Kaufleute und Handwerker sich in andre Gegenden begeben hatten. Die Holländer und Engländer haben hier Komteirs. Kambaya, eine der größten Städte Indiens, funfzehn Stunden von Amadabad und drey Milen von einem Meerbusen, der von ihr den Namen hat. Sie hat zwey Stunden im Umfange, eine schöne Mauer von gehauenen Steinen, zwölf Thore, breite Gassen und schöne Häuser. Es wird hier ein starker Handel mit Gewürzen, Elfenbein, seidnen und baumwollnen Zeugen und andern Waaren, welche aus allen Gegenden hierher gebracht werden, getrieben. Nicht weit von der Stadt sind Salzwerke. Man wählt dazu einen länglichviereckten Platz, gräbt die Erde aus und häuft sie zusammen, damit bey Annäherung der Fluth kein Seewasser eindringe und das bereits gekochte Salz feucht mache. Die ausgegrabene Erde wird in Beete, gleich den Gartenbeeten eingetheilt. An beyden Seiten wird eine Grube mit Seewasser angefüllt, um dasselbe von da auf die Beete abzuleiten. Sobald nun das Wasser von der Sonnenhitze kocht und sich verdickt, erhält es eine rothe Farbe; ist aber die Oberfläche völlig hart worden, so wird sie weiß, worauf man das beste und reinste Salz oben abnimmt; das untere ist schon schlechter und das letzte ganz schwarz. Zwanzig indische Pfund werden übrigens für drey oder vier Pfennig verkauft. Kambaya.

Baroach, eine volkreiche Stadt mit einer doppelten Mauer, die auch übrigens ziemlich befestigt ist. Innerhalb der Stadt ist eine große, von Häusern entblößte Strecke, auf welcher Baroach.

welcher gepflügt und gesäet wird. Man treibt hier einen starken Handel mit baumwollenen Zeugen und roher Baumwolle. Die Engländer eroberten diese Stadt im letzten Kriege, traten sie aber 1785 wieder an die Maratten ab.

Surate. In Guzurate liegt auch Surate, welches zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts, bloß aus einem Haufen elender Fischerhütten bestand, seit dem sechszehnten aber einer der wichtigsten Handelsplätze Indiens ward. Sie hat nachher zwar verschiedene Unfälle erlitten, sich doch aber immer wieder erholt, so daß sie noch jetzt einen ziemlich wichtigen Handel treibt. Sie liegt an dem östlichen Ufer des Flusses Tapti mit einem Hafen am Meere, von welchem sie etwa eine Meile entfernt ist. Die Gassen sind breit, aber krumm und sehr schlecht gepflastert; die Häuser fallen gut ins Auge, wiewohl auch viele bloß von Rohr gebauet und mit Palmblättern gedeckt sind. Die öffentlichen Märkte sind groß, zahlreich und reichlich mit Viktualien versehen, und auf allen Gassen ist ein Gewühl von Menschen, Palankins oder indischen Sänften, welche auf den Schultern getragen, und Karossen, welche von Ochsen gezogen werden. Gärten giebt es viel und meist gut angelegt. Ehedem (denn neuere Reisende erwähnen nichts mehr davon,) sollen hier zwey sonderbare Hospitäler, das eine für alte und untauglich gewordene Kühe, Pferde u. s. w. das andre für Flöhe, Wanzen und andres Ungeziefer gewesen seyn; um die letztern zu füttern, sagt man, wären Arme gemiethet worden, welche darinnen schlafen und dieses Ungeziefer mit ihrem Blute hätten sättigen müssen.

Die Einwohner, deren Anzahl sehr verschieden angegeben wird, sind Indier, Mohren, Parsis, Juden

Juden und Europäer, welche meist alle der Handel hier vereinigt. Hier fließen alle Manufakturwaaren von ganz Guzurate zusammen, von denen ein Theil zu Lande verführt, der andre in alle Weltgegenden verschifft wird. Dahin gehören vorzüglich baumwollne und seidne Zeuge, rohe Baumwolle und soviel andre Artikel mehr, daß Surate, ohngeachtet es wieder viele Waaren bedarf, dennoch einen großen Ueberschuß an baarem Gelde behält. Surate hat seinen eigenen Nabob, es ist aber schwer zu bestimmen, wer eigentlich der eigentliche Gebieter ist, ob dieser Nabob, die Engländer, oder die Maratten. Die Engländer besitzen die Festung, einige Thore und den Hafen, der Nabob ist Herr der Stadt und des Volks, und die Maratten haben zwey Thore innen, kommen auch wohl zu gewissen Zeiten einen Tribut einzufodern, der ihnen auch nicht verweigert wird, wenn sie gerade mächtig genug sind.

Visiapur gränzt an Guzurate und Golkonda, und machte ehemals einen Theil der Reiche von Dekan aus, welche Schach Jehan und Aorengsib der mogolischen Herrschaft unterwarfen. Diese Reiche wurden nachher so zersplittert, daß bloß das Reich Golkonda, (von welchem nachher,) von dem die Maratten doch auch ein Stück abgerissen haben, davon übrig geblieben ist, das eigentliche Dekan und Visiapur aber von Hyder-Ali, den Engländern und Maratten zerstückt worden ist. Was nun Visiapur besonders betrifft, so ist es zwar wegen des durchstreichenden Gebirges Gate ein bergigtes, aber doch dabey sehr warmes und an allen den Erzeugnissen, die wir schon angeführt haben, gesegnetes Land. Die Nationaleinwohner sind Hindus, schwarzbraun von Farbe, nicht allzu groß und von Karak-

ter wollüstig, träge und betrügerisch. Sie verfertigen baumwollne und seidene Zeuge und arbeiten als Goldschmiede und Juwelirer.

Bisiapur. Zu den vorzüglichsten Städten des Landes gehört **Visiapur**, die Hauptstadt auf der sogenannten Küste Kunkan, ohngefähr zwanzig Meilen von der See gelegen. Die Stadt ist groß und die Häuser von Holz oder Erde, dabey unansehnlich und mit so niedrigen Thüren, daß man sich bücken

Aorengabad. muß, wenn man hinein will. **Aorengabad**, eine der größten und volkreichsten Städte in Indien, in einer rundum mit Bergen umgebenen Ebene gelegen. Die Häuser zeichnen sich aber weder durch Schönheit, noch Größe aus, wiewohl das Innere bequem und schön ist. Etliche Stunden von der Stadt ist das Grabmal ihres Erbauers Aorengsib,

Dolatabad. ein prächtiges sehenswürdiges Werk. **Dolatabad** liegt nicht weit von dem oben angezeigten Orte, und ist eine sehr gute Festung, deren Werke von einem schwarzen Stein so künstlich aufgeführt sind, daß man keine Verbindung oder Fuge daran entdeckt. Die Festung ist mit einer achtfachen Mauer umgeben und liegt auf einem Berge, welcher fünftau-

Punah. send Ellen im Umfange hat. **Punah**, welche wir eigentlich vor allen andern hätten zuerst nennen sollen, da sie die Residenz des Paischwa oder obersten Fürsten der Maratten ist. Es ist ein volkreicher, aus Häusern von Backsteinen und Erde erbauter Ort, und liegt sieben Tagereisen von Aoreng-

Sotara. abad. **Sotara** ist die ehemalige Residenz der Maratten, ein wohlbewohnter Ort mit einer starken Festung, welche in den Felsen gehauen ist.

In der Provinz **Malva**, (denn die golkondischen, den Maratten unterwürfige, Städte, sind mit

Uzen. bey Visiapur begriffen,) liegt **Uzen**, eine sehr große

star

stark bewohnte und bebaute Stadt, welche mit niedrigen Mauern und Thürmen umgeben ist. Die Metscheds, deren Uzen sehr viele hatte, sind von den Maratten in Pagoden verwandelt worden. Von Ferne erscheint diese Stadt als ein Wald, weil alle Gassen auf beyden Seiten mit Bäumen besetzt sind.

In Kandisch, welche östlich an Malva gränzt, bemerken wir Brampor, eine große Stadt in einer Ebene, meist mit Bergen und Waldungen umgeben. Auch sie gleicht aus derselben Ursache, wie die vorige, von weitem einem Walde. Der hiesige Handel ist ziemlich beträchtlich, und wird besonders mit baumwollnen Zeugen getrieben. Brampor.

In Berar oder Barar liegt Makrabad und Elatschpor, zwey ziemlich ansehnliche und wohlgebaute Städte. Makrabad. Elatschpor.

3) Golkonda.

Nach den Marattenstaaten verdient das Reich Golkonda, der einzige Ueberrest des großen Reiches von Dekan zu stehen. Dieses Reich, welches an Orixa, den bengalischen Meerbusen, Visiapur und Guzurate gränzt, ist zwar ein äußerst warmes, dabey aber doch sehr gesundes Land. Zuweilen ist die Hitze so heftig, daß in den festverschlossenen Zimmern, das Holz an den Stühlen und Tischen brennend heiß wird, und man den Fußboden sowohl, als die Geräthschaften, beständig mit Wasser besprengen muß. Doch dauert diese außerordentliche Hitze gewöhnlich nur einige Tage, und auch dann nur von früh neun Uhr bis Nachmittags um ein Uhr, da sich denn ein frischer, die Luft abkühlender Wind erhebt. Die Regenzeit, welche der dasige Winter ist, fängt im Junius an und währet

bis zum Oktober, wodurch die Luft sehr erfrischt und die Fruchtbarkeit des Landes außerordentlich befördert wird. Der Boden ist überall gut und liefert alle Jahre eine zwiefache Erndte von Reis und andern Getraidearten. Wein wächst im Ueberfluß, und Pfeffer, Ingwer, Baumwolle und allerley Früchte sind häufig. Zahmes Vieh und wilde Thiere sind in Menge vorhanden; der größte Reichthum des Landes aber besteht in seinen edlen Steinen, vornehmlich Diamanten, von denen die reichsten Gruben in Golkonda gefunden werden. Die Einwohner sind lang, mehr olivenfarb als schwarz, still, mäßig und furchtsam. Ihre Kleidung ist eine baumwollne bis auf die Knie herabreichende Schürze, und ein Stück baumwollen Zeug, womit sie die Schultern bedecken. Sie theilen sich in vier und vierzig Stämme, und bekennen sich meist zur hindostanischen Religion, den König und die Grossen ausgenommen, welche Mohämedaner sind.

Der König, welcher sonst bloß Statthalter des großen Moguls war, regiert völlig despotisch über die Güter und Personen seiner Unterthanen; und dies so sehr, daß niemand ein Eigenthum hat, sondern alle Ländereyen nur pachtweise besessen werden. Er unterhält auch Truppen, welche aber nur halb bekleidet und äußerst elend bewaffnet sind.

Die vorzüglichsten Städte in Golkonda sind:

Bagnagar. Bagnagar, auch Hederabad und unrichtig von den Europäern Golkonda genannt. Sie ist die Hauptstadt des Landes, liegt an einem grossen Flusse, ist groß, schön gebaut, und wird von vielen Manufakturisten und Künstlern bewohnt. Zwey Stun-

Golkonda. den davon liegt die Festung Golkonda, welche selbst für eine große Stadt gelten kann, wenn es anders wahr ist, daß sie sechs Meilen im Umfange hat.

hat. Hier ist die Residenz des Königs, und man versichert, daß der hiesige Pallast wegen der Menge von Gold und Juwelen, alle andre Palläste in Indien, an Pracht und Kostbarkeit, bey weitem übertreffen soll. Auch sind nicht weit von Bagnagar die berufenen Diamantgruben, welche den größten Reichthum von Golkonda ausmachen. Sie sind in einer sehr sandigen Gegend befindlich, und da werden die Diamanten in den Adern gewisser Felsen gesucht, wo sie mit Sande umgeben liegen. Die Anzahl der hier arbeitenden Menschen wird auf dreyßigtausend geschätzt und die Arbeit selbst mit mancherley Vorbereitungen unternommen. Nachdem man den Platz erkannt hat, wo die Diamanten zu finden sind, macht man einen andern Platz eben und schließt denselben mit einer zwey Fuß hohen Mauer ein, an deren Fuße kleine Oeffnungen zum Ablaufe des Wassers gemacht sind. Dann versammeln sich alle Arbeiter mit ihren Herren, dessen Verwandten und Freunden. Jeder Herr bringt ein Götzenbild mit, vor welchem jeder, während der Priester das Gebet verrichtet, dreymal niederfällt. Nachdem sie sich hierauf gewaschen haben, wird ein Gastmahl gehalten, nach welchem die Arbeit ihren Anfang nimmt. Einige graben die Erde aus, andre tragen sie auf den Platz und öffnen die Löcher zum Ablauf des Wassers, welches zugleich allen Schlamm mit sich wegnimmt. Alsdann breiten sie den Sand, welcher zurückbleibt, etliche Zoll dick aus einander, und lassen ihn an der Sonne trocknen, worauf er gesiebt wird, da sich denn die Erde absondert, und in dem, was übrig bleibt, die Diamanten gefunden werden.

Als das Reich eines Mannes, dessen Namen wir lange in allen Zeitungen lasen, als das Reich 3) Mysore:

des berühmten Hyder-Ali, verdient Mysore schon eine umständliche Beschreibung, und verdient sie noch mehr, da es aus vielen andern Staaten in einen Staatskörper zusammengeschmolzen ist. Wie das zugegangen ist, wird uns eine kleine Uebersicht der Geschichte deutlicher auseinander setzen.

Mysore oder Mayssur gehörte vor 1565 nebst mehrern Ländern zu dem großen Reiche Bisnagar oder Karnate, welches, die Staaten des Samorins von Kalikut ausgenommen, fast die ganze Halbinsel befaßte. Um das genannte Jahr ward Bisnagar zergliedert und eine noch größere Zergliederung erlitt es 1650, wo auch Mysore an das Reich Visiapur kam und mit demselben 1685 dem mogolischen Reiche zinsbar wurde. Indessen hatte es immer seine eigenen Nationalfürsten oder Rajahs, unter welchen auch Hyder-Ali seit 1756, als General der Truppen und Nabob von Bengelur stand. Kanderao, ein Bramine, bekleidete damals in Mysore den Posten eines ersten Ministers, und Hyder-Alis Größe war ihm ein Dorn in den Augen. Um sich desselben zu entledigen, schloß er ein Bündniß mit den Maratten, reizte sie, ins Land zu fallen, und Hyder-Ali, der mit den Truppen bey Seringapatan stand, zu überrumpeln. Hyder-Ali entfloh aber in seine Nabobie nach Bengelur, zog die Truppen wieder an sich, nöthigte den Rajah, ihm den Minister auszuliefern und ließ diesen in einen Käfig sperren, in welchem er 1762 starb. Der Liebe der Armee und des Volks versichert, schloß er nach dem Tode des Königs, die Familie desselben von der Nachfolge aus, und machte sich selbst zum Rajah. Er fand bald Gelegenheit, seine kriegerischen Talente auch außerhalb geltend zu machen, indem er den Prinzen von Kanara

nara gegen seine Mutter unterstützte, und als diese wieder mit ihrem Sohne versöhnt, ihm nach dem Leben trachtete, Kanara eroberte, seinem Staate einverleibte, wobey er den Namen der Hauptstadt, welche er zu seiner Residenz machte, in Hydernagur verwandelte, und den Titel eines Königs von Kanara annahm. Bald darauf ward er in einen neuen Krieg verwickelt, in welcher er sogar Kalikut eroberte. In der Unternehmung wider den König von Travankor, ward er durch eine Verbindung gehindert, welche 1767 der Subah von Dekan, die Maratten und Engländer wider ihn geschlossen hatten. Als es ihm aber gelang, mit den Maratten einen Waffenstillstand einzugehn, setzte er den Krieg mit mehrerm Glücke fort und schloß 1769 einen ziemlich vortheilhaften Frieden. In einem das Jahr darauf entstandenen Kriege mit den Maratten, verlor er den größten Theil seiner Eroberungen, bekam sie aber mit französischer Hülfe wieder, und leistete nun 1779 den Franzosen wider die Engländer Hülfe, denen er auch bis an seinen Tod ein gefährlicher Feind blieb. Er starb 1782 und ihm folgte sein Sohn Tippo Saib, ein grausamer, blutdürstiger Fürst, der sehr unglücklich gegen die Engländer focht, doch aber 1784 im Frieden alles wieder bekam, was sie ihm abgenommen hatten.

Die wichtigsten seiner Besitzungen sind also gegenwärtig: **Mysore, Kalikut, Kanara und Kananor.**

Mysore hat mit Visiapur, von dem es, wie wir schon angeführt haben, noch vor kurzem ein Theil war, ohngefähr dieselbe Beschaffenheit und Produkte, es ist gut angebaut, ziemlich stark bevölkert, und durch Hyder-Alys Vermischung der

orientalischen Pracht mit der europäischen Verfeinerung, ziemlich kultivirt. Der vorzüglichste Ort darinnen ist Seringapatan, ein großer, wohlbevölkerter Ort, der auch unter Hyder-Alis Regierung stark befestigt worden ist, so daß er für eine Hauptfestung in Indien gelten kann.

Seringapatan.

Kalikut war ehedem einer der mächtigsten Staaten in Indien. Als die Portugiesen zuerst dahin kamen, war es ein reiches Land, dessen Beherrscher Samorin genannt ward, und mit welchem sie viele Kriege zu führen hatten. Zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts ward Kalikut den Holländern zinsbar, und im Jahr 1767 ward es, wie wir schon erwähnt haben, eine Provinz des kleinen Königreichs Mysore.

Dieses Land, ob es gleich den Ueberschwemmungen gar sehr unterworfen, ist dennoch fruchtbar, und bringt alle die Erzeugnisse hervor, die wir schon, als der Küste von Malabar eigen, angeführt haben. Die Hauptstadt gleiches Namens liegt am Meere und ist ein großer Ort, der aber meist von Holz oder in der Sonne getrockneten Ziegeln gebaut ist. Man zählt sechstausend Häuser darinnen, die aber nur sechs bis acht Fuß hoch sind, und welche durch Gärten von einander geschieden werden. Ihr Handel hat beträchtlich abgenommen, wiewohl die Engländer, Franzosen und Holländer noch Faktoreyen dort haben.

Kalikut.

Kanara ist ebenfalls ein besonders an Reis sehr fruchtbares Land. Ehedem war es ein blühendes Reich, das aber schon da in Verfall gerieth, als es sich von den Streifereyen der Maratten, durch einen jährlichen Tribut loskaufen mußte. Der Hauptort darinnen ist Hydernagur, sonst

Hydernagur.

Kanara,

Kanara, eine große, volkreiche und befestigte Stadt, welche unter Hyder-Alis Regierung beträchtlich verschönert worden ist. Mangalor, eine halbe Stunde vom Meere gelegen und ein guter Handelsplatz. Mangalor.

Kananor ist fruchtbar an Pfeffer, Ingwer, Kardomome und andern Gewürzen, und hat viele Manufakturen in Baumwolle. Die Hauptstadt gleiches Namens liegt am Meere und ist zwar groß, dabey aber äußerst schlecht gebaut. Kananor.

Das Reich Karnatik, Karoate oder Arkot, begreift an eigentlichen Ländern diejenigen, welche zwischen den Flüssen Koleron und Ponnar liegen, und an zinsbaren Ländern die Provinzen Tanschaur, Tritschinapuli, Madure, Marwar und andere. Ehedem war es ein eigenes Reich, zwischen 1685 und 1697 aber kam es unter die Herrschaft der Mogolen, die es von Nabobs beherrschen liessen. Seit 1740 ward es beständig von den Maratten beunruhigt, und nachher entstanden innere Unruhen, welche sich damit endigten, daß Karnatik zwar von den Mogolen unabhängig, dafür aber von den Engländern, die ihm seine Unabhängigkeit erworben hatten, mit einem desto härtern Joche belegt ward. 4) Karnatik.

Das eigentliche Karnate sowohl, als die Schutzländer, ist an allerley Erzeugnissen fruchtbar, und seine Einwohner betreiben verschiedne Manufakturen. Die Hauptstadt von Karnate heißt Arkot, liegt auf dem Gipfel eines Berges ist mit einer dreyfachen Mauer umgeben und treibt ansehnliche Handlung. Arkot.

5) Kochin. Kochin ist fruchtbar an Pfeffer, Eisen, Stahl, Thieren und Honig, aber es leidet dafür an Reis großen Mangel, den man von Kanara kommen läßt. Es hat seinen eigenen Fürsten, der ein Vasall der Holländer ist. Die Hauptstadt gleiches Namens liegt an dem Ausfluß eines Flusses, der einen sichern bequemen Hafen bildet. Sie war ehemals weit größer als gegenwärtig und nach Goa die größte Stadt, welche die Portugiesen in Indien besassen. Als aber 1662 sich die Holländer Meister davon machten, ward sie zum Theile geschleift und dafür in eine Festung verwandelt.

6) Travankor Das Königreich Travankor, ist das letzte auf dieser Halbinsel, und nur erst seit 1730 ein blühender Staat, weil es in diesem Jahre einen Beherrscher erhielt, der mit vielen kriegerischen Talenten, auch zugleich die Kunst verband, das Beste seines Staats durch friedliche Mittel zu befördern. Die Hauptstadt heißt auch Travankor und wird von vielen Christen bewohnt.

7) Europäische Besitzungen. Da Engländer, Holländer, Franzosen, Portugiesen und Dänen auf beyden Küsten der Halbinsel verschiedene Besitzungen haben, und wir bey Anzeige derselben Gelegenheit finden werden, von dem ostindischen Handel der drey letztern etwas genauer zu sprechen, so haben wir diese Anzeige bis hieher gespart, um ununterbrochen davon handeln zu können.

a) Englische Besitzungen. Den Engländern, von deren ostindischen Angelegenheiten wir das Nöthigste schon bey Bengalen angeführt haben, gehört auf der malabarischen

Bombay. Küste Bombay, eine kleine nicht weit vom festen Lande entlegene Insel. Ehedem war sie ein Eigenthum

thum der Portugiesen, und ward 1662 das Heurathsguth einer portugiesischen Prinzessinn, mit welcher sich Karl II. König von England vermählte. Die Stadt Bombay hat einen der schönsten Häfen in Indien und ohngefähr hunderttausend Einwohner, von denen achttausend Matrosen sind. Ein Paar Seiden- und Baumwollenmanufakturen beschäftigen eine kleine Anzahl, andre wieder beschäftigen sich mit Handel, Schiffarbeiten, der Fischerey und dem Anbau einer sehr guten Art Zwiebeln. Die Stadt ist nicht vorzüglich schön gebaut, hat aber eine treffliche Citadelle. Ehedem war die Luft in Bombay äußerst ungesund, und die Menge und Größe von allerhand Arten giftiger Thiere war ungeheuer, den Engländern ist es aber gelungen, dem faulen morastigen Wasser Abfluß zu verschaffen und dadurch die üble Beschaffenheit des Landes gänzlich zu heben. Von Bombay wird die Insel Salsette nur durch einen schmalen Kanal geschieden, den man zur Zeit der Ebbe, trocknes Fußes durchgehen kann. Sie war sonst portugiesisch, ward 1740 von den Maratten erobert, und 1774 nach einer hartnäckigen Gegenwehr, von den Engländern eingenommen, denen sie auch im Frieden abgetreten worden ist. Diese kleine Insel, welche etwan zehn Meilen lang und sieben breit ist, ist indessen sehr fruchtbar und äußerst bevölkert, also auch für Bombay sehr wichtig, das keine weitern Erzeugnisse als seine Zwiebeln und Kokos hat. Salsette enthält verschiedene Forts, und in der Mitte der Insel befindet sich ein Berg, der durchaus voller Hölen ist, welche mit vieler Mühe in den Felsen gehauen und mit mancherley Bildseulen und Inschriften angefüllt sind, die bis jetzt noch keinen Ausleger gefunden haben. Etliche kleinere

Salsette.

Inseln,

Inseln, als Elephante und Hay, sind ebenfalls den Maratten abgenommene Eroberungen.

Anjinga. Eine andre Besitzung ist Anjinga in Travankor. Dieser Ort liegt auf einer schmalen Erdzunge am Ausflusse eines kleinen Flusses, der aber beynahe das ganze Jahr mit Sande verstopft ist. Die Stadt ist volkreich und voll Manufakturen. Ehedem hatte sie eine Besatzung, die aber seit einigen Jahren als überflüßig weggenommen worden ist.

Tellischery. Ferner noch Tellischery in Kalikut, wo etwan funfzehn bis sechszehntausend Einwohner seyn mögen, und woraus am meisten Pfeffer gezogen wird.

Auf der Küste Koromandel besitzen sie erstlich

Divikote. Divikote, im Gebiete des Königs von Tanschaur, am Flusse Kolram gelegen, übrigens ein ziemlich

Kuddalore. unbedeutender Ort. Ferner Kuddalore, mit dem dabey gelegenen Fort St. David, und drey Aldeen oder Dörfern, in welchen zusammen gegen sechstausend Menschen leben mögen, welche Zitze malen und einige baumwollene Zeuge verfertigen. Ferner

Masulipatan Masulipatan, am Ausfluß des Krischna gelegen. Dies war ehedem der Stapelort des ganzen Handels, welchen Hindostan mit Bengalen, Persien und den Küsten von Ascham und Siam trieb. Durch die europäischen Niederlassungen auf der Küste von Koromandel verlor er sehr viel von seinem Glanze, die Franzosen aber glaubten ihm wieder aufhelfen zu können, daher sie ihn 1750 wegnahmen. Neun Jahr darauf gerieth er in englische Hände. Die Stadt ist ziemlich gut befestigt, liegt auch in einer durchaus sumpfigen Gegend, ihre Gebäude sind aber sehr schlecht, und man findet weder Wasser, noch Lebensmittel darinnen. Die Einwohner sind meist Mohämedaner und Heiden, welche von

Ma-

Manufakturarbeiten und Handel leben. Nicht weit davon liegt die Insel Divy, welche vom Meer und dem Kristna gebildet wird. Sie hat ohngefähr zwölf Meilen im Umfange, eine reine Luft und trefflichen Boden, der aber doch meist brach liegt. Es sind achtzehn Dörfer darauf. Nagaypatan, der Hauptort ist, wenigstens mit Erdwällen und Gräben befestigt. Ferner Mustaphánagur oder Kondaveir, ein meist in Ruinen liegender Ort, welche sattsame Zeugen seiner ehemaligen Größe sind. Der dazu gehörige Distrikt enthält achthundert und funfzig Dörfer, die meistens von Webern bewohnt werden. Masulipatan und Mustaphanagur machen übrigens zwey von den sogenannten fünf nördlichen Cirkars oder Distrikten aus, welche von dem Mogul Schach Allum an die Engländer abgetreten wurden. Die andern drey heißen Rajamundrum, Schikakol und Yalore; alle aber sind an mancherley Erzeugnissen sehr gesegnet, wozu auch die im Flußbette des Kristna befindlichen Diamanten gehören. Ein anderer Vortheil des Landes sind die großen und schönen Wälder von Teckholz, welches nicht bloß seiner Schönheit wegen, sondern auch darum sehr geschätzt wird, weil es in diesen Gegenden das einzige zum Schiffbau taugliche ist.

Divy. Nagaypatan. Mustaphánagur.

Der vorzüglichste Ort endlich, den wir auch bis zuletzt verspart haben, ist Madras in Karnate am Ufer des Meeres, auf einem gänzlich dürren, unfruchtbaren Boden gelegen. Man theilet sie in die weiße und in die schwarze Stadt. Die erste wird auch Fort St. Georg genannt, und ist bloß von Europäern bewohnt. Die Häuser sind meist von Backsteinen, und zwey Geschoß hoch mit platten Dächern, und so enge aneinander gebauet, daß

Madras.

daß kein Garten zwischen ihnen Raum hat. Sie ist durch gute Festungswerke vertheidigt. In der schwarzen Stadt wohnen meist Indianer, nebst Juden, Armeniern und Mohren. Sie ist mit einer Mauer umgeben, hat schöne, breite, schnurgerade Gassen, die Häuser aber sind meist von Erde. In der Stadt und ihrem Gebiete, in welchem eine Menge Manufakturen blühen, mag sich die Bevölkerung leicht auf vier bis fünfhunderttausend Seelen belaufen.

b) Holländische Besitzungen.

Die Holländer besitzen außer der beynahe völligen Oberherrschaft über die Stadt Kochin noch auf der Küste Malabar, die Stadt Kranganor, eine ummauerte große, aber schlecht bevölkerte Stadt am Meere, welche 1662 in holländische Hände kam. In verschiedenen andern Plätzen haben sie Faktoreyen, ihr Handel aber hat wenig zu bedeuten: auf Koromandel gehört ihnen Negapatan, d. i. Schlangenstadt, weil sich hier sehr viele Schlangen aufhalten, die aber so wenig schädlich sind, daß sie von den Einwohnern mit Reis und Milch in den Häusern gefüttert werden. Diese Stadt liegt an der Mündung eines kleinen Flusses, der zu gewissen Jahrszeiten gänzlich austrocknet. Vor der Ankunft der Portugiesen war sie nur ein Dorf, diese aber umgaben sie mit Graben und Mauern, und legten verschiedene Festungswerke an. Die Holländer, welche es 1658 eroberten, fügten noch ein Fort hinzu, ließen aber dafür viele Gebäude einfallen. Im letzten Frieden von 1784 ward ausgemacht, daß es den Engländern eingeräumt werden sollte, es fanden sich aber soviele Schwierigkeiten, daß die Abtretung wohl noch nicht erfolgt seyn möchte. Sadrasparan gehörte ehedem der verunglückten Kompagnie von Ostende.

Kranganor.

Negapatan.

Sadrasparan.

Die

Die Holländer lassen hier verschiedene baumwollene Zeuge verfertigen, und in der Nachbarschaft einen grauen Stein hauen, der sogar bis Batavia zum Bauen verschifft wird. Palliakate liegt in der Gegend von Madras, und hat ein Fort, welches Fort Geldern genannt wird. Die Stadt selbst hat eine angenehme Lage und schöne Häuser, vor denen auf beyden Seiten Alleen gepflanzt sind. In der Nachbarschaft haben die Holländer eine Münze, wo sie Rupien und Pagoden schlagen lassen. An andern Orten haben sie kleine Komtoirs, überhaupt aber bringt ihnen der koromandelsche Handel wenig andern Vortheil, als den, welchen sie von dem Verkauf der baumwollenen Waaren ziehen. Palliakate.

Da die Stadt Pondischery auf der Küste Koromandel die vorzüglichste der französischen Besitzungen in Ostindien ist, so dünkt es uns am schicklichsten, ehe wir von dieser und den andern Besitzungen sprechen, eine kleine Geschichte der Franzosen in Indien vorauszuschicken. c) Französische Besitzungen.

Unter der Regierung Heinrichs des Vierten dachte Frankreich zuerst daran, Theil an dem ostindischen Handel zu nehmen, aber immer waren es nur Projekte, bis 1616 und 1619, soviel man weiß, die ersten Schiffe dieser Nation in die indischen Gewässer kamen, dort aber mit so wenig glücklichem Erfolge handelten, daß lange Zeit weiter von keiner Unternehmung die Rede war. Etliche Abentheurer brachten es 1642 durch die Lügen, welche sie von den Vortheilen einer Niederlassung auf der bey Afrika liegenden Insel Madagaskar ausstreuten, dahin, daß eine Kompagnie errichtet ward, welche auch wirklich einen Pflanzort auf Madagaskar anlegte, der aber durch die schlechte Aufführung der Fran- Geschichte der französischen Kompagnie.

Franzosen seine Endschaft erreichte. Nun vergaß Frankreich des ganzen indischen Handels, bis der Minister Kolbert 1664 mit Ernst darauf bedacht war, diesen Handel wieder herzustellen. Es ward eine neue Kompagnie errichtet, welche nicht allein alle die Vortheile erhielt, deren die englische und holländische genoß, sondern der man auch noch eine Menge anderer Freyheiten zugestand. Man machte wieder einen unglücklichen Versuch mit Madagaskar, verließ es aber 1670 gänzlich, und nun ward Surate zum Mittelpunkt des französischen Handels gemacht, wo er aber wenig Fortgang gewann, weil die Franzosen die Konkurrenz mit reichern, der dasigen Umstände erfahrnern Nationen nicht aushalten konnte. Zwey Jahr darauf 1672 machten sie einen Versuch, sich in Trinkemale auf der Insel Zeilan festzusetzen, allein da sie diesen Entwurf zu wenig geheim hielten, wurde das ganze Unternehmen nach vielen aufgewendeten Kosten wieder rückgängig, und die zu dieser Absicht bestimmte Flotte nahm nun halb aus Verzweiflung St. Thomas ein, welches dem König von Golkonda gehörte, das die Holländer aber zwey Jahr darauf wieder eroberten. Frankreichs ganzer ostindischer Handel wäre nun gewiß zu Grunde gegangen, wenn ein gewisser Martin nicht die Ueberreste der Kolonie gesammelt, und nach Pondischery geführt hätte, welches der Rajah von Gingi den Franzosen abgetreten hatte. Das Projekt, sich in Siam festzusetzen, von welchem wir erst bey Beschreibung dieses Reiches sprechen können, mislang, und was noch schlimmer ist, die Holländer eroberten 1693 Pondischery, und behielten es bis zum Ryswicker Frieden. Schlechte Anstalten und durchaus verkehrte Maaßregeln machten, daß die Kompagnie immer in schlechtere Umstände kam, und der Untergang des ganzen französischen ostindi-

schen

schen Handels sehr wahrscheinlich ward. Nur seit 1735, seit dem Dumas zum Statthalter von Pondischery ernannt wurde, gewannen die französischen Umstände in Ostindien eine bessere Lage. Im J. 1739 erlangte die Kompagnie Karikal, und etliche andre Plätze in Tanschaur, und Pondischery schien sich zu einem hohen Grade des Ansehens und Reichthums zu erheben. Dupleix, welcher um das J. 1748 den Oberbefehl in Ostindien hatte, wollte nun auch den Franzosen eine dauerhafte Herrschaft in Indien gründen: in dieser Absicht machte er 1751 einen neuen Subah in Dekan, und Nabob von Karnate, von denen er sich ein weitläuftiges Gebiete abtreten ließ, und seine Entwürfe giengen noch weiter, als der Krieg von 1756 sie nicht allein vernichtete, sondern Frankreich auch aller seiner ostindischen Besitzungen beraubte. Die englischen Waffen waren von einem unwandelbaren Glücke begleitet, und Pondischery selbst ward 1761 erobert und in einen Steinhaufen verwandelt. Der Friede gab Frankreich nur den kleinsten Theil seiner Besitzungen wieder, und der letzte Krieg mit England, in welchem Pondischery abermals eingenommen wurde, gab ihm keine derselben wieder, wenn die französischen Waffen den englischen gleich mehr als jemals das Gleichgewicht hielten.

Nach dieser kurzen historischen Uebersicht wollen wir nun die einzelnen Orte, welche Frankreich besitzt, anzeigen.

Dazu gehört auf Malabar Mahe', an der Mündung des Flusses gleiches Namens, wo sie sich 1725 festsetzten, und eine Kolonie anlegten, die aus sechstausend Indiern bestand. Seit 1763 hat dieser Ort übrigens so wenig, als der dasige Handel zu bedeuten. Auf Koromandel gehört ihnen Ya- Mahe'.

Yanaon. Yanaon, eine Pflanzung, die zwar weiter kein Gebiet hat, aber doch ehedem in blühendem Zustande war. Der Handel ist jetzt von geringer Bedeutung.

Karikal. Wichtiger ist Karikal im Königreich Tanschaur, am Flusse Kolram, welcher hier schon ziemlich große Fahrzeuge trägt. Ehedem war es eine Festung, seit aber 1760 die Festungswerke von den Engländern geschleift worden sind, ist es ein offener Ort, der etwan funfzehntausend Einwohner haben mag, welche meist schlechte Schnupftücher und Zeuge verfertigen. Das kleine dazu gehörige Gebiet enthält doch gegen funfzigtausend Seelen, die für Batavia und die philippinischen Inseln viele Manufakturwaaren verfertigen. Der Boden ist sehr fruchtbar, und bringt viel Reis, Indigo und andre Erzeugnisse. Vor dem letzten Kriege wurden die jährlichen Einkünfte auf ohngefähr dreißigtausend Thaler geschätzet. Die vorzüglichste aller französischen Pondischery. Besitzungen aber bleibt immer Pondischery. Diese am Ufer des Meeres gelegene Stadt war vor der englischen Zerstörung eine der schönsten in Indien. Ihre Straßen waren breit, schnurgerade, mit zierlichen Gebäuden und Alleen besetzt. Die Mohämedaner hatten eine Metsched, die Heiden zwey Pagoden, die Christen zwey Kirchen, und diese religiösen Gebäude, nebst dem Pallaste des Statthalters, waren wirklich sehenswürdig zu nennen. Die Anzahl der Einwohner belief sich auf siebzigtausend, welche von Manufakturen, dem Handel und der Schifffarth lebten. Die Lebensmittel waren wohlfeil, und die Sitten feiner und artiger, als in irgend einer andern Stadt in diesen Gegenden. So war Pondischery vor 1761; als Steinhaufen bekamen es die Franzosen wieder, und 1765 fiengen sie den neuen Bau mit unsäglichen Kosten an. Im Anfang des Jahres 1770 hatte Pondischery

schery wieder sieben und zwanzigtausend Einwohner. Von seinem gegenwärtigen Zustande fehlen die nähern Nachrichten.

d) Portugiesische Besitzungen. Geschichte der Portugiesen in Ostindien.

Dieselben Gründe, welche uns bewogen, die Geschichte der Franzosen in Ostindien voranzuschicken, bestimmen uns auch, jetzt etwas über die Geschichte der Portugiesen zu sagen, ehe wir die Ueberreste ihrer einst so wichtigen Besitzungen anzeigen.

Unter allen europäischen Nationen waren die Portugiesen die ersten, welche Entdeckungsreisen unternahmen, und ihre Reichthümer und Macht (denn an Erweiterung von Kenntnissen ward damals nicht im mindesten gedacht) unter einem fremden Himmel zu vergrößern suchten. So wie sie den Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung (deswegen so genannt, weil nun Hoffnung da war, nach Indien zu kommen) gefunden hatten, gieng auch 1497 eine Flotte von vier Schiffen unter Befehl des Vasko de Gama nach Indien unter Segel, welche nach einer Schifffahrt von dreyzehn Monaten an den Küsten Indiens, und zwar in Kalikut landete. Noch nie hatten die Indier Europäer gesehen; Gama ward also mit Erstaunen, aber doch auch mit Mißtrauen von dem Samorin aufgenommen, und dieses Mißtrauen ward durch die Araber oder Mohren, welche die Faktore von Aegypten waren, so sehr verstärket, daß schon jetzt einige Feindseligkeiten zwischen den Portugiesen und den Unterthanen des Samorins vorfielen. Gama kam glücklich nach Lisboa zurück, und Alvarez Kabral ward nun mit einer stärkern Flotte nach Indien geschickt. In Kalikut fand er alles wider die Portugiesen, er mußte ihnen also durch Gewalt der Waffen Achtung verschaffen, welches ihm auch so gut gelang, daß

die Könige von Kochin, Kananor u. a. mehr sich mit ihm wider den Samorin verbanden, und sich als Vasallen der Krone Portugall erklärten. Er und noch mehr sein Nachfolger Albukerke, machten den portugiesischen Namen durch ganz Indien fürchterlich: eine kleine Anzahl Portugiesen nahm es mit den mächtigsten Heeren auf, und der Handel, der bisher über das rothe Meer, Alexandrien und Venedig geführt worden war, nahm nun seinen Weg über Portugall. Albukerke eroberte Goa und Ormuz im persischen Meerbusen, er setzte sich auf Zeilan, nahm Malaka ein, bemeisterte sich der moluckischen Inseln, und starb endlich 1515 zu Goa nach einer Reihe von Siegen, die ihn, zum Beweis seiner Rechtschaffenheit, nicht reicher gemacht hatten. Lope Suarez, sein Nachfolger, gründete den Handel nach Sina und Japan, und nun waren sie Herrn eines unermeßlichen Reiches, so wie eines ausgebreiteten Handels, aber nun wurden sie auch weichlich, grausam und mit allen den Lastern befleckt, die aus Reichthum und Uebermuth entspringen. Kastro und Ataide retteten die Ehre Portugalls noch auf einige Augenblicke, aber sobald diese großen Männer vom Schauplatz abgetreten waren, fielen die Portugiesen wieder in Laster und Verbrechen zurück, und so wie ihr Vaterland unter das spanische Joch kam, waren sie nicht mehr im Stande, den Unternehmungen der Holländer zu widerstehen, die sie nach und nach aller ihrer ostindischen Besitzungen beraubten, einige wenige ausgenommen, deren wir jetzt einige erwähnen werden.

Goa. Der Hauptort ist immer noch Goa, auf der Küste Malabar. Diese Stadt liegt auf einer kleinen, von einem Fluß gebildeten Insel, der sich nicht weit davon in das Meer ergießt, und einen

der

der schönsten Häfen bildet. Die ganze Insel hat ohngefähr zehn Stunden im Umfange, und ist allenthalben mit Kanälen durchschnitten, zwischen denen kleine Gehölze, Landhäuser und Wiesen mit den wohlriechendsten Blumen besäet, mit einander abwechseln. Goa erhebt sich wie ein Amphitheater am Ufer empor, und macht, im Betracht daß es eine indische Stadt ist, einen wirklich herrlichen Anblick. Die meisten Häuser sind von Stein, und fallen sehr gut ins Auge; die Palläste des Vizekönigs, des Erzbischofs und Großinquisitors sind außerordentlich prächtig, und die Anzahl der Kirchen und Klöster ist sehr beträchtlich, wie man denn auch versichert, daß die Hälfte der Einwohner aus Mönchen bestehet. Das Hospital ist ein sehr weitläuftiges Gebäude, welches auch eine sehr gute innere Einrichtung hat. Eine Straße, Rua drecha genannt, ist funfzehnhundert Schritt lang, und überall mit Goldschmieds- und Juwelierladen besetzt. Am äußersten Ende derselben steht die prächtige Kirche zu U. L. Frauen von Asera, auf deren Portal die Statue des großen Albukerke steht. Die Lebensart der hiesigen Einwohner ist äußerst prächtig, und die meisten Europäer gehen nicht anders aus, als zu Pferde, im Palankin und mit einer Menge Bedienten und Sklaven begleitet. Alle, selbst die schändlichsten Laster gehn hier im Schwange, und alles verräth den Verfall der Macht und der Sitten. Diu, eine kleine Festung, und Daman sind die übrigen Besitzungen der Portugiesen auf dieser Halbinsel.

Diu. Daman.

Christian IV. faßte 1618 auf Anrathen eines gewissen Holländers, Boschower mit Namen, den ersten Gedanken, einen indischen Handel zu stiften, und schickte in dieser Absicht sechs Schiffe nach

e) Dänisch Besitzungen. Geschicht der dänischen Kompagnie.

Zeilan, die aber dort so übel aufgenommen wurden, daß ihr Kommandeur nichts Besseres zu thun wußte, als sie nach Tanschaur zu führen, wo sie gegen einen jährlichen Grundzins die Erlaubniß zur Erbauung von Trankenbar erhielten. Im Anfang machten sie sehr vortheilhafte Geschäfte, bald aber geriethen ihre Angelegenheiten so sehr in Verfall, daß die Kompagnie 1670 einen förmlichen Bankerott machte. Die neue Kompagnie hatte kein besseres Glück, und nahm 1730 ein Ende, wie die vorige. Zwey Jahr darauf nahm abermals eine neue Handelsgesellschaft ihren Anfang, die, nachdem sie eine Menge Schwierigkeiten überwunden, jetzt auf einem sehr soliden Fuße stehet, und ihren Interessenten mit reichlichem Wucher lohnet.

Trankenbar. Ihr Hauptetablissement ist **Trankenbar**, nicht weit von Negapatan entlegen, ein wohlgebauter Ort, mit einem kleinen dazu gehörigen Gebiet, in welchem gegen dreißigtausend Seelen seyn mögen. Seit 1707 ist hier eine Missionsanstalt, welche sich alle Mühe giebt, das Christenthum zu verbreiten, leider aber nicht allemal auf gehörige Aufklärung des Verstandes Rücksicht nimmt. Auch ist hier eine Buchdruckerey, welches die erste und einzige in Ostindien ist.

2) Die Halbinsel jenseit des Ganges. Das Stück von Ostindien, welches von den Europäern die Halbinsel jenseit des Ganges genennt wird, besteht, soviel wir aus ziemlich unvollständigen Nachrichten wissen, aus zwölf verschiedenen Ländern, welche folgende sind: **Aschem, Aschan** oder **Azem, Tipra, Ava, Pezu, Arrakan, Siam, Malaka, Tongkin, Laos, Kochinsina, Kamboya** und **Ponthiamas**. Diese große Halbinsel, deren Größe auf sechs und vierzig-

tausend

tausend Quadratmeilen geschätzt wird, hat gegen Norden, Sina und Thibet, gegen Westen Hindostan, gegen Süden und Osten aber das Meer. Die Küsten ausgenommen, welche von europäischen Kaufleuten besucht werden, ist das Innere dieses großen Landes nur sehr wenig bekannt, oder die davon bekannt gemachten Nachrichten sind so mährchenhaft und widersprechend, daß es sehr viele Mühe kostet, das Wahre von dem halbwahren oder ganz falschen abzusondern. Indessen wollen wir uns alle Mühe geben, unsre Schilderung von jedem auffallenden Flecken rein zu erhalten, und lieber hie und da eine Lücke lassen, als unwahrscheinliche Dinge auf Treue und Glauben nachbeten. Da wir auch jedes der vorhin genannten Länder umständlicher beschreiben werden, so sagen wir hier nichts von der allgemeinen Beschaffenheit des Landes, sondern fangen sogleich mit der Beschreibung von Aschem an.

a) Königreich Aschem.

Das Königreich Aschem liegt im Norden der Halbinsel, und wird von Hindostan durch den Fluß Bramaputren getrennet. Das ganze Land ist mit einer Menge Flüsse und Kanäle durchschnitten, welche zuweilen schreckliche Ueberschwemmungen verursachen; auch ist der Winter hier strenger, als in irgend einem andern Lande der Halbinsel, wovon die Nähe der Gebirge von Thibet die Ursache ist. Dennoch aber ist der Boden sehr fruchtbar, der mit Bengalen beynahe dieselben Produkte hat. Zu den Eigenheiten gehört eine besondre Art Seide, welche von den Würmern auf den Bäumen selbst bereitet wird, und sowenig also die Erzeugung derselben Mühe kostet, dennoch an Glanz und Güte den Vorzug für jeder andern hat. Zahme und wilde Thiere giebt es in Menge, die Bergwerke enthalten Gold, Silber, Stahl, Eisen und Bley; Salz

aber fehlt gänzlich, und wird daher aus der Asche eines auf stehenden Wässern schwimmenden Krautes, und aus den Blättern des indischen Feigenbaumes gemacht. Gummilack und Bezoar werden häufig auswärts geführt, und der erste auch zum Mahlen der Zitze im Lande verbraucht.

Die Einwohner sind wohlgewachsene Leute, gegen Süden fällt ihre Farbe ins olive, gegen Norden sind sie weißer, dafür aber auch mit ungeheuern Kröpfen verunstaltet. Gemeiniglich gehen sie im Sommer nackend, ausgenommen einen Schurz um die Lenden, und eine Art Mütze, welche mit Bärenzähnen behängt ist, im Winter aber bedecken sie sich mit Thierfellen. Ihre Wohnungen sind äusserst armselig, und ihre beste Nahrung ist Hundefleisch. Jeder hat soviel Weiber, als seine Vermögensumstände zulassen, und in Absicht ihrer Sitten stehen sie in dem Rufe eines gutartigen Volkes. Viele Künste darf man bey ihnen nicht suchen, doch betreiben sie einige Manufakturen, und in Indien behauptet man, daß sie das Pulver erfunden, und die Sinesen es von ihnen gelernt haben. Sie sind Heiden, und haben viele Götzenbilder, im übrigen aber schärft ihnen ihre Religion doch die Beobachtung aller moralischen Pflichten ein, und tröstet sie mit der Hoffnung eines bessern Lebens. Man behauptet, daß der König von Aschem keine Abgaben von seinen Unterthanen erhalte, sondern bloß die Bergwerke als Eigenthum besitze.

Die alte Hauptstadt des Landes ist Ascho, eine ihres Reichthums wegen sehr berühmte Stadt, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von einer mogolischen Armee verwüstet ward. Seit dem heißt
Ghergony. die Hauptstadt Ghergony, von der man aber weiter nichts zu sagen weiß.

Fast

b) K. Tipra.

Fast eben so wenig weiß man von dem ganzen Königreich Tipra, welches Aschem gegen Mittag gelegen ist. Es hat nichts, was zu einem auswärtigen Handel Gelegenheit geben könnte, und bloß die Bergwerke tragen etwas ein. Auch hier soll der König keine Abgaben heben, sondern bloß von dem Ertrag der Bergwerke leben, jeder Unterthan aber soll verpflichtet seyn, ihm jährlich eine gewisse Zeit Frohndienste zu leisten. Man weiß auch nicht gewiß, ob dieses Reich nicht eine Provinz von Aschem ist.

c) K. Pegu u. Ava.

Das Kaiserthum Pegu oder Ava (denn beyde Reiche haben einen und eben denselben Beherrscher) bestand noch im sechszehnten Jahrhundert aus zwey verschiedenen Reichen. Die Abassys besaßen Pegu, und die Barmen oder Barmanen, ein Volk aus dem nördlichen Theile der Halbinsel hatten Ava inne. Schaumigrem, König von Ava, eroberte 1685 Pegu, und machte sich dasselbe völlig unterwürfig. Im J. 1735 warfen die Peguaner wieder das Joch ab, und erwählten sich einen eigenen König, der den Handel zu beleben, und Europäer in sein Land zu ziehen suchte, daher auch die Engländer und Franzosen sich darinnen niederzulassen anfiengen. Während dieses Königs Regierung erregte ein Barman, Alompra mit Namen, einen Aufstand, der endlich so weit um sich griff, daß der Aufrührer den König gefangen bekam, und umbringen ließ. Alompras Sohn, Xandropa, den andre auch Zekinmedu nennen, eroberte Siam, welches sich aber bald wieder frey machte, und führte einen glücklichen Krieg wider Sina. Im J. 1776 war der Sohn dieses Eroberers, Kaiser von Ava oder Pegu.

Dieses Reich, welches nach einigen Reisenden zweymal so groß als Frankreich seyn soll, und welchem andre (doch sehr unwahrscheinlich) nur funfzig Meilen in die Länge und fünf und zwanzig in die Breite geben, wird nordwärts durch reiche Gebirge und öde Wüsten von Sina geschieden, und hat gegen Westen Arrakan und den Meerbusen von Bengalen, gegen Osten Laos und gegen Süden Siam. Die Beschaffenheit des Landes, und also auch die Fruchtbarkeit desselben sind nicht überall einerley, denn wenn gleich die südlichen Gegenden eben und sehr gut bewässert sind, so findet man doch wieder viele Wälder, Gebirge und Wüsten, selbst an den Ufern des Flusses Ava, und nicht weit von der Hauptstadt. So wie aber der Fluß tiefer ins Land tritt, wird der Boden immer herrlicher, und bis an seinen Ausfluß in die See, entdeckt man schöne Ebenen, ansehnliche Städte, und volkreiche Dörfer, die so dicht an einander liegen, daß die Ufer des Flusses ganz damit bedeckt scheinen. Die Küsten des Reichs sind sehr gefährlich, und selbst der Hafen von Syriam ist nicht der sicherste. Die Luft ist übrigens sehr gesund, und die Europäer befinden sich hier weit besser, als in einer andern Gegend der Halbinsel, nur richten die Blattern zuweilen schreckliche Verwüstungen an.

Die Produkte dieses Landes sind Reis und andre Hülsenfrüchte, Gemüse, Obst, Kardamome, Indigo, kostbares Bauholz, Elfenbein, Wachs, Gold, Silber, Eisen, Zinn und köstliche Steine in Menge. In den Gebirgen halten sich viele reißende Thiere auf, die auch zuweilen auf das platte Land kommen, und große Verwüstungen machen.

Die

Die Einwohner sind im Durchschnitt genommen, wohlgebaute, starke Leute, von schwarzgelber Farbe, dabey aber gut gebildet. Die Weiber sind weniger schwarzgelb, aber häßlicher als die Männer. Von Karakter ist dies Volk sanft, gesellig, faul, diebisch, lügenhaft und äußerst feig. Ihre Unreinlichkeit soll so groß seyn, daß sie und ihr Vieh auf demselben Flecke bey einander wohnen. Eben so wirft man ihnen ein Uebermaaß von Unkeuschheit vor, die durch ihre wollüstige Kleidung die reichlichste Nahrung erhält. Die Weiber gehen nackend bis auf den Gürtel, und die Kleidung, welvon da bis zu den Knieen herabgeht, ist so durchsichtig, daß sie bloß einer Flordecke ähnlich ist. So wollüstig sie aber auch sind, so leben sie doch äußerst mäßig, und ihre ganze Nahrung besteht fast allein in Gemüse und faulen Fischen, welche sie Prok nennen. Ihr Brod besteht aus Reiskuchen, und ihr gewöhnliches Getränke ist Wasser; sich zu berauschen aber, trinken sie einen Saft, der aus gewissen Bäumen gezapft wird.

Künste, Gewerbe und Wissenschaften werden von diesem trägen Volke nur wenig betrieben. Ihre Pfaffen legen sich etwas auf Astronomie und Arzneykunst, aber ohne alles Geschick. Ihre Häuser sehen großen Taubenhäusern ähnlich, und stehen der Ueberschwemmungen und wilden Thiere wegen auf Pfählen. Der Handel hat wenig zu bedeuten, und die Europäer besuchen jetzt dieses Reich weit seltener, als ehedem, weil ihnen ihre Reisen nur sehr wenig einbringen, und sie oben drein sich eine Menge Besichtigungen und andrer Plackereyen müssen gefallen lassen.

Die Religion der Peguaner und Avaner ist die heidnische, und scheint im Grunde mit der, zu welcher

cher sich die Hindus bekennen, dieselbe zu seyn, weil wie dort die Seelenwanderung zum Grunde liegt. Sie haben sieben Hauptgötter, von denen verschiedene schon verkörpert auf der Erde gelebet haben, andre aber noch erwartet werden, sie beten aber nur einen an, welchem auch Fleisch, Fische, Gemüse und gekochter Reis geopfert werden. Ihre Pagoden sind anständiger ausgeziert, als die der Hindus, in welchem man viele unzüchtige Vorstellungen findet; schrecklich aber ist es, daß bey Erbauung einer Pagode die vorübergehenden allemal mit in den Grund geworfen werden.

Der König oder Kaiser von Pegu und Ava giebt sich einen sehr glänzenden Titel: er nennt sich einen König der Könige, Verwandten der Götter, Bruder der Sonne, Neffen des Mondes, Gebieter der Ebbe und Flut, Besitzer des weißen Elephanten, Herrn der vier und zwanzig weißen Sonnenschirme u. s. w. Die Verehrung, welche ihm seine Unterthanen erzeigen, gränzt wirklich an Abgötterey, und er selbst hat eine so hohe Einbildung von sich, daß er, wenn er gegessen hat, ausrufen läßt, der König der Könige und Herr aller Macht sey gesättigt, und die andern Könige hätten nun gleichfalls Erlaubniß zu essen. Er herrscht völlig despotisch über seine Unterthanen, und wer etwas Vermögen hat, muß immer befürchten, daß er im Namen des Königs, unter irgend einem Scheine des Rechtens, zum Bettler gemacht wird. Die Einkünfte des Monarchen müssen auch sehr beträchtlich seyn, wenn man bedenket, daß alle Eigenthümer ihm einen jährlichen Pacht entrichten müssen, daß er alle diejenigen ganz beerbet, welche ohne Kinder sterben, und von dem Vermögen derer, welche Kinder hinterlassen, wenigstens das Drittheil erhält.

Städte

Städte dieses Reiches sind: **Ava**, die Hauptstadt am Flusse gleiches Namens, der in Sina entspringen soll. Die Stadt soll von mittler Größe, und der darinnen liegende Pallast sehr prächtig seyn. Ava.

Syriam, an der Mündung des Flusses Ava, wo er in den bengalischen Meerbusen fällt. Hier ist der einzige ansehnliche Hafen des Reiches. Die Portugiesen waren einige Zeit Besitzer dieser Stadt, deren Innres auch hie und da verräth, daß sie einmal unter der Herrschaft eines europäischen Volkes gewesen ist. Syriam.

Pegu, die alte Hauptstadt des Königreichs Pegu, an einem gleichbenannten Flusse gelegen, ist mit Gräben umgeben, die, da sie weit über den gegenwärtigen Umfang der Stadt hinausgehen, zu verrathen scheinen, daß dieser Ort ehedem weit größer gewesen ist. Pegu.

Dieses Königreich, von welchem es ungewiß ist, ob es nicht gegenwärtig eine Provinz von Ava ausmacht, wird von Tipra, Ava und dem bengalischen Meerbusen umgeben. Die südlichen Gegenden liegen meist wüste, weil es dort soviel Büffel, Elephanten, Tieger und andre wilde Thiere giebt, daß sich das Land weder besäen, noch ordentlich bewohnen läßt. Gegen Norden zu aber sind die Ländereyen bebauet, und ziemlich volkreich, wiewohl eine Reihe innerliche und auswärtige Kriege, das ganze Reich gar sehr von seinem ehemaligen Wohlstande herabgesetzt haben. Ueberhaupt genommen, ist das Land wohlbewässert und fruchtbar: man findet schöne Holzarten, gute Weide, Reis, schöne Früchte von verschiedenen Arten, als Kokos, Ananas, Limonen u. s. w. Die Berge liefern Eisen, Bley, Zinn und Kupfer. Von Thieren giebt es alle unsre Hausthiere, nebst Ka- 4) K. Arrakan.

Kamelen, Elephanten, Büffeln, reißenden Thieren, Flügelwerk und herrlichen Fischen.

Die Einwohner von Arrakan sind gemeiniglich nicht allzugroß, aber stark von Gliedern, und schwarzgelb von Farbe. Sie sind wild und grausam von Karakter, und ehedem waren sie berufene Seeräuber auf den indischen Meeren. Da der Winter hier etwas strenger, als in den südlichern Gegenden der Halbinsel ist, so bekleiden sich auch die Einwohner wärmer, und tragen eine Kleidung, welche den ganzen Leib bedecket. Ihre gewöhnliche Kost ist ein Teig von Reis, eine vorzügliche Speise aber ist ihnen das Fleisch von Ratten, Mäusen, Schlangen und halb verweßten Fischen. Von Künsten und Wissenschaften scheint dieses Volk so wenig zu wissen, daß selbst ihre prächtigsten Häuser bloße Erdhütten sind; der Handel mit Arrakan aber war ehedem sehr blühend, uud die Araber sowohl, als nach ihnen Portugiesen und Holländer gewannen große Summen durch denselben. Gegenwärtig handeln bloß noch einige Einwohner Hindostans hieher.

In Ansehung der Religion weichen die Bewohner von Arrakan nur wenig von den Peguanern ab, doch verräth ihr Gottesdienst die Wildheit und Rauhigkeit ihres Karakters. Ihre Pageden sind meist alle auf steilen, oft mit Lebensgefahr zu erkletternden Felsen erbauet, ihre Götzen haben meist alle schreckliche Stellungen, und bey einem jährlichen Feste, welches sie zum Andenken der Verstorbenen feyern, und bey dem ihr vornehmster Götze, nebst neunzig Priestern, auf einem sehr schweren Wagen herumgefahren wird, werfen sich viele Andächtige unter die Räder, und lassen sich zermalmen,

men, oder hängen sich an die dazu an dem Wagen festgemachten Haken. Die Priester stehen in grosser Achtung, und führen ein äußerst strenges Leben.

Wie Arrakan noch seine eigne Könige hatte, denn wir haben schon erwähnt, daß man nicht genau weiß, ob es jetzt noch ein für sich bestehendes Reich ausmacht, führte es oft blutige Kriege mit Pegu, weil die Monarchen beyder Länder sich den Besitz des weißen Elephanten, der dem einen den Rang über den andern gab, streitig machten. Arrakan verlor den Elephanten, behielt aber den Titel, wie dies auch außer Arrakan der Gebrauch ist.

Städte dieses Landes sind unter andern Arrakan, in einer rundum von Bergen verschlossenen Ebene, zwölf bis funfzehn Meilen vom Meere entlegen, und von dem Flusse gleiches Namens durchflossen. Die meisten Häuser dieser ersten Stadt im Lande, sind von Rohr, die Palläste der Großen aber, wenn man ihnen diesen Ehrennamen zugestehen will, sind wenigstens in etwas besser. Man zählt in dieser Stadt sechshundert Pagoden und hundert und sechzigtausend Einwohner. Arrakan. Orietan, zwischen Arrakan und dem Meere, an demselben Flusse gelegen, ist eine große Handelsstadt, welche von vielen indischen Kaufleuten besucht wird. An den Küsten liegen verschiedene zu Arrakan gehörige Inseln, z. B. Munay, berühmt durch die Menge und Schönheit ihrer Pagoden, deren eine, ein in ganz Arrakan berühmter Wallfahrtsort ist. Ferner die Büffelinseln und andre kleine Inseln mehr, welche größtentheils ohne Bewohner sind. Orietan. Insel Munay. Büffelinseln.

Das

Siam. Das Königreich Siam wurde im vorigen Jahrhundert den Europäern, durch ein Unternehmen Frankreichs, das sich in Absicht dieses Landes mit großen Erwartungen täuschte, interessanter als alle die bisher genannten und noch zu nennenden Reiche, und dies ist auch die Ursache, warum unsere Nachrichten hier am vollständigsten seyn werden. Wir wollen mit der Geschichte anfangen.

Siam hat, wie jeder andre Erdstrich unter der Sonne, seine Fabeln und Mährchen, die mit Ehrfurcht geglaubt und mit Einfalt nachgebetet werden. Sommono-Koddom, der mehr als fünfhundert Jahr vor der christlichen Zeitrechnung gelebt haben soll, ist der Gesetzgeber und Religionsstifter der Siamesen. Sein ganzes Leben ist so wundervoll, daß man es geradezu unter die Mährchen verweisen und den eigentlichen Anfang des Reiches Siam in die Zeit setzen kann, wo Indien von den mohämedanischen Völkern beunruhigt ward. Aber immer bleibt Siams Geschichte noch ein undurchdringliches Chaos, und nur erst gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts fängt sie an, durch die Nachrichten europäischer Reisenden, mehrere Zuverläßigkeit zu erhalten. In diesem Jahrhundert ward Siam mit den Eroberern von Pegu, den Barmanen, in einen schrecklichen Krieg verwickelt, der seinen Ursprung von einem weißen Elephanten hatte, den der König von Siam besaß, und dessen der von Pegu, weil das Vorurtheil in Indien, einen hohen Begriff mit dem Besitze eines solchen Thieres verbindet, sich gerne bemächtigen wollte. Dieser Krieg, so einen unbedeutenden Grund er in unsern Augen auch haben mag, ward doch mit der äußersten Erbitterung von beyden Seiten geführt, und endigte sich zuletzt mit der Einnahme der Hauptstadt

stadt von Siam und dem Tode des Königs, der sich, um nicht in die Hände des Siegers zu fallen, mit eigner Hand umbrachte. Nun war Siam den Barmanen zinsbar, bald aber schüttelte es das Joch wieder ab und erhielt sich glücklich in seiner Unabhängigkeit, die aber von Zeit zu Zeit durch heftige innerliche Zerrüttungen und Empörungen gestört ward.

Unter der Regierung eines Königs, den die Franzosen Chaou Maraie nennen, kamen einige französische Geistliche nach Siam, wo damals ein Grieche, von der Insel Zephalonia gebürtig, mit Namen Konstantin Phaulkon, Favorit des Königs, erster Minister und alles in allem war. Mit diesem Mann, einem äußerst feinen und listigen Kopfe, kamen die Missionärs in genaue Verbindung, und da seine weit aussehenden Plane, die auf nichts geringers, als die Erlangung der königlichen Würde abgezielt haben sollen, eine Unterstützung bedurften, so schickte er 1684 eine Gesandtschaft nach Frankreich, welche ein Bündniß und die Errichtung eines bestehenden Handels anzubieten hatte. Ludwig XIV. war ein stolzer, eitler Monarch; es schmeichelte ihm, von so fernen Gegenden her, eine Gesandtschaft zu erhalten, er glaubte also alles, was ihm die Gesandten von der Herrlichkeit ihres Landes vorschwatzten. Er schickte daher eine kleine Flotte unter dem Ritter Chaumont nach Siam, auf der sich zum Unglück mehr Mißionäre als Kaufleute befanden, und welche in Siam mit außerordentlichen ausgezeichneten Ehrenbezeigungen aufgenommen ward. Ihr folgte bald eine neue und ansehnlichere Flotte, und ganz Frankreich träumte theils von ungeheuren Schätzen, theils von der Bekehrung des Königs und aller Siamesen. Diese

neue Flotte hatte Truppen am Bord, welche mit Bewilligung des Königs von Siam oder vielmehr seines Ministers, Mergui und Bankok, zwey Plätze, die man als Schlüssel des Reichs ansehen kann, besetzten. Allein die Freude war nur von kurzer Dauer: die Siamesen wurden unwillig, daß diesen Fremden mit so vorzüglicher Achtung begegnet ward; es entstand ein förmlicher Aufruhr, Phaulkon verlor das Leben, die Franzosen und Siamesen bekamen ernsthafte Händel mit einander und 1688 noch mußten sie das ganze Reich verlassen. Seit dieser Zeit weiß man wenig mehr von Siam, als daß es abermals von den Peguanern erobert ward, und einige Jahre darauf, etwan 1774, sich wieder des ihm aufgelegten Joches entledigte.

Dieses Reich, dessen Länge auf hundert und zwanzig, die Breite aber, wo sie am größten ist, auf hundert Stunden berechnet wird, gränzt gegen Osten an Tongking, Kochinsina, Kamboia und das sinesische Meer; gegen Norden an Pegu und Laos, gegen Westen an den bengalischen Meerbusen und gegen Süden an die Halbinsel Malaka. Gegen Süd- und Nordwest sind ungeheure, fast unübersteigliche Felsenmassen, welche eine Art von natürlicher Befestigung ausmachen, im Innern des Landes aber giebt es wenig Berge und den Hauptfluß Menan ausgenommen, ist auch die Bewässerung nur mittelmäßig. Dieser Fluß, welcher sich in verschiedene Aerme theilen soll, tritt gleich dem Nil in Aegypten, zu gewissen Zeiten aus, und befördert auch, wie jener, die Fruchtbarkeit des Landes auf eine außerordentliche Weise.

In Siam sind zwey Jahrzeiten und der dasige Winter ist nicht viel kälter, als unser Sommer. Sechs Monate wehet der Nordwind unaufhörlich, und

und die andern sechs steht der Wind ununterbrochen aus Süden. Man nennt diese regelmäßigen Winde Mussons, und die Seefahrer, welche nach oder aus Siam wegwollen, müssen wohl auf dieselben Acht haben.

Der größte Theil des Landes ist unangebaut, doch aber nicht ganz wüste, sondern mit mancherley Holzarten besetzt, von denen wir in der Folge noch sprechen werden und die den Einwohnern große Vortheile bringen. Ueberhaupt genommen, bringt das Land folgende Erzeugnisse: Reis von dreyerley Arten, worunter auch eine wildwachsende ist. Weizen, Mais und andre Hülsenfrüchte mehr. Die Gemüse sind meist von den unsern verschieden, doch findet man auch Zipollen, Gurken, Rettiche, Petersilje u. s. w. Blumen giebt es weniger und minder schöne als in Europa, weil die Sonne sie austrocknet und zu frühzeitig welken macht; die Früchte aber sind weit wohlschmeckender, als die hiesigen, und beynahe keine einzige davon gleicht denen, welche wir in unsern Gegenden finden, wohl aber wachsen hier diejenigen, welche wir schon bey andern Ländern Ostindiens angezeigt haben, als Plantanen, Mangos, Areka u. dgl. Maulbeerbäume wachsen in Siam nicht, aber die Baumwollbäume sind in Menge, und eine Art derselben hat eine so feine Wolle, daß sie gar nicht zu spinnen ist. Andre Bäume geben den schönen Gummi, aus welchem die Sinesen und Japanesen ihren fast unnachahmlichen Lack bereiten. Die Rinde des Baums Tonki, wird zu Papier bereitet, das aber nicht so gut, als das europäische ist; der Fangbaum giebt ein Holz zum Rothfärben, und eine Menge Bäume liefern das schönste Bauholz. Zahme Thiere werden in Siam wenig gezogen, weil

die Religion den Genuß derselben untersagt, doch findet man Ochsen und Büffel, die Pferde aber sind so schlecht, daß der König welche aus Batavia zum Dienst der Armée kommen lassen muß. An wilden Thieren giebt es Rhinoceros, Büffel, Hirsche, Tieger, kleine Panther, welche nicht größer, als Hunde sind und gleich den Füchsen, dem Federvieh nachstellen, Affen, Elephanten, die in Siam am schönsten und größten gefunden werden und auf denen hier der König und alle Große reiten. Unter den Vögeln, welche diesem Lande eigen sind, ist einer der merkwürdigsten, der Nokto, ein Vogel, welcher noch größer, als der Strauß ist. Die Franzosen schossen einen, als sie in Siam waren, und fanden, daß er sieben und einen halben Fuß, von einer Spitze der ausgebreiteten Flügel zur andern und vier Fuß zehn Zoll von der Spitze des Schnabels bis an den Anfang der Beine hatte. Seine Farbe ist weiß, hie und da mit Grau besprengt. Ein andrer Vogel ist der, den die Franzosen den Federbusch nannten, weil er auf dem Rücken und Bauche ähnlich geformte Federn hat. Er ist klein und glänzend weiß von Farbe. Fische und andre Seethiere giebt es in unsäglicher Menge: die merkwürdigsten sind: der Rekin oder Seehund, ein sehr gefährlicher Raubfisch, der Menschen und andern Fischen gleich schrecklich ist; der Raboschе, ein sehr schmackhafter Flußfisch, der zu ganzen Schiffsladungen von den Holländern nach Batavia verführt wird; der Seestern, wegen seiner Form so genannt; der Krokodil, von denen es welche von funfzig Fuß Länge geben soll und die Wassereidechse, deren Biß so giftig ist, daß er nach wenig Stunden den Tod bringt, die aber zum Glück für die Siamesen, nur zu gewissen Zeiten und oft erst nach Verlauf etlicher Jahre, in ihre Gewässer

wässer kömmt. So selten sie aber auch von dieser Plage besucht werden, so sehr werden sie von anderm Ungeziefer gequält, das sich in den Wäldern häufig erzeugt. Dahin gehören ungeheuer große und kleine, aber sehr giftige Schlangen, Scorpionen, welche so groß als ein Krebs sind, Tausendfüße, einen Fuß lang, nebst einer großen Menge von Mücken, Fliegen und anderm ähnlichen Geschmeiße. Gold und Silber findet man meist nur mit Kupfer vermischt in Siam, die Kalin und Eisengruben aber bringen dem Lande wesentlichere Vortheile. Außerdem hat man noch Salpeter, Schwefel, Magnete und verschiedene Edelsteine.

An Einwohnern fehlt es Siam am meisten, und man kann die Anzahl derselben aufs höchste nicht mehr als eine Million schätzen. Die Siamesen sind von mittler Größe, aber meist alle von guter Gestalt, obgleich vielleicht kein Land in der Welt ist, in welchem die Kinder mehr sich selbst überlassen sind. Hübsche Bildungen sieht man hier wenig, da die Siamesen meist länglich viereckige Gesichter, kleine Augen, einen großen Mund, eine kleine Nase, große Ohren und eine braunrothe Gesichtsfarbe haben. Ihr Karakter ist die Gelassenheit, ja beynahe möchte man sagen, die Unempfindlichkeit selbst, dabey sind sie artig im Umgange, listig im Handelswesen, und nicht zu gewissenhaft, wenn es auf Geldsachen ankömmt.

Reinlichkeit ist ein Hauptzug im Karakter der Siamesen, und beynahe geht sie bis zum Uebermaaße, da sie sich den ganzen Tag waschen, reinigen und mit Wohlgerüchen salben. Die Kleidung der meisten besteht bloß in einem Stück Kattun, den sie um die Hüften schlagen, und der bis auf die

Knie herabgeht, wozu im Winter noch ein Stück, als eine Art Mantel über die Achsel getragen wird. Vorzügliche Leute haben auch ein Hemde von Musselin an, welches vorn auf der Brust offen ist und über dem Schurz getragen wird. Gemeine Leute haben keine Schuh und keine Kopfbedeckung; vornehme aber haben spitzige Schuhe und eine zuckerhutförmige Mütze, welche mit silbernen oder goldenen Ringen umgeben ist. Dies ist die Kleidung der Männer, von welcher die weibliche sehr wenig unterschieden ist, außer daß sie sich noch mit plumpen goldenen Ketten und andern Geschmeide behängen. Ringe und dergleichen sind auch der einzige Staat der Siamesen, denn ihre Häuser sind ganz schlecht aus Bambusrohre gemacht, und auf Pfosten von dreyzehn Füß Höhe wegen der Ueberschwemmungen befestigt, die Häuser der Vornehmen aber sind von Bauholz, und Palläste sowohl als Tempel von Backsteinen. Das Hausgeräthe ist nicht prächtiger als die Häuser, und besteht bloß in etlichen Matten von Reisstroh, welche die Stelle der Stühle und Tische ersetzen, und ihre gewöhnlichen Speisen sind Reis und Fische, zuweilen auch Eidechsen- Ratten- Rhinocerosfleisch u. dgl.

Man kann die Siamesen in zwey Hauptklassen theilen, nämlich in Sklaven und Freye, welche im Grunde aber doch nur sechs Monate des Jahrs, die Rechte eines Freygebornen genießen, da sie die andern sechs, Weiber und Pfaffen ausgenommen, dem König Frohndienste leisten, seine Gärten bauen, in seinem Pallaste arbeiten, ihm als Soldaten dienen, öffentliche Arbeiten thun, oder den Staatsbedienten zu Diensten seyn müssen, welcher Gebrauch vielen Siamisen so schrecklich ist daß sie sich lieber geradezu an irgend einen Herrn als leibeigen

eigen verkaufen. Erblichen Adel giebt es gar nicht, sondern derjenige, der von dem König mit einer hohen Ehrenstelle begnadigt wird, ist dadurch schon über alle andre erhaben. Künste und Wissenschaften darf man in Siam gar nicht suchen, und ihre Manufakturen bestehn bloß in einigen schlechten baumwollnen Zeugen. Auch der Handel im Lande ist von geringer Bedeutung, und der auswärtige ist ganz in den Händen des Königs, der seine Unterthanen mit Gewalt zwingt, ihm diese oder jene Waare abzunehmen.

Ihre Religion scheint ebenfalls die Hindostanische zum Grunde zu haben. Ihre Priester heissen Talapoinen, und diese sind im Besitze heiliger Bücher, welche ihnen allein zu lesen und zu erklären vergönnt sind. Sie haben nur verworrene Begriffe von dem höchsten Wesen, neben welchem sie auch eine Art Heilige verehren, unter denen Sommono Koddom der vornehmste ist. Unter dem gemeinen Volke geht der blödeste Aberglaube im Schwange, und überhaupt sehen die meisten indischen Religionen einander so ähnlich, daß sich von einer wenig mehr als von der andern sagen läßt.

Nach dem, was wir schon gesagt haben, läßt sich leicht erachten, wie despotisch der König von Siam über seine Unterthanen regieren müsse. Wirklich wird er auch von seinen Unterthanen fast als ein Gott verehrt, und seine Person ist immer in ein heiliges und undurchdringliches Dunkel gehüllt. Jährlich läßt er sich nur zweymal von seinen Unterthanen sehn: einmal wenn er auf einem Elephanten herumreitend, dem Volke seinen Segen ertheilt; das anderemal, wenn er auf dem Flusse in einem leichten Fahrzeuge fährt, und niemand, selbst die

Größten des Hofes nicht ausgenommen, darf anders als auf die Erde gestreckt, mit ihm sprechen. Er hat einen zahlreichen Hofstaat, viele Weiber, Bediente u. s. w. und man rechnet, daß bloß, die seinen Hofstaat ausmachende Dienerschaft, auf dreytausend Personen betragen mag, wobey man sich aber keinen europäischen Hof mit der ihn umgebenden Pracht und Würde denken darf, denn alle diese Bedienten, selbst diejenigen, welche Staatsämter besitzen, mit dazu gerechnet, sind elende Sklaven, welche an unsern Höfen kaum Lakaiendienste zu verrichten, geschickt seyn möchten. Die Gerechtigkeitspflege ist so willkührlich, wie alles übrige, und so roh, wie man sie unter einem mit keiner einzigen Wissenschaft vertrauten Volke erwarten kann. Zuweilen schimmert wohl ein Stral der gesunden Vernunft durch die Aussprüche der hiesigen Gerechtigkeitsverwalter hindurch, aber der Gebrauch der Feuer- und Wasserprobe, und der noch schrecklichere, Kläger und Beklagten den Tiegern vorzuwerfen, um die Wahrheit zu erforschen, zeigen genugsam, daß die Siamesen Barbaren sind.

Die Städte in Siam sind meist nur ein verworrener Haufen elender Hütten, welche bloß eine hölzerne Verpallisadirung haben; die merkwürdigsten sind indessen folgende: Bankok, ein durch seine Lage wichtiger Ort, weil er am Ausflusse des Menan liegt und also den Schlüssel des Reichs von dieser Seite her macht. Ferner Luwo, eine mit einem Erdwalle umgebene Stadt in einer sehr angenehmen Gegend. Sie hat sehr am Umfang zugenommen, seit die Könige von Siam Geschmack an ihr gefunden, und sie sieben Monate des Jahres, zu ihrem Wohnorte gemacht haben. Der königliche Pallast ist mit einer Mauer von Backsteinen

Bankok.

Luwo.

steinen umgeben, und hat verschiedene schöne Anlagen, welche ein Paar Europäer zu Urhebern haben, wiewohl überhaupt genommen, der ganze Pallast doch nur mit einem europäischen Landhause zu vergleichen ist. Sjuthia ist die eigentliche Residenz der Könige, und liegt ebenfalls am Flusse Menan. Sie ist mit einer Mauer von Backsteinen umgeben, die aber an verschiedenen Orten mit dem Einsturz drohte, als die Franzosen in Siam waren. Durch die ganze Stadt gehen eine Menge Kanäle, so daß man überall, wohin man will, zu Wasser kommen kann. Die schönsten Häuser sind von Europäern erbaut, und in der Kaufmannsstraße giebt es mitunter ebenfalls recht artige Gebäude. Die andern Häuser sind, wenn sie am besten sind, mit großen Scheunen zu vergleichen, und die meisten sind so elend, daß sie in dem armseligsten Dorfe in Europa nicht schlechter gefunden werden können. Sjuthia.

Die Wohnung des Königs ist mit einer doppelten Mauer von Backsteinen umgeben, und soll eine Viertelstunde im Umfange haben. In der Gegend dieser Stadt bis zur Mündung des Flusses herunter, wohnen allein mehr Menschen, als in dem ganzen übrigen Reiche. Nahe bey der Stadt steht eine zum Andenken eines Sieges über die Peguaner errichtete Pyramide, welche Pkathon genannt wird, und dreyhundert und sechszig Fuß hoch seyn soll.

Die schmale Erdzunge, welche die südliche Spitze der Halbinsel, mit deren Beschreibung wir uns jetzt beschäftigen, ausmacht, und sich von Siam in das Meer hinein erstreckt, wo sie von der Insel Sumatra nur durch eine kleine Meerenge geschieden wird, hat den Namen der Halbinsel Malaka. Dieses Land genießt eines angenehmen b) Halbinsel Malaka.

Klimats, und sein Boden, der zwar zum Ackerbau wenig geschickt seyn soll, woran aber doch die Einwohner vielleicht mehr schuld sind, bringt die köstlichsten Gewächse hervor. In dem Innern der Erde findet man Gold, Kalin und Diamanten, und die Wälder, die zum Theil selbst von den Eingebornen nicht gehörig untersucht sind, dienen einer Menge sowohl nutzbarer, als wilder schädlicher Thiere zum Aufenthalte. Im Ganzen hat das Land mit den philippinischen Inseln, von denen wir in der Folge reden werden, viele Aehnlichkeit, und ein neuer Reisender glaubt wirklich, daß beyde durch ein Erdbeben von einander getrennt worden sind.

Wie dem aber auch sey, so bleibt doch soviel gewiß, daß die Natur dieser Halbinsel sehr hold gewesen ist, und daß ihre natürliche Güte besserer Menschen würdig ist, als ihre jetzigen Einwohner, die Malaier sind. Vor zweyhundert Jahren noch, war die Halbinsel noch sehr stark bevölkert, allein die Tyranney der Fürsten war Ursache, daß die Einwohner haufenweise auswanderten, daher es kömmt, daß ein großer Theil der Inseln Maleien zu Einwohnern, und ihre Sprache, welche eine der sanftesten aller bekannten Sprachen ist, sich über einen großen Theil von Indien verbreitet hat.

Die Malaien sind schwarzbraune, starkgliedrige Leute, mit langen schwarzen Haaren, platten Nasen und großen feurigen Augen. Sie gehn ganz nackend bis auf ein Stück Leinwand um den Unterleib, dafür aber haben sie goldne Armbänder und Edelgesteine in den Ohren. Ihre Weiber haben eine gute Bildung, sind aber dabey stolz und äusserst wollüstig. Eine unbegränzte Wildheit ist der Karakter dieses Volks, und seine ganze Lebensart

zeugt

zeugt von dieser tiefen Herabwürdigung des menschlichen Geistes. Der Gebrauch des Opiums macht sie noch wilder, so daß sie, wenn sie sich damit berauscht haben, durch nichts zu bändigen sind. Alsdann laufen sie in jeder Hand einen Dolch, der die Gestalt einer Flamme hat und Krid genannt wird, haltend, durch die Gassen, ihre Augen stehn zum Kopfe heraus, der Schaum tritt ihnen aus dem Munde, und in diesen Augenblicken der Wuth stürzen sie sich mitten unter den dichtesten Haufen bewaffneter Leute, und fechten so lange, bis sie ihren Tod finden. Reisende versichern, daß es in dem Innern des Landes wahre Menschenfresser und eine Art Geschöpfe gebe, welche nichts als die menschliche Gestalt von den reißenden Thieren unterscheide, die sich auf den Bäumen aufhalten, die Vorübergehenden anfallen und sie mit der vollen Wuth eines Tiegers verzehren sollen. Vielleicht ist dies aber ein Mährchen, welches irgend einem leichtgläubigen Europäer aufgeheftet, und von diesem als Wahrheit verbreitet worden ist. Soviel ist indessen gewiß, daß tief in das Land hinein, ein Haufen wilder Menschen wohnt, welche bloß von Früchten und Wurzeln auf eine völlig thierische Weise leben, und wie Thiere gefangen und gezähmt werden müssen. Ob das die rohe Natur des Menschen, oder ob es Verwilderung seiner Natur ist, vermag niemand zu entscheiden.

Die Malaien bekennen sich übrigens zwar zur mohamedanischen Religion, allein diese ist durch eine Menge eingemischtes Heidenthum, sich bey ihnen ganz unähnlich worden, welches auch nicht wohl anders seyn kann, da sie weder mit dem Koran bekannt sind, noch ordentliche Metscheds haben. Das Land ist unter verschiedene Fürsten vertheilt,

theilt, von denen aber weiter nicht das geringste bekannt ist.

Malaka. Die Hauptstadt des Landes, **Malaka** genannt, war vor Ankunft der Portugiesen, die wichtigste unter allen indischen Handelsstädten. Die Portugiesen eroberten sie, nebst einem großen Theile der Küste; im Jahr 1641 aber ward sie ihnen von den Holländern entrissen, welche noch in dem Besitze derselben sowohl, als vieler kleinen Faktoreyen auf der Küste sind, die aber wenig Nutzen haben, weil die malaiischen Fürsten, dem ihnen zugestandenen ausschließenden Handelsvorrechte zuwider, mit den Engländern wichtigen Handel treiben.

7) K. Tonking. Das Königreich **Tonking** oder **Tunkin**, gränzt nordwärts an Sina, ostwärts an das Meer, und südwärts, und westwärts an Kochinsina. Seine Länge soll zwey und neunzig, die Breite aber sechszig teutsche Meilen ausmachen. Dieses Land, obschon unter einem heißen Himmel gelegen, genießt doch eines so sanften, gemäßigten Klimats, daß das ganze Jahr ein steter Frühling zu seyn scheint. Der Mussон weht hier, so wie an den Küsten von Siam, und die Regenzeit, während welcher die Hitze am heftigsten ist, dauert vom April bis zum Augustmonat. Nordwärts hat das Land große, mit dicken Wäldern bedeckte Berge, die der Aufenthalt vieler Tieger, Elephanten, Hirsche und anderer wilden Thiere sind. Gegen das Meer herunter aber wird das Land immer flacher und niedriger, und wird oft überschwemmt, daher Miswachs und Hungersnoth hier keine seltenen Erscheinungen sind. Außerdem ist die Fruchtbarkeit von Tonking nicht geringe, sondern der Boden bringt vielmehr einen Ueberfluß an Reis und Hülsenfrüchten, Zuckerrohr,

rohr, Obst u. dgl. hervor. Der größte Reichthum des Landes aber ist die Seide. Die Gebürge mögen wohl mancherley Mineralien enthalten, allein sie sind zu wenig oder vielmehr noch gar nicht untersucht worden. Hie und da wird eine starke Viehzucht getrieben, doch giebt es mehr Flügelwerk, als vierfüßige Thiere, und an Fischen ist auch kein Mangel, da das Land von einer großen Menge Flüsse durchströmt wird.

Die Einwohner sind von mittler Größe, schwarzgelb von Farbe und meist alle gut gewachsen, dabey aber von schwächlichem Körper und so sanft und furchtsam, als die Malaien wild und tollkühn sind. Sie haben viel Anlage des Geistes, die aber durch Müßiggang, Unmäßigkeit, Wollust und eine, nimmer auf einen Gegerstand haftende Gemüthsart unterdrückt wird. Wer nicht ganz arm ist und sich wenigstens einen Sklaven kaufen kann, überläßt diesem alle seine ernsten Geschäfte, um in Ruhe spielen, Tabak rauchen, trinken und tanzen können. In Ansehung der Kleidung, kommen die Tonkinesen den Sinesen sehr nahe, nur daß die wenigsten von ihnen Schuhe oder Strümpfe tragen, und fast alle die Zähne kohlschwarz färben. Ihre Speisen bestehn gewöhnlich bloß in Reis, Kräutern, Wurzeln, Fischen und Eyern; Fleisch aber wird nur bey großen Gastereyen gegessen. Das ordentliche Getränke ist Thee, so heiß als sie ihn vertragen können, oder Arak und andre starke Getränke. Die Häuser sind schlecht und niedrig von Holz oder Leimen erbaut.

Die Vielweiberey ist bey ihnen Sitte, eine der Weiber hat aber die Herrschaft über die übrigen. Ihre Todten lassen sie oft lange Zeit unbegraben, und dann ziehen sie ihnen die besten Kleidungsstücke an und geben ihnen ein Stück Gold in den Mund.

Feste

Feste lieben sie sehr und feyern dieselben zu ganzen Monaten, wie z. B. das Neujahrsfest. Alle ihre Feste aber haben wenig oder gar keine Beziehung auf die Theologie, sondern sind bloße Erholungen für das Volk.

So träge und leichtsinnig zugleich die Tonkinesen sind, so fehlt es ihnen doch nicht an Künstlern und Manufakturisten, welche allerley lackirte und metallne Arbeiten, Flinten, Porzellan, Papier, seidne und baumwollne Zeuge verfertigen. Allein eben die Neigung zum Nichtsthun, hindert sie an größern Fortschritten in diesen Künsten, und erstickt das Bestreben, sich die Vortheile zu erwerben, die ihnen ein mehr ausgebreiteter Handel gewähren könnte, denn fürjetzt hat ihr Handel wenig zu bedeuten, und bloß einige Kaufleute von Madras nebst den Sinesen sind es, welche etwas Kupfer, Seide, Aloe und Muskus aus Tonking holen. Ueberhaupt müssen sie von jeher mit den Sinesen viele Gemeinschaft gehabt haben, wie auch ihre Wissenschaften und ihre Religion bezeugen. Ihre Sprache hat viel Aehnliches mit der sinesischen, und ihre Art zu schreiben und zu drucken ist dieselbe, welche man in Sina findet. Musik, Dichtkunst, vorzüglich aber die Sittenlehre, sind diejenigen Wissenschaften, auf welche sie sich am meisten und alles nach Anleitung sinesischer Muster legen. Alle Leute, die nur einigermaßen über den gemeinen Pöbel erhaben sind, bekennen einen ziemlich reinen Deismus, wie ihn Kong-fut-see, (den wir Konfucius nennen,) in Sina gelehrt hat, die niedrigen Volksklassen aber haben das System des Foe, welches ebenfalls sinesisch und eine bloße Pfaffenreligion ist. Diese haben eine Menge, zum Theil scheuslicher Götzen und Priester, welche gemeiniglich Bonzen

zen genennt werden. Das Christenthum wurde im vorigen Jahrhundert von den Jesuiten nach Tonking gebracht, und es gelang diesen listigsten aller Bekehrer so gut, daß sie um das Jahr 1721, über hunderttausend Christen gemacht und über zweyhundert Kirchen gebaut hatten. Nun ward endlich die Regierung aufmerksam auf Bekehrer, die unter dem Deckmantel der Heiligkeit von jeher bis jezt noch, sehr unheilige Absichten zu erreichen bemüht gewesen sind, und die Ausbreitung der christlichen Religion ward gänzlich verboten.

Tonking hat einen eigenen König, welcher in der Landessprache Bo-va heißt, durch eine Art von Major Domus aber sehr eingeschränkt ist, und in einer gewissen Abhängigkeit von dem Kaiser von Sina stehet, dem er alle drey Jahre einen Tribut entrichten muß. Das Land ist in sechs Provinzen getheilt, von denen jede einen Gouverneur und einen Mandarin, als obersten Richter in Civil- und Kriminalsachen, hat. Die Gesetze sind meist aus Sina hieher verpflanzt, und die Strafen, welche auf den Verbrechen stehn, sind meist mit vieler Härte verbunden. Die Einkünfte des Monarchen oder vielmehr seines Stellvertreters, sind sehr beträchtlich, und die Unterthanen sind außer den schweren Abgaben, noch zu jährlichen Frohndiensten verpflichtet, von denen auch nicht einmal die Künstler und Manufakturisten ausgenommen sind. Tonking hält eine Armee von hundert und zwanzigtausend Mann auf den Beinen; allein alle diese Armeen auf der ganzen Halbinsel, sind so elende Soldaten, daß wir ihrer bisher nicht einmal zu gedenken, für nöthig erachtet haben.

Die Hauptstadt des Landes ist Kacho, und dies ist fast auch der einzige einigermaßen merkwürdige Ort des Kacho.

des Landes. Die Häuser dieser wirklich großen Stadt haben nichts Besonderes, den Pallast des Ministers oder Kho-va ausgenommen, in welchem Gold und Silber auf allen Seiten glänzen. Man erblickt auch die Ueberreste eines marmornen Pallastes in Kacho, der diesen Ruinen nach zu urtheilen, einer der prächtigsten in Indien gewesen seyn muß, der aber in den häufigen Kriegen die dieses Land betroffen haben, gänzlich ruinirt worden ist. Eine
Doma. andre Stadt ist Doma, welche nicht weit von dem Meere liegt und einen ziemlich guten Hafen hat.

8) K. Laos. Das Königreich Laos liegt mitten in der Halbinsel zwischen Tonking, Kamboia, Siam und Pegu; von allen diesen Reichen aber wird es durch unübersteigliche Berge und ungeheure Waldungen geschieden, und daher kömmt es auch, daß wir nur wenig von der Beschaffenheit dieses Landes wissen. Was uns davon bekannt ist, schränkt sich auf folgendes ein: das Land ist meist allenthalben flach und wird von einer großen Menge Bäche bewässert, die sich endlich in dem Flusse Menan-Kong, der nach Kamboia geht, mit einander vereinigen. Der Boden ist meist allenthalben fruchtbar und bringt sehr viel guten Reis und andre Gewächse im Ueberflusse hervor. Andre Produkte sind: Gold, köstliche Steine, Muskus, Gummilack, Elfenbein, Salz, Perlen, Rhinoceroshörner, Honig und Baumwolle.

Die Einwohner des südlichen Theils sind wohlgebildete, starke, olivenfarbne Leute, welche lebhaft, gesprächig, höflich und dienstfertig sind. Feigheit und Trägheit sind unterscheidende Züge ihres Karakters, und man beschuldigt sie, daß sie ihre Flüsse vergiften, wenn sie von einem Feinde angegriffen werden. Ihre Speise besteht aus Hülsenfrüch-

senfrüchten, Fischen und Büffelfleisch, ihre Unreinlichkeit geht aber soweit, daß sie die Vögel nebst den Federn braten. Die in den nördlichen Gegenden nähern sich in Gestalt den Sinesen, und haben weit mehr Feuer und Thätigkeit als ihre südlichen Landsleute. Beyde haben die Religion des Foe, und ihre Pfaffen haben beynahe eine unbeschränkte Gewalt im ganzen Lande. Sie stehn unter einem Könige, der äußerst despotisch regiert. Seine Residenz heißt **Langione**, von der aber weiter nichts bekannt ist.

Das Königreich **Kochinsina**, welches ehedem einen Theil von Tongking ausmachte, und dessen König ein Vasall des Kaisers von Sina ist, gehört zu den schönsten und gesegnetsten Ländern von Indien, und hat ostwärts das sinesische Meer, westwärts die Reiche Laos und Kamboia, und nordwärts Tongking zu Nachbarn. Seine Länge beträgt hundert und fünf und zwanzig, die Breite aber nur zwanzig Meilen. Das Klima ist gesund, wenn die Hitze gleich ziemlich groß ist, und der Boden ist so fruchtbar, daß die Einwohner an keinem Bedürfnisse des Lebens Mangel leiden. Reis ist wie überall in diesen Gegenden, die Hauptnahrung der Einwohner, und daher wird auch der Anbau desselben mit vieler Sorgfalt betrieben. Andre vorzügliche Erzeugnisse sind: sehr viel **Zuckerrohr**, schöne **Seide**, **Pfeffer**, **Betel**, **Arekanüsse**, **Adlerholz**, von welchem das beste, welches als ein Arzneymittel gebraucht wird, von den Sinesen mit Gold aufgewogen wird, **Zimmet**, **Thee**, von welchen beyden Produkten wir an einem andern Orte ausführlicher sprechen werden, **Marmor**, **Gold**, **Silber**, **Eisen**, das man so wie es aus den Minen kömmt, schmieden kann, und außer denselben

9) K. Kochinsina.

Thieren, welche die benachbarten Länder haben, noch Landschildkröten und die Vögel, von denen die als Leckerey so gesuchten Vogelnester herkommen. Diese Vögel haben viele Aehnlichkeit mit unsern Schwalben, und bereiten ihre Nester aus kleinen Fischen, die sie mit einem klebrigen Schaum, der ihnen aus dem Schnabel fließt, an einander befestigen. Diese Nester haben die Gestalt einer großen, mit Zucker überzogenen Pomeranzenschale, und geben den Speisen, welche damit gewürzt werden, einen sehr anziehenden und angenehmen Geschmack.

Kochinsina ist sehr stark bevölkert, und die Einwohner, welche viel Aehnliches mit den Sinesen haben, sind ein vernünftiges, höfliches, sanftes, mildthätiges und sehr mäßiges Volk, das von Reis, Kräutern, Fischen und Thee lebt, und überhaupt in seiner ganzen Lebensart von aller Verschwendung entfernt ist. Ihre Häuser sind von Rohr und stehn auf Pfählen, ihre Kleidung aber ist sinesisch, so wie alle ihre Sitten und Gebräuche, Sprache, Gelehrsamkeit, Künste und Religion im Geschmacke dieser Nation sind.

Der König herrscht völlig despotisch über seine Unterthanen, und ihr Leben und Vermögen stehn in seinen Händen. Er nennt sich einen König des Himmels, und wird mit der sklavischsten Ehrfurcht bedient. Er und die Großen bekennen sich zu der Lehre des Kong-fut-see, der große Haufen aber hängt dem Foe an. Die Städte in Kochinsina sind alle offen und ohne weitere Vertheidigung.

Kehue. Ke-hu-e' heißt die Hauptstadt des Landes, ein großer, aber elender Ort. Der Pallast des Königs ist viereckt, mit einem Erdwall und einer Mauer umgeben. Rundum stehen Kanonen, welche aber nicht im Lande, sondern in Portugall und Holland

Holland gegossen sind. In Ta-i-foe, einer andern Stadt, haben die Sinesen verschiedne schöne Häuser und Tempel erbauet. An der Küste des Meeres liegen auch verschiedene kleine Inseln, welche dem König von Kochinsina unterworfen sind. Man nennt sie die Inseln Kondore oder Pulo-Kondore. Sie tragen verschiedene Bäume, als den Damar, welcher eine Art Terpentin giebt, den Muskatenbaum und andre mehr. Auch giebt es eine Menge Schildkröten, aus welchen die Einwohner ein Oel pressen. Die Engländer legten hier einmal eine Kolonie an, welche aber 1705 wieder zu Grunde gieng. Taifoe.

Unter dem Schutze von Kochinsina steht das Königreich Kamboia oder Kambodia, welches gegen Norden an Kochinsina und Laos, gegen Osten wieder an das letzte, gegen Süden an das Meer und gegen Westen an Siam gränzt, und in seiner Länge auf hundert und zwölf, in der Breite aber auf sieben und neunzig Meilen geschätzt wird. Von Kochinsina und Siam scheiden es Berge, und mitten durch dasselbe fließt ein großer Strom, an dessen Gestade auch der Boden allein angebaut und mit Reisfeldern und Viehweiden bedeckt ist. Den größten Theil des Landes aber machen große Waldungen aus, in denen sich eine Menge Elephanten, Tieger, Büffel und andre wilde Thiere aufhalten. Zucker, Indigo, Opium, Gummilack, verschiedene Holzarten, Seide und Elfenbein, Gold und Edelsteine, sind die übrigen vorzüglichsten Produkte von Kamboia. Die Bevölkerung aber ist äusserst geringe. 10) K. Kamboia.

Die Einwohner sind wohl gebildet, hellbraun von Farbe und nicht ohne alle Anlagen des Verstandes. Ihre Kleidung ist wider die Gewohnheit jener

Gegenden lang, Haupt und Füße aber werden nie bedeckt. Ihr Frauenzimmer, unter welchen man wirkliche Schönheiten findet, trägt ein dicht anliegendes Kamisol und einen langen bis auf die Knöchel herabgehenden Rock. Beyde Geschlechter halten sehr viel auf Wohlgerüche. Dieses Volk hat einige Manufakturen in Baumwolle und Seide, und die hiesige Handlung ist ziemlich beträchtlich, daher sich auch Japanesen, Sinesen und Portugiesen im Lande niedergelassen haben.

Die Regierung des Landes wird von einem König verwaltet, der, wie wir schon gesagt haben, von Kochinsina abhängig ist, aber doch mit dem größten Despotisme über seine Unterthanen herrscht. Die Religion des Landes unterscheidet sich wenig von der Siamesischen, ihre Gottheiten aber haben andre Namen. Die Kamboier glauben auch an die Seelenwanderung, tödten aber dennoch, ohne sich das mindeste Bedenken zu machen, allerley Thiere.

Luvek. Die Hauptstadt des Landes heißt **Luvek** und liegt an dem schon angeführten Hauptflusse, den die Einwohner Mekon nennen. Der königliche Pallast ist ein sehr einfaches Gebäude, welches bloß mit einem Zaun umgeben und mit etlichen Kanonen beschützt wird. Ein großer Theil ihrer Einwohner sind Japanesen, Sinesen, Malaier, Kochinsinesen und Portugiesen, welche letztern völlig nach der Landesweise, ohne Priester und Kirchen leben. Andre Städte sind **Raveka**, **Terrana**, **Karol** und **Kuyan-Soup**, welche drey letztern Seehäfen sind, in denen viele Handlung getrieben wird.

Von

Von dem kleinem Staat Ponthiamas, welcher erst in diesem Jahrhundert gestiftet worden ist, wissen wir gar nichts, als daß er existirt, seine Geschichte, Entstehung, Größe, Gränzen u. s. w. ist völlig unbekannt, weswegen wir uns damit, ihn genannt zu haben, begnügen, und nun zur Beschreibung der zu Ostindien gehörigen Inseln übergehen. 11) Ponthiamas.

Wenn wir von Osten nach Westen, aus dem stillen Meer nach dem persischen Meerbusen zu gehen, so finden wir zuerst die Marianen, Lazarus, oder auch Diebesinseln, denn sie führen alle drey Namen. Sie wurden von dem ersten Erdumsegler Magelhaens 1521 entdecket, und weil die Einwohner, unbekannt mit dem europäischen Eigenthumsrecht, einige Kleinigkeiten gestohlen hatten, die Diebesinseln genannt. Sie laufen in gerader Linie von Süden nach Norden, und sind zum Theil bloße Steinklippen, neune derselben aber (nach andern vierzehn) sind mit trag- und bewohnbarer Erde bedeckt, und auf diesen sieht man einen ewigen Frühling, und alle Schönheiten der Natur im reichsten Maaße miteinander vereinigt. 4) Die Inseln a) Marianen.

Die Marianen liegen zwar in dem heißesten Erdstrich, aber die natürliche Hitze wird durch die Ausdünstungen der See so gemildert, daß die Luft überhaupt rein, gesund und angenehm ist. Der Boden ist zwar allenthalben ziemlich mager, dabey aber so wenig unfruchtbar, daß er vielmehr alles liefert, was die Einwohner nöthig haben. Es wachsen hier Wassermelonen, Kokos, Pomeranzen und andre Pflanzen; den Reis und einige Hülsenfrüchte haben die Spanier hergebracht; ein diesen und andern dort herumliegenden Inseln eigenes Gewächs aber ist der Rima oder Brodfruchtbaum,

der einige nähere Nachricht verdient. Dieser Baum wächst bis zu einer ziemlichen Höhe, und nur erst gegen den Gipfel theilt er sich in verschiedene, mit großen und dicken Blättern besetzte Aeste. Die Frucht hat die Gestalt einer Kastanie, und ein weiches, wolliges Fleisch, das statt Brodtes gegessen werden kann. Von Thieren hatten diese Inseln vor der Ankunft der Spanier weiter nichts, als eine einzige Art Vögel und Fische, durch die Spanier aber sind Pferde, Schweine und Rindvieh dahingebracht worden, welche aber als wilde Thiere herumgehen.

Woher die Marianen ihre Einwohner bekommen haben, ist eine noch völlig unentschiedene Frage; sie selbst haben auch nicht einmal eine dunkle, verworrene Sage davon, und können sich nicht einbilden, daß ihre Voreltern jemals ein andres Land bewohnt haben sollten. Ihre Sprache aber hat viel Aehnlichkeit mit einem malaischen Dialekte, und so kann es leicht seyn, daß sie eine alte Kolonie der Malaier sind, die sich überall in ganz Ostindien so sehr ausgebreitet haben. Von Gestalt sind sie lang, stark und schwarz von Farbe. Ihr Verstand ist gut, und sie begreifen leicht und bleibend. Wollust, Verstellung und Rachgierde sollen ihre herrschenden Leidenschaften seyn, wobey sie aber auch wieder für lustig und leichtsinnig ausgegeben werden. Ehe sie von den spanischen Mönchen einigen Unterricht von Religion erhalten hatten, spürte man nicht das geringste von Religion bey ihnen; wenigstens ist dies das einstimmige Zeugniß aller Reisenden, so unwahrscheinlich es zu seyn scheint, daß Menschen, welche doch an die Fortdauer nach dem Tode geglaubt haben sollen, nicht auch von dem Daseyn eines höchsten Wesens überzeugt gewesen wären.

Eben

Eben so wenig war ihnen damals noch der Gebrauch des Feuers bekannt. Sie sahen es, zum erstenmal, sagt ein spanischer Schriftsteller, als die Spanier bey einer Landung einige Hütten anzündeten, und hielten es für ein Thier, welches sich vom Holz nährte. Da einige sich zu nahe daran wagten und sich verbrannten, so wollte nun keiner einem so gefährlichen Beyspiele folgen, sondern alle fürchteten den Biß des schrecklichen Thieres, das mit seinem bloßen Odem zu verwunden fähig sey. — Ist diese Erzählung richtig, so ist es kaum wahrscheinlich, daß die Einwohner der Marianen von irgend einem auch nur halb polizirten Volke abstammen können, denn selbst bey den rohesten Völkern fand man die Kenntniß und den Gebrauch des Feuers, und so müssen sie seit mehrern Jahrtausenden, sie müssen seit dem Zeitpunkte auf diesen Inseln wohnen, da die Menschen noch gar nicht mit dem Feuer bekannt waren.

Eine andre sonderbare Erscheinung, welche den Spaniern bey ihrer Ankunft auf diesen Inseln auffiel, war diese, daß das weibliche Geschlecht hier die völlige Herrschaft über das männliche hatte, und eine dritte, daß die Einwohner derselben im Besitz eines Art Kanots, oder kleinen Schiffes waren, welches dem Urtheil aller Kenner zufolge, das vollkommenste Fahrzeug ist, welches sich denken läßt.

Diese Insulaner leben noch bis jetzt meist auf eben dem Fuß, als damals, als die Europäer zuerst mit ihnen bekannt wurden. Ihre Kost besteht bloß in Wurzeln, Früchten und Fischen; die Männer gehen ganz nackend, und die Weiber bedecken sich bloß die Schamtheile. Ihre Zähne schwärzen sie, die Haare aber färben sie weiß, und schmücken sie mit Muscheln, Schildkrötenschalen u. dgl. Von Waffen haben sie weiter nichts als Stöcke, in wel-

che die Röhre von einem Schienbeine oder Arme gestoßen ist: diese elenden Waffen sind äußerst gefährlich, indem die kleinste Wunde tödtlich wird, sobald nur ein Splitter des Knochens darinnen stecken bleibt. Ihre Häuser sind von Holz, mit Palmenblättern gedeckt, und sehr artig durch Vorhänge von denselben Blättern in mehrere Gemächer geschieden, von denen jedes zu einem besondern Gebrauche bestimmt ist. Von Künsten, Handwerken, Manufakturen und Wissenschaften haben die Bewohner der Marianen auch nicht die mindesten Kenntnisse, sondern sie leben in einer völligen Unthätigkeit bloß mit dem Fischfang, und dem Aufsuchen von Wurzeln und Früchten, wobey sie ununterbrochener Gesundheit hundert und mehr Jahre alt werden.

Seit der Entdeckung dieser Inseln, deren Produkte keine Reize für den Golddurst der Spanier hatten, bis zum J. 1678 nahm Spanien weiter keine Notiz von ihnen, außer daß die aus Amerika nach Ostindien segelnden Schiffe hier zuweilen frisches Wasser und Früchte einnahmen. Um diese Zeit aber wurden sie, nachdem ein großer Theil der Einwohner ermordet, und durch Krankheiten, die sie den Europäern zu danken hatten, umgekommen war, von den Spaniern erobert, für die sie auch bis jetzt noch wenig andern Nutzen haben, als daß sie ein Ruheplatz für die das stille Meer durchfahrenden Schiffe sind. Die Veränderungen, welche ein edeldenkender Spanier, **Thomas** mit Namen, der noch 1772 Gouverneur der Marianen war, in dem Schicksale der unglücklich gemachten Einwohner hervorgebracht hat, werden wir bey **Guam**, der wichtigsten dieser Inseln, genauer kennen lernen.

Diese

Diese Insel ist die südlichste unter allen Marianen, welche vierzig Stunden im Umfange und eine ziemlich starke Bevölkerung hat, seit die Spanier den größten Theil der andern Inselbewohner hieher versetzt haben. Das Land ist angenehm und fruchtbar, und an der Küste sind etliche gute Häfen. Seit der Regierung des Herrn Thomas hat diese Insel eine ganz andre Gestalt gewonnen, als sie vorher hatte. Er war es, der den Einwohnern, welche vorher bloß von der Jagd und dem Fischfange lebten, das erste Beyspiel zum Landbaue gab, und ihm verdanken sie es, daß ihre Ebenen nun mit Reis, Maiz, Kakao, Zuckerrohr, Indigo, Baumwollenbäumen und Kräutern bedeckt sind, deren Gebrauch ihnen seit Jahrhunderten unbekannt war. Agana ist der Hauptort dieser Insel, ein auf einem sanften Abhange liegender Flecken, nicht weit vom Meere, in dessen Nachbarschaft auch der beste Hafen der Insel, den eine Batterie mit acht Kanonen vertheidigt, befindlich ist. Inf. Guam. Agana.

Andre zu den Marianen gehörige bekannte Inseln sind: St. Anna, Aguiguan und Tinian oder Buona Vista. Diese letztere kleine Insel, hat ein etwas sandiges, trockenes Erdreich, und geht in einer gelinden Erhöhung bis in die Mitte der Insel hinan. Blumen, welche in reicher Fülle auf den weichen Rasen gestreut sind, herrliche Fruchtbäume und eine Menge Federwild und Heerden schneeweißer Ochsen, machen diese Insel zu einem sehr angenehmen Aufenthalt; sie hat aber, soviel man weiß, jetzt keine Einwohner. Inf. Tinian.

b) Karolinische und Palaosinseln.

Von den Marianen nach Süden zu, liegen die karolinischen oder neu-philippinischen Inseln, deren Archipelag wohl aus achtzig und mehr Inseln bestehen mag. Sie haben alle ein an-

genehmes und gesundes Klima, wenn sie auch dabey häufigen Orkanen unterworfen sind. Reis und Hülsenfrüchte wachsen gar nicht auf diesen Inseln, wohl aber viele Kräuter und Baumfrüchte. Vierfüßige Thiere hat man auch nicht darauf gefunden, Vögel und Fische aber, auch Schildkröten, giebt es in Menge.

Die Bevölkerung ist hier weit ansehnlicher als auf den Marianen, und die Einwohner sind lange, wohlgestaltete Leute, von dunkler Kupferfarbe. Ihr Haar ist kraus, aber nicht wollig. Beyde Geschlechter malen sich den Leib mit bunten Farben und gehen alle nackend, ausgenommen ein Stück Zeug, welches sie um die Lenden winden. Sie sind ernsthaft und bescheiden, dabey aber doch aufgeräumt, und ihr Betragen zeigt, daß ihr Verstand wohl angebaut zu werden verdiente. Alle, welche in ihr Land kamen, rühmen die Eintracht in welcher diese Kinder der Natur mit einander leben, und die Leutseligkeit, mit welcher sie Fremde empfangen. Von ihrer Religion weiß man sehr wenig, und die Missionäre, welche überall, wo sie keine christliche Dogmatik fanden, auch Atheismus witterten, beschuldigen sie geradezu, daß sie gar keine Begriffe von einem höchsten Wesen hätten, welches aber schon dadurch widerlegt wird, daß sie Priester haben und eine Fortdauer nach dem Tode annehmen.

Die Regierungsform soll aristokratisch und die höchste Gewalt in den Händen gewisser Familien seyn, welche mit vieler Gelindigkeit regieren.

Die Palaosinseln liegen in derselben Gegend und werden sehr oft mit den Karolinen verwechselt. Man kennt sie sehr wenig, glaubt aber, daß sie mit den Karolinen alles gemein haben. Die Spanier

nier eignen sich übrigens sowohl über diese als jene, die Oberherrschaft zu, wiewohl sie weder Besatzung darauf haben, noch sonst einen andern Beweis ihres Besitzstandes ausüben.

c) Philippinische oder manilische Inseln.

Wichtiger als die bisher genannten Inseln und die einzige wichtige Besitzung der Spanier in Ostindien, sind die sogenannten philippinischen oder manilischen Inseln, deren Anzahl aber noch nicht genau bekannt ist. Die Spanier zählen zwanzig große, und von diesen gelten auch folgende Nachrichten.

Daß die Philippinen ihr Daseyn heftigen Revolutionen im Innern der Erde zu verdanken, oder daß sie die Trümmern eines durch diese Revolutionen vernichteten großen Landes sind, zeigt ihre ganze Beschaffenheit, zeigen die Menge von Volkanen, die heißen Quellen, die Menge Basalt, Schwefel, der mit Meergeschöpfen vermischte Sand und die fast unaufhörlichen Erderschütterungen, welche oft ganze Gebirge verschlingen. Diese Inseln bestehn in einem unordentlich aufgethürmten Haufen von hohen Gebirgen, deren Spitzen sich in den Wolken verlieren, und es herrscht hier dieselbe Abwechselung der Jahrszeiten, wie auf den Küsten Malabar und Koromandel, durch welche abwechselnde Witterung, die sonst heißen und trocknen Philippinen zu fruchtbaren Eilanden umgeschaffen werden. Durch die häufigen Regen wird der Erdboden schwammig und locker, und so sehr mit Sümpfen angefüllt, daß man auf den meisten dieser Inseln kaum zu Pferde fortkommen kann. Dabey aber ist der Boden außerordentlich fruchtbar, und da hier Eis und Schnee noch nie gesehene Dinge sind, so bleiben alle Gefilde mit einem immerwährenden Grün bedeckt. Reis wuchs hier schon vor Ankunft der Spanier, und macht noch

noch die Hauptnahrung der Einwohner aus, Korn aber ist hergebracht worden und gedeihet sehr gut auf dem hiesigen Boden. Andre Produkte dieser Inseln sind: Kokos, aus denen ein berauschendes Getränke bereitet wird, Kakao, welcher so wie der Tabak aus Amerika hieher gebracht worden ist, Zucker, Zimmt, der aber geringer als der Zeilansche ist, vielerley Obstarten, die meisten europäischen Gemüse, Indigo, Pfeffer, Baumwolle und schöne Holzarten. Ferner Gold, dessen Betrag jährlich auf zweyhunderttausend Piaster geschätzt wird, Eisen, Kupfer, schöner Marmor, Rindvieh, wilde und zahme Schweine, wilde Stiere, Hirsche, viel Geflügel, Bienen, viel Fische und Perlen.

Bey Ankunft der Spanier waren diese von zwey in Absicht ihrer Aufklärung und ganzen Verfassung sehr verschiednen Nationen bewohnt. Die eine, welche die entlegensten Inseln bewohnte, war schwarz von Farbe und hatte wollige Haare, gleich den afrikanischen Negern. Diese, welche noch gegenwärtig die gebirgigten Theile der Philippinen innen haben, sind ganz wilde, ohne alle Kultur, bloß von der Jagd und rohen Erdfrüchten lebende Menschen, die auch von den Spaniern noch gar nicht haben bezwungen werden können, sondern vielmehr aus ihren Schlupfwinkeln hervor, mit den mehr kultivirten Insulanern, einen beständigen Krieg führen. Die Spanier nennen sie Ygolotes, und sie sind die eigentlichen Ureinwohner der Inseln. Die andre Nation lebte auf dem platten Lande, war braun oder schwärzlich von Farbe, von sanftem Karakter und kannte schon manche Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens. Die dazu gehörigen Völkerschaften, welche alle verschiedene Namen haben, sind jetzt fast alle Christen, die übrigen aber Mohäme-

hämedaner. Sie sind Malaier, wie ihre Sprache beweiset.

Magelhaens oder Magellan, war der Entdecker von den Philippinen, seit 1560 aber behauptet Spanien die Herrschaft über dieselben, und läßt sie durch einen Statthalter regieren, der wegen ihrer Entlegenheit eine sehr große Gewalt in Händen hat. Er vergiebe die meisten Bedienungen nach Belieben, und despotisirt, wenn er Lust hat, die Unterthanen nach Gutdünken, sein Amt ist aber nicht auf Zeitlebens, sondern alle acht Jahr wird ein neuer Statthalter nach Manila geschickt. Legt er seine Stelle nieder, so wird seine vorige Regierung von seinem Nachfolger auf das schärfste untersucht und jeder Unterthan hat sechszig Tage lang Erlaubniß, seine Beschwerden anzubringen. Außer dem Statthalter ist hier noch ein Obergericht, (Audiencia Real), welches den Anmaßungen der Statthalter schon oft Gränzen gesetzt hat, und eine Finanzkammer, die aber keinen Ueberschuß zu berechnen hat, weil die Philippinen der Krone Spanien jährlich gewiß noch hundert und zehntausend Piaster kosten.

Die Spanier haben die meisten Einwohner dieser Inseln zu Christen gemacht; d. h. sie haben ihnen das Zeichen des Kreuzes zu machen, den Rosenkranz zu beten, und jeden Mönch als einen Liebling der Gottheit zu betrachten gelehrt, und also ist auch die katholische Religion die herrschende auf den Philippinen, und auf der Hauptinsel ist ein Erzbißthum mit zwey Bißthümern errichtet, so wie auch drey geistliche Gerichte, das erzbischöffliche, das Gericht der Kreuzbulle und das der Inquisition, da sind. Klöster und andre geistliche Stiftungen giebt es in Menge, und die Geistlichen herr-

schen

schen mit der größten Gewalt über die ihnen anvertrauten Heerden.

Insel Luzon.

Wir gehen nun zu den einzelnen Inseln selbst über, von denen die wichtigste folgende ist: Luzon, die größte und nordlichste der Philippinen, welche aber bey weitem nicht so bewohnt und angebaut ist, als sie es ihrer natürlichen Beschaffenheit nach seyn könnte. Sie wird durch ansehnliche Flüsse gewässert und hat auch verschiedene Landseen, von denen der größte, Laguna de Bay genannt wird. Er hat funfzehn Meilen im Umfange, und der Fluß Manila kömmt aus demselben. In seiner Mitte liegt eine Insel, wo etliche Familien vom Fischfange und in ungestörter Freyheit leben. Luzon hat auch zwey große feuerspeyende Berge, von denen der vorzüglichste Mayon heißt, und völlig von Gestalt eines Zuckerhutes ist. Dieser Berg raucht beständig, und die ganze Gegend umher zeigt noch Spuren seiner ehemaligen Ausbrüche, von denen der letzte von 1766 war.

Der Boden dieser Insel ist äußerst fruchtbar; er lohnt die Mühe seiner Anbauer mit reichlichem Wucher und bringt alle die Erzeugnisse hervor, welche wir überhaupt als Produkte dieser Inseln angeführt haben. Die Landeseingebornen sind große, wohlgebildete Leute. Sie tragen eine Art von Hemde, welches aus den Fäden eines Banjanenbaumes gemacht wird, und unter welchem sie weite Hosen haben. Ihr größter Staat besteht in sehr feinen, roth gestickten Schnupftüchern, deren sie zuweilen wohl drey, eins auf dem Kopfe, das andre um den Hals und das dritte in der Hand tragen. Der Anzug der Frauenzimmer besteht in einer Art kurzer Hemden, welche bis auf den Nabel reichen, einem lockern Schnupftuche, das um den Hals gewunden

wunden wird, einer um den ganzen Leib gehenden und in dem Gürtel fest gemachten Leinwand, worüber ein gefärbter, im Lande verfertigter Zeug, und über diesen ein langer Mantel getragen wird. Die Haare fliegen ungebunden, zuweilen bis zur Erde herab, oder werden oben auf dem Kopfe mit einer Haarnadel befestigt. Die Füsse oder vielmehr nur die Zehen werden von Pantoffeln bedeckt. Ihre Häuser sind von Bambusrohr, mit Blättern vom Banjanbaume gedeckt und stehn acht bis zehn Fuß auf Pfählen über der Erde, theils wegen der Ueberschwemmungen, theils wegen der wilden Thiere, und wilden noch im Innern der Insel lebenden Einwohner. Ihre Nahrung aber besteht meist in gekochtem Reis, wozu sie gesalzene Fische, oder eine gewisse Pflanze essen.

Manila.

Der Hauptort dieser Insel und aller Philippinen überhaupt ist **Manila**, eine große, etwas befestigte Stadt auf einer kleinen Landspitze gelegen, welche der Manilafluß bey seiner Mündung bildet. Dem Anschein nach hat diese Stadt eine herrliche Lage, allein da sie auf beyden Seiten mit Wasser eingefaßt und die ganze Gegend fast alle Jahre mit Erdbeben heimgesucht wird, die schon oft viele Gebäude eingestürzt haben, so schwebt der ganze Ort im Grunde nicht weit von der Gefahr eines wahrscheinlichen Unterganges. Man zählt in Manila sechszehn Kirchen und Klöster, nebst zwey Kollegien, welche mit dem prächtigen Titel, Universitäten belegt worden, aber so armselig als nur möglich sind. Bücher gehören hier unter die größten Seltenheiten, ohngeachtet eine Druckerey zu Manila befindlich ist, und noch 1770 kannte man von der Elektricität bloß den Namen, weil die Inquisition alle Versuche aufs schärfste verboten hatte.

te. Dafür wird aber auch der dritte Theil der Stadt von Mönchen bewohnt, und in den andern beyden stehen große, weitläuftige, von Einwohnern leere Häuser, wie denn überhaupt 1767 nur achthundert Spanier in ganz Manilla befindlich waren. Die Häuser, welche in schönen, schnurgeraden, aber ungepflasterten Straßen stehn, sind der Erdbeben wegen, halb gemauert und halb von Holz aufgeführt, weil man erfahren hat, daß sie nicht so leicht, als wenn sie ganz steinern wären, von den Erschütterungen eingestürzt werden können. Die Festungswerke von Manila haben wenig zu bedeuten, und es ward daher 1762 den Engländern sehr leicht, diesen Ort zu erobern, in dessen Besitz sie auch bis zu Schliessung des Friedens verblieben. Die spanischen Einwohner von Manila leben entweder von ihren Bedienungen oder den Vortheilen, die ihnen jährlich die aus Amerika über das Südmeer kommende Galeone verschaffet, und diese letztern sind gewöhnlich Bettler, wenn die Galeone weggenommen wird, oder der Handel fehlschlägt. Die hiesigen Sitten sind im höchsten Grade verdorben, und in der Religion werden bloß die äußerlichen Cerimonien beobachtet. Die Lebensmittel sind sehr theuer, Fische ausgenommen; Wein ist wegen Theurung fast gar nicht zu bezahlen, Schokolade aber ist desto besser und wohlfeiler. Ehedem wohnten auch viele Sinesen in Manilla, allein 1767 sind sie verjagt worden, weil sie sich bey der englischen Eroberung, zu freundschaftlich gegen die Engländer betragen hatten.

Kavite. Eine andre Stadt ist Kavite, welche einen schlechten Hafen und ein elendes Fort, dagegen aber sehr viel Kirchen, Klöster und Geistliche in ihren Mauern hat.

Andre

Andre Inseln sind Mindoro, acht Meilen von Luzon entlegen, ein sehr gebirgigtes Eiland, das aber doch guten Reis erzeuget. Die meisten Einwohner leben unabhängig, doch besitzen die Spanier einen Ort, Namens Bako. Paragua ist zum Theil spanisch, zum Theil dem Könige von Borneo unterworfen. Die Küstenbewohner haben einige Kultur, und sind Mohämedaner oder Christen, im Innern des Landes aber wohnen Wilde. Die Spanier haben hier einige kleine Forts erbauet. Panay ist sehr gut bevölkert, und hat sehr einträgliche Reisfelder. Nicht weit davon liegt die Insel der Schwarzen, welche von ihren negerähnlichen Bewohnern so benennt wird. Kleinere oder unbedeutende Eilande übergehen wir mit Stillschweigen.

Inf. Mindoro.

J. Paragua.

J. Panay.

J. der Schwarzen.

Zu den Philippinen wird auch sehr oft, aber irrig, die Insel Magindanao oder Mindanao gerechnet, welche den Philippinen südwärts lieget, eine dreyeckige Gestalt hat, und mit Irland fast von gleicher Größe ist. Sie hat wenig zum Anbau geschicktes Land, aber desto mehr Seen und Flüsse. Das Innere des Landes ist gebirgig, und die Landspitzen, welche blos Sandfelder und dürre Klippen sind, erstrecken sich so weit in die See hinaus, die Meerbusen aber wieder so tief ins Land hinein, daß man in einigen Gegenden, in anderthalb Tagen die ganze Insel von einem Ende zum andern durchreisen kann. Große schiffbare Flüsse zählt man auf zwanzig, kleinere aber über dreyhundert. In der Mitte der Insel sind einige Volkane, welche aber seit mehreren Jahren ruhig sind, und in deren Gegend jetzt eine beträchtliche Menge Schwefel gesammelt wird. Die vorzüglichsten Produkte dieser Insel sind: Reis, Zu-

d) Insel Magindanao.

ckerrohr, schlechter Zimmt, Sago, Wachs, Gold, Perlen, Schweine, Rindvieh, Pferde, welche in den großen Waldungen Schaarenweise herumlaufen, viele Vögel und Fische — wilde Thiere aber findet man auf der ganzen Insel nicht.

Da der Sago ein wichtiges Erzeugniß in vielen indischen Gegenden ist, so wollen wir hier, ehe wir weiter gehen, eine kleine Beschreibung dieses Gewächses liefern. Der Sagobaum, welcher eine Art Palme ist, wird ohngefähr dreyßig Fuß hoch, und sechs Fuß dick, und seine Rinde ist ohngefähr einen Zoll dick. Der ganze innre Theil des Baums ist mit einem mehligen Marke angefüllet, und sobald dieses die gehörige Reife erlangt hat, werden auch die Blätter mit einem feinem weißen Puder bedecket. Sobald man diesen Puder bemerket, wird der Baum abgehauen und in Stücke zersäget, um das Mehl desto leichter heraus zu bekommen, welches alsdann, nachdem es von den gröbern Theilen gereinigt worden ist, auf verschiedene Weise zubereitet, und als eine nahrhafte Speise genossen wird.

Die Insel Magindanao ist stark bevölkert, und die Einwohner derselben bestehen aus drey Nationen: aus den Haraforas, Magindanoern und Spaniern. Die erstern wohnen in den innern Provinzen und werden durch die Küstenbewohner vom Meere geschieden. Sie sind nicht sehr zahlreich, aber doch in verschiedene Stämme getheilet, von denen sechszehn bekannt sind. Diese Haraforas, von den Holländern Alfuhris genannt, sind völlig wild, schwarzbraun von Farbe, und die eigentlichen Ureinwohner der Insel. Ihr Karakter ist äußerst blutdürstig, und kein Jüngling darf eher das Kleid eines Mannes anziehen, oder sich

verheu-

verheurathen, bis er eine gewisse Anzahl Haarschedel von ihm erschlagener Feinde, aufzeigen kann. Die Haraforas haben keine bleibenden Wohnplätze, weil sie durch ihre unstete Lebensart, sich das harte Joch ihrer mohämedanischen Gebieter am ersten erleichtern können, von denen sie auf eine fast unerträgliche Weise gedrückt werden. Diese Leute tragen sinesische Zeuge, oder auch eine dichte, von Flachs verfertigte Leinwand; doch ist der Oberleib gemeiniglich blos, Arme und Beine aber werden mit kupfernen Ringen geschmückt. Ihre Waffen sind Pfeil und Bogen, die Reicheren aber führen auch Spies, Säbel und Schilde.

Das zweyte Volk, die Magindanoer, sind Mohämedaner und die Gebieter des Landes, deren Oberhaupt der Sultan von Magindanao oder Selangan genannt wird. Auch herrschen im Innern der Insel noch viele unabhängige Sultane, von denen aber manche nicht über zweyhundert Unterthanen haben. Der Sultan von Magindanao regiert zwar als Monarch, wird aber doch durch verschiedene Einrichtungen in Ausübung seiner Obergewalt beschränket. Seine Unterthanen treiben meistentheils Handel und Handwerke, und unter ihnen wohnen auch viele Sinesen. Die Ilanos, welche der Abkunft nach auch zu den Magindanoern gehören, sind keine Unterthanen des Sultans, sondern haben ihre eigene Regierungsverfassung. Beyder Sprache ist eine Abart von der Malaiischen. Beyde sind auch in ihrer ganzen Lebensart wenig oder gar nicht von einander verschieden, sondern leben fast durchaus nach gleichen Gesetzen und Gewohnheiten. Die hiesigen Sultane und dergleichen, wohnen in befestigten Schlössern, die mit unter auf europäische Art befestigt, und mit Artillerie besetzt

sind. Ihre Leibwachen haben Feuergewehr, und werden zuweilen von spanischen Ueberläufern in den Waffen geübet. Die Leibwache des Sultans von Selangan trug vor einigen Jahren blaue Uniform mit rothen Aufschlägen, und spanische Grenadiermützen. Haben diese Sultane nicht unter sich selbst Krieg, so treiben sie Seeräuberey, und holen überall Sklaven zusammen. Ihre Kaperschiffe führen vierpfündige Kanonen und Drehbaßen, und haben sechszig bis achtzig Mann Besatzung. Durch den Umgang mit den Spaniern haben die Magindanoer verschiedene europäische Gebräuche gelernt: so wird bey großen Besuchen Schokolade herum gegeben; so sitzen viele Vornehme schon auf Stühlen u. s. w.

Die Spanier sind das dritte Volk, welches sich auf Magindanao niedergelassen hat, ihr Ansehen ist aber, außer der Hauptfestung Samboangan, äußerst geringe, und ihr kleines Gebiet leidet häufig durch die Einfälle der Ilanos. Samboangan ist eine mit hohen Mauern umgebene Festung, dicht am Gestade des Meeres, aber von unbeträchtlicher Größe. Sie hat keinen Hafen, und dient den Philippinen als eine Art von Zuchthaus. Die ganze Niederlassung auf Magindanao aber, trägt der Krone Spanien gar nichts ein.

e) Suluhinseln.

Diese Inseln, welche von der Hauptinsel, die auch Golo, Jolo, Zolo und Kola genennt wird, ihren Namen haben, stehen unter einem eigenen Sultan, der, so wie der von Selangan von arabischer Abkunft ist, und 1761 nicht nur alle Inseln von Magindanao an, bis an die östliche Spitze von Borneo beherrschte, sondern auch noch mehrere Inseln, und sogar einen großen Theil von Borneo unter seiner Botmäßigkeit hatte.

Die

Die Suluhinseln sind uns übrigens größtentheils nur sehr wenig bekannt, und wir werden daher unsern Lesern nur einige Bruchstücke liefern können. Die Hauptinsel **Suluh**, in welcher auch die Hauptstadt des Sultans, **Bauan** genannt, gelegen ist, hat einen fruchtbaren Boden, und eine Bevölkerung von etlichen sechszigtausend Seelen. Es sind hier viele wilde Elephanten, die von solchen abstammen, welche die Könige von Suluh in älteren Zeiten vom festen Lande her zum Geschenk erhalten haben; ferner eine Art kleine gefleckte Hirsche, (Cervus Axis L.) nebst vielen Ziegen und Rindern. Schafe findet man nur wenige, wilde Schweine aber richten vielen Schaden an, und an den Ufern werden viele grüne Seeschildkröten gefangen. Die Regierungsform auf Suluh ist gemischt, und der Sultan wird durch den Adel und die Abgeordneten des Volkes ziemlich beschränket. Der Reichthum Suluhs rührt vornehmlich von der Perlenfischerey her, so wie die Suluher auch an dem Handel mit den Sinesen, die jährlich mit etlichen Junken (Dschunken) hieher kommen, und durch die Räubereyen, welche sich bis auf die Philippinen erstrecken, nicht wenig gewinnen. Inf. Suluh.

Die Insel **Balambangan**, welche 1764 nebst mehrern Distrikten auf Borneo, vom Sultan Alamodin I. an die englische ostindische Kompagnie abgetreten worden, die ihr aber nachher, als die darauf gesetzte Kolonie durch epidemische Krankheiten und innere Uneinigkeit geschwächt war, die Einwohner von Suluh wieder abnahmen, liegt an der nordöstlichen Spitze von Borneo, und bildet nebst einigen kleinern Inseln eine Kette, welche sich wieder an die Philippinen anschließt. Die ganze Insel ist gegen vier teutsche Meilen lang, und Inf. Balambangan.

kann in drey Bezirke getheilet werden, von denen der eine waldig und bergigt, und mit viel kleinen Flüßgen gewässert, der andere zwar etwas waldig, aber doch eben, und der dritte fast ohne alle Bäume, und sehr geschickt zum Reisbaue ist. Die Insel hat verschiedene Holzarten, die zum Bauen und andern Arbeiten sehr gut sind, ferner Rottings oder spanische und Bambusröhre, und eine Art Kannenkraut, in dessen zylinderförmigen Blatt ein schönes frisches Wasser gefunden wird. An Thieren findet man wilde Schweine, kleine gefleckte Hirsche, viele Seeschildkröten, Austern, Muscheln, und eine unsägliche Menge Fische. Die Einwohner sind schwarz wie auf Suluh.

Ins. Palawan.

Palawan ist eine andre, zum Theil an die englische Kompagnie abgetretene Insel, in welcher Reis, Ebenholz, Betel, Rottings, Salpeter, Wachs, verschiedene Gummiarten, Schildkröten, und viele Fische gefunden werden. Ein Theil der Einwohner lebet beständig auf kleinen Schiffen, und beschäftigt sich mit Fischerey der Perlenmuscheln, des Seequalms, (einer Art schleimigten Seegeschöpfs, welches häufig in diesen Gegenden genossen wird) und der Kauris oder kleinen Porcellanmuscheln, welche in verschiedenen indischen Ländern als Scheidemünze gelten. Die Einwohner ziehen aus dem aufrechtstehenden Stamm einer Art Pisang gewisse Fäden, aus welchen ein feiner, leichter, brauner Zeug verfertigt wird. Von den übrigen, Suluh unterworfenen Inseln fehlen hinlängliche Nachrichten, und sie mögen auch wohl zu wenig eigenes haben, als daß eine genauere Bekanntschaft mit ihnen so wichtig seyn sollte.

f) Molluckische und Bandainseln.

Die Molucken, und daneben liegenden Bandainseln machen zusammen einen ansehnlichen

chen Archipelag aus, der aus zehn größern und kleinern Inseln bestehet, und der mit den Philippinen denselben Ursprung zu haben scheinet. Alle diese Inseln sind mit Sandbänken und Klippen umgeben, welche den Zugang zu ihnen sehr beschwerlich machen, auf allen ist die Hitze groß und die Luft beständig mit Feuchtigkeiten geschwängert, welche häufige und beschwerliche Krankheiten erzeugen. Der Boden ist meist überall trocken und schwammigt, und bringt weder Korn noch Reis, dafür aber desto mehr Sagobäume, wodurch jener Mangel hinlänglich ersetzt wird. Auch wachsen Zitronen, Pomeranzen, Kokosnüsse, und andre indische Früchte in Menge auf diesen Inseln, ihr größter und vorzüglichster Reichthum aber besteht in Gewürznägelein, Muskatennüssen, Aloe und Sandalholz.

Der Nägeleinbaum hat einige Aehnlichkeit mit dem Lorbeerbaume: seine vielen Aeste treiben eine außerordentliche Menge Blüten hervor, von denen jede ein Nägelein hat, welches erst grün sieht, hernach gelb, roth und zuletzt dunkelbraun wird. Der Muskatenbaum wächst hauptsächlich auf den Bandainseln, gleicht dem Pfirsichbaume und seine Blätter stehen zwey und zwey an einem Stiele beysammen. Die Frucht sieht im Anfange grün, so wie sie aber reifet, wird sie blau mit allerhand farbigen Streifen untermenget. Die Frucht hat eine Schale wie gewöhnliche Nüße, welche sich nach und nach öffnet, und eine rothe Decke sehen läßt, die wir unter dem Namen Mazis oder Muskatenblume kennen. Unter dieser Decke liegt die eigentliche Nuß, welche, ehe sie zu uns kömmt, vorher in Kalchwasser eingeweicht wird, damit sich keine Würmer darinnen erzeugen können.

Mineralien findet man auf allen diesen Inseln nicht, und auch aus dem Thierreiche haben sie wenig Erzeugnisse, doch giebt es verschiedene Arten Federwild, worunter sich auch Paradiesvögel befinden, Schlangen, Krokodille und viele Fische.

Von woher diese Inseln bevölkert worden sind, bleibt bey den äusserst unvollständigen, historischen Nachrichten von jenen Gegenden immer ein Problem. Die Einwohner sind braun von Farbe, gut gebauet, und von grausamer wilder Gemüthsart, die vielleicht aber nur eine Folge der Unterdrückung ist, in welcher sie von den Holländern gehalten werden, da ältere Reisende ihnen das Lob der Geselligkeit und Leutseligkeit geben. Nur Weiber und Priester gehen auf den Molucken bekleidet, die Männer haben blos einen Schurz um die Lenden, und einen Hut von Baumblättern auf dem Kopfe. Der Rock der Weiber gleicht einem vorn offenen Sacke, und dabey tragen sie Hüte, welche sieben bis acht Schuhe breit, und mit Muscheln und Perlenmutter geschmückt sind, und die Priester unterscheiden sich nur durch spitzige Mützen von ihnen. Diese Völker leben ohne alle Kultur, von Sago und dem Ertrag ihrer Jagden. Ihre Religion ist ein mit Heidenthum verdorbener Mohämedismus, und jede Insel hat beynahe ihren eigenen Regenten.

Die Portugiesen waren die ersten Europäer, welche 1515 an den Molucken landeten, und zwar gerade als zwey Sultane derselben mit einander in Krieg verwickelt waren. Sie unterstützten den einen und tyrannisirten nachher selbst über ihn. Ihre Gewaltthätigkeiten vergrößerten sich, so wie das Ansehen zunahm, das ihnen das Glück ihrer Waffen

sen verschaffte. Die Spanier traten 1519 auf die Seite der unterdrückten Einwohner, und der Krieg ward nun mit vieler Hitze geführet, bis endlich Kaiser Karl V. das anmaßliche Recht auf diese Inseln den Portugiesen völlig abtrat. Demohngeachtet waren diese noch nicht ruhige Besitzer, sondern hatten nunmehr noch heftige Kriege mit den Eingebornen zu führen, welche sich endlich damit endigten, daß die Holländer, welche während der Zeit die Besitzungen der Portugiesen in Ostindien schwächten, sich auch 1621 der Molucken bemächtigten. Sobald diese sich völlig festgesetzt hatten, suchten sie auch den Gewürzhandel völlig in ihre Gewalt zu bekommen, und deswegen brachten sie die Sultane von Tidor und Ternate dahin, daß sie alle auf den ihrer Herrschaft unterworfenen Inseln, wachsende Nägelein und Muskatenbäume auszureißen erlaubten, für welche Erlaubniß sie ein jährliches Gehalt bekommen.

Wir gehen nunmehr zur Beschreibung der einzelnen Inseln über. Diese sind 1) Ternate, welche acht, nach andern aber eilf Stunden im Umfange hat. In der Mitte der Insel liegt ein immer rauchender Volkan, welcher sehr oft Feuer auswirft, und dann die ganze Gegend mit Asche und Bimssteinen bedecket. Von diesem Berge geht das Land immer tiefer gegen das Gestade herab, und eine Menge Bäche ergießen sich von ihm, deren Wasser aber nicht für das gesündeste gehalten wird. Sago, Mandeln, Kokos, Bananas, Zitronen, Pomeranzen und Toback wachsen auf dieser Insel. Auch giebt es eine Menge Papagoien, Paradiesvögel u. s. w. Die Holländer haben nur einige Forts auf dieser Insel, welche eigentlich von einem Sultan beherrscht wird, dessen Hauptstadt 1. Ternate.

Inf. Tidor. Gammalemma genennt wird. 2) Tidor ist ein wenig größer als Ternate, mit der sie dieselben Produkte, Regierungsform u. s. w. hat. Die Holländer besitzen ein Fort auf derselben. 3) Modir und 4) Machian, welche gegen Süden von Tidor liegen, sind dem Sultan von Ternate unterworfen. Die Holländer haben auf beyden Forts, und auf Machian ist ein Volkan, dessen Oeffnung den ganzen Berg herabgehet. 5) Bachian oder Batsiang ist ein eigener Staat, der aber denen von Ternate und Tidor weit nachstehet, weil die Holländer den besten Theil davon inne haben.

Inf. Modir und Machian.

Inf. Bachian.

Zu den Molucken werden noch gerechnet 6) Amboina, welche sechszehn bis zwanzig Stunden im Umfange hat, und die wichtigste der Molucken ist, weil die Holländer den Nägelein- und Muskatenbau auf ihr vereinigt haben. Die Hauptstadt dieser Insel heißt Ambon, und liegt in einem großen Meerbusen. Sie hat schöne, regelmäßige Gassen und verschiedene Kanäle, über welche Brücken gebauet sind. Ferner sind hier große freye Plätze, ein großer Pallast, verschiedene Hospitäler, und zwey christliche Kirchen, wo in holländischer und malaiischer Sprache Gottesdienst gehalten wird. Um Amboina herum liegen etliche kleinere Inseln, auf welchen viel Sago wächst. 7) Ceram. Diese Insel kann ohngefähr sechszig Stunden lang, und zwanzig bis vier und zwanzig breit seyn. Der größte Theil ist den Holländern unterworfen.

Inf. Amboina.

I. Ceram.

Zu den Bandainseln gehören eine Menge, zum Theil auch ganz unbewohnte Eilande, von denen Banda die vornehmste ist. Sie hat ohngefähr die Gestalt eines Hufeisens, und man giebt ihr sechs Stunden im Umfange. Der Hauptort heißt Lentor, und liegt am Ufer des Meeres am Fuß

I. Banda.

Fuß eines hohen Berges, auf welchem ein festes Fort erbauet ist. Die meisten dieser Inseln sind sandig, felsig, und wenig mit Gras bewachsen. Sie haben nicht allein wenig vierfüßige Thiere, sondern es ist sogar an Fischen Mangel. Ein besonderer Vogel soll auf diesen Inseln leben, den die Einwohner Eme nennen, und welcher zweymal so groß als ein Schwan ist, schwarze Federn, und weder Zunge, noch Flügel, noch Schwanz hat. Sein Kopf ist mit einer harten Schale bedeckt, welche so hart als Schildpatte ist. Seine Füße sind lang, und er braucht dieselben als eine Art Waffen, indem er gleich einem Pferde, damit hinten ausschlägt. Die alten Einwohner dieser Inseln waren ein wildes, grausames und treuloses Volk. Einen Theil davon hat das Schwerdt gefressen, und die andern sind in spanische und holländische Kolonien versetzt worden. Jetzt wohnen hier wenige Europäer, freye christliche Indier aus den benachbarten Inseln, und eine Menge Sklaven.

Zuweilen zählt man auch hie zu noch folgende Inseln, die wir, weil sich ihnen kein schicklicherer Platz anweisen läßt, hier mitnehmen wollen: die Insel Sologo, die zum Theil den Sultan von Ternate für ihren Oberherrn erkennet. Sie hat alle Bedürfnisse des Lebens, auch wächst Sandalholz, schlechter Zimmt, Kampher, Ingwer und langer Pfeffer darauf. Am Gestade stehen Manchineelbäume, deren Schatten tödtlich seyn soll. Die Einwohner leben im völligen Stande der Wildheit, gehen nackend, ritzen sich Figuren in die Haut, und wohnen in kleinen Gemeinden zusammen. I. Sologo.

Key, eine hohe, bergige, wasserreiche Insel. Es sind eine Menge Dörfer auf derselben, von denen jedes einen besondern Regenten hat, die in beständige Inf. Key.

dige Fehden mit einander verwickelt sind, welche alle auf Sklavenmachen abzwecken. Die Einwohner von Aroe haben denselben Gebrauch. Ihre Insel hat wenig Flüsse, aber viel Reis, Wurzeln und Thiere.

I. Aroe.

I. Solor.

Solor hat einige Wichtigkeit für die Molucken, weil man eine große Menge Lebensmittel daraus ziehet. Sie hat auch viel Sandalholz.

I. Timor.

Timor ist die südlichste und größte aller dieser Inseln, indem sie über siebzig Stunden lang, und achtzehn breit ist. Sie hat wilde und zahme Thiere, Obst, Gemüse, Muscheln und Früchte im Ueberfluß. Auch giebt es Bienen, Sandalholz und ganze Wälder voll Kokos und Tamarindenbäume. Die Einwohner des Landes sind Mohämedaner und Heiden, die in mehrere Völkerschaften zertheilt, und zum Theil mit den Holländern verbündet sind. Die andern aber sind so wild, daß sie alle Fremde ermorden. Sie gehen auch nie aus ihren Hütten ohne Schwerdt, Wurfspies, Bogen und Pfeile. Jagd und Fischfang sind ihre vorzüglichsten Beschäftigungen. Auch wohnen hier viele Portugiesen, welche jetzt holländische Unterthanen sind, und sich in der Stadt Kupan aufhalten. Hieher schickt die holländisch ostindische Kompagnie jährlich eine Ladung grobe Zeuge, und nimmt einige Landesprodukte dagegen.

I. Gilolo.

Gilolo ist eine große, sechszig Stunden lange und funfzehn Stunden breite Insel, deren Bewohner aber völlig als Wilde leben.

g) Celebes der Makassar.

Die Insel Celebes oder Makassar ist eine der größten indischen Inseln, indem sie ohngefähr hundert und sechszig Stunden Länge, und sechszig Stunden Breite hat. Ein Kanal, der die Meerenge von Makassar genannt wird, scheidet sie von Borneo. Mitten in die Insel geht von Süden herein

herein ein tiefer Meerbusen, in welchem mehrere kleine Inseln, und eine Menge Sandbänke liegen, und dieser südliche Theil der Insel scheinet ein ewiger Garten zu seyn. Das Innre des Landes ist den Europäern äusserst wenig bekannt, doch weiß man, daß es in zwey Königreiche Boni und Makassar getheilt wird, von denen das letztere den Holländern zinsbar ist. Das erstere, welches auch das Königreich Celebes genannt wird, liegt im Norden der Insel, das andre aber nimmt die südlichen Gegenden ein, und seine Hauptstadt Mankakar soll eine große, nicht schlecht befestigte Stadt seyn. Steinerne Gebäude sind blos der Pallast des Königs und einige Metscheds, die übrigen Häuser aber sind von Ebenholz, und mit Baumblättern gedecket. Die Holländer haben hier das Fort Rotterdam nebst verschiedenen andern befestigten Plätzen. Boni, die Hauptstadt des andern Reiches, ist nur dem Namen nach bekannt.

Diese Insel hat übrigens ein sehr heißes Klima und würde ganz unbewohnbar seyn, wenn häufiger Regen und frische Winde jene Hitze nicht milderten. Dabey aber ist das Land ausserordentlich fruchtbar, und wie ein Reisender sagt, es ist beynahe keine Provinz, welche nicht von der Natur irgend ein besondres Geschenk erhalten hätte. Die nördlichen, gebirgigten Gegenden haben reiche Gold- Kupfer- und Zinnbergwerke; die Wälder haben eine Menge der schönsten Holzarten, von Blumen und Früchten giebt es eine ausserordentliche Menge, wohin auch vortreffliche Baumwolle, und vorzüglich guter Reis gerechnet werden können. Tieger, Elephanten und dergleichen, werden hier nicht gefunden, dafür aber giebt es desto mehr Hirsche, wilde Schweine und Affen, und an zahmen Thieren,

Horn-

Hornvieh und Pferde. Das Meer und die Flüsse liefern auch eine Menge Fische, Muscheln und Schildkröten, und unter andern auch den Lamentin, ein Thier, welches im Wasser, so wie auf dem Lande lebet, und in Ostindien selten gefunden wird. Dieses Thier ist zuweilen zwanzig Fuß lang, und hat keine andre Flosfedern als den Schwanz und zwey Tatzen. Seine Haut ist schwarz, hart und runzlicht. Man tödtet es mit Wurfspießen, wenn es an das Ufer auf die Weide kömmt, und sein Fleisch soll dem besten Kalbfleische nichts nachgeben.

Die Einwohner dieser Insel, welche unter dem Namen der Makassaren in Indien bekannt, und wegen ihrer kriegerischen Wildheit gefürchtet sind, werden schon von Jugend auf durch eine harte männliche Erziehung zu Soldaten gebildet. Ihre gewöhnliche Nahrung ist Reis, Früchte, Wurzeln, Fische und Flügelwerk, und Wasser ihr gewöhnliches Getränk, wiewohl sie auch Thee, Kosfee und Schokolade kennen gelernt haben, und in Geheim keine Verächter starker Getränke sind. Vorzüglich aber berauschen sie sich im Opium, der ihnen jene übermenschliche Kühnheit ertheilet, mit welcher wenige von ihnen blos mit dem Krid bewafnet, sich in den dichtesten Haufen zu stürzen vermögend sind. Sie unterscheiden sich durch guten Anzug von allen benachbarten Völkern, und es ist sonderbar, ein so kriegerisches Volk in Röcken von Gold- und Silberstoff, mit Arm- und Ohrringen geschmücket zu sehen; noch sonderbarer aber, daß die Weiber wider die Gewohnheit ihres Geschlechts, weit weniger Pracht in ihren Kleidungen haben, und blos in weißen Musselin, dessen Glanz ein goldener Gürtel erhöhet, gekleidet sind. Dieses Volk

hat

hat erblichen Adel, ihre Regierungsform ist zwar orientalischer Despotismus, aber doch nicht ganz mit der harten Sklaverey der Unterthanen verbunden, die man in andern indischen Reichen bemerket. Die Makassaren sind seit dem sechszehnten Jahrhundert Mohämedaner, und genauer mit dieser Religion bekannt, als andre sich dazu bekennende Insulaner Indiens. Die Holländer sind seit 1660 auf Makassar, das ihnen aber blos als Schlüssel zu den Molucken wichtig ist.

Westwärts von Makassar sind die Sundainseln gelegen, unter denen Borneo, Java und Sumatra die vorzüglichsten sind. Wir wollen diese drey Inseln einzeln beschreiben. h) Sunda Inseln.

Borneo, die größte aller bekannten Inseln, wenn man Neu-Holland ausnimmt, enthält vierzehntausend zweyhundert und funfzig Quadratmeilen, und machte lange vorher ein ansehnliches Königreich aus, ehe die Europäer in diese Gegenden kamen. Die Sinesen scheinen dieses Reich gestiftet zu haben, das auch über viele benachbarte Inseln seine Herrschaft verbreitete, welches sich aber so sehr verändert hat, daß jetzt der Sultan von Sulu einen wichtigen Theil von Borneo inne hat. Diese Insel liegt unter einem beynahe brennenden Himmelsstriche, und die Hitze würde unerträglich auf derselben seyn, wenn sie nicht durch kühle Winde und häufigen Regen gemäßigt würde. Im Innern ist das Land sehr gebirgig, gegen das Meer zu aber desto niedriger, und daher öftern Ueberschwemmungen unterworfen, welche die Luft vergiften, und vorzüglich auf europäische Naturen sehr schädliche Wirkungen hervorbringen. Die Fruchtbarkeit dieser Insel ist nicht geringe, und ihre vorzüglichsten Produkte sind Reis, Zucker, Baumwolle, Inf. Borneo.

wolle, Pfeffer, indische Obstarten, Ingwer und dergleichen. Rottings oder spanische Röhre sind in so großer Menge zu haben, daß jährlich wenigstens zwey oder drey Schiffsladungen könnten verschifft werden. Die Wurzeln allein machen das Rohr aus, der Stamm und die Blätter kriechen an den nächsten Bäumen hinan. Kohlbäume sind in grossem Ueberflusse vorhanden. Den mittlern Schoß derselben schneidet man aus, und ißt denselben entweder roh mit Baumöl, Essig und Pfeffer, als Salat, oder mit Fleisch gekocht. Ferner Tannenbäume, welche ein Harz geben, Bambusröhre, Bauholz, Yams, (Dioscorea alata) eine trockene, Faust große Wurzel, welche in vielen Gegenden Indiens als Brod gegessen wird, und vorzüglich den ächten Kampferbaum, dessen Blätter von den Kampferbäumen in unsern botanischen Gärten sehr unterschieden sind. Die Früchte dieses Kampferbaums sind ziemlich einer Nuß ähnlich; dieser ächte Kampfer ist an der Rinde des Baums als ein ausgeschwiztes Harz zu finden, auch zieht man ein gelbes Oel aus diesem Baume. An Mineralien giebt es Gold, Eisen, Kupfer, Salpeter und viele Edelgesteine, wohin auch sehr feine Diamanten gehören. Aus dem Thierreiche endlich findet man allerley zahme Thiere, nebst zwey verschiedene Arten sehr großer wilder Ochsen, Hirsche, wilde Schweine, Affen, Orang Utangs, von denen wir bey Sumatra umständlicher sprechen werden, Tieger, Elephanten, viele Vögel, von denen aber keiner unsern europäischen Arten ähnlich ist, und unter denen sich auch die Art, von welcher die Vogelnester kommen, befindet. Diese Vögel sind den Schwalben ähnlich. Ferner giebt es sehr wohlschmeckende Fische, Schildkröten, Schlangen, Bienen u. s. w.

Im

Im Innern der Insel wohnen die Biadschus oder Eidahan, welche unter mehrern Oberhäuptern stehen, und für Ureinwohner der Insel gehalten werden. Diese Nation ist nicht so schwarzgelb, als die Einwohner längst der Küste, und man hat daher schließen wollen, daß sie von sinesischer Herkunft wären. Sie ist gutmüthig, treibt Ackerbau und einigen Handel, und bekennt sich zu einem groben Heidenthum. Dabey beklagen sie aber doch ihre eigene Unwissenheit, und bezeigen denen eine ausserordentliche Ehrfurcht, von welchen sie glauben, daß sie bessere Begriffe von Gott als sie haben.

Die mohämedanischen Einwohner, welche die Herrschaft an den Küsten haben, sind malaiischer Abkunft, schwarzgelb von Farbe, feine Köpfe, die viel Anlage zum Guten haben, aber dabey ausserordentlich viel Faulheit besitzen. Sie sind wohlgebauet, aber klein, und nicht gut aussehend, ihre Weiber aber sind besser gebildet, und haben vorzüglich sehr ausdrucksvolle Augen. Ihr Adel lebt sehr prächtig, trägt kostbare Kleider, speiset auf Silbergeschirr, und liebt Tanz, Schauspiel und andre Vergnügungen. Ihre Häuser stehen gewöhnlich auf Pfählen, und sind blos von Holz, das Dach mit Blättern gedecket, und unter einander mit hölzernen Brücken verbunden. Sie treiben verschiedene Künste mit gutem Erfolge, und machen in Gold, Silber und Holz geschickte Arbeiten. Weiber und Kebsweiber unterhält jeder soviel, als ihm seine Umstände erlauben.

Sinesen und Portugiesen sind ehedem nach einander im alleinigen Besitz des Handels von Borneo gewesen. Jetzt haben die Holländer einige Faktoreyen hier, ihr Handel hat aber nicht allzu-

viel zu bedeuten, theils wegen der Konkurrenz mit den Engländern, theils weil die Insel, seitdem das große Reich der Sultane von Borneo zerfallen ist, zuviele kleine Herren hat, deren Interesse nicht immer auf denselben Punkt gelenket werden kann.

Die Hauptstadt der Insel heißt Borneo und hat ihren eigenen Sultan, so wie Bendschar, Maßia, Sukkadana und andre große Städte mehr.

Ins. Java. Diese und die folgende Insel Sumatra werden durch einen ziemlich breiten Arm des Meeres von einander geschieden, die bey den Seefahrenden den Namen der Straße von Sunda hat, und von der also alle diese Inseln benennt worden sind. Die Insel Java, dessen Flächeninhalt auf zweytausend vierhundert Meilen geschätzet wird, und wo die holländische ostindische Kompagnie ihre Macht und Reichthümer vereinigt, ist ein sehr volkreiches und fruchtbares Land, dessen Klima aber, was vorzüglich die von Europäern bewohnten Küsten betrift, wegen häufigen Morästen, und von den Ueberschwemmungen zurückbleibenden stehenden Gewässern für sehr ungesund gehalten wird. Schon der Anblick ihrer Küsten verkündigt ein reiches, mit jedem Ueberflusse gesegnetes Land, und wirklich ist dieser Anschein nicht trügerisch, wirklich verspricht das Land nicht mehr, als was es zu halten im Stande ist, wie uns eine kleine Uebersicht seiner Produkte lehren wird.

Gewächse von Java sind, eine unsägliche Menge Reis, Zuckerrohr, Pfeffer, Kardamome und andre Gewürze, mit denen die Insulaner ihre Speisen würzen: die Holländer haben Kakaoplantagen

tagen angelegt, welche aber nicht zum besten fortgekommen sind. Besser ist es ihnen mit dem Koffee gelungen, der so gut gediehen ist, daß sie jetzt jährlich auf eine Million und zweymalhunderttausend Pfund davon beziehen. Auch Weinstöcke haben getragen, aber so weit hat man es noch nicht bringen können, daß man einen trinkbaren Wein aus den Trauben zuwege gebracht hätte. Java eigene Gewächse sind: der Samaka, ein dem Zitronbaum ähnlicher Baum, dessen wäßrige Früchte wenig geachtet, die Blätter aber mit Zucker eingemacht werden; Mangas, eine treffliche, unsern Pfirschen ähnliche Frucht, welche auf einem Baume wächst, der dem Nußbaum gleichet, und viele Aeste, aber wenig Blätter hat. Auf den herrlichen Weiden dieser Insel geht eine zahlreiche Menge von allerhand zahmen und wilden Thieren: Rhinozeros, Elephanten und Tieger sind nicht selten; wilde Schweine, Hirsche und Büffel gehen heerdenweise mit einander, Affen von vielerley Arten giebt es in Menge, so wie auch verschiedne Arten von Vögeln, Fischen, Insekten, Schlangen und anderm Ungeziefer. Auch hat Java Gold, Silber und Kupferbergwerke, Diamanten, Rubinen und Smaragden.

Die Insel Java ist in verschiedene Königreiche getheilet, welche in ziemlich beträchtlicher Abhängigkeit von den Holländern stehen, und von denen wir nachher besonders sprechen werden. Die Zahl der sämmtlichen Einwohner wird auf eine Million hundert und vierzigtausend geschätzet, wozu eigentliche Javaner, Sineſen, Malaien, Balier, Bandeneſen und andere Asiater nebst vielen Europäern gehören. Wir wollen das Merkwürdigste dieser Völker hier zusammen anführen,

ehe wir die einzelnen Reiche auf Java, die Besitzungen der Holländer, und zugleich die Geschichte dieser letztern in Indien berühren. Die Javaner, welche von den Sinesen abzustammen vorgeben, sind von mittler Größe, gut gebildet, stark von Gliedern, und schwarzgelb von Farbe. Sie haben breite Gesichter, platte Nasen, runde kleine Augen, und hohe aufgeblasene Backen. Ihr Haar ist lang, schlicht und glänzend schwarz. Von Karakter sind sie falsch und boshaft, und im Zanke gehen nicht selten Mordthaten vor, ja ihre Rachgier geht soweit, daß, wenn einer verwundet ist, er sich das Gewehr seines Feindes noch tiefer in den Leib rennt, nur damit er demselben näher kommen, und auch eine Wunde anbringen könne. Mit dieser grausamen Gemüthsart verbinden sie ungeheuern Stolz, schmuzigen Geiz und Neigung zu allen Wollüsten: ihre guten Eigenschaften aber schränkt man gewöhnlich blos auf Mäßigkeit und einen unerschütterlichen Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten ein. Ihre Kleidung besteht in einem Schurz um die Lenden, der, nachdem einer wohlhabend ist, länger oder kürzer, kostbarer oder schlechter getragen wird: auf dem Kopf aber haben sie ein Stück baumwollen Zeug, welches etlichemal um den Kopf gewunden wird. Die Kleidung des weiblichen Geschlechts ist hievon wenig verschieden, ausser daß ihr Schurz etwas länger ist, und sie noch ein Gewand über den Busen schlagen, das Haar aber fliegen lassen, und mit Blumen schmücken. Sie sind von Religion Mohämedaner, doch haben sie auch viele heidnische Gebräuche, und Künste und Wissenschaften sind ihnen völlig unbekannt, sie überlassen sogar den Sinesen den Anbau des Landes, und bringen ihre ganze Lebenszeit mit Nichtsthun und Betelkauen hin. In Speisen und Getränken verschwenden

den sie wenig, indem Reis, Wurzeln und Fische, ihre gewöhnliche Nahrung sind.

Ein ganz andres Volk sind die Sineſen, deren nicht allein in dem Gebiete der Holländer, sondern auch in andern Gegenden sehr viele wohnen. Ein Theil derselben beschäftigt sich mit dem Landbau, ein andrer mit allerley Künsten und Handwerken, und wieder ein andrer mit dem Handel, überhaupt aber ist kein Sineſer ohne Beschäftigung, und ihre große Arbeitsamkeit, hat sehr viel zu der größern Aufnahme der holländischen Besitzungen auf Java beygetragen. Von den Holländern und ihrer hiesigen Lebensart werden wir bey Batavia sprechen, jetzt gehen wir zu der Anzeige der einzelnen Staaten fort, aus denen die Insel Java bestehet.

Als die Europäer zuerst an dieser Insel landeten, fanden sie dieselbe unter verschiedene Suveräns getheilet, von welchen die Könige von Bantam und Mataram die mächtigsten waren. Gegenwärtig kann man fünf Staaten in Java annehmen, welche sind: **Bantam, Mataram, Tscheribon, Balamboang und Batavia.**

Bantam war ehedem ein sehr blühendes Reich, welches sogar auf Borneo und Sumatra Besitzungen gehabt haben soll. Die Holländer haben aber sein Ansehen, so wie seine Besitzungen gewaltig geschmälert, so daß sie den ausschließenden Handel, den sie in diesem Lande treiben, mit dreyhundert und siebzig Soldaten, welche in zwey elenden Festungen vertheilt sind, behaupten, und dem Monarchen, der sonst über hunderttausend Mann ins Feld stellte, Gesetze vorschreiben können. Die Hauptstadt seines Landes ist **Bantam**, an dem Bantam.

Fuße eines hohen Gebirges, in einem tiefen Thale gelegen. Sie wird von zwey Aermen eines Flusses umgeben, und von dem dritten Arme durchflossen. Wie die Holländer nach Java kamen, war sie einer der berühmtesten Handelsplätze in Ostindien, und ihr Umfang wurde auf zwey Meilen geschätzet. Sie war nach indischer Art befestigt, durch zahlreiches Geschütz vertheidigt, und der königliche Pallast konnte für eine wirkliche Festung gelten. Die Häuser lagen ohne Ordnung durcheinander, und nur in der Nähe des Pallastes waren etliche regelmäßige Straßen. Seit der Erbauung von Batavia hat sie ihr ganzes ehemaliges Ansehen verloren. Jetzt ist ihr Umfang weit kleiner, und die krummen, winklichten Gassen sind ohne alles Pflaster, und mit Häusern besetzt, welche auf hohen Pfosten stehen, von Bambusrohr erbaut, mit Palmblättern gedeckt, und von Bäumen umgeben sind. Durch die Stadt gehen eine Menge Kanäle, welche einen übeln Geruch von sich geben, weil sie nicht stark genug fließen, um den Unrath, der hinein geworfen wird, fortzuspülen. Die große Metsched liegt in dem östlichen Theile der Stadt, mitten auf einem schönen Platze, auf welchem der Hauptmarkt gehalten wird. Der königliche Pallast hat von aussen wenig Prächtiges, sein Innres aber ist völlig unbekannt. Die Holländer haben den Prinzenhof innen, wo sie etwan hundert und funfzig Mann Besatzung halten. Am westlichen Ende der Stadt bewohnen die Sinesen ein besondres Quartier, in welchem die Häuser fast alle von Backsteinen erbaut sind.

Tordeasse. Tordeasse ist eine artig gebaute Stadt von mittler Größe, sechs Stunden über Bantam an der See gelegen. Auch sie hat eine kleine holländi-

sche

sche Besatzung. Die übrigen Städte dieses Reiches sind von geringer Bedeutung.

Das Königreich oder Kaiserthum Mataram liegt im Mittelpunkte der Insel, und einige geben ihm sogar gegen Norden und Süden das offene Meer zur Gränze. Ehedem erstreckte es sich über die ganze Insel, und auch nachher noch, als sich schon andre Staaten neben ihm gebildet hatten, war es noch ein großes und mächtiges Reich, seitdem aber im Anfang dieses Jahrhunderts die Holländer einen Prinzen, welchem die Erbfolge streitig gemacht ward, auf den Thron setzten, seitdem ist der Kaiser oder König von Mataram nichts weiter als ein gekrönter Sklav, in dessen Hauptstadt die Holländer eine Besatzung haben, und in dessen ganzen Staaten überhaupt sie nach eigener Willkühr handeln.

Dem Zeugnisse aller Reisenden zufolge, hat dieser Staat eine große Bevölkerung, und seine Hauptstadt, welche ebenfalls **Mataram** genennt wird, war ehemals eine der größten indischen Städte, welche auch viel schöner und regelmäßiger als Bantam gebaut war. Seitdem aber die Residenz in **Ningrat** ist, welches ebenfalls ein schöner und wohlgebauter Ort seyn soll, hat Mataram sehr viel von seinem ehemaligen Glanze verloren. Ningrat liegt ein wenig weiter gegen Norden, als Mataram. Der Pallast des Monarchen ist ein großes, mit Mauern umgebenes Viereck, und die Zimmer desselben sollen sehr prächtig, und nach europäischem Geschmacke verziert seyn. Der jetzige König oder Kaiser kleidet sich europäisch. Wie er vor etlichen Jahren in Batavia war, trug er ein schwarzes Samtkleid, goldstoffene Weste, Degen und Schnallen, reich mit Diamanten.

Mataram.

Ningrat.

Tscheribon.

Das Königreich Tscheribon lieget im nördlichen Theile der Insel, und sein Sultan ist ebenfalls ein Vasall der Holländer, welche den ganzen Staat mit hundert Mann Soldaten, unter dem Joche erhalten. Die Hauptstadt dieses kleinen, aber sehr furchtbaren Staates, heißt ebenfalls Tscheribon. Sie liegt an einem kleinen Flusse, und ist am besten unter allen javanischen Städten gebauet.

Balamboang.

Das Königreich Balamboang befasset die östlichen Gegenden der Insel. Dieser kleine Staat behauptete seine Freyheit bis zum Jahre 1768: aber um diese Zeit mußte er den Waffen der Holländer unterliegen, die den Sultan auf der Citadelle von Batavia sterben ließen, und seine Familie auf das Vorgebirge der guten Hoffnung schickten. Man weiß nicht genau, ob die Holländer diesen Staat eingezogen, oder ob sie einen andern Prinzen auf den Thron desselben gesetzt haben. Der vorzüglichste Ort heißt, Balamboang, eine ziemlich große, sehr gut ins Auge fallende Stadt.

Wir kommen nunmehr zu den Besitzungen der Holländer, welche die eigentlichen Herren von Java sind, und hier den Hauptsitz ihrer Macht in Ostindien haben. Ehe wir aber mehr hievon sagen; dünkt es uns nöthig zu seyn, eine kurze Skizze von der Geschichte der Holländer in Ostindien voranzuschicken.

Geschichte der Holländer in Indien.

Holland hatte sich kaum von den Fesseln des spanischen Joches befreyet, als es schon darauf bedacht war, mit seinen ehemaligen Gebietern Handel und Reichthümer zu theilen. Portugall war damals im Besitz des ostindischen Handels, und die holländischen Kaufleute giengen also nach Lissabon,

bon, und vertrieben die indischen Waaren, die sie dort holten, in andre europäische Länder. So wie Portugall aber nach König Sebastians Tode, eine spanische Provinz worden war, untersagte König Philipp II seinen neuen Unterthanen diesen Handel, und die Holländer sahen sich nun genöthigt, wollten sie anders ihren Handel nicht vernichtet sehen, den Weg nach Ostindien selbst aufzusuchen. Kornelius Houtmann, ein Kaufmann, der wichtige, in dieses Fach einschlagende Kenntnisse hatte, segelte zuerst 1595 mit vier Schiffen nach Ostindien, und war nicht allein so glücklich die Portugiesen in einigen kleinen Gefechten zu schlagen, sondern auch mit dem Kaiser von Java ein Freundschaftsbündniß zu schließen. Drey Jahr darauf gieng van Neck mit acht Schiffen nach Indien, setzte sich auf Java und den Molucken, und kam mit großen Reichthümern nach Europa zurück. Nun entstanden eine Menge Handelsgesellschaften, welche 1602 von den Generalstaaten in eine einzige große ostindische Kompagnie vereinigt wurden, welcher das Recht, Krieg und Frieden zu beschließen, Festungen zu bauen, Statthalter zu erwählen, und Polizey und Justizbediente zu ernennen, zugestanden ward. Diese neue Kompagnie, deren Einrichtungen von den andern europäischen, nach Ostindien handelnden Nationen nur nachgeahmt worden sind, sendete den Admiral Warwick mit vierzehn Schiffen, und einigen Jachten nach Ostindien. Dieser große Mann, den Holland mit Recht als den Stifter seines ostindischen Handels betrachtet, machte die Holländer bald geliebt und gefürchtet in jenen Gegenden. Verschiedene indische Fürsten, die sie als ihre Rächer an den Portugiesen ansahen, schlossen Verträge mit ihnen, und die Portugiesen mußten diesen neuen, zwar nicht so kühnen, aber beständig bey

ihren Planen beharrenden Rivalen, bald das Uebergewicht über sich zugestehen. Im Jahr 1624 setzten sie sich auf der bey Sina gelegenen Insel Formosa, nachdem sie lange vergeblich getrachtet hatten, einen Eingang in dieses Reich selbst zu finden. Ein berühmter sinesischer Seeräuber vertrieb sie aber 1662 wieder von derselben, und ihr sinesischer sowohl als japanischer Handel sind, wie wir bey Beschreibung dieser beyden Reiche sehen werden, äusserst beschränkt geblieben, wenn sie gleich in Japan die einzigen Europäer sind, denen der Eingang in das Reich verstattet wird.

Dafür saßen sie fest auf den Molucken, auf Borneo, Sumatra, und den beyden Halbinseln: jagten die Portugiesen 1658 von Zeilan, und machten Java zum Mittelpunkte ihrer ganzen, und, bis die Engländer ihr Reich am Ganges stifteten, allen andern europäischen Nationen in Indien überlegenen Macht. Noch steht ihr ostindischer Handel auf einem ziemlich guten Fuße, wenn gleich die Kompagnie große Verluste hat, und die Uneigennützigkeit, Treue und Redlichkeit, mit welcher ihre Bedienten ehedem zu Werke giengen, ziemlich geschwunden ist.

Das Land, welches sie jetzt als völlige Eigenthümer auf Java besitzen, war ehemals ein eigenes Königreich, welches Jakatra genennt ward. Gegenwärtig beläuft sich seine Bevölkerung ohngefähr auf hundert und funfzigtausend Einwohner, deren Fleiß zwey Millionen Pfund Kaffee, fünf und zwanzigtausend Pfund Baumwolle, hundert und funfzigtausend Pfund Pfeffer, zehntausend Pfund Indigo, zehn Millionen Pfund Zucker, und sechstausend Fässer Arekanüsse liefert.

Bata-

Batavia, der Hauptsitz der Holländer in Ostindien, ist auf den Ruinen der alten Hauptstadt dieses Reiches gebauet, und bey den Javanesen führt sie noch den Namen Jakatra. Diese Stadt, welche unstreitig eine der besten in Indien ist, aber von ihren Lobrednern viel zu sehr erhoben wird, liegt in einer niedrigen Ebene, welche gegen Norden das Meer hat, und gegen Süden von einer Kette hoher Gebirge begränzt wird. Vor ihr ist eine tiefe und sichere Rhede, in welche sich ein Strom ergiesset, welcher die Stadt durchläuft, und in eine Menge Kanäle vertheilt ist. Ihr Umfang wird mit den Vorstädten auf zwey Meilen, und ihre Bevölkerung auf beynahe hunderttausend Seelen geschätzet. Sie hat eine viereckte Gestalt, eine ziemlich gute Befestigung, und ist in holländischem Geschmacke gebauet. Die meisten Gassen sind nach der Schnur gezogen, dreyßig Fuß breit, längst der Häuser gepflastert, und auf beyden Seiten mit Bäumen besetzet, in der Mitten aber sind fast überall Kanäle, welche vielleicht nicht wenig zu der ungesunden Luft von Batavia beytragen. Schöne Gebäude giebt es hier wenig, aber die Häuser sind wenigstens sehr bequem gebauet, und keines ist fast ohne Garten. Unter den öffentlichen Gebäuden sind, das Rathhaus, die Hospitäler, eine vor etlichen Jahren erbauete Kirche, und der Pallast des Statthalters die vorzüglichsten. An der Stadt liegen drey große Vorstädte: eine, in welcher Portugiesen, Malabaren u. a. Indier wohnen, eine, die blos von Indiern, sowohl aus den Inseln, als vom festen Lande, bewohnt wird, und noch eine, welche den Sinesen zum Aufenthalt dienet. Zwischen und an diesen Vorstädten liegen die Gärten der Holländer. Batavia.

Die

Die Bevölkerung von Batavia ist äusserst beträchtlich. Ausser der ungeheuern Menge von Sklaven, welche theils mit Gewalt, theils mit List, von Celebes, den Molucken und andern Inseln entführt worden sind, findet man hier viele freye Indier und Sineſen, welche sich mit dem Landbau und sehr viel Manufakturarbeiten beschäftigen. Weiße mögen etwan zehntausend in Batavia leben, von denen viertausend in Indien geboren sind. Die hiesige Lebensart vereinigt den asiatischen Pomp mit allen Arten von europäischer Schwelgerey. Wenn der Gouvernör ausfährt, wird er von einem zahlreichen Gefolge, wobey auch Musik ist, begleitet, und wer ihm begegnet, muß stille stehen, oder aus dem Wagen steigen, um ihm seine Ehrerbietung zu bezeugen. Die Tafeln sind mit den ausgesuchtesten Speisen aller vier Erdtheile besetzet, und selbst Wasser aus Selters wird mit ungeheuern Kosten nach Batavia gebracht. Das Band der Ehe wird wenig geachtet, Lüderlichkeit herrscht unter allen Ständen, und der Luxus hat so sehr überhand genommen, daß die Holländer hier ganz andre Menschen als in Europa zu seyn scheinen. Seit einigen Jahren ist auch in Batavia eine gelehrte Gesellschaft, von deren Arbeiten wir auch schon einige Proben in einer teutschen Uebersetzung haben.

Der hohe Rath, welcher über alle, der Kompagnie gehörige Besitzungen in Ostindien herrschet, hat seinen Sitz zu Batavia. Er bestehet aus dem Statthalter, dem Generaldirektor, fünf Räthen, und einer kleinen Anzahl Beysitzer. Eigentlich soll alles durch die Mehrheit der Stimmen entschieden werden, allein selten wird jemand einer andern Meinung, als der Generalgouvernör seyn, der auch, ohn-

ohngeachtet er seine Stelle nur auf fünf Jahr hat, dennoch meistens Zeitlebens seinen Posten behält. Fast immer wird dieses wichtige Amt von Kaufleuten, und nie von Soldaten bekleidet.

Bey Java liegen noch zwey Inseln, welche einige Erwähnung verdienen: die erste, welche Bali oder auch Klein Java genannt wird, wird von dem schon angeführten Balamboang, nur durch einen kleinen Kanal geschieden. Sie hat eine dreyeckige Gestalt, und ist ohngefähr funfzehn Stunden im Umfang. Gegen Norden ist sie gebirgigt, gegen Mittag aber bildet sie eine schöne fruchtbare Ebene. Die Residenz des Sultans hat mit der Insel denselben Namen. Die Sinesen besuchen Bali öfters, und vertauschen hier Porzellan und Säbelklingen gegen baumwollne Waaren, welche die Einwohner auch in kleinen Fahrzeugen nach Java zum Verkauf bringen. Die zweyte Insel ist Madure, welche ebenfalls nur durch einen schmalen Kanal von Java geschieden wird. Sie ist mittelmäßig groß, aber sehr fruchtbar. Ihre Bewohner waren ehedem ihrer Kapereyen wegen berüchtigt. Die Holländer haben den Sultan entthronet, und seinen Sohn als Statthalter dahin gesetzt.

Ins. Bali.

I. Madure.

Die Insel Sumatra, wahrscheinlicherweise das Taprobana der Alten, ist die westlichste unter den Sundainseln, erstrecket sich von Nordwest nach Südost, und ist eine der längsten Inseln der bekannten Welt. Durch die ganze Insel gehet eine Kette Gebirge, die zwar beträchtlich hoch, aber doch nicht so hoch sind, daß sie jemals mit Schnee bedeckt wären. Verschiedene derselben rauchen oder werfen Feuer aus. Zwischen diesen Bergen sind schöne Ebenen und große Seen, welche auch der Ursprung der größern Flüsse sind, wie denn überhaupt vielleicht

I. Sumatra.

leicht kein Land besser mit Wasser versehen ist, als dieses. Die Hitze ist nicht so heftig, als man vermuthen sollte, so wie auch die Kälte stärker, als, wenn auch Schnee, Frost und Hagel ganz unbekannte Erscheinungen sind. Der Boden besteht fast überall aus einem röthlichen Thon, der mit einer nicht tiefen Lage schwarzer und fruchtbarer Erde bedeckt ist. Drey Viertel der Insel sind Wald, und längst der westlichen Küste sind viele Moräste. An Produkten hat diese Insel Berg- und Sumpfreis, Kokos, Betel, Pfeffer, Koriander, Kurkuma, Kardamome, Sesam, Palma Christi, aus welcher das Kastoröl gemacht wird, Maulbeeren, Kalnick, eine Art Nessel, aus welcher Bindfaden gemacht wird, Taback, Hanf, welcher ebenfalls als Taback geraucht wird, Pisang, Yams, Kohlbäume, Kampfer, Sago, Indigo, Brasilienholz, viele Farbekräuter, herrliche Blumen, Arzneygewächse u. s. w. Ferner, Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn, Schwefel, Salpeter, eine schlechte Art Steinkohlen, Kristall, Bergöl, Versteinerungen, mineralische Wässer und Farbeerden. An vierfüßigen Thieren giebt es kleine Pferde, Schafe, Ziegen, zahme und wilde Schweine, Elephanten, Rhinoceros, Tieger, kleine schwarze Bäre, Stachelschweine, Schweinhirsche, Affen, wilde Katzen, Zibetkatzen und Büffel, welche die einzige bey der Hausarbeit gebräuchliche Thierart sind. Zu den besondern, hier noch nie erwähnten Säugthieren, gehöret das Faulthier und der Armadillo. Das erste ist von der Größe eines mäßigen Hundes, hat einen schwarzen Kopf, dunkle bedeckte Augen, große dicke Kinnbacken, kurze Beine und lange, spitzige Krallen. Es nährt sich von Baumblättern, braucht aber sechs Tage Zeit, von einem Baum auf den andern, der daneben stehet, zu kommen. Der Armadillo

madillo oder Schildferken ist so groß, als ein Spanferkel, und hat eine dicke, braune Schale, die ihm den ganzen Rücken bedecket, unter dem Bauche zusammengeht, und nur für die Füße eine Oeffnung läßt. Doch kann es Kopf und Füße in die Schale hineinziehen. Sein Fleisch wird gegessen. Man findet auch auf Sumatra den Orang Utang, und den Golock, oder langarmigen Affen, (Simia longimana) zwey Thiere, welche das Menschengeschlecht mit den niedern Geschöpfen zu verbinden scheinen. Unter allen Affen hat der Orang Utang die meiste Aehnlichkeit mit dem Menschen, und deswegen haben ihn auch die Indianer diesen Namen gegeben, der einen wilden Menschen bezeichnet. Er geht aufrecht, wie der Mensch, hat ein glattes Gesicht mit einem ordentlichen Barte, und alle seine Gliedmaßen sind mehr menschlich, als thierisch geformet. Er gehet gewöhnlich mit einem Stocke bewaffnet, bauet sich von Reißholz eine Hütte, macht sich ein ordentliches Lager, und zeigt überhaupt im Stande der Wildheit so viel menschartiges, daß ihn viele Gelehrte sogar für einen ausgearteten Menschen gehalten haben. Der langärmige Affe ist nur halb so groß, als der Orang Utang, schwarz von Farbe, und seine Arme reichen bis an die Erde herab. Dieser Affe lebt meist auf den Bäumen, und ist weit gutmüthiger als der Orang, wenn er gleich nicht soviel geistige Anlage zu verrathen scheinet.

Vögel giebt es in ungeheurer Menge: eine besondre Art ist der Rhinocerosvogel, welcher ein ordentliches Horn auf dem Schnabel hat. Fische und Schildkröten giebt es in Menge, so wie auch Eidechsen, von zwölf Zoll bis zu einen halben Zoll Länge, Kamäleons, und andre, theils schädliche,

theils

theils nutzbare Insekten, als Bienen und Seidenwürmer.

Sumatra wird in verschiedene Reiche und Herrschaften getheilet, von denen viele von den Engländern und Holländern abhängig sind; seine Einwohner aber können unter zwey Rubriken, Eingeborne und Malaien, gebracht werden. Die letztern wohnen an den Küsten, und man weiß die Zeit nicht anzugeben, zu welcher sie von dem festen Lande herübergekommen sind. Ihre Religion ist ein verdorbner Mohämedismus. Sie sind noch etwas unter der mittlern Größe, und wohlgebauet, doch drücken sie den neugebornen Kindern die Nase flach, und die Hirnschale zusammen. Ihre Farbe fällt sehr ins Gelbe, und ist also gar nicht so schwarz, als man sie bey Leuten vermuthen sollte, welche die Sonne senkrecht über sich haben. Die männliche Kleidung besteht aus einer engen Weste ohne Aermel, welche bis oben hinauf Knöpfe hat, und über welche ein langer Rock, der wie ein Sack aussieht, getragen wird. Die Beinkleider gehen nur bis auf die Hälfte der Schenkel, Beine und Füße aber sind ohne Bekleidung. Die Weiber tragen ein kurzes Mieder, nebst einem von dem männlichen wenig verschiedenen Oberkleide, und einen Schleyer, der ihnen das Gesicht bedeckt. Beyde Geschlechter feilen und schwärzen die Zähne; Vornehme lassen die untere Reihe auch wohl in Goldblech fassen. Ihre Dörfer sind am See oder Flußufer, wo möglich an einer Höhe, rund um mit Bäumen umgeben, im Viereck gebauet. Die Häuser aber sind von Holz, mit Palmblättern gedeckt, und stehen auf Pfählen, und man steiget vermittelst eines Stückes Bambus, in welches Kerben geschnitten sind, hinein. Das Hausgeräth ist so einfach,

als

als die ganze Bauart: eine Matte von einem feinen Gewebe, mit Küssen, ist alles was man in ihren Wohnungen erblickt, und ihre Speisen, die meist aus Vegetabilien bestehen, werden ohne Messer, Gabel und Löffel, auf hölzernen Tellern gegessen.

Im Innern des Landes wohnen die eigentlichen Eingebornen, welche nach einigen auch von Malaien abstammen, die aber noch aus ihrem Vaterland gegangen seyn sollen, ehe die Malaier Kultur bekommen hatten. Sie sind in sehr viele kleine Völkerschaften zertheilet, von denen die Battas die merkwürdigsten sind. Diese Nation ist erst seit 1752 den Europäern etwas näher bekannt worden, als vorher, da sich niemand, weil sie als grausam und blutdürstig ausgeschrieen wurden, unter sie wagen wollte. Sie sind weißer als die Malaien, und unterscheiden sich von allen übrigen Völkern der Insel durch ihre Sprache, Sitten und Gebräuche. Ihre Kleidung besteht aus baumwollnem Zeuge, welches sie gern mit Korallenschnuren schmücken. Die Bedeckung des Kopfs ist gewöhnlich ein Stück Baumrinde, und unverheurathete Mädchen tragen zuweilen wohl funfzig Ringe in den Ohren. Sie haben eine Menge Vieh, auch kleine schwarze Hunde, welche gemästet und gegessen werden. Auch sind sie gar nicht eckel, ein Stück von einem gefallenen Büffel oder Krokodille, ohne alles Bedenken zu verzehren. Sonderbar aber ist es, daß sie Menschenfleisch essen, nicht um des Appetits willen, sondern als eine Art von Ceremonie, um ihren Abscheu gegen Verbrechen, und ihren Haß gegen Feinde an den Tag zu legen, daher auch nur zum Tode verurtheilte Missethäter und Gefangene, die ihnen durch das Glück des Kriegs zu Theil wurden, die

Gegenstände dieser unmenschlichen Mahlzeiten sind. Sie haben keinen ordentlichen Gottesdienst, wohl aber einen sehr dunkeln Begriff von drey höhern Wesen, davon sie zwey für gut, das dritte aber für böse halten. Sie haben keine Könige, sondern wohnen in abgesonderten unabhängigen Dörfern, die beständig mit einander in Krieg verwickelt sind. Diese Dörfer sind mit starken Pallisaden, und einer Art Fußangeln verwahret, ausser denen noch eine lebendige Hecke von einer Art stachlichten Bambus gepflanzt ist. Sie verlassen ihre Wohnungen nie unbewaffnet, ihre Waffen aber bestehen in Flinten, welche mit Lunten abgebrennt werden, und in Röhren mit langen eisernen Spitzen. Oeffentlich greifen sie einander nie an, sondern sie legen sich in Hinterhalte, und suchen einander durch Töden und Gefangennehmen einzelner Leute Schaden zu thun. Die Vielweiberey ist bey ihnen im Schwange, Heurathsgebräuche findet man aber nicht, so heilig sie übrigens das Band der Ehe achten.

Der wichtigste Staat ist der von **Menangkabo**, welcher von einem Sultan beherrscht wird. Hier sind alle Künste zu einem weit höhern Grade der Vollkommenheit gebracht, als sonsten in Sumatra. Man macht hier Gold- und Silberarbeiten, Feuergewehr, Schiespulver und dergleichen. Die Einwohner sind alle Mohämedaner. Uebrigens ist der Staat von Menangkabo bey weitem nicht mehr so blühend als ehedem, denn seit geraumer Zeit suchen sich verschiedene seiner Vasallen immer mehr unabhängig von der Herrschaft des Sultans zu machen. Andre malaiische Staaten sind die von Benkolen, Indrapur, Sundschey, Palembang, und Dsambich, von denen aber weiter nichts Merkwürdiges bekannt ist. Bekannter ist

das

das Königreich Achin, mit der Hauptstadt gleiches Namens. Diese Stadt liegt eine halbe Stunde vom Meer, und hat ohngefähr gegen zwey Meilen im Umfange. Rundumher liegt ein dichtes Gehölze, so daß man die Häuser nicht eher, als beym Eintritt in die Stadt gewahr wird. Sie hat weder Mauern noch Gräben, wohl aber wird sie durch verschiedene Forts vertheidigt. Häuser sollen auf achttausend in dieser Stadt seyn, die übrigens ohne alle Ordnung gebaut sind. Der Pallast des Königs liegt in einer kleinen Entfernung von der Stadt, und wird von einem tiefen und breiten Graben umgeben. Die Einkünfte des Königs belaufen sich nicht höher, als auf funfzehntausend Reichsthaler, welche blos aus den Zöllen genommen werden. Achin.

Der Handel der Engländer auf Sumatra bestehet seit den Zeiten der Königin Elisabeth, damals aber schränkte sich dieser Handel blos auf das jetzt genannte Königreich Achin, und die Freyheit des Pfefferhandels ein. Nachher legten sie auf einem andern Theile der Insel Faktoreyen an, und 1685 kamen sie nach Benkolen, wo sie zur Beschützung des Handels, das Fort York erbauten. Jetzt ist die vorzüglichste ihrer Niederlassungen, das Fort Marlborough, seit dem 1710 die Faktorey wegen der ungesunden Luft von Benkolen hieher verlegt worden ist. Die Häuser sind hier meist von Bambusrohr erbauet, und mit den Blättern des Sagobaumes gedecket. Die Zahl der hier angesessnen Engländer beläuft sich, die Soldaten nicht mit gerechnet, auf siebenzig bis achtzig. Sumatra ist übrigens eine von den vier Präsidentschaften der Engländer in Ostindien, welche aus einem Statthalter und acht Räthen besteht. An beyden Seiten Marlborough Engl.

des Forts hat sich die Kompagnie südwärts sowohl, als nordwärts ausgebreitet, und verschiedene Faktoreyen angeleget, zu deren Beschützung zweyhundert sieben und vierzig europäische, und hundert und drey und dreyßig indische Soldaten gebraucht werden.

Padang. Holl.

Die Holländer haben sich ebenfalls auf der Westküste festgesetzet. Padang heißt der holländische Hauptort, und eine gewöhnlich mit achtzig bis hundert Mann besetzte Festung, deren Werke aber in kläglichen Umständen sind. Priaman und Palambang sind die beyden andern vorzüglichsten Besitzungen.

i) Insel Zeilan.

Die Insel Zeilan, Selan, oder Ceylon, eine der größten in den indischen Meeren, indem ihre Größe auf siebenzehnhundert und dreyßig Quadratmeilen geschätzt wird, liegt etwan funfzehn Meilen von der Halbinsel diesseit des Ganges entfernet. Sie ist ziemlich gebirgigt, und unter ihren Bergen ist der Adamsberg der höchste, welcher beständig mit Schnee bedeckt ist, und auf dessen Gipfel der Aberglauben die Figur eines Menschenfußes eingedruckt siehet, welches der Fußtritt des ersten Menschen seyn soll. So bergigt aber auch das Land ist, so viele Fruchtbarkeit verrathen auch die reichen Erzeugnisse desselben. So bringt es verschiedene Reisarten hervor, die mit vieler Mühe gebaut werden; auch baut man noch mehrere Arten Hülsenfrüchte, aus welchen theils Nahrungsmittel, theils mancherley nutzbare Oele gezogen werden. Die übrigen hiesigen Gewächse sind dieselben, welche man in andern Gegenden Indiens findet, mit Ausnahme der folgenden, die entweder allein, oder doch vorzüglich auf Zeilan gefunden werden. Diese sind der Talipot, ein sehr gerader Baum, welcher

cher die Höhe unsrer größten Bäume erreichet, und an seinem Gipfel so große und breite Blätter hat, daß eines derselben für funfzehn bis zwanzig Personen ein Schirmdach abzugeben, im Stande ist. Dieser Baum hat das Besondre, daß er nicht eher, als in seinem Alter Blüten und Früchte bringet. Aus seinem Mark werden Kuchen gebacken, die beynahe den Geschmack des Brodes haben. Der Bogoha ist gleichfalls ein sehr hochwachsender Baum, dessen Blätter beständig in einer zitternden Bewegung sind. Die Zingalesen, ein Volk dieser Insel, tragen eine sehr große Ehrfurcht gegen ihn. Am allermerkwürdigsten, und für uns am interessantesten aber ist der Zimmtbaum, welcher zwar auch in andern Gegenden von Indien wächst, auf Zeilan aber den besten Zimmt hervorbringet. Dieser Baum hat ohngefähr die Größe eines Birnbaums, und ein weißes geschmeidiges Holz, das, wenn es verbrennt wird, einen angenehmen Geruch von sich giebt. Sein Blatt gleicht in etwas dem Lorbeerblatt, und wird nach und nach so roth als Scharlach. Die Blüten sind weiß, und die Frucht hat die Gestalt einer Eichel, nur daß sie kleiner ist. Kocht man sie im Wasser, so erhält man ein Oel, aus welchem weiße Lichter bereitet werden, die einen herrlichen Wohlgeruch von sich geben. Der Zimmt ist die zweyte Rinde dieses Baumes, welche, sobald sie abgeschält ist, in die Sonne gelegt, und getrocknet wird. Der Stamm, welcher abgeschält worden, vertrocknet, die Wurzel aber geht nicht ein, sondern treibt wieder neue Sprößlinge. Von Thieren giebt es dieselben Arten, wie in dem übrigen Indien. Zu den seltenern Arten aber gehöret die weiße Ameise, welche nicht allzugroß ist, aber alles verzehret, was ihr in den Weg kömmt. Diese Thiere arbeiten

beständig unter einem bedeckten Wege fort, und werfen Hügel auf, die inwendig ordentliche Architektur haben. Wenn sie Flügel bekommen, werden sie eine Beute der Vögel, und so lange ihnen diese noch nicht gewachsen sind, haben sie an den Hühnern geschworne Feinde. Zu den Produkten des Mineralreichs gehören, Eisen, Stahl, Bley, und verschiedene Edelsteine, worunter auch Diamanten befindlich seyn sollen. Auch ist Zeilan wegen der Perlen berühmt, welche an seinen Küsten gefischet werden.

Die Einwohner dieser Insel können in drey Nationen getheilt werden, nämlich die Bedas, die den nördlichen Theil inne haben, die Singalesen, welche im Mittelpunkt der Insel wohnen, und die Holländer, die im Besitz der meisten Seeplätze sind. Wir wollen nun das Merkwürdigste dieser Völker anführen.

Die Bedas oder Wedassen, ein rohes Volk, bewohnt eine ebene, mit Bergen umgränzte, und mit Waldungen angefüllte Landschaft, die in verschiedene Kantons getheilt ist, von denen jeder durch einen oder mehrere Aelteste regiert wird. Sie sind kriegerisch, aber einträchtig unter einander, liebreich gegen Fremde, aber auch so mistrauisch, daß sie keinen, ohne eine Bedeckung von bewaffneten Leuten, ihr Land zu durchreisen, erlauben, und so eifersüchtig auf ihre Weiber und Töchter, daß derjenige den Tod zu befürchten hätte, der einige Bekanntschaft mit ihnen machen wollte. Sie gehen nackend bis auf einen kleinen, um die Lenden geschlagenen Schurz, und haben immer Bogen und Pfeile in den Händen. Hirschfleisch, Früchte und Milch ist ihre gewöhnliche Nahrung. An ihre Nachbarn vertauschen sie gegen Salz, kupferne

und

und gläserne Ringe, grobe Zeuge und dergleichen; Arekanüsse, Honig, Wachs, Häute, Eisen, Kristall und Früchte. Von ihrer Religion sind die Kenntnisse der Europäer äusserst unvollständig.

Gegen die Bedas gehalten, sind die Zingalesen ein polizirtes Volk zu nennen, indem sie eine ordentliche bürgerliche Regierung, Priester u. s. w. haben. Ihr Land ist sehr gut bewässert, und in verschiedene Staaten getheilet, von denen das sogenannte Kaiserthum Kandi, der wichtigste ist. Die Zingalesen, welche man ursprünglich für Tamuler hält, werden als sanfte, gesellige, fleißige, und auch vom Körper wohlgestaltete Leute geschildert, dabey ihnen aber Hang zum Lügen, Betrug und Stolz, Schuld gegeben wird. Ihre Weiber lieben den Putz, und tragen eine Menge Geschmeide. Ihr Anzug besteht in einem Gewande von Mußelin, welches Blumenranken von verschiedenen Farben hat, und bis auf die Füsse herabgehet. Darüber haben sie einen seidenen Schleyer, die Haare aber werden fliegend, und mit Kokosöl eingerieben, getragen. Die Zingalesen werden, wie die Indier, auf dem festen Lande in Kasten getheilet, die auch durch die schärfsten Gränzlinien von einander geschieden werden. Zu der ersten Kaste gehöret der Adel, dessen Vorzüge auch alle Europäer genießen. Die Goldschmiede, Mahler u. s. w. machen eine zweyte Kaste, auf welche noch mehrere folgen; die letzte von allen aber steht in eben der schrecklichen Verachtung, mit welcher die Parias auf dem festen Lande beleget werden. Ihre Religion trägt die Spuren ihres indischen Ursprunges, ist aber durch verschiedene Dinge verunstaltet. Sie verehren ein höchstes Wesen, und eine Menge Untergötter, unter welchen Buddu, der vom Himmel

auf die Erde kam, um die Menschen mit dem höchsten Gott zu versöhnen. Jede dieser Gottheiten hat ihre besondern Priester, welche sich durch Kleidung, Gebräuche u. s. w. von einander unterscheiden, und das Volk durch allerley Gaukeleyen im blöden Aberglauben zu erhalten, bemüht sind. Fortschritte in den Wissenschaften haben die Zingalesen bisher noch wenig gemacht, und die wenigen Kenntnisse, die sie etwan in der Arzneykunst und Sternkunde besitzen, sind ein Antheil der Priester, die dem Volke nur soviel, als ihnen zukömmt, davon zu kommen lassen. So groß aber auch die Macht dieser Priester seyn mag, so ist die Ehe bey den Zingalesen doch nur ein bürgerlicher Vertrag, bey welchem die Priester weiter keinen Einfluß haben. Eine Frau hat zuweilen zwey Männer, z. B. Brüder, die beysammen wohnen, es ist aber selten, daß ein Mann mehrere Weiber habe, wiewohl die Weiber so wenig geschätzt werden, daß eine Frau, von welchem Stande sie auch sey, sich in der Gegenwart eines Mannes nicht nieder setzen darf.

Das Kaiserthum Kandi wird mit dem größten Despotisme beherrschet, und der Kaiser wird mit so viel sklavischer Ehrfurcht bedienet, daß seine Küchenofficianten ein Tuch um den Mund binden, um mit ihrem Othem die Speisen nicht zu verunreinigen, welche für den Kaiser bestimmt sind. Die Hauptstadt seines Landes heißt in der Landessprache Hingadagulneur, und bey den Europäern Kandi. Sie ist im Dreyeck gebauet, und einigermaßen befestigt. Die Beherrscher des Reichs haben ihre Residenz von da nach Digligi neur verleget.

Kandi.

Die Holländer sind, wie wir schon angeführt haben, Meister der Seeküsten, ihr Gebiet erstreckt sich

sich aber auch in manchen Gegenden etliche Meilen in das Land hinein. Dadurch haben sie jetzt den ganzen Handel des Landes in ihren Händen, und alle Produkte desselben werden blos durch sie in andre Gegenden vertrieben. Ihre vorzüglichsten Besitzungen sind: Jaffanapatan, eine von der nördlichen Spitze Zeilans abgehende Halbinsel, in welcher verschiedene beträchtliche Städte, und eine Menge Dörfer gelegen sind. Die Einwohner sind ächte Tamuler. Die vorzüglichste Stadt hat ebenfalls den Namen, den die ganze Halbinsel führet, und ist ein gut gebaueter Ort, mit schönen breiten Gassen, und einer guten Citadelle. Ferner Kolombo, die alte Hauptstadt der portugiesischen Kolonien auf Zeilan, und noch jetzt die erste unter den holländischen Besitzungen, welche in der Tiefe einer Bay gebaut ist. Sie hat nicht mehr den Umfang, den sie ehedem hatte, ihre Festungswerke aber sind beträchtlich von den Holländern vermehrt worden. Der Pallast des Gouverneurs ist ein sehr schönes Gebäude. Point de Gale ist ein andrer fester Platz. Die Festungswerke sind von den Holländern verstärket, dafür aber auch viele andre prächtige Gebäude niedergerissen worden. Trinkonomale, Negombo, Mature, Manard und Amsterdam sind die übrigen vorzüglichen Niederlassungen, zwischen denen überall noch eine Menge kleinere Forts und Faktoreyen zerstreuet liegen.

Jaffanapatan.

Kolombo.

Point de Gale.

Alle diese Niederlassungen gehörten ehedem den Portugiesen, welche sich 1506 auf Zeilan niedergelassen hatten. Im J. 1658 kamen die Holländer, welche sie mit Hülfe der Einwohner von der Insel vertrieben, und nachher selbst mit dem König von Kandi einen Krieg führten, welcher sich

mit einem Vertrage endigte, in welchem ihnen alle ihre gegenwärtigen Besitzungen abgetreten wurden.

k) Maldivische Inseln.

Die Maldiven bilden eine lange, von Süden nach Norden, gegen das feste Land von Malabar zugehende Kette von Inseln, deren Anzahl auf zwölftausend geschätzt wird. Sie werden in dreyzehn Provinzen oder Atollons getheilet, und diese Eintheilung ist kein Werk der Politik, sondern der Natur, welche jeden Atollon mit einer Bank von Felsen eingefaßt hat, durch welche sie besser, als durch die besten Festungswerke vertheidigt werden. Die meisten dieser Inseln sind nur unbewohnbare Sandhaufen, und selbst die größern werden von der Flut zum Theil unter Wasser gesetzt, daher auch das Klima von sehr ungesunder Beschaffenheit ist. Von allen Kanälen, durch die sie geschieden werden, sind nur viere schiffbar, die andern aber haben so wenig Tiefe, daß man zuweilen von einem Atollon zum andern gehen kann, ohne das Wasser weiter, als bis an den Gürtel zu haben. Wahrscheinlicherweise haben alle diese Inseln ehemals zusammengehangen, und sind entweder durch die Gewalt des Meeres, oder eine andre Revolution, in mehrere Stücke gerissen worden. Die fruchtbarsten dieser Inseln haben dennoch keine andern Erzeugnisse, als Kokosbäume, und die Einwohner bauen auch nicht einmal ihre eigene Nahrung, daher sie von dem Reiße leben, welcher aus Bengalen gebracht wird. Fische findet man hier in Menge, und sie sind die vorzüglichste Nahrung der Einwohner, welche sie auch an der Sonne trocknen oder einsalzen, und nach Aschiem verkaufen, wo sie Gold und Benzoe dafür erhalten, welcher letztere wieder nach Arabien geschickt, und gegen Kaffee vertauscht wird. Die wenig besuchten Inseln sind

bestän-

beständig mit großen Krabben, Seekrebsen, und einer ungeheuern Menge von Penguins bedeckt. Diese Penguins sind eine Art Seegänse, welche auf dem Rücken schwarz, und auf der Brust weiß sehen, kleine Flügel, und eine sehr dicke Haut haben. Ein solcher Vogel wiegt zwölf bis funfzehn Pfund. An den Ufern findet man auch grauen Ambra, Korallen, und eine Art Nüsse, Seekokosnüsse genannt, welche auf einigen afrikanischen Inseln, bey Madagaskar, wachsen, und von der See hieher getrieben werden. Zu den vorzüglichsten Erzeugnissen der Maldiven gehören die Koris, eine Art kleiner Porzellanmuscheln, welche von den Weibern aus dem Sande des Meers geholt werden. Diese Muscheln dienen in ganz Indien sowohl, als auf den afrikanischen Küsten, als Scheidemünze, und werden in Packten zu zwölftausend Stück versendet.

Woher diese Inseln ihre Einwohner bekommen haben, ist unbekannt, wahrscheinlicherweise aber kamen die ersten von der Küste Malabar, und nach ihnen folgten arabische Kolonien, welche den Koran mit hieher brachten, und sich die Herrschaft über die vorigen Einwohner anmaßten. Die Bewohner der südlichen Atollons sind indessen wilder und rauher, als die, welche auf den nördlichen Inseln wohnen, und gehen beynahe fast nackend, da diese, (die nördlichen Insulaner) mit eben der Anständigkeit, wie die Mohämedaner des festen Landes bekleidet sind. Alle gehorchen sie einem einzigen Könige, und die dreyzehn Atollons machen eben soviel verschiedene Provinzen aus, von denen jede ein Oberhaupt hat, das die geistlichen Verrichtungen mit dem Richteramte vereinigt. Die Portugiesen bemächtigten sich dieser Inseln gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts, wurden aber zehn

bis

bis zwölf Jahre darauf wieder vertrieben, und seitdem hat es auch keine europäische Macht weiter der Mühe werth geachtet, ihre Aufmerksamkeit auf diese, so wenig einträglichen Eilande, zu richten.

Male. Der Atollon von Male, welcher ohngefähr im Mittelpunkt lieget, ist der angenehmste und fruchtbarste Bezirk dieser Inseln. Hier liegt auch die Hauptstadt Male, welche aber ohne Mauern ist, und meist hölzerne Häuser hat.

Nordlicher liegen die lakedivischen Inseln, von denen aber weiter nichts Merkwürdiges zu sagen ist.

1) Nikobarische Inseln. Die nikobarischen Inseln sind kleine, zum Theil ebenfalls wüste Flecke, welche ostwärts von den Maldiven zerstreut liegen. Ihre Fruchtbarkeit ist geringe, doch erzeugen die wenigen Einwohner ihre Nahrungsmittel, und die Dänen, welche Besitzer derselben sind, geben sich viele Mühe, sie durch Anpflanzungen einträglich zu machen. Auf der Insel Nankawry hat die Brüdergemeinde eine kleine Niederlassung, deren Bewohner sich sowohl mit Ausbreitung des Christenthums, als mit Landbau beschäftigen. Eine andre dieser Insel, Komorte, ist vor einigen Jahren dem Hause Oesterreich abgetreten worden, und nun ist ein kleines Blockhaus darauf befindlich, welches für jetzt noch das einzige Eigenthum ist, welches die Oesterreicher, die übrigens von Triest aus, seit der gegenwärtigen Regierung, einen ziemlich wichtigen Handel nach Indien und Sina treiben, in diesen Gegenden besitzen.

VI.

Sina.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049913/phys_0621
DFG

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1759049913/phys_0622
DFG

Allgemeine Landesbeschaffenheit.

Unter allen asiatischen Staaten nimmt das sinesische Reich unstreitig die oberste Stelle ein, ist es dasjenige, welches eine so sehr als möglich umständliche Beschreibung verdienet; theils wegen seiner eigenen unwidersprechlichen Merkwürdigkeit, theils weil es von sovielen Philosophen und Nichtphilosophen als ein Land geschildert worden ist, dem an innerer vortrefflichen Einrichtung, an Wohlstand und Kultur, weiter kein Staat unter der Sonne zu vergleichen sey. Seinen Lobrednern zufolge besteht das sinesische Reich schon mehrere tausend Jahre, als ein hochkultivirtes blühendes Land; alles ist hier auf den Nutzen, nichts auf bloßen, in die Augen fallenden Ueberfluß angesehen, der Landbau ist überall in dem größten Wohlstande, allenthalben wird er nach den besten und brauchbarsten Regeln betrieben, und niemand steht in einem größeren Ansehen, als geschickte und arbeitsame Landbauer; die Regierung ist nichts weniger als despotisch, sondern ruhet auf sehr weisen und väterlichen Grundfesten, und der Monarch wird als Vater von allen seinen Unterthanen verehret; ihre Moral, so wie ihre Gesetze, sind unverbesserlich, und kein Volk in der Welt ist auch menschlicher, gesitteter und artiger, als die Sinesen. So sprechen die Lobredner von Sina, und wenn alle die Thatsachen richtig wären, auf welche sie ihr Urtheil gründen, so ließe sich in der That nichts auf die Lobsprüche antworten, welche sie so häufig verschwenden.

Im

Im Gegentheil aber behaupten wieder andre, daß, da die prächtige Vorstellung, welche man sich insgemein von Sina mache, zuerst auf die Nachrichten der Missionarien gegründet sey, man ihr in mancher Rücksicht gar keinen Glauben beymessen könne, weil die Missionarien ihre Absichten gehabt hätten, warum sie dem Publikum so eine glänzende Schilderung von diesem Reiche gemacht hätten. Sina sey gar das Land nicht, für welches man es so lange in Europa gehalten habe, und weder seine äusserst sklavische Regierung, noch die mangelhaften Kenntnisse, die seit Jahrtausenden auch nicht im mindesten erweitert worden, noch endlich die Sitten dieses Volks wären es werth, daß man sie so ausgeschmückt, und andern Nationen als Muster aufgestellt habe.

Dies sind Widersprüche, welche mit einander zu vereinigen, ganz unmöglich ist, und die zugleich die Beschreibung dieses Reiches zu einer sehr schweren Arbeit machen. Wir wollen daher nur Thatsachen anführen, und alles Urtheil so sehr als möglich zu vermeiden suchen, ohne im übrigen Bemerkungen zu verschweigen, welche Männer über Sina gefällt haben, die das Wenige, was Europäer, die nie ins Innre des Landes gelassen werden, davon wissen können, mit philosophischem Geiste geprüft haben.

Das Kaiserthum Sina, Tschina, oder, wie wir es den Franzosen zu gefallen aussprechen, China ist eines der größten Reiche auf unsrer Erdkugel, indem es, ohne noch die demselben zinsbaren Länder dazu zu rechnen, auf neun und sechszigtausend Quadratmeilen groß ist. Dieses große Reich macht die äusserste Spitze von Asien gegen Morgen, und wird von der übrigen Welt durch sehr scharf bestimm-

bestimmte Gränzen geschieden. Gegen Norden trennen es öde Wüsteneyen von Rußland, gegen Osten und Süden ist das Meer, und gegen Süden und Westen ist es wieder von Wüsten und Gebirgen umgeben, welche die Gränze gegen die Halbinsel jenseit des Ganges, und das Königreich Thibet machen. Diese Gränzen sind auch Ursache, daß die Sinesen vielleicht seit der Entstehung ihres Reiches wenig oder keine Gemeinschaft mit auswärtigen Völkern gehabt haben, und daß sie alle übrige Länder auf ihren Landkarten, als kleine Bezirke in die Ecken verwiesen, ihr Reich aber in den Mittelpunkt setzten.

Hier, wie in Ostindien, ist Luft, Hitze, Kälte, Fruchtbarkeit u. s. w. nicht überall einerley, und kann es, wie in jedem Staate, nicht seyn, der unter so verschiedenen Breiten gelegen ist. Im Ganzen genommen, ist die Luft in Sina von sehr gesunder Beschaffenheit, und ansteckende Krankheiten sind hier weit seltener, als man bey der Menge von Flüssen und Kanälen, der schlechten Nahrung, welche der gemeine Haufen genießet, und andern Umständen mehr, erwarten sollte. Die Provinzen selbst sind äusserst von einander verschieden; einige sind voller Berge; andre haben große Wildnisse, in denen die Reisenden beständig Fackeln bey sich führen, um die Tieger und andre wilden Thiere von sich zu scheuchen; andre aber haben wieder die schönsten, mit Kanälen durchschnittenen Ebenen, in denen man überall Beweise von Fruchtbarkeit und Fleiß der Einwohner erblicket. Ueberhaupt hat Sina eine sehr glückliche Bewässerung; die größten seiner Flüsse aber sind der Ho-ang-ho und Ki-ang, von denen der erste nach einem Laufe von mehr denn sechshundert Meilen, sich in das östliche Weltmeer

ergießet. Ohngeachtet dieser Verschiedenheit kann man doch überhaupt sagen, daß Sina sowenig von heftiger Kälte, als von allzustarker Hitze leide, daß im Gegentheil, sowohl die nördlichen als südlichen Gegenden eine gemäßigte Temperatur haben, und die in der Mitte liegenden Provinzen einer gelinden und gleichförmigen Witterung genießen.

Produkte. Da Sina, wie wir noch umständlicher sehen werden, überall sehr herrlich angebaut ist, so kann man auch leicht erachten, daß es eine Menge Gewächse hervorbringen müsse. Das vornehmste Getraide ist Reis, welcher das tägliche Brod der Sinesen ist; ausserdem aber haben sie noch Weizen und Gerste, und andere Hülsenfrüchte, als Hirsen, und mehrere Arten Bohnen und Erbsen, von denen eine in der Stadt Kanton wenigstens auch als Scheidemünze gilt. Man findet auch in Sina alle unsre europäischen Früchte, wenigstens der Gestalt nach, denn im Geschmack ist doch mit unter einige Verschiedenheit. Wein wächst häufig, aber die Sinesen essen blos die Trauben; die Orangenbäume sind aus Sina nach Europa gekommen, eine Art derselben, Kam-kat genannt, ist hier nicht größer als Kirschen. Ferner giebt es Melonen von zweyerley Arten, Pompelmosen, Lê tji, eine Frucht, die bald aussieht wie ein Gallapfel, und besonders bey dem Thee gegessen wird, Pisang, Oliven, Tamarinden, viele Gemüse, und indianische sowohl, als europäische Wurzeln. Zu den besondern, dem Lande eigenen, oder noch nicht erwähnten Gewächsen gehöret: der Maronenbaum, der auch in Kochinsina, und auf den manilischen Inseln wachsen soll. Die Frucht dieses Baumes gleicht einem großen Sacke; sie wächst aus dem Stamme heraus, weil sie zu groß ist, als

daß

daß die Aeste sie tragen könnten, und enthält fünf bis sechshundert, den Maronen ähnliche Nüsse, welche geröstet gegessen werden. Ferner der Gojavesbaum, (Psidium Guajava) der auch in einigen Gegenden von Ostindien wächst, und mehr einem Strauche als einem Baume gleichet. Seine Frucht sieht der Apfelart, die man Renette nennt, ähnlich, nur daß sie eine Krone, wie ein Granatapfel, und ein sehr weiches Fleisch, inwendig aber eine Menge unförmliche Kerne hat. Ferner der Firnißbaum oder Tsi-schu, aus welchem durch Einschnitte der bekannte sinesische Firniß gezogen wird; der Wachsbaum, auf dessen Zweigen eine gewisse Art Insekten ein Wachs absetzet, das den Wachse der Bienen an Weiße und Glanz vorgezogen wird; der Talchbaum, O-ka-o (Croton sebiferum), dessen Frucht mit einem weißen, talchartigen Wesen umgeben ist, aus welchem man sehr gute Lichter machen könnte, wenn die Sinesen die gehörigen Handgriffe anwendeten; das Bambusrohr, dessen wir schon sehr oft erwähnet haben. Es wächst in Morästen, und wird nach und nach so hart, daß es statt des festesten Holzes gebraucht werden kann. So lange es jung ist, hat es sehr viel Beugsamkeit, und wird, wie bey uns die Weidenruthen benutzet. Wird es zerschnitten, so kann man Matten u. dgl. daraus machen; im Wasser aufgeweicht aber dient es zur Bereitung eines ziemlich guten Papiers; der Theestrauch wächst gewöhnlich im steinigten Lande, und wird gemeiniglich fünf bis sechs Schuh hoch, und voller dicht belaubten Zweige. Seine Blüten gleichen den Klatschrosen, der Saamen aber einer kleinen Haselnuß. Man hat verschiedene Arten Thee, unter welchen der Te-bo-he, bey uns Theehu genannt, der Mo-ji, der Sut-schong, der Back-hä

und Hey-sang, die bekanntesten sind. Von diesem Gewächse, das man vergebens an unser Klima zu gewöhnen versucht hat, geht eine unsägliche Menge nach Europa. Nützlicher als diese Pflanze ist die Rhabarber, (Tay-ho-ang) von welcher die beste auf Bergen wächst, und weil diese Berge voller reißenden Thiere sind, der Sage nach durch besonders dazu abgerichtete Affen geholt wird. Die Rhabarber ist die Wurzel einer Pflanze, welche ohngefähr ein und einen halben Fuß hoch wird, und deren Blüten den Kirschblüten ähnlich sind. Die Rhabarber, deren medicinische Kraft übrigens sattsam bekannt ist, kömmt auch in unsern Gegenden fort, nicht aber ein anderes Arzneygewächs, das unter dem Namen Chinarinde bekannt ist, in Sina aber Fu-ling genannt wird. Der Baum, von welchem diese bey Fiebern so heilsame Rinde genommen wird, hat die Größe und Stärke eines Kirschbaums, und treibt eine Menge glatte Aeste. An der Spitze eines jeden steht ein Blumenstrauß, der die Gestalt und Farbe der Lavendelblüten hat. Dies sind einige der wichtigsten Gewächse in Sina; auch hat es an einer Menge herrlichen Bauholzes großen Ueberfluß, und Nägelein, Muskatnüsse, Zimmt, Zucker, Pfeffer, Taback, Baumwolle u. s. w. gehören ebenfalls unter die Erzeugnisse dieses gesegneten Landes.

Diesem Reichthum an Gewächsen kann man auch die schönen Produkte des Mineralreichs an die Seite setzen, welche in den sinesischen Gebirgen gefunden werden. Dahin gehört Zinnober, Vitriol, Alaun, Jaspis, Marmor, Steinkohlen, Bergkristall, und andre edle Steine, Eisen, Kupfer, Silber u. s. w. Gold wird meist nur aus dem Sande gewaschen, und nicht

zur

zur Münze verarbeitet. In verschiednen Bergen findet man auch ein Metall, welches Pe-tong oder weißes Kupfer genannt wird, und mit dem Silber sehr viele Aehnlichkeit hat. Das Bergsalz, welches man in den westlichen Provinzen des Reiches findet, ist eine große Hülfe für diejenigen Gegenden, welche vom Meere entfernt sind.

Da Sina sehr herrlichen Wiesewachs hat, so sind auch die dortigen zahmen Thiere von sehr guter Beschaffenheit; Pferde und Kamele jedoch ausgenommen, welche klein und unansehnlich seyn sollen. Man hat hier schönes Rindvieh, Schafe, Ziegen, treffliche Schweine, und sehr viel Federvieh, besonders Enten, deren mancher mehrere hundert hat, die des Tages ihrer Nahrung auf den Flüssen und Kanälen nachgehen, des Nachts aber, wenn ihnen gepfiffen wird, zu ihrem Herrn wieder zurückkehren. Ferner giebt es wilde Schweine, Büffel, Bären, Rhinoceros, Tieger, aber wenig Elephanten, und gar keine Löwen. Unter den Vögeln ist besonders merkwürdig, der Kian-ki, oder das Goldhuhn. Es hat die Größe eines kalekutschen Hahns, und ist sowohl wegen der Pracht seiner Federn, in welchen die helleſten Farben mit einander abwechseln, als wegen seines wohlschmeckenden Fleisches, mit keinem europäischen Vogel zu vergleichen. Da Sina sehr viele Flüsse, Seen und Kanäle hat, so fehlt es ihm auch nicht, ohne noch die Seefische in Anschlag zu bringen, an mancherley Fischen, die auch in verschiedenen Gegenden, nebst dem Reis fast die einzige Nahrung der Einwohner ausmachen. Die sogenannten Goldfische, deren Schuppen völlig den Glanz des feinsten Goldes haben, werden von den Sinesen, in dazu verfertigten Gefäßen, in ih-

ren Zimmern aufbewahret: ein andrer, ebenfalls sehr prächtig gezeichneter Fisch, Kai-po-y genannt, ist dabey aber so giftig, daß man keinen Bissen von seinem Fleische genießen darf, wenn man nicht eines sehr schmerzhaften Todes sterben will. Kriechende Thiere, Insekten u. s. w. sind im Ganzen in Sina seltner als in Ostindien; doch giebt es einige Schlangen, Eidechsen, Heuschrecken, u. s. w.

Bevölkerung.

So reich Sina an Gewächsen, Mineralien und Thieren ist, so wenig fehlt es ihm auch an Menschen, ja es giebt Reisende, welche versichern, daß seine Bevölkerung der Größe des Landes gar nicht angemessen, und hierinnen auch der Grund der Armuth und des Elends zu suchen sey, das unter dem gemeinen Volke gespürt werde. Andre versichern wieder, daß blos die Ufer des Meers und der Flüsse sehr stark bewohnt wären, daß man im Innern des Landes große Strecken antreffe, in welchen wenig Einwohner lebten, und daß man die ungeheuern Berechnungen der sinesischen Bevölkerung, blos den Missionarien zu verdanken habe, welche, wie wir schon erwähnt haben, theils aus Unwissenheit, theils mit Vorsatz eine Menge der unwahrscheinlichsten Lügen verbreitet haben. Daher stimmen auch die Angaben von der Volksmenge gar nicht mit einander überein, und dies geht soweit, daß der Unterschied wohl zuweilen auf hundert Millionen ausmachet. Einige geben nur siebzig, andre aber wieder hundert und funfzig Millionen an, ja eine neuere Nachricht, welche sich auf eine im Reiche unternommene Zählung berufet, versichert, daß man hundert acht und neunzig Millionen, zweymalhundert und vierzehntausend, fünf hundert und fünf und funfzig Einwohner gefunden

habe.

habe. Eine richtige Angabe zu bestimmen, ist durchaus unmöglich, so viel aber kann man immer sicher annehmen, daß Sina stärker bevölkert ist, als die meisten asiatischen, und selbst viele europäische Reiche, so wie es auch gewiß ist, daß es unter allen asiatischen Staaten die höchste Stufe der Kultur erreicht hat, wie uns die Kenntniß seines Landbaues, seiner Manufakturen, Wissenschaften u. s. w. umständlicher belehren wird.

Landbau, Gewerbe, Handel.

Es kan seyn, daß man den Sinesen wegen ihrer vorzüglichen Einsichten in die Landwirthschaft zu große Lobsprüche ertheilt hat, aber eben so ungegründet ist es wieder, wenn andre im Gegentheile behaupten, daß ihr so hochgerühmter Feldbau in der elenden Geschicklichkeit, den Reis zu pflanzen, bestehe. Unpartheyische und aufmerksame Reisende versichern uns, daß die Sinesen äusserst fleißige Landwirthe sind, und in mancher Betrachtung Lehrmeister der Europäer seyn könnten. Ihre niedrigsten Felder machen sie zu Reisäckern, welche durch große Kanäle von einander geschieden sind. Man säet und erndtet den Reis des Jahres zweymal, und hat verschiedene künstliche Maschinen, diejenigen Aecker, welche durch die Flut kein Wasser erhalten, damit zu versehen. Die hohen Plätze liegen ebenfalls nicht brache, sondern werden mit mancherley Gewächsen bepflanzet, und es giebt Sinesen, welche so arbeitsam sind, daß sie die Erde auf hohe Felsen in Körben hinauftragen, sie mit einem Stackett umgeben, und dann darauf säen und pflanzen. Je weiter nach Norden man kömmt, je mehr nimmt auch der Reisbau ab, und andre Getraidearten treten an seine Stelle, überall aber sind die Aecker in sehr gutem Zustande, und der Ackerbau wird überhaupt so sehr geehret, daß die Landleute in der

Klasse des gemeinen Volks den ersten Rang haben, und der Kaiser selbst jährlich einmal nach alter Gewohnheit einige Furchen ziehet, und einiges Getraide hineinsäet. Auf die Baumzucht legen sich die Sinesen ungleich weniger, daher ihre Früchte fast alle wild wachsen, und in ihren Gärten wird wenig auf Anziehung von Bäumen und Blumen gehalten, da die sinesischen Gärten in einem ganz besondern bizarren Geschmacke angelegt sind. Man könnte sie englische Gärten in Karrikatur nennen, denn die Natur, die durch den englischen Geschmack in ihrer liebenswürdigsten Einfalt dargestellt ist, wird hier durch die sonderbarsten Zusammensetzungen verunstaltet. Viehzucht haben die Sinesen weniger, als sich bey den grasreichen Gefilden ihres Landes erwarten läßt: da sie aber weder Butter noch Käse, noch viel Rindfleisch essen, so haben sie auch nicht nöthig, viel Hornvieh zu erziehen. Schafe halten sie schon in größerer Anzahl, und Schweine, welche so reinlich als die unsrigen das Gegentheil sind, haben sie die Menge, weil diese täglich gegessen werden, und nächst diesen halten sie, wie wir schon erwähnt haben, am meisten auf Enten, mit denen z. B. bey Kanton der ganze Fluß bedeckt ist.

Die mechanischen Arbeiten der Sinesen, ihre Handwerke und Manufakturen verdienen zum Theil Bewunderung, allein auch hier wird man dennoch bald spüren, daß die Lobredner Sinas bey weitem zu sehr übertrieben, und in ihrem Gemälde viel zu glänzende Farben aufgetragen haben. Sie haben gute Goldschmiede, und andre in Metall arbeitende Künstler, und ihre lackirten Arbeiten beweisen, daß sie die Firnisse gut zu bereiten, und aufzutragen wissen. Mit dem Färben wissen sie nicht gut umzuge-

zugehen, und auch ihre Spiegel haben ein elendes Ansehen, wiewohl zu Kanton eine Glashütte seyn soll, die aber noch kein Europäer gesehen hat. Seidenmanufakturen giebt es sehr viele in Sina, weil blos, die Landleute ausgenommen, seidene Zeuge die allgemeine Tracht der Sinesen sind. Die besten Zeuge werden zu Nangking verfertigt; die gemeinsten sind Damaste, Satins, mancherley Arten Taste, Sammte, Flore u. s. w. Von den Sinesen wird besonders eine Art sehr derber Satin geschätzet, welcher mit Bäumen, Thieren, Häusern, und andern Figuren geziert ist. Aus Baumwolle macht man verschiedene Zeuge, von Wolle aber werden nur Decken und braune tuchene Winterröcke verfertigt. Das Porzellan, welches hier Tse-ki genannt wird, ist eine sinesische Erfindung. Man verfertigt eine Menge dieser kostbaren und zerbrechlichen Waare, das feinste aber soll aus der Stadt King-te-sching, in der Provinz Ki-ang-si kommen. Papier wird, wie wir schon erwähnt haben, aus dem Bambusrohre gemacht. Ausser der Farbe gleicht es unserm Papier in keinem Stücke. Das Druckpapier ist so dünne, wie die Haut im Eye, und auch das Schreibepapier taugt blos für Sinesen, die mit Pinseln und Tusche schreiben. Sie haben auch Baumwollen- Seiden- Hanf- Reis- und Waizenstrohpapier. Die Buchdruckerkunst soll ihnen wenigstens ein Jahrhundert früher als den Europäern bekannt gewesen seyn, sie ist aber von der unsrigen sehr unterschieden, und alle ihre Bücher werden, wie bey uns der Kattun, mit geschnitzten Tafeln von Holze gedrucket. Ueberhaupt thun die Sinesen bey keiner ihrer Arbeiten die geringsten Fortschritte, oder suchen hie und da Verbesserungen anzubringen, sondern, so wie sie gewisse Handgriffe, Ideen u. s. w. ge-

erbt haben, so müssen sie immer ohne alle Verrückung bleiben.

Der Handel, welcher im Innern dieses grossen Reiches getrieben wird, ist äusserst beträchtlich, wenn es gleich übertrieben seyn mag, daß er den ganzen Handel überwiege, welchen alle europäische Nationen unter einander hätten. Alle Waaren aber, welche eine Provinz aus der andern zuziehen genöthigt ist, können überall auf die leichteste Weise verführt werden, da nicht allein die Landstraßen im ganzen Reiche sehr gut unterhalten werden, sondern auch ausser den schiffbaren Flüssen eine Menge schöner Kanäle da sind, durch welche eine beständige Gemeinschaft unter den Provinzen erhalten wird. Ungleich minder wichtig ist der Handel, welchen die Sinesen ausserhalb ihres Landes treiben. Sie haben zwar Schiffe, und kennen den Gebrauch des Kompasses, aber dennoch wagen sie sich nicht viel über Java und Sumatra hinaus, und ihre gewöhnlichsten Fahrten gehen blos nach Japan, Siam, Manila und Batavia. Nach Japan bringen sie Arzneygewächse, Zucker, Häute, seidene Zeuge, Sandalholz und europäische Tücher, wofür sie Perlen, rothes Kupfer, Sebelklingen, Tomback, lackirte Sachen, und Gold zurückbringen. Manila und Siam versehen sie mit Seide, Thee, Porzellan und Kleidung, wofür sie dort Piaster, hier Elfenbein, und einige andre Landesprodukte erhalten. Nach Batavia aber laden sie vorzüglich grünen Thee, Porzellan, Blättergold, Arzneygewächse und kupferne Geräthschaften, wofür sie, Piaster, Gewürze, Schildpatte, Sandal und Brasilienholz, Agathsteine und europäische Tücher erhalten.

Der

Der Handel, den die Europäer, und nahmentlich die Holländer, Franzosen, Engländer, Dänen und Schweden, mit den Sinesen zu Kanton treiben, ist nicht mehr so wichtig als ehedem, und es wäre sehr gut, wenn er noch unbedeutender würde, weil die Geldsummen, welche die Sinesen für ihre meist entbehrlichen Waaren erhalten, sich weit höher belaufen, als die Waaren, welche die Europäer an sie verhandeln. Bey dem allen müssen sich die nach Sina handelnden Europäer noch eine sehr unanständige Begegnung gefallen lassen, und Demüthigungen ertragen, deren Erduldung sie nothwendig, selbst in den Augen der Sinesen herabsetzen muß. Die Schiffe, welche nach Sina segeln, müssen nämlich an der Mündung des Kantonflusses anlegen, und hier den Steuermann erwarten, der sie weiter den Fluß herauf bringt, dann kommt ein Zollbedienter an Bord des Schiffes, der gewöhnlich solange, als das Schiff im Lande bleibt, nicht davon weichet. Sobald man zu Wampu ankommt, welches der Ankerplatz der europäischen Schiffe ist, legen sich zwey Zollkähne auf jede Seite des Schiffes, so daß nichts ein oder ausgeschifft werden kann, ohne von ihnen durchsucht zu werden. Segelt das Schiff weiter nach Kanton, so muß es seinen Paß wieder unterweges bey vier andern Zollhäusern vorzeigen, und sich neuen Visitationen unterwerfen. Ferner darf keine Waare eher ein oder ausgeschifft werden, bis das Schiff mit vielen Weitläuftigkeiten von dem O.peu, oder Obereinnehmer der Provinz gemessen worden ist. Nach diesem Maaße wird auch der Zoll bestimmt, den das Schiff zu erlegen hat, und welcher wohl zwey, drey bis viertausend Spezies-thaler beträget. In Kanton selbst, wo die Europäer in eine Vorstadt verwiesen sind, dürfen sie es nicht wagen, sich weit

von

von ihren Wohnungen zu entfernen, weil sie ausserdem von dem müßigen Pöbel verfolgt, und mit Steinregen begrüsset werden. Haben sie wider einen Sineſen zu klagen, so werden sie sehr selten Gerechtigkeit erhalten, wenn sie nicht Mittel finden, die obrigkeitlichen Personen, auf deren Entscheidung es ankömmt, zu bestechen: werden sie aber verklaget, so wird gewiß die strengste Gerechtigkeit ausgeübet, und es hat sich wohl eher gefüget, daß selbst Kapitäns der Schiffe, um unbedeutender Dinge mit Arrest gestraft, und mit starker Geldbuße belegt worden sind. Blos die Habgier, sagt ein Reisender, verleitet die europäischen Nationen, dergleichen Beschimpfungen zu ertragen, und sich der Willkühr eines Volkes preis zu geben, das wegen seiner Gemüthsart eben so verächtlich ist, als wegen seiner Unwissenheit.

Zum Beschluß dieser Nachrichten wollen wir noch etwas über die in Sina befindlichen Münzen hinzufügen. Das Gewicht entscheidet eigentlich alles, was ausgegeben und empfangen wird. Indessen hat das spanische Geld seinen gewissen Preis, der Sineſe setzt aber seinen Stempel auf die Piaster. In Ermanglung der Scheidemünze trägt der Sineſe nebst dem Gewicht, auch eine Schere bey sich, mit welcher er das Silbergeld zerschneidet, und beym Kauf der Waaren die abgeschnittenen Stückchen mit weggiebt. Ca-i ist die einzige gangbare Münze, welche in Sina geschlagen wird. Sie ist von Messing, rund, hat in der Mitte ein viereckig Loch, und ist an den Seiten mit Buchstaben gezeichnet.

Wissenschaften und Künste.

Daß die Sineſen allen andern asiatischen Völkern an gelehrten Kenntnissen überlegen sind, ist wohl eine ausgemachte Wahrheit: irrig ist es aber, wenn

wenn man sie für große Philosophen, Naturforscher und Gelehrte ausgiebt, denn selbst den größten sinesischen Gelehrten fehlt es an sehr vielen und wichtigen Kenntnissen, ohne welche einer bey uns kaum den Namen eines belesenen Mannes führet. Sina ist schon Jahrtausende im Besitze seiner gelehrten Kenntnisse, aber sie stehen auch noch mit allen auf demselben Punkte, wo sie vor Jahrtausenden gestanden haben, und schon ihre Sprache verhindert es, daß sie keine großen Fortschritte in den Wissenschaften machen können. Diese Sprache hat mit keiner andern Sprache etwas gemein, auch kein Alphabet, sondern soviel Karaktere oder Figuren als Worte sind, welche denn eine andre Bedeutung erhalten, je nachdem sie anders ausgesprochen werden, so daß z. B. Tschu, einen Hausherrn, ein Schwein, eine Küche und einen Pfeiler bedeutet. Im Grunde besteht die ganze Sprache etwan aus dreyhundert und dreyßig einzelnen Worten, die aber so verschieden modifizirt werden, daß auf achtzigtausend Karaktere herauskommen, daher derjenige auch schon für einen Gelehrten gilt, der nur die Hälfte dieser Karaktere innen hat. Mit Erlernung dieser Sprache muß der Sinese fast die Hälfte seines Lebens zubringen, und so bleibt ihm also wenig Zeit übrig, sich mehrere Kenntnisse in den Wissenschaften zu erwerben. Die Philosophen in Sina, welche sich, wie in andern Ländern, in verschiedene, einander sehr anfeindende Schulen getheilt haben, beschäftigen sich von jeher blos mit der Moral, vorzüglich die Schule der Gelehrten, auf welche die Religion des Staates zum Theil gegründet ist. Fünf hundert und funfzig Jahr vor der christlichen Zeitrechnung ward Kong-fu-tsee der Wiederhersteller dieser Schule, welche durch eine

lange

lange Reihe anhaltender Kriege, gänzlich in Verfall gerathen war.

Das ganze System dieser Schule hat große Aehnlichkeit mit dem des Pythagoras. Die andre vorzüglichste Schule ist die des Tao, d. i. des höchsten Gottes, von welcher Lao-tse der Stifter oder Wiederhersteller gewesen ist. Die Philosophen dieser Schule liebten die Einsamkeit, und das kontemplative Leben; sie legten sich auch auf magische Künste, und lehrten die Seelenwanderung. Ihr System ist zu einem Religionsgebäude worden, daher wird seiner sowohl, als des vorigen noch einmal gedacht werden. Aus diesen zwey Hauptschulen sind noch eine Menge andere entstanden, und die Sinesen besitzen auch fast noch mehr moralische Schriften als die Europäer, die aber alle in einer ziemlich dunkeln Schreibart abgefaßt sind.

Der Angabe der Jesuiten zufolge sind auch die Sinesen große Astronomen; allein neuere Reisende behaupten mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit, daß Leute, die keine Begriffe von einer ordentlichen Arithmetik haben, ohnmöglich gute Sternkundige seyn könnten, und daß ihre Neigung zu dieser Wissenschaft blos auf ihren ausserordentlichen Aberglauben gegründet sey. Soviel ist gewiß, daß ihre Kalender mit weit mehr astrologischen Träumereyen, als die unsrigen angefüllt sind, und daß sie bey jeder Sonnenfinsterniß eine schreckliche Furcht blicken lassen, weil sie sich einbilden, daß eine Kröte mit drey Tatzen die Sonne zu verschlingen suche. Mit der Arzneykunst steht es nicht besser, denn da die sinesischen Aerzte nur eine geringe Kenntniß von der Naturlehre und Zergliederungskunst haben, so sind sie auch bloße Empiriker, die dem schlechtesten

euro-

europäischen Ärzte an Kenntniß nachstehen müssen. In der Erdbeschreibung sind sie ausserordentlich unwissend. Die Erde ist ihnen zufolge viereckt, und Sina befindet sich in der Mitte. In der Geschichte verdienen sie mehreres Lob; jede Stadt hat ihren Geschichtschreiber, und überdem giebt es in Pe-king eine Gesellschaft Gelehrter, welche die allgemeine Reichsgeschichte zu schreiben haben, und die wegen ihrer großen Unpartheylichkeit sehr gerühmet werden. Naturgeschichte und Physik haben wenig Fortschritte gemacht, doch rühmt man die Kräuterbücher, welche Li-sche-tsin bekannt gemacht hat. Von dem Zustand der Dichtkunst in Sina weiß man wenig, doch giebt das Gedicht, welches der jetzige Kaiser von Sina über eine gewisse Stadt verfertigt hat, wenigstens keine großen Begriffe von derselben. Ihre Schauspiele taugen gar nichts, und werden auf den Gassen aufgeführet. Die Musik wollen sie erfunden haben, und vor den Zeiten des Kong-fu-tsee war sie die Grundlage der ganzen Erziehungskunst; allein gegenwärtig wenigstens ist ihre Musik nicht besser als in Ostindien, und ihre Instrumente sind eben so einfach und schlecht, als sie unter allen halbrohen Völkern gefunden werden. Die Mahler würden recht gut seyn, wenn sie nur zeichnen, und die Farben vertreiben könnten; auch haben sie gar keine Begriffe vom Perspektive, und wer das Fleisch der Figuren mahlt, kann keine Kleider mahlen, und wer diese mahlt, muß wieder einem andern den Grund machen lassen. Die Bildhauerkunst ist kaum den Namen nach bekannt, denn ihre Bilder sind alle ohne Verhältnisse, von Holz geschnitzt, oder aus Pappe gemacht. Ihre gerühmte Baukunst endlich ist gar nicht so beschaffen, daß sie nur einigen wahren Geschmack voraussetzte. Die Tempel und andere öffentlichen Gebäude, an

denen

denen sie die meiste Kunst verschwenden, sind zwar prächtig genug, aber mit einer Menge von unnützen Zierrathen überladen, und ihre Städte sind so einförmig gebauet, daß, wer eine sahe, sie alle mit einander gesehen hat.

Dies mag genug über die Wissenschaften und Künste der Sinesen seyn, ihr Karakter und ihre Sitten werden uns noch mehr beweisen, daß diese Nation gar nicht so weise ist, als uns viele Reisende haben bereden wollen.

Karakter, Sitten und Vergnügungen.

Die Sinesen, deren Herkunft völlig unbekannt ist, unterscheiden sich fast von allen andern Völkern der Erde, sowohl durch ihre Gestalt, als durch ihre Sitten und Gebräuche, welche eine sonderbare Mischung von Finsterniß und Aufklärung des Geistes ausmachen. Diese Nation hat gleichsam von der Natur ein eigenes Gepräge erhalten, denn mit Ausnahme der Gesichtszüge und der Veränderung, welche äussere Dinge auf den Körper hervorbringen, haben alle Sinesen eine mittlere Größe, kurze Nasen, kleine Augen, ein breites unförmliches Gesicht, große Ohren, schwarze Haare, welche, einen Zopf ausgenommen, der dicht am Hinterkopfe sitzet, abgeschoren werden, und dünne lange Bärte. Ihre Frauenzimmer bekommen Ausländer nur sparsam zu sehen, doch versichert man, daß ihre Bildung wenig von der männlichen verschieden seyn soll. Daß kleine Füße bey dem weiblichen Geschlecht in Sina für die erste aller Schönheiten gehalten werden, ist eine bekannte Sache: man legt in der Kindheit den Mädchen kupferne Schuhe an, damit die Füße nicht wachsen können, daher auch erwachsene Sineserinnen keine größern Füße, als bey uns kleine Mädchen haben; eine Zierde, (wenn es anders eine ist) die dadurch, daß

sie

sie kaum gehen können, sehr verbittert wird*). Kein Volk auf dem Erdboden kann mehr von sich und den Vorzügen seines Vaterlandes eingenommen seyn, als die Sinesen. Sie sehen alle andre Nationen für Wilde und Barbaren an, und nichts kann sie bewegen, etwas nachzuahmen, was bey einem andern Volke gebräuchlich ist. Ihre Artigkeit und anscheinende Gefälligkeit sind eine Folge der despotischen Regierung, unter welcher sie leben, denn alle Sklaven sind furchtsam und kriechend. Sie scheinen äusserst gefällig zu seyn, aber sie sind es nur, um den, der sich ihnen anvertraut, mit desto glücklicherm Erfolge betrügen zu können, und wer ihnen nichts zu verdienen giebt, hat sich auf nichts weniger als gute Begegnung Rechnung zu machen. Gegen ihre feinen Diebereyen müssen Fremde beständig auf ihrer Hut seyn, und Aufrichtigkeit, wenn sie um irgend etwas gefragt werden, darf man gar nicht von ihnen erwarten. Man versichert, daß selten Zank oder Schlägerey unter ihnen entstehe, dies ist aber eine Folge ihrer ausserordentlichen Feigheit, denn sie wissen jede Beleidigung nachzutragen, und sich, sollte es auch erst nach Jahren seyn, auf die empfindlichste Weise zu rächen. Alle Wollüste endlich gehen in Sina im Schwange, und die Menge Blinde, welche man in diesem Reiche gewahr wird, haben wahrscheinlicherweise ihr Elend, den wider die Keuschheit begangenen

*) Daß die Weiber nicht viel gehen sollen, ist gewiß auch die Absicht dieser Sitte. Die Sinesen sind äusserst eifersüchtig auf ihre Weiber und Töchter, sie machten also die Verunstaltung der Füße zur Schönheit, und als diese, wird eine Unbequemlichkeit gern erduldet, der sich ausserdem niemand würde unterwerfen wollen.

genen Sünden zu verdanken. Vielleicht lassen sich manche Fehler der Sinesen durch große Tugenden wieder aufwiegen, vielleicht sind sie unter einander selbst besser, als sie es gegen Fremde, die ihnen Barbaren scheinen, seyn zu müssen glauben; allein einsichtsvolle Reisende schildern sie nicht anders, als wir sie geschildert haben, und die Bemerkungen, welche nun noch über ihre Sitten zu machen sind, werden wenigstens jener Schilderung nicht sehr zuwiderlaufen.

In Ansehung der Kleider machen die Sinesen keinen großen Aufwand. Die Mannspersonen tragen mehrentheils eine Art seidenen Hemdes, über welches sie noch einen weiten Rock ziehen. Beyde sind ohne Futter, Falten und Aufschläge, vorn aber mit kleinen runden Knöpfen zugemacht. Die Aermel sind weit und so lang, daß sie die Hände bedecken. Die Hosen sind ebenfalls weit, die Strümpfe gleichen Stiefeln, sind von Seide, und hängen zuweilen mit den Schuhen zusammen, zuweilen aber auch nicht. Ihre Schuhe gleichen Pantoffeln ohne Absätze, aber mit Hinterquartiren, und einer weißen fingerdicken Sohle. Alles ist von Schweinsleder, und mit baumwollnem Garne genäht. Wer viel in der Sonne gehet, bedecket sich mit niedergeschlagenen Bambushüten; sonst sind Mützen gebräuchlich, deren einige einem umgekehrten Trichter, mit einem Knopfe an der Spitze gleichen, und mit rother ungesponnener, unten frey herabhangender Seide bedeckt sind. Andre haben auch schwarze seidne Mützen mit einem Gebräme von Sammt. Die Mandarinen unterscheiden sich nach ihrem Stande durch den Reichthum der auf der Mütze festgemachten Knöpfe, oder daran gehefteter Eichhornschwänze, oder durch ein viereckt[es]

Stück

Stück reichen gestickten Zeuges, welches sie auf der Brust oder dem Rücken tragen. An dem Gürtel tragen sie Tabackspfeife, Tabacks- und Geldbeutel, welche an langen Schnüren bis auf die Beine herabhangen. Des Winters tragen sie öfters vierzehn bis funfzehn Röcke übereinander, und statt des Muffs, tragen sie eine lebendige Wachtel in den Händen. Arme begnügen sich mit einem kurzen Rocke von Baumwolle, weiten Schifferhosen, und Regenkappen von Bambusblättern, wobey sie barfuß, und auch wohl bis auf den halben Leib nackend gehen. Arbeitsleute beschneiden sich die Nägel, Vornehme aber lassen sie, wo nicht an allen doch an dem kleinen Finger wachsen, um dadurch ihren Reichthum an den Tag zu legen. Die Kleidung des Frauenzimmers, das aber von Europäern wenig gesehen wird, soll sich nicht sehr von der männlichen unterscheiden. Der Kopfputz ist nach den Provinzen und Ständen äusserst verschieden. Die Schminke ist sehr gebräuchlich, und Taback wird von beyden Geschlechtern aus messingenen Pfeifen gerauchet. Im Essen und Trinken sind die Sinesen sehr mäßig, gemeine Leute behelfen sich mit Reis, Hülsenfrüchten und Gartengewächsen. Den Reis, der überhaupt statt des Brodes genossen wird, kochen sie im Wasser, welches sie nachher abseihen, und die gequollene Grütze ganz warm essen. Vornehme haben Tische und Stühle, aber alle brauchen weder Tischtücher, noch Messer, noch Gabeln, sondern alle Speisen werden in kleine Stücken zerschnitten, ehe sie aufgetragen werden, und mit hölzernen Stäben zum Munde geführt. Bey dem Essen trinken sie entweder Thee ohne Zucker, oder einen elenden Branntewein, welcher Samsu heißt. Schweinefleisch, Speck und Fische werden gewöhnlich gegessen; selten aber kömmt an-

deres Fleisch vor. Man sagt, die Sineſen trügen auch kein Bedenken, Pferde, Hunde und Rattenfleisch zu eſſen, Frösche und Hirschsehnen werden ebenfalls für eine Leckerey gehalten, überhaupt aber würden Europäer sich sehr schwer an die sineſische Küche gewöhnen können. So wenig koſtbar ihr Tisch iſt, so wenig halten sie auf Pracht in ihren Häuſern. Ihre Städte ſind alle auf einerley Art gebauet, so daß, wer eine geſehen hat, ſich leicht einen Begriff von allen übrigen machen kann. Gemeiniglich ſind ſie viereckt, haben hohe, dicke und mit vieleckigten neun Stock, hohen Thürmen beſetzte Mauern, breite Thore, und lange, meiſt auch gerade Gaſſen, mit länglichen Sandſteinen gepflaſtert. Die Häuſer ſind mehrentheils von Backſteinen, ſelten über zwey Stockwerk hoch, und die Dächer, welche abſchüſſig ſind, ebenfalls mit Ziegeln gedeckt. Die Zimmer ſind hoch, und die langen ſchmalen Fenſter, welche bey Tage offen ſtehen, haben Scheiben von Perlmutter oder Schneckenſchalen. Möblirung haben die Zimmer wenige, ſondern ein Paar Armſeſſel, Taburets und Tiſche, worauf alte Gefäße ſtehen, machen alles aus. Das Koſtbarſte iſt noch ein Götzenbild, welches über einer kleinen Kapelle ſteht, und vor welchem das tägliche Gebet verrichtet wird.

Nichts übertrift das Ceremoniel, welches die Sineſen in ihrem geſellſchaftlichen Umgange gegen einander beobachten, und nichts iſt gewiſſermaßen abgeſchmackter, als die Regeln, welche ihre Bücher (denn die Höflichkeit iſt hier in ein ordentliches Syſtem gebracht) darüber ertheilen. Eines dieſer Bücher ſoll mehr als dreytauſend Vorſchriften enthalten, und in Pe-king iſt ein eigenes Kollegium niedergeſetzt, welches auf die Beobachtung dieſes Ceremo-

remoniels, im ganzen Reiche Acht haben muß. Der gewöhnliche Gruß besteht darinnen, daß man die Hände kreuzweise zusammenleget, das Haupt ein wenig neiget, und Sin Sin dazu saget; grüßet man Vornehmere, so muß man die Hände zusammenschlagen, sie wieder in die Höhe heben, sodann tief herunter sinken lassen, und sich mit dem Kopfe sehr tief neigen. Vor einem Mandarin vom ersten Range aber muß man gar auf die Knie fallen, und mit dem Haupte die Erde berühren. Bey jedem Besuche, und wenn er noch so freundschaftlich wäre, sind eine Menge von Verbeugungen und Ausdrücken zu beobachten, deren Hintansetzung als die äusserste Grobheit geahndet werden würde. Eben so ist es mit dem Briefwechsel, bey dem gleichfalls so viele Vorschriften gegeben sind, daß das Briefschreiben eine sehr lästige Sache seyn muß.

Die Sinesen haben soviel Weiber, als sie ernähren können, eine derselben aber gilt doch nur allein für die rechtmäßige Frau, welche aber der Ehemann nicht eher, als bis bey Abschließung des Ehekontraktes zu sehen bekömmt. Wenn alles in Ordnung gebracht ist, wird die Braut in zahlreicher Begleitung, und mit vorangehender Musik in einem Tragsessel oder Palankin in das Haus ihres Verlobten gebracht, welcher sie auch, wenn sie ihm nicht gefällt, wieder zurückzuschicken das Recht hat. Religiöses hat die ganze Cerimonie weiter nichts, als daß die Verehlichten, ehe sie sich zu Tische setzen, etliche Bissen Fleisch, und Tropfen Wein dem Tien, oder Gott des Himmels opfern. Die Weiber werden so streng gehalten, daß nicht einmal der Vater des Mannes seine Schwiegertochter zu sehen, die Erlaubniß hat. Man hat behauptet, daß es den Sinesen erlaubt sey, Kinder, welche sie nicht er-

nähren könnten, vorzüglich wenn es Mädchen wären, auszusetzen, und man hat sich dieserhalb auf die Kinder berufen, welche bey Kanton mit einem Flaschenkürbis auf dem Rücken, auf dem Fluße herum schwimmen; allein da an den Seeküsten und Flüssen, wo das Land am stärksten bewohnt ist, eine Menge Familien, welche auf dem Wasser ihre Nahrung suchen, auch auf dem Wasser in elenden Fahrzeugen leben, so ist es möglich, daß diese Kinder solchen Leuten gehören, die ihnen den Kürbis anbinden, damit sie nicht untersinken sollen, wenn sie ins Wasser fallen, welches sie wohl nicht thun würden, wenn sie ihrer gern los seyn wollten.

Die Furcht für dem Tode quält die Sinesen beständig, und ihre Leichengebräuche sind eben nicht geschickt, diese Furcht zu vermindern. Sobald jemand gestorben ist, breitet man die Kleider über den Todten, und wartet drey Tage, ehe er in den Sarg gelegt wird, welches vielleicht in einer weisen Besorgniß für das Leben blos todtscheinender Menschen seinen Grund hat. Man steckt auch den Todten Geld, Reis u. dgl. in den Mund. Den Sarg füllen sie mit Dingen, welche dienlich sind, die Feuchtigkeit einzusaugen. Das Leichenbegängniß währet sieben Tage. Der Sarg wird in das beste Zimmer des Hauses gestellt, und vor ihm ein Tisch, worauf das Bildniß des Verstorbenen stehet, um welches Wachskerzen und Räuchwerk angezündet werden. Am Begräbnißtage versammeln sich die Verwandten und Freunde: der Leichenzug fängt sich mit Männern an, welche pappene Figuren von Sklaven, Pferden, Kamelen u. s. w. wie auch Fahnen und Räucherwerk tragen; hierauf folgen die Musikanten, dann der Sarg unter einem Thronhimmel, welchem die Söhne, Verwandte, Freunde,

Töch-

Töchter und Sklavinnen des Verstorbenen folgen. Die Gräber sind meist in einer Art Grotten angebracht. Die gewöhnliche Trauer um die Eltern währet drey Jahr, während welcher die Trauernden alle Vergnügungen fliehen müssen. Ueberhaupt tragen die Sinesen große Hochachtung für ihre Verstorbenen, wie unter andern auch zwey Gebräuche beweisen, die sie zu Ehren derselben beobachten. Der erste wird in dem Tse-tang oder Saale der Vorfahren begangen, wo die Bilder derselben feyerlichst geehrt, und ihr Andenken durch ein prächtiges Gastmahl gefeyert wird. Der andre Gebrauch besteht darinnen, daß man sich jährlich wenigstens einmal bey den Gräbern seiner Verwandten versammelt, das darauf wachsende Unkraut ausreutet, und einige Speisen darauf sitzend genießet.

Eigentlich haben die Sinesen das ganze Jahr nur zwey öffentliche Feste, welche zugleich auch der allgemeinen Freude geweihet sind. Das eine ist das Neujahrsfest, das andre das Laternenfest. Der Ursprung dieses Festes ist unbekannt, seinen Namen hat es aber daher, weil an demselben jeder Einwohner des ganzen Reiches wenigstens eine Laterne anzündet, von denen manche wohl dreyßig Fuß im Durchmesser hat, und auf welche allerhand Vorstellungen gemahlet sind, die sich, wenn die Lichter angezündet sind, ohngefähr wie die Figuren in den bekannten Ombres chinoises darstellen. Ausser diesen beyden Festen sind alle Tage im Jahre Arbeitstage; doch hat man noch andre öffentliche Lustbarkeiten, als Schauspiele, Feuerwerke, und eine Menge Gaukler, welche zum Theil sehr hervorstechend in ihrer Kunst sind. Die Sinesen scheinen auch das Schachspiel zu kennen, und spielen mit

hölzernen Karten: andere gesellschaftliche Vergnügungen aber sind bey ihrer an Cerimonien so reichen Lebensart nicht wohl zu erwarten.

Religionszustand.

In Sina sind drey herrschende Landesreligionen, ausserdem werden aber auch noch andre Sekten geduldet: die christliche Religion aber hat, wie wir nachher zeigen werden, hier keine Wurzel schlagen können. Die erste dieser Religionen ist die des Kong-fu-tsee, zu welcher sich die Großen des Landes, und alle sogenannte Philosophen bekennen. Ehedem beschuldigte man diese Sekte des Atheismus, und die europäischen Gelehrten stritten sich zuweilen sehr heftig, ob man unter dem Tien, welchen die sinesischen Weisen für die Grundursache aller Dinge hielten, Gott oder den Himmel verstehen müsse. Allein die katholischen Missionarien mußten freylich ein System des Atheismus beschuldigen, das weder Wunderwerke begünstigte, noch eine zahlreiche Klerisey besoldete, und durch die genauern Untersuchungen, welche mit der sinesischen Gelehrsamkeit vertraute Männer angestellt haben, sind wir nunmehr überzeugt worden, daß sich dieses System mehr dem Deismus, als dem Atheismus nähert. Die Fundamentalbücher dieses Systems sind die King, von denen es bekanntlich fünfe, den Y-king, Schu-king, Schi-king, Li-ki und Thun-tsieu giebt. Schöpft man die Lehrsätze dieses Systems aus den angeführten Büchern, so ergiebt sich, daß sie ein höchstes, vollkommnes, bestrafendes und belohnendes Urwesen lehren, welchem in den Tempeln geopfert wird. Diesem höchsten Wesen werden Schutzgeister beygesellt, welche Kuei-schin heißen, und ebenfalls verehrt werden. Die Sinesen sehen auch die Vorfahren für Fürbitter bey dem höchsten Wesen an, daher man sieht, daß sie auch

von

von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt sind. In Ansehung der Moral behaupten die Lehrer dieses Systems, daß sie auf Uebung folgender zwey Tugenden: der Ehrfurcht gegen Gott und die Vorfahren, und der Gerechtigkeit und Billigkeit gegen jedermann bestehe. Die Anhänger dieser Religion haben keine Priester, sondern allein der Kaiser hat das Recht, der Gottheit die Bitten und Danksagungen der Nation vorzutragen. Den ganzen innern Geist der Religion des Kong-fu-tsee', oder vielmehr der King, denn Kong-fu-tsee ist nicht Stifter derselben, zu erforschen, ist beynahe nicht möglich, da die sinesischen Bücher äusserst dunkel geschrieben sind, und durch die Kommentare nur noch mehr verdunkelt werden. Ganz reiner Deismus ist diese Religion schon darum nicht, weil sie eine Menge Schutzgeister lehret, deren sonderbare Gestalten auch in einem gewissen, der Angabe nach sehr alten Buche abgebildet sind, und sie ist es darum noch weniger, weil ihre Bekenner an Ahndungen, gute und böse Tage, Divinationen u. dgl. glauben, und selbst Kong-fu-tsee behauptet, der wahre Weise müsse die künftigen Ereignisse vorher wissen, und er könne sie durch die Pflanze Chi erfahren, welche tausend Jahr alt, aber nur durch eine besondre Gnade der Gottheit gefunden werde.

Man weiß nicht, ob die zweyte Religion, welche Tao-tse genennt wird, älter als die vorige ist, oder ob jene diesen Vorzug verdienet. Ihre Lehren sind wundervoller, als die der ersten, und Lao-tse oder Lao-kiun, welcher ohngefähr zu Kong-fu-tse Zeiten lebte, steht bey den Bekennern derselben in noch weit größerm Ansehen, als Kong-fu-tsee bey den Gelehrten. Seinen Anhängern

zufolge gebahr ihn seine Mutter ohne männliches Zuthun; sie gieng achtzig Jahr mit ihm schwanger, und wie er zur Welt kam, war er so grau als ein Greis. Er soll mehrere Jahrhunderte alt worden seyn, und viele Bücher geschrieben haben, von denen das vorzüglichste Tao-te-king (das Buch von der Macht des Tao d. i. Gottes) genennt wird. Dies Buch enthält den Hauptbegriff vom ganzen System dieser Sekte: aber es ist so dunkel geschrieben, daß es beynahe ganz unverständlich ist. Tao ist die einzige Gottheit, deren in diesem Buche gedacht wird. Wer sich mit diesem Tao vereinigen will, muß ohne Leidenschaften seyn, alle Güter und Würden wegwerfen, der Güte der Menschen und des Gehorsams seiner Kinder nicht achten, sich blos mit dem Nichts beschäftigen, und leben, als wenn er nicht lebte. Ausser diesem Tao giebt es noch andre geringere Geister, wozu auch viele alte vergötterte Könige gerechnet werden, die auch nach dem gegenwärtig verdorbenen System dieser Religionsparthey dem höchsten Wesen nicht unterworfen seyn sollen. Die Bekenner dieser Sekte legen sich auf magische Künste, und Bereitung geheimnißvoller Amulete, und wunderthätiger Arzneymittel, doch hat sie übrigens unter dem mehr aufgeklärten Theile der Nation gar keinen Fortgang gewonnen.

Die dritte und zahlreichste Religionsparthey ist die des Fohe, deren Lehren in sehr vielen Stücken mit der Religion der Hindus überein kommen, und ohnstreitig auch eine Abart von dieser ist, da sie aus Indien nach Sina gebracht worden ist. Die Religion des Fohe lehrt die Seelenwanderung, und macht die Liebe gegen die Thiere zu einer der vorzüglichsten moralischen Pflichten. Sie predigt das Daseyn eines höchsten belohnenden und bestra-

fenden

senden Gottes, von dem aber ihre Bekenner äusserst verworrene Vorstellungen haben, und ausser welchem sie noch mehrere Genien und vergötterte Menschen verehren. Die vorzüglichsten ihrer Götzen sind: Niniso, der Gott der Wollust, welcher in den Pagoden als ein unförmlich dicker, mit kreuzweis geschlagenen Beinen sitzender Mann vorgestellt wird. Der Gott der Unsterblichkeit hat viel Aehnlichkeit mit diesem Niniso, er hat aber ein Kleid an, statt daß dieser am Leibe nackend ist, und neben ihm steht gemeiniglich auf der einen Seite ein Hirsch, und auf der andern ein Storch. Zwischen beyden steht gewöhnlich in den Pagoden der Kin-Kang, welcher durch eine Krone auf dem Kopfe, den Mangel eines Arms und einen vom Kopfe auf beyden Seiten herabgehenden Schleyer, sich von den andern Götzen unterscheidet. Alle Anhänger des Fohe haben auch ihre besondern Hausgötzen, die aber, wenn sie ihrer Pflicht nicht gehörig nachkommen, sich auch Schmähungen und Stockschläge müssen gefallen lassen. Die Priester dieser Religion, bey uns Bonzen, in Sina selbst Woa-sjong genannt, sind so zahlreich, daß ihrer über eine Million gezählt werden. Sie leben alle vom Allmosen, das sie dem abergläubischen Pöbel durch allerhand Kunstgriffe, und den größten Anstrich der Heiligkeit abzulocken wissen. Es giebt viele unter ihnen, welche nach Art der hindostanischen Büßer, ein äusserst strenges Leben führen. Sie tragen alle abgeschorene Köpfe, und graue, bis auf die Füße herabreichende, mit weiten Aermeln versehene Röcke, um den Hals aber eine Perlenschnur, die ihnen auch wohl statt des Rosenkranzes dienet. Sie heurathen niemals, und essen auch weder Fleisch noch Eyer. Die Pagoden oder Götzentempel, welche gemeiniglich ausserhalb der Städte an einsamen Orten,

ten, auf steilen unfruchtbaren Bergen stehen, sind mit Gärten, Lustwäldern, und in den Felsen gehauenen Grotten gezieret. Neben jeder stehet ein Thurm, und statt der Mauern sind sie mit den Häusern umgeben, in welchen die Priester ihre Wohnungen haben. Die Götzenbilder stehen auf beyden Seiten, und vor ihnen liegen Blumen, Räuchwerk und Früchte.

Dies sind die herrschenden Religionen in Sina, von denen jede gleiche Gerechtsame hat, und eines gleichen Schutzes genießet. Ausserdem giebt es in Sina noch Tatarn, die sich zu der Religion des Lama bekennen, von welcher wir bey Thibet handeln werden, Juden zu Kai fong-fu in der Provinz Ho-nan, die ihrer Sage nach schon vor der christlichen Zeitrechnung nach Sina gekommen sind, und Mohämedaner, welche, da sie sich nie einfallen lassen, Proselyten zu machen, seit dem zwölften Jahrhundert schon sehr friedlich in verschiedenen Provinzen, besonders in Kjang-nan leben. Das Christenthum soll schon im siebenten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, in Sina bekannt worden seyn, wiewohl die Jesuiten, wie sie im sechszehnten Jahrhundert hieher kamen, auch nicht die mindeste Spur mehr davon fanden. Die Jesuiten waren schlau genug, um einzusehen, daß, wenn sie hier ihre Herrschaft ausbreiten wollten, sie auch den Meinungen und Gebräuchen eines Volkes nachgeben müßten, welches die größte Vorliebe für seine Vorfahren hegte. Sie duldeten daher bey ihren Neubekehrten eine Menge Gebräuche, die sie für gleichgültig, ihre nachherigen Gegner aber für abgöttisch ausgaben, ja sie giengen sogar nach einigen soweit, daß sie selbst den Anbetern der Götzen vieles nachließen, was dem Geiste des Chri-

sten.

stenthums, das sie predigten, durchaus zuwider war. Sie machten daher auch viele Proselyten, und das Christenthum schien in Sina beträchtliche Fortschritte zu machen, als die Dominikaner und Franziskaner, welche auch Theil an diesem Bekehrungsgeschäfte nehmen wollten, eben über die Nachgiebigkeit der Jesuiten mit diesen in einen heftigen Streit verwickelt wurden. Diese eben nicht sehr christlich geführten Zänkereyen schadeten natürlicherweise dem Christenthume selbst, und nun, da die Gelehrten in Sina, welche dem Christenthum nie günstig gewesen waren, davon Gelegenheit nahmen, den Nachtheil der Spaltungen vorzustellen, welche hiedurch im Reiche entstehen würden, wurden alle Missionare nach Kanton verwiesen, und die christlichen Kirchen, deren doch schon über dreyhundert waren, niedergerissen. Seitdem sind keine Christen mehr in Sina, Peking, Kanton und Makao ausgenommen, von denen wir bey Beschreibung dieser Orte sprechen werden.

Regierungsform, Justiz, Polizey u. s. w.

Sina wird von einem Monarchen beherrscht, den einige als einen, nach den weisesten Gesetzen regierenden Vater seiner Unterthanen, andre aber als einen willkührlichen Despoten schildern. Seit dem vorigen Jahrhundert herrschen die Mandschu-Tatarn über Sina, deren Khane aber nichts in der Regierungsform verändert, sondern den ganzen Prunk, und alle Sitten der alten Kaiser von Sina angenommen haben. Das Volk scheint seine Gebieter mit großer Gleichgültigkeit vertauscht zu haben, und hegt für seinen tatarischen Kaiser noch eben die Ehrfurcht, als ob sie von dem Stamme des großen Fohi wären. Sie nennen ihn den Sohn des Himmels, den heiligen Kaiser, den erhabenen und einzigen Beherrscher der Erde;

Erde; niemand, selbst seine nächsten Verwandten nicht ausgenommen, darf anders als kniend mit ihm sprechen, und alles was nur einigermaßen zu seinem Gebrauche dienet, nimmt Theil an der Verehrung, welche er genießet. Schon bey der Ansicht seines Thrones muß man sich zu Boden werfen, und niemand, wer er auch sey, darf zu Pferd oder Wagen sich dem Pallaste nähern. Wenn der Kaiser sich öffentlich sehen läßt, welches aber äusserst selten geschiehet, so gehen wohl tausend Henker mit allerley Mordinstrumenten vor ihm her; alle Kaufläden und Häuser werden geschlossen, und wer sich zufälligerweise auf der Straße befindet, muß mit dem Gesicht zur Erde fallen, und dem Kaiser den Rücken zukehren, wenn er dem Tode entgehen will. Er hat eine völlig unumschränkte Gewalt, und es gilt kein Ausspruch eines Gerichtes, den er nicht vorher gebilligt hat. Seine Macht erstreckt sich gewissermaßen auch auf die Todten, indem er ihnen, gleich als ob sie noch lebten, Gnade und Ungnade wiederfahren läßt, auch als oberster Priester sie unter die Zahl der Heiligen versetzen kann. Ihm steht es frey, die Namen der Städte und Provinzen, ja sogar die Gestalt der Buchstaben zu verändern. Auch die Thronfolge hängt durchaus von seiner Willkühr ab, und es fehlt nicht an Beyspielen in der Geschichte Sinas, daß er alle seine Söhne übergangen, und einen ganz Fremden zum Nachfolger bestimmt hat. Der Hofstaat dieses Monarchen ist einer der prächtigsten in ganz Asien, und er selbst erscheinet nie, als mit dem größten Glanze umgeben. Gewöhnlich trägt er bey feyerlichen Gelegenheiten einen langen Rock von gelbem Sammt, auf welchen eine Menge Drachen und andre Figuren gestickt sind. Zuweilen hat er auch eine länglich runde, prächtige Krone auf dem

Haup-

Haupte, von welcher zwölf Schnuren Perlen herabhängen.

Die Staatsbedienten werden in Sina mit dem allgemeinen Namen Quoan, d. i. Vorgesetzte beleget, in Europa aber Mandarinen genennet. Sie sind entweder Gelehrte oder Kriegsmandarinen. Die ersten werden in neun Klassen getheilet, und auf dreyzehn bis vierzehntausend geschätzet. Alle bürgerliche Bedienungen von einiger Bedeutung werden mit diesen Mandarinen besetzet, und sie genießen, freylich nur in einem geringern Grade, dieselbe sklavische Verehrung, mit welcher der Kaiser verehrt wird. Diese Bedienungen werden verkaufet, und wer also das meiste Geld hat, erhält die wichtigste Stelle, und die größte Verehrung des Volkes. Wie eigennützig und ungerecht aber solche obrigkeitliche Personen in einem Reiche, wo kein gemeiner Unterthan sich dem despotischen Halbgott nahen darf, verfahren mögen, ist leicht zu erachten, denn was uns die Berichte der Missionäre von der Billigkeit und väterlichen Fürsorge dieser Mandarinen, und von der strengen Aufsicht erzählen, welche die Regierung auf sie hat, ist entweder durchaus übertrieben, oder blos auf schriftliche sinesische Nachrichten, Gesetze oder dergl. gegründet, in der Ausübung aber von ganz andrer Beschaffenheit.

Das höchste Reichsgericht in Sina heißt Nwi-yen, oder der innere Hof, und seine Bestimmung soll diese seyn, daß es alle Bittschriften der höchsten Gerichte untersuchet, und dem Kaiser Bericht davon abstattet. Auch wird der vornehmste Theil der Reichsangelegenheiten hier untersuchet, wenn der Kaiser nicht etwan besonders einen großen Rath zusammen berufet. Andre höchste Gerichte

sind

sind in Pe-king, sechs bürgerliche und fünf Kriegsgerichte, ausser diesen aber noch eine Menge Justiz- und Polizeyämter, deren Vielheit gewiß dazu nichts beytragen kann, daß die Unterthanen menschlicher behandelt würden.

In jeder Provinz sind fünf hohe Beamte, nämlich der Fu-y-wen oder Unterkönig, der Generalschatzmeister, der Blutrichter, der Aufseher über das Salzwesen, und der Zollaufseher. Jede Provinz hat ein höchstes Gericht, und in jeder Stadt sind wieder besondre Obrigkeiten. Das rechtliche Verfahren ist wenigstens mit vieler Geschwindigkeit, nicht allemal aber mit großer Gerechtigkeit verbunden. Ein Fremder wird immer Unrecht haben, und noch mehr, er wird nach sinesischen Gesetzen gerichtet werden, wenn er gleich nicht im geringsten damit bekannt ist; haben aber zwey Sinesen unter sich einen Rechtshandel, so erhält der gewiß Recht, der das meiste Geld hat. Die drey üblichsten Arten der Todesstrafe sind, das Erdrosseln, das Enthaupten, und das Niederhauen; grobe Verbrecher werden wohl auch von Pferden zerrissen. Geringere Verbrecher bekommen Prügel auf die Fußsohlen, welches mit einem Stück Bambus geschiehet, oder sie müssen ein funfzig bis hundert Pfund schweres, hölzernes Joch wohl Monate lang am Halse tragen; oder sie werden gebrandmarkt, oder in die Tatarey und auf die kaiserlichen Schiffe verwiesen.

Der Kaiser von Sina ist, soviel man weiß, der reichste Monarch auf dem Erdboden, und seine Einkünfte sollen sich jährlich auf ohngefähr vierhundert Millionen Thaler, (nicht aber, wie zwey neuere Schriftsteller einander unbesonnen genug nachgeschrieben haben, auf viermalhunderttausend Millionen

lionen Gulden) belaufen. Die Landessteuern werden theils in Gelde, theils in Waaren abgetragen, und von allen Ländereyen, wie auch von verschiednen Erzeugnissen eingefodert. Ein großer Theil der Produkte und Waaren, welche als Abgaben entrichtet werden, wird wieder zu Besoldungen der Mandarinen, der Soldaten, und zu milden Stiftungen verwendet; das übrige wird auf zehntausend Fahrzeugen nach Pe-king geschafft, wo fünftausend Mandarinen, und sechs und sechszigtausend Soldaten davon unterhalten werden müssen.

Die Kriegsmacht der Sinesen soll sich auf siebenhunderttausend zu Fuße, und zweyhunderttausend zu Pferde belaufen, welche aber alle äusserst schlechte Soldaten sind, so, daß eine kleine europäische Armee dieses ganze ungeheure Heer zu Grunde richten würde. Ihre Seemacht hat eben so wenig zu bedeuten, und würde, ohngeachtet sie im Lande auf neuntausend neunhundert und neun und neunzig Segel angegeben wird, gegen zwanzig europäische Schiffe auch nicht das geringste auszurichten vermögen.

Das Kaiserthum Sina wird gegenwärtig in fünfzehn große Provinzen getheilet, die wir hier namentlich anführen wollen, ehe wir von den merkwürdigsten Städten eine kleine Beschreibung machen. Sie heißen: 1) Pe-tsche-li, 2) Schantong, 3) Schan-si, 4) Schen-si, 5) Ho-nan, 6) Kiang-nan, 7) Hu-quang, 8) Se-tschuen, 9) Tsche-kiang, 10) Kiang-si, 11) Fo-kien, 12) Quan-tong, 13) Quang-si, 14) Koeh-tschu und 15) Yun-nan, in welchen zusammen vierzehnhundert fünf und neunzig Städte liegen.

Merkwürdige Städte.

Die Hauptstadt des ganzen Landes ist Pe-king, welche, ohne die weitläuftigen Vorstädte, fünf bis

Pe-king.

sechs teutsche Meilen im Umfange hat. Sie liegt im nördlichsten Theile von Sina, ohngefähr acht und zwanzig teutsche Meilen von der bekannten sinesischen Mauer, und in einer sehr fruchtbaren Ebene. Eigentlich besteht Pe-king aus zwey Städten, wovon die vornehmste King-tsching heißt, den kaiserlichen Pallast enthält, und größtentheils von Mandschutatarn bewohnt wird. Die andre heißt Lao-tsching, und wird von eigentlichen Sinesen bewohnet. Die Mauern (welche vierfach sind) sollen hundert und funfzig Fuß hoch und so breit seyn, daß mehrere Personen neben einander reiten können. In kleinen Zwischenräumen sind große viereckte Thürme angebracht, welche nebst den Mauern, und einem breiten und tiefen, aber trockenen Graben, die einzige Befestigung der Stadt ausmachen. Die Gassen sind fast alle nach der Schnur gezogen, und die größte soll eine Stunde lang, und hundert und zwanzig Fuß breit seyn. Auf jeder Gasse ist, um die aus der Menge des Volkes entstehenden Unordnungen zu verhüten, eine Hauptwache, wo die Soldaten mit Seitengewehr, und mit Peitschen in der Hand stehen; in der Nacht aber werden alle Straßen an jeder Ecke durch ein hölzernes Gitter verschlossen. Die Häuser sind, wie überall in den sinesischen Städten, und selbst die größten Palläste unterscheiden sich mehr durch Weitläuftigkeit, als durch Bauart und innre Einrichtung von den übrigen Wohnungen. Die Götzentempel, deren drey und dreyßig gezählt werden, haben ein prächtigeres Ansehen, vorzüglich fallen ihre Dächer sehr gut in die Augen, welche mit grünen und gelben lackirten Ziegeln gedeckt, und auf den Ecken mit vergoldeten Drachen geziert sind. Ausser diesen Tempeln sind auch noch acht, dem Tien geweihete Altäre, vier mohämedanische Metscheds, vier katholi-

katholische, und bey dem russischen Gesandtschaftshause, welches eine russische Soldatenwache hat, eine griechische Kirche in Pe-king.

Der kaiserliche Pallast ist das vorzüglichste Gebäude in Pe-king. Er macht ein längliches Viereck, welches nicht allein die eigentliche Wohnung, und die Gärten des Kaisers, sondern auch eine Menge Wohnungen für Leute, welche bey Hofe dienen, oder arbeiten, enthält. Die Weiber mit ihren Verschnittenen wohnen für sich im Innersten des Pallastes, welcher Theil auch durch eine besondre Mauer von dem übrigen Pallaste geschieden ist. Die Zimmer des Kaisers sind im letzten oder neunten Hofe des Pallastes. Am Eingang derselben stehen große Säulen von einem prächtigen Holze; rund herum aber geht eine mit Marmor gepflasterte Terrasse. Der Audienzsaal ist ohngefähr hundert und dreyßig Fuß lang, und beynahe eben so breit. Er ist mit mehr Anstand und wahrer Größe geschmückt, als man in Sina erwarten sollte. Was man weiter von diesem Pallaste weiß, beruht auf den Erzählungen einiger Missionäre, und diesen zufolge findet man einen See darinnen, der mehr als eine Viertelstunde in die Länge hat, und welcher mit verschiedenen angenehmen Lusthäusern umgeben ist. Ferner einen geräumigen Park, in welchem wilde Schweine, Tieger, Bären und andre wilde Thiere gehalten werden.

Die Volksmenge von Pe-king wird auf mehrere Millionen geschätzet, und wirklich versichern alle Reisende, welche in dieser Stadt gewesen sind, daß man zu jeder Stunde des Tages viele Mühe hat, durch die mit Menschen so sehr angefüllten Gassen zu kommen. Verschiedene Dinge tragen dazu bey, diesen großen Zusammenfluß des Volkes

auf den Gassen begreiflich zu machen. Ausser der Menge Bauern, die mit Pferden, Kamelen und andern Lastthieren aus den benachbarten Dörfern hieher kommen, laufen die meisten Handwerksleute, statt in ihren Werkstätten zu sitzen, auf den Gassen herum, und haben alle ihr Handwerksgeräthe bey sich. Ferner, wenn Mandarinen ausgehen, werden sie allemal von einem großen Gefolge begleitet, welches allein oft hinreichend ist, eine ganze Straße zu verstopfen.

In Pe-king sind übrigens, ausser den schon angeführten Dingen, ein Findelhaus, welches eine rechte gute Einrichtung haben soll, eine Sternwarte mit ziemlich schlechten Instrumenten, eine astronomische und eine mediciniſche Gesellschaft, und eine Akademie der Wissenschaften merkwürdig.

große Mauer.

Die große Mauer, welche, wie wir schon erwähnt haben, ohngefähr acht und zwanzig Meilen von Pe-king entfernt ist, war ehedem dazu bestimmt, Sina gegen die Einfälle der tatarischen Horden zu vertheidigen, und wurde, wie man sagt, vor ohngefähr zweytausend Jahren erbauet. Sie fieng in der Provinz Schen-si, in der Nachbarschaft des Flusses Ho-ang-ho an, und gieng erst gegen Norden, dann gegen Mittag ununterbrochen in einer Strecke von fünfhundert Stunden fort. Doch muß man nicht vergessen, daß diese große Strecke an vielen Orten, durch einzelne oder mehrere Berge unterbrochen ward, die dann statt der Mauer dienten, so daß die wirkliche Mauer eigentlich nur etwan hundert Stunden in einem Striche fortgehen würde, wenn sie an einander hienge. Sie ist theils von Ziegeln erbauet, theils blos von Erde aufgeführt, hie und da dreyßig, meist aber nur funfzehn bis zwanzig Fuß hoch, und in ihrer größ-

ten

ten Breite so breit, daß acht Menschen neben einander darauf stehen können. Ueberall sind Thürme aufgeführet, und man versichert, daß zu Besetzung der ganzen Mauer ehedem wohl eine Million Soldaten gebraucht worden sey. Die ältern Reisenden zählen diese Mauer beynahe unter die Wunderwerke der Welt, die russischen Karwanenberichte aber haben die geringe Beträchtlichkeit derselben ausser Zweifel gesetzet, und seitdem Sina von den Mandschutatarn erobert worden ist, seitdem hat diese Mauer auch allen Nutzen verloren, daher sie von Tage zu Tage in grössern Verfall geräth.

Die zweyte Hauptstadt des Reiches ist Nan-king, am Flusse Kiang gelegen. Ehedem war hier auch die Residenz der sinesischen Kaiser, und damals muß sie auch von weit grösserm Umfange gewesen seyn, wie die Ruinen ihrer ehemaligen Mauern beweisen. Seitdem ist sie sehr von ihrer ehemaligen Größe herabgesunken, ohngeachtet es noch immer die größte im Reiche ist, wie denn die Sinesen behaupten, daß sie ein Reuter mit Mühe in zwey Tagen umreiten könne. Die Gassen dieser Stadt sind etwan acht und zwanzig Schuh breit, in der Mitte mit großen viereckten, blauen Steinen, und an den Seiten mit Kieselsteinen gepflastert; dabey sind sie gerade, und haben alle hundert Schritte ein Thor, welches die Nacht über geschlossen wird. Die Häuser sind meist ohne äusseres Ansehen, und sind sowohl weiß angestrichen, als mit weißen Ziegeln gedecket. Die Volksmenge wird auf eine, von andern aber wohl gar auf vier Millionen geschätzet, und die Besatzung soll aus vierzigtausend Tatarn bestehen. Ehedem war in Nan-king ein prächtiger kaiserlicher Pallast, welcher über eine teutsche Meile im Umfange gehabt haben soll, bey der tata- Nan-king.

rischen Eroberung aber völlig verwüstet worden ist. Hier halten sich die meisten Gelehrten in Sina auf. Die Bibliotheken sind zahlreicher und ausgesuchter, die Druckereyen besser, die Künstler geschickter, das Volk gesitteter und artiger, die Sprache reiner, und der Accent besser, als in irgend einer Stadt des Reiches, selbst Pe-king nicht ausgenommen.

Porzellanthurm. Nicht weit von Nan-king steht der sogenannte, auch bey uns bekannte Porzellanthurm, welcher eigentlich der Thurm einer Pagode ist. Dem Urtheile verschiedner Reisenden zufolge ist dies das beste und prächtigste Gebäude im Orient. Er ist neun gewölbte Uebersätze hoch, auf welche eine inwendige Treppe von hundert und vier und achtzig Stufen führet. Jeder Absatz ist von aussen rings umher mit einer Gallerie umgeben, und der ganze Thurm, von oben bis unten, mit allerley farbigen Porzellanvließen ausgeleget. Ueber jedem Umgang ist ein grünes Dach, mit vielen spitzigen Ecken, woran kleine kupferne Glöckchen hangen. Die oberste Thurmspitze ist mit einem großen Fichtenapfel gezieret.

Su-tscheu. Su-tscheu ist die zweyte Stadt der Provinz, in welcher Nan-king die Hauptstadt ist. Sie hat Aehnlichkeit mit Venedig, ist aber weit größer und volkreicher. Die Schönheit seiner Lage, die Fruchtbarkeit der umliegenden Landschaft, die freyere Lebensart, welche durch einen ausgebreiteten Handel begünstigt wird, machen diese Stadt zu einer der

Nan-gan. angenehmsten Städte in Sina. Nan-gan in der Provinz Kiang-si, ist eine schöne wohlgebauete Stadt, welche einen wichtigen Handel treibet. Sie ist mit hohen, starken Mauern umgeben, welche überall von Backsteinen aufgeführt sind. Ihre Gassen sind rein und sauber, und meist mit breiten,

viereck-

viereckten Steinen gepflastert. Yan-scheu, eine in ganz Sina wegen ihrer Einwohner und ihres Reichthums berühmte Stadt, die mit mancherley Waaren, besonders aber mit Salz einen wichtigen Handel treibet. Yan-scheu.

Merkwürdiger, als die bisher genannten Städte, ist für die Europäer Kanton, welches von den Sinesen eigentlich Quang-tscheu genannt wird. Diese große, reiche und wohlbevölkerte Stadt, welche der einzige Ort ist, wo die mistrauischen Sinesen den Europäern hinzukommen erlauben, liegt an einem großen Strome, aus welchem sich verschiedne Kanäle durch die Stadt sowohl, als die Vorstädte vertheilen. Ihr Umfang kann wohl anderthalb teutsche Meilen betragen, und die Häuser stehen überdem sehr dicht bey einander, daher der Ort sehr stark bevölkert seyn kann, wiewohl ein neuer Reisender versichert, daß er gewiß nicht hunderttausend Einwohner habe. Die Gassen sind lang, nicht breit, aber gerade und gut gepflastert, und überall stehen Triumphbogen, welche die Sinesen zum Andenken merkwürdiger Personen errichten, und deren es in allen sinesischen Städten giebt. Da wir dieses Gebrauchs hier zum erstenmale gedenken, so verdient er wohl eine nähere Beschreibung. Keine Stadt oder Flecken ist in Sina, wo man nicht einen oder mehrere dergleichen Triumphbogen findet, und wenn eine Familie nur einiges Vermögen hat, und irgend einen einigermaßen angesehenen Mann unter ihren Gliedern hat, so wird sie darauf bedacht seyn, ihm diese Ehre zu erweisen. Gewöhnlich haben diese Gebäude drey Thüren, welche durch Pfeiler gebildet werden. Uebrigens sind sie mit erhabenen Figuren von Menschen, Thieren, Vögeln und dgl. geschmücket, und die älteren vorzüglich sind nicht so Kanton.

schlecht gearbeitet, als man bey den wenigen Kunsttalenten der sinesischen Bildhauer vermuthen sollte. Dergleichen Triumphbogen nun sieht man auch auf den Gassen von Kanton, und da die Hitze im Sommer hier sehr groß ist, so werden die Gassen mit Tüchern überspannet, damit die des Handels und ihrer andern Gewerbe wegen zum Ausgehen gezwungenen Leute, weniger von der Gewalt der Sonnenhitze auszustehen haben. Kanton ist weit besser, als die meisten Städte in Sina, gebauet, und wird eigentlich in zwey Städte getheilet, von welchen die alte einige Befestigung hat. Europäer dürfen nicht anders, als in zugemachten Tragsesseln in die eigentliche Stadt kommen; in der Vorstadt aber haben sie ihre Faktoreyen. So nennt man nämlich die Häuser, welche nach dem Strome zu, oder auch in dem Strome selbst auf Pfähle gebaut sind, und von den Sinesen an die europäischen Schiffe, die Zeit über, daß sie hier ihren Handel treiben, vermiethet werden. Diese Häuser sind zwey Stockwerk hoch, und sind so elend gebauet, daß 1750 in einer Zeit von drey Stunden, durch eine entstandene Feuersbrunst, hundert und funfzig derselben in die Asche gelegt wurden, und noch weit mehr verbrannt seyn würden, wenn nicht ein englischer Kommandeur mit seinen Leuten zur Rettung herbey geeilet wäre. Bey dem Eingang der Faktoreygasse ist zu beyden Seiten des Thorwegs eine kleine Bude, worauf gemeiniglich etliche Papiere mit Figuren, die wie Wapen aussehen, und zwo runde Laternen von Bambu mit Häuten überzogen, befindlich sind. Nach innen ist der Thorweg überbauet; gleich hinter demselben steht eine hohe Tafel, beynahe so breit als der Eingang, die dazu dient, daß man von der Gasse nicht auf den Hof sehen kann. In allen Winkeln stehen Eymer, in welche

die

die Aus- und Eingehenden ihr Wasser lassen können, welches hernach auf die Aecker geführt wird. Die vordersten Zimmer an beyden Seiten sehen aus wie Küchen, und vor denselben sind Gitter. Weiterhin, queer über dem Hofe, sieht man in dem zweyten Stockwerk einen offenen Saal, mit einer Art Chor, auf welchem ein Altar, der mit Blumen und Rauchwerk bedecket, und mit einem vergoldeten Bilde geziert ist. Hinter demselben ist der Hof wieder frey, auf beyden Seiten aber sind oben und unten Zimmer. In den Schuppen hängen hie und da Laternen von gemaltem Flor, in welchen des Nachts Oellampen brennen. Vor den Schuppen und an den Seiten derselben sind kleine Gärten angeleget, welche eine Ziegelmauer umgiebt. An diesen Gärten ist wieder ein überbauter Hof, und sodann ein freyer mit Stuben und Gärten an den Seiten; zuletzt ist queer über dem Hof im zweyten Stockwerk ein Saal, und ein andrer geht nach dem Flusse zu, unter welchem gewöhnlich die Küche, die Wachstube der Matrosen, und die Wohnstube des Faktoreykapitäns sind. In diesen Faktoreyen wird alles verwahret, was sowohl von den Schiffen nach der Stadt gebracht, als auch alles, was eingekauft wird. Auf dem Flusse bey Kanton liegen eine Menge Fahrzeuge, von denen viele von Familien bewohnt werden, welche alles bey sich haben, und selten oder gar nicht an Land kommen. Nicht weit von Kanton ist eine Pagode, welche der Sage nach ehedem den Jesuiten zugehört hat, und in einem etwas verbesserten sinesischen Geschmacke erbaut ist. In dem Vorsaale stehen vier Riesenbilder von weisser, brauner, rother und schwarzer Farbe, in einer Stellung, als ob sie mit dem Säbel nach etwas hauen wollten. Diese Statüen sind vermuthlich

von den Jesuiten errichtet, und eine allegorische Vorstellung der vier Erdtheile, um dadurch die Allgemeinheit der römischen Kirche darzustellen. Nach hinten zu ist ein Hofraum, dessen Seiten mit niedrigen Gebäuden eingefaßt sind, vorn aber hat er ein großes, hohes und frey stehendes Haus, das wir bey andern Pagoden mehr breit als lang ist, und um das ganze Gebäude geht eine Treppe, welche zu der Thüre führt, in welche Europäer aber nicht gelassen werden. Wenn man etwas weiter geht kömmt man wieder an einen Hof, welchen ein Kanal theilet, und der an der andern Seite ebenfalls eine zwey Stock hohe Pagode hat, in welcher eine Menge Götzenbilder stehen. Die Portugiesen besitzen als das einzige Ueberbleibsel ihrer ehe-
Makao. maligen, weit wichtigern Verbindungen mit Sina, die Stadt Makao, welche auf einer Art Halbinsel liegt, die sich vom festen Lande ab, ein oder zwey Meilen weit in die See hinein streckt. Der Ort ist von den Portugiesen, die auch seine Erbauer sind, ziemlich befestigt worden, hat aber jetzt wenig mehr zu bedeuten. Ehemals trieb er einen wichtigen Handel, da in einem Jahre von Kanton nur über dreyzehnhundert Kisten mit Seidenwaaren, zweytausend fünfhundert Klumpen Gold, achthundert Pfund Golddrat u. a. Waaren mehr, hieher gebracht wurden. Gegenwärtig gehen von hier einige kleine Fahrzeuge mit geringer Ladung nach Timor, Siam und Kochinsina, und fünf oder sechs größere nach Goa mit Waaren, welche in Kanton niemand haben will, die noch dazu meist sinesische Kaufleute zu Eigenthümern haben. Die Einwohner leben in kläglichen Umständen, und Portugall würde wahrscheinlicherweise am besten thun, wenn es das ganze Etablissement verließe.

Zu

Zu dem eigentlichen sinesischen Reiche gehören auch noch verschiedene Inseln, von denen die beträchtlichsten Tson-ming, Hai-nan und Taiouan oder Formosa sind. Wir wollen von allen eine kleine Beschreibung machen.

Die Insel Tson-ming ist von dem festen Lande nur durch eine, ohngefähr fünf Stunden breite Meerenge abgesondert, und kann ohngefähr acht teutsche Meilen in der Länge, und drey in der Breite haben. Ehemals war es eine mit Binsen bedeckte Sandbank, auf welche allerhand Missethäter verwiesen wurden. Nach und nach fiengen diese Unglücklichen an, belehrt durch das Beyspiel ihrer verhungerten Kameraden, auf den Anbau dieser Wüste zu denken. Sie säeten etwas Korn, das sie vom festen Lande mit herüber gebracht hatten, und hatten eine so gute Erndte, daß verschiedene Familien, welche sich auf dem festen Lande nicht mehr erhalten konnten, sich auf dieser Insel niederließen. Tson-ming hat ein sehr niedriges Land, und wird von einer Menge Kanäle durchschnitten, an deren Ufern, um Ueberschwemmungen zu verhüten, hohe Dämme angelegt sind. Es ist hier nur eine ziemlich gut befestigte Stadt, nebst verschiedenen, gut bevölkerten Flecken. Der südliche Theil der Insel ist sehr fruchtbar, und giebt alle Jahre eine zwiefache Erndte. Im nördlichen Theil aber wächst allerhand Rohr, welches zur Heitzung und zum Häuserbauen gebraucht wird. Hie und da giebt es auch eine graue Erde, aus welcher sehr viel Salz gezogen wird, welches den größten Reichthum der Inselbewohner ausmachet. Ins. Tsonming.

Hai-nan, die andre genannte Insel, kann ohngefähr funfzig Stunden lang, und fünf und dreyßig breit seyn. Die Sinesen sollen nicht gänzlich Ins. Hainan.

lich Herren derselben seyn, sondern die Mitte von einem freyen Volke bewohnt werden, welches in den dortigen Gebirgen und Felsen sich unüberwindliche Wohnungen gemacht hat. Diese Insulaner werden als kleine, ungestaltete Leute, von rother Farbe geschildert. Männer und Weiber sind nur mit einer Art von Hemde bekleidet. Beyde Geschlechter mahlen sich das Gesicht blau, und tragen goldne oder silberne Ohrringe. Sie haben keine andre Waffen, als Bogen und Pfeile, wozu man noch eine Art Messer rechnen kann, welches sie an der Seite tragen. Der sinesische Antheil der Insel ist viel besseres und wohlgebauteres Land, vorzüglich gegen Norden, denn die südlichen Gegenden haben eine sehr ungesunde Luft, und das Wasser ist so schlecht, daß es die Einwohner kochen müssen, wenn es trinkbar seyn soll.

Diese Insel enthält vierzehn, meist am Gestade des Meeres gebaute Städte. Die Hauptstadt heißt Kiun-tschen, welche so dicht am Meere liegt, daß die größten Schiffe bis an ihre Mauern kommen können. Diese Insel treibt einen wichtigen Handel, wodurch sie auch eine Stelle unter den vorzüglichsten asiatischen Inseln verdienet. Man zieht Zucker, Taback, Baumwolle, Indigo, Arekanüsse, Bergblau und andre Waaren daher. Auch giebt es verschiedene Bäume, welche Drachenblut und eine Art Gummi geben, welches sich von jedem andern Gummi sehr unterscheidet. Es besteht in einem weißen Safte, der durch Einschnitte aus der Rinde gezogen, und nach und nach immer röther wird.

Inf. Tai-ouan. Die Insel Tai-ouan, welche wir in Europa Formosa nennen, liegt etwan dreyßig Stunden von der sinesischen Küste entfernet, und kann im Umfange

Umfange ohngefähr sechszig bis siebenzig Stunden haben. Die Holländer legten 1634 eine Pflanzung unter dem Namen Kastell Zeelandia hier an, welche, als Sina von den Tatarn erobert ward, durch mehr denn hunderttausend flüchtige Sinesen, welche die Landeskultur vervollkommneten, und einen wichtigen Handel hieher zogen, in sehr blühende Umstände kam. Nun ward Formosa der Mittelpunkt aller zwischen Java, Siam, den Philippinen, Sina und Japan bestehenden Verbindungen, und die Holländer schmeichelten sich vielleicht mit noch größern Erwartungen, als das wandelbare Glück plötzlich ihre Hoffnungen vernichtete. Ein sinesischer Seeräuber, Koxinga mit Namen, erschien auf einmal als Feind vor den Mauern von Zeelandia, und unterstützt von seinen, auf der Insel wohnenden Landsleuten, gelang es ihm, die Holländer 1662 von Formosa zu vertreiben, und sich zum Herrn dieser Insel zu machen, welche sein Sohn 1683 an das Reich Sina abtrat, welches seitdem auch den westlichen und nördlichen Theil derselben innen hat.

Diese Insel wird durch eine Kette von Gebirgen in beynahe zwey gleiche Theile getrennet, von denen der sinesische in jedem Betracht der beste ist. Die Luft in demselben ist rein und klar, und die Erde bringt alle Arten von Getraide und Früchten hervor, als Reis, Korn, Zuckerrohr, Taback, Baumwolle, Hanf, Ananas, und überhaupt fast alle in diesen Gegenden einheimischen Gewächse. Von Thieren hat man zwar wenig Schafe, Ziegen und Pferde, aber Hornvieh, Hirsche, Affen und Kaninichen. Die Hauptstadt hat mit der Insel gleichen Namen, und ist ein unbefestigter, offener, aber volkreicher Ort, dessen Gassen nach der Schnur

gezogen

gezogen sind, und wie in Kanton, während der Sommerhitze mit Tüchern überdeckt werden. Diese Gassen sind dreyßig bis vierzig Fuß breit, und auf beyden Seiten mit schönen Kaufmannsläden besetzt, welche den Uebelstand der mit Stroh gedeckten Erdhütten, einigermaßen vergüten.

Der andre, nicht sinesische Theil von Formosa, ist nicht so bewohnt, fruchtbar und angenehm. Seine Bewohner, welche die Ureinwohner der Insel sind, haben keine Kultur, und leben in einer völlig unbeschränkten Freyheit. Sie leben völlig nach dem Instinkte der Natur, ohne Gesetze, ohne Spur von Religion u. s. w. wiewohl sie übrigens gutherzige, mäßige und gerechte Leute sind. Ihre Wohnungen sind Erdhütten, die wie ein umgekehrter Trichter gebaut sind, und weder Stühle, noch Bänke, noch Tische haben. Sie speisen auf einer Matte und schlafen auf Blättern. Mitten in ihrer Hütte ist ein Feuerheerd, wiewohl ihre Speisen fast halb roh sind. Sie nähren sich meist vom Wildpret, das sie im Laufen fangen, weil sie so flüchtig, als die leichtesten Pferde sind. Zu ihrer ganzen Bekleidung haben sie nichts, als ein leichtes Gewand, welches vom Gürtel herab bis an die Knie gewunden wird. Sie tragen Armbänder, Halsbänder, Ohrringe und eine Art Krone, welche mit Fasanenfedern geschmückt sind. In ihre Haut graben sie allerley Figuren, und ihre Waffen bestehen in Pfeilen, Bogen und Wurfspießen.

Sina unterworfene Länder.

Dies ist eine kurze, aber, soviel als möglich, richtige Beschreibung des Kaiserthums Sina; ehe wir nun die wichtigsten Geschichtsfakta dieses Landes erwähnen, wollen wir erst noch einige Nachrichten von den Ländern liefern, welche dem sinesischen Kaiser, ausserhalb der Gränzen ihres eigentlichen

chen Reiches, unterworfen sind: Wir machen den Anfang mit dem Lande der Mandschurotarn, welche eigentlich die gegenwärtigen Gebieter von Sina sind, da aus ihrem Geblüte die Kaiser dieses Landes abstammen. 1) Land der Mandschu.

Ihr Land hat südwärts die Provinz Quantong, nordwärts den Amurfluß, ostwärts das Meer, und westwärts die Mongaley. Die Mandschu sind nicht in den besten Umständen, vorzüglich seitdem ihre Khane auf dem Throne von Sina sitzen, da nun die vorzüglichsten ihrer Familien sich nach Sina gewendet haben, und ihr ohnedem nicht allzustark bevölkertes Land noch menschenleerer worden ist. Berge, Wälder und öde Wüsteneyen wechseln in diesem Lande miteinander, und die meisten Einwohner bauen ihre Hütten an den Ufern der Flüsse, wo sie ihr Leben mit Jagen und Fischen verbringen. Indessen giebt es doch etliche Städte im Lande, von denen Muk-den, welche der jetzige Kaiser von Sina durch ein Gedicht verewigt hat, die vorzüglichste ist. Diese Stadt ist von den letzten Kaisern mit vielen ansehnlichen Gebäuden verschönert worden. Sie hat auch eine zahlreiche Besatzung. Eine andre Stadt ist Fong-hoan-tsching, ein wohl bewohnter Ort, welchen der Handel mit Korea in sehr blühende Umstände versetzt hat. Ein andres Gouvernement dieses Landes ist fast gänzlich unbewohnet, und enthält nur drey unbedeutende Städte, von welchen Nin-gouta dadurch bekannt ist, daß sie der Stammort der jetzt regierenden Kaiser ist. In diesem Gouvernement und zwar gegen das Meer zu, schweift eine Horde, welche in Sina unter dem Namen Yu-pi-ta-tse bekannt ist, und von der wir hier einige Nachrichten mittheilen wollen. Diese Tatarn nähren sich Muk-den. F. Hoan-tsching.

vor-

vorzüglich vom Fischfange, und selbst ihre Kleidung bestehet aus zusammengenäheten Fischhäuten, welche sie auf verschiedene Arten zu färben wissen. Vorzüglich fangen sie Störe, welche in großer Menge in ihren Flüssen zu finden sind. Ihre Kleider haben dieselbe Form, wie die in Sina üblichen, nur mit dem Unterschied, daß die Weiber sie mit Stückchen Kupfer besetzen, welche im Gehen ein großes Geräusch machen. Ihre Hunde benutzen sie, wie die Kamtschadalen, als Zugvieh. Von Karakter sind sie ziemlich gutartig, aber äusserst roh, und soviel man weiß, ohne alle förmliche Religion. Das Land, welches sie bewohnen, liegt mit Frankreich unter einerley Himmelsstrich, ist aber so kalt, daß schon im Monat September die Flüsse zugefroren sind. Das vorzüglichste Produkt desselben ist der Ginseng, eine Pflanze, welche mit Gold aufgewogen wird, weil ihr der Aberglauben der Sinesen sehr große physische Kräfte zuschreibet. Das dritte Gouvernement stößt an die russischen Gränzen, und enthält Ulußu Mudan, eine Stadt, die für eine Gränzfestung gegen Rußland angesehen wird. Uebrigens ist diese Provinz noch volkärmer, als die vorige, so daß man in einer Strecke von dreyhundert Stunden, nur etwan zehntausend Familien findet. Die Tatarn dieser Provinz treiben einen starken Handel mit Pelzwerk.

2) Die Mongaley.

Die Mongaley liegt westwärts von dem Lande der Mandscheu, und hat gegen Süden die grosse Mauer, gegen Abend große Wüsteneyen, und gegen Mitternacht das Land der Eluthen zu Gränzen. Dieses Land, welches sich auf zweyhundert und siebzig Meilen in die Länge, und auf hundert und fünf und dreyßig Meilen in die Breite erstrecket, ist der Urstiß von Revolutionen gewesen, welche

einen

einen großen Theil von Asien und Europa erschüttert haben, und wenn Baillys Hypothese über das Geburtsland der ersten Menschen gegründet wäre, so hätte es sogar die Ehre, eines der Länder zu seyn, in welchem zuerst mit unter allen übrigen Gegenden der Erde Menschen gewohnt haben müßten. Die Mongolen oder Mungln, welche seit undenklichen Zeiten dieses Land bewohnten, waren vor dem zwölften Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung, so wie gegenwärtig wieder, in verschiedene kleine Horden getheilet, und ihre Regierungsform war völlig patriarchalisch. Jesukaj Bahadur schwang sich unter ihnen zum Anführer einer grossen Horde auf, deren Oberhaupt nach seinem Tode 1177 sein Sohn Temujin wurde. Nach dreyßigjährigen Kriegen hatte sich dieser Temujin zum mächtigsten Fürsten in diesen Gegenden gefochten, und nun ernannte ihn ein Prophet zum Groskhan aller Mungln, und gab ihm den Namen Dschingis Khan. Er eroberte nachher einen Theil von Sina nebst der Bochharey, und Khowarezme oder Korasan. Sein Sohn und Nachfolger Oktaj erweiterte die Eroberungen in Sina, und was noch mehr war, er führte Kultur in seinem ungeheuern Staate ein, und führte dreyzehn Jahr lang eine weise Regierung. Nach seinem Tode erwählten die Mungln den Queyyew zum Großkhan, unter dessen Regierung ein Haufe von drey hunderttausend Mungln, das südliche Rußland bezwang, in Polen und Mähren einfiel, bey Breslau die Schlesier und Polen schlug, Ungarn verwüstete, und über das asowsche Meer wieder nach Hause kam. Mangu, ein andrer dieser Khane, eroberte Thibet, Hulaku Khan machte dem Kalifate von Bagdad ein Ende, und Kublaj Khan bezwang das ganze Kaiserthum Sina, wo nun auch die mungliſchen

Khane ihre Residenz nahmen. So schnell aber das Reich der Mungln aus dem Nichts entstanden war, eben so schnell gieng es wieder zu Grunde, oder ward wenigstens in mehrere Khanate zertheilet, von denen gegenwärtig keiner mehr übrig ist. Es waren: der Khanat der Kalkas-Mungln, welcher 1691 unter die Herrschaft der Eluten kam, der Khanat von Hami, der von den Sinesen überwältigt ward, der Khanat von Iran oder Persien, vom Hula-ku gestiftet, der 1335 zu Grunde gieng, der Khanat von Jagathai, welcher von Timur Leng zerstört ward, der Khanat von Kaptschak, welchen Dschingis Khans Sohn, Tuschi Khan, stiftete. Aus ihm entstanden die Krim, Kasan, Astrachan, und endlich auch Rußland, welches jetzt fast alle Länder dieses Khanats, dem es ehedem als Tributland unterworfen war, beherrschet. Ferner der Khanat von Turan oder Sibirien, der Khanat der Eluten oder Kalmycken.

Die eigentliche Mongaley, aus welcher alle diese Eroberer ausgiengen, und die die Wiege aller dieser jetzt genannten Staaten war, ist gegenwärtig den Sinesen in soweit unterworfen, daß die Anführer der kleinen darinnen herumschweifenden Horden, von dem Kaiser von Sina in ihrer Würde bestätigt werden, und zum Beweise ihrer Abhängigkeit ihm einen jährlichen Tribut entrichten. Dieses Land war ehedem sehr gut angebaut und bevölkert, allein gegenwärtig besteht es fast überall aus wüsten Gefilden, in welchen zwar große Heerden von Rindvieh, Schafen, Pferden und Kamelen weiden, von dem ehemaligen Wohlstande aber auch nicht die mindeste Spur mehr angetroffen wird. In einigen Gegenden giebt es gute Zinngruben

gruben, und große Wälder mit dem schönsten Bauholze, man findet auch viel Wildpret und eine unsägliche Menge Wachteln. Der größte Fluß des Landes ist der Hoangho.

Die Mungln, von den Sinesen Si-ka-tse genannt, sind kleine, aber starke untersetzte Leute. Ihr Gesicht ist groß und platt, die Nase flach, Augen und Haar schwarz von Farbe. Sie haben keine Kultur, sind aber übrigens von einem ehrlichen und gutherzigen Karakter, und ihre natürliche Munterkeit kann durch sehr wenig traurige Vorfälle erschüttert werden. Ihre Kleidung besteht in einer Art langen Hemdes und Beinkleidern, worüber sie Röcke von Schaffellen tragen. Dabey haben sie große Stiefeln an den Beinen, und kleine runde Mützen, mit einem etliche Finger breiten Gebräme, auf dem Kopfe. Die weibliche Kleidung ist fast eben so beschaffen, ausgenommen daß die Stiefeln roth, und die Mützen mit einigen Zierrathen behangen sind. Ihre Waffen bestehen in Spiesen, Bogen, Pfeilen und Säbeln, einige haben auch schlechte Musketen. Sie wohnen unter Filzjurten, wie ihre Halbbrüder, die Kalmycken, und ziehen mit ihren Heerden beständig von einem Orte zum andern. Ackerbau treiben sie gar nicht, sondern Jagd, Fischfang, etwas Viehzucht, und kriegerische Leibesübungen sind ihre einzigen Beschäftigungen. Ihre Speisen werden meist aus Milch zubereitet, und ihr Getränk ist Thee mit Milch und Salze. Die Vielweiberey ist bey ihnen nicht Sitte, wenn sie auch weder durch Religion, noch Gesetze verboten wird. Ihre Leichen werden verbrennt, und die Asche auf einer Anhöhe vergraben, und der Fleck mit einem Steinhaufen bedeckt, auf welchen buntfarbige Fähnchen gepflanzt werden. Aus Sina

kommen jährlich kleine Kierwanen in die Mongaley, welche Reis, Thee, Taback, den beyde Geschlechter häufig rauchen, baumwollne und andre wollne Tücher und dgl. mit sich bringen, und ihre Waaren gegen Vieh und Häute vertauschen.

Ihre Religion ist die Religion des Fohe, den sie in ihrer Sprache Fuscheki nennen. Sie sind sehr andächtig, und jeder trägt seinen Rosenkranz beständig um den Hals. Ihre Priester oder Lamas, werden mit der abergläubischsten Hochachtung verehret, und der Mungl giebt alles her, was er in seinem Vermögen hat, wenn der Lama nur die Hände auf ihn leget, und ihn seiner Einbildung nach dadurch seiner Sünden entbindet.

Sie haben ihre eigenen Khane, deren man neun und vierzig zählet, welche aber von dem Kaiser von Sina ein- und abgesetzt werden können. Jedem sind seine Einkünfte angewiesen, seine Gränzen bestimmt, und ihm Gesetze vorgeschrieben, nach welchen er regieren muß; zu Pe-king aber ist ein Tribunal, vor welchem diese Khane erscheinen müssen, wenn sie dahin vorgefodert werden.

Zur Mongaley kann auch noch gerechnet werden das Land der Kalkas, welches sich über zweyhundert Meilen von Westen nach Osten erstrecket, wozu aber auch die große Wüste Kobi oder Schamo gehöret. Diese wohl hundert Meilen lange Wüste, welche ältere Reisende, um ihr doch Bewohner zu geben, mit Kobolten und andern Gespenstern bevölkerten, ist an einigen Orten so unwirthbar, daß man nicht das kleinste Gräschen, noch das unbedeutenste Wässerchen findet. In andern Gegenden gleicht sie wieder den russischen Steppen, überall aber sind weder große Bäume,

noch

noch die mindesten Spuren des Anbaues darinnen zu entdecken. An den Ufern der Flüsse, von denen der Selinga und Tula, welche nach Sibirien gehen, und der Kalka, der sich in den großen See Kokonor ergießet, die vorzüglichsten sind, weiden viele Pferde, Kamele, Ziegen und Schafe, auch giebt es Hirsche, wilde gelbe Ziegen, wilde Pferde, Erdhasen, die unsern Lesern noch aus der Beschreibung des asiatischen Rußlands bekannt seyn werden, Fehe, Grauwerke und eine Art Leoparden.

Die Kalkas, welche dieses Land bewohnen, sind der zahlreichste Stamm der Mungln, welche unter sinesischer Herrschaft stehen. Sie kommen in Gestalt, Kleidung und Sitten mit den eigentlich sogenannten Mungln überein, und bekennen sich, wie diese, zur Religion des Fohe. Sie stehen mit ihren Khans zwar unter sinesischer Oberherrschaft, bezahlen aber keinen Tribut, sondern erhalten noch obendrein jährliche Geschenke.

3) Das Elutenland oder die Kalmyckey.

Die Länder der Eluten nehmen einen beträchtlichen Theil der sogenannten westlichen Tatarey ein, und gränzen gegen Mitternacht an Sibirien, gegen Morgen an das Land der Kalkas, von welchem es eine Reihe Gebirge scheidet, gegen Mittag an Thibet und die große und kleine Bucharey, und gegen Abend an Turkestan, und den Uralfluß. Das Land ist sehr gebirgigt, und weil das Land hoch liegt, so hat es nicht nur an verschiednen Orten Mangel am Wasser, sondern die Luft ist auch so kalt, daß es oft mitten im August Eis frieret. In vielen Gegenden giebt es vortreffliche Viehweide, und einen Ueberfluß an Gras, das aber oft, ehe es zu seiner gehörigen Höhe kömmt, aus Mangel des Wassers, vertrocknet. An den Flüssen aber ist die vortrefflichste Weide, und hier siehet man ungeheure

Heerden von Kamelen, Pferden, Ochsen und Schafen. Nirgends aber bringt das Land irgend eine Art von großen Bäumen hervor, ausgenommen in einigen Gegenden gegen die Gränzen. Die beyden großen Seen Baikal und Kokonor liegen zum Theil mit in diesem Lande.

Von den Oelöt, Eluten oder Kalmycken, deren wir schon bey Beschreibung des asiatischen Rußlands gedacht haben, stehen die Choschoten und Torgoten unter sinesischer Herrschaft. Von dem physischen und moralischen Karakter, den Sitten, Gebräuchen dieser Nation haben wir dort umständlich gehandelt. Die Torgoten giengen um 1771 aus dem russischen Reiche, sollen aber mit dem Tausche ihrer Wohnungen nicht zufrieden seyn, weil die Sinesen sie von ihrer unsteten Lebensart ab, und zum Ackerbau zu gewöhnen suchen. Die Choschoten, welche meist am See Kokonor wohnen, stehen unter acht Fürsten, die sich im Anfange dieses Jahrhunderts dem sinesischen Kaiser unterworfen haben, der ihnen jährliche Geschenke, unter dem Namen Belohnungen, schicket, wofür sie ihm andre Geschenke, unter dem Namen eines Tributs, zurücksenden. Von den beyden andern Stämmen, den Soongaren und Derbeten, welche meist zerstreut leben, werden wir das Nöthige zu einer andern Zeit anführen.

g) Die kleine Bucharey.

Die kleine Bucharey oder das Königreich Koschgar gränzt an die große Bucharey, und an das Land der Kalmycken, denen es auch ehedem unterworfen war. Es wird von einigen auf zweyhundert und zehn Meilen in der Länge, und hundert zwey und vierzig in der Breite, von andern aber, sehr verschieden nur auf achtzig in der Länge, und funfzig in der Breite angegeben, und

ist

ist ein fruchtbares und volkreiches Land. Wegen seiner hohen Lage und der großen Gebirge, die es, besonders gegen Süden begränzen, ist es kälter, als es natürlicherweise seiner Lage nach seyn sollte. Am Fuße der Gebirge liegen herrliche Ebenen, welche schöne Früchte hervorbringen, und zu Viehweiden dienen. Die Gebirge selbst sollen Gold und Silber enthalten, von denen aber die Einwohner weiter keinen Nutzen ziehen, als daß sie im Frühjahr aus den Betten der vom Gebirge kommenden Flüsse den Goldstaub sammeln. Sie haben auch verschiedene Arten Edelsteine, selbst Diamanten, welche die Bucharen alle roh verkaufen, weil sie keine Kenntniß vom Poliren und Schneiden haben.

Die Bucharen sind von Mittelgröße, schwarz von Augen und Haaren, gelblich von Gesicht, und sehr wohl gestaltet. Ihre Sitten haben wenig rauhes, und den Fremden begegnen sie mit vieler Höflichkeit, die aber nicht selten Lust zu betrügen, zum Grunde hat. Ihre Kleidung ist ganz tatarisch. Männer und Weiber tragen enge Stiefeln von Juchten, die mehr eine Art Strümpfe sind, und über welche sie Pantoffeln mit hohen Quartieren tragen. Die Röcke gehn bis an das dicke Bein herunter, und werden mit einem mehr oder minder kostbaren Gürtel, so wie es Stand und Vermögen erlauben, gegürtet. Die Ohrgehänge der Weiber sind einen Fuß lang, und ihr Haar ist in Zöpfe zusammengeflochten, und mit schwarzen, mit Gold und Silber gestickten Bändern umwunden. Sie tragen Halstücher mit Perlen, kleinen Stückchen Gold, und andern glänzenden Spielereyen gezieret. Die verheuratheten Weiber unterscheiden sich durch ein langes Stück leinen Zeug, das sie unter ihren Mützen haben, rings um den Nacken

falten, und hinterwärts in einen Knoten zusammen binden, der bis über die Hüften herabhängt. Die Mädchen färben die Nägel roth, und beyde Geschlechter tragen als Heiligthümer, in einem kleinen ledernen Sacke Gebete bey sich, die von ihren Priestern geschrieben sind. Ihre Häuser sind von Steinen, und sehr gut gebauet, der Hausrath aber besteht in nichts, als etlichen Kasten, auf die sie des Tages die Matratzen legen, auf welchen sie des Nachts schlafen. In Zubereitung ihrer Speisen sind sie sehr reinlich, gebrauchen aber weder Messer, noch Gabel; Brod haben sie wenig, sondern ihre ordentliche Speise ist klein geschnittenes Fleisch, daraus sie eine Art kleine Pasteten in Gestalt eines halben Mondes machen. Ihr ordentliches Getränke ist Thee, den sie mit Milch, Butter und Salz zubereiten. Die Bucharen kaufen ihre Weiber und bezahlen sie, nachdem sie mehr oder weniger schön sind, daher der sicherste Weg, reich zu werden, dieser ist, daß man schöne Töchter habe. Die Hochzeit wird drey Tage lang mit Schmausereyen begangen, ein Abis oder Priester verrichtet die Trauungszerimonie, und den vierten Tag führt der Bräutigam die Braut nach Hause. Vielweiberey gilt bey ihnen als eine Art von Sünde: weil sie aber die bürgerlichen Gesetze nicht bestrafen, so hat mancher demohngeachtet zehn und mehrere Weiber, ohne sich an die moralischen Verbote zu kehren. Der Mann kann seine Frau verstoßen, muß ihr aber alles lassen, was er ihr gegeben hat. Wenn aber die Frau freywillig von dem Mann gehet, muß sie alles zurücklassen, was ihr angehöret. Den Kindern wird am dritten Tag nach ihrer Geburt ein Name gegeben, sie werden aber erst im siebenden, achten oder neunten Jahre beschnitten. Wenn ein Buchare krank ist, so lieset ihm ein Priester

ster etwas aus einem Religionsbuche vor, hauchet ihn einigemal an, und schneidet ihm mit einem scharfen Messer etlichemal ins Gesicht und in die Seite, durch welche Schnitte, wie sie behaupten, die Wurzel des Uebels, welches vom Teufel herkömmt, ausgerottet wird. Stirbt jemand, so legt der Priester den Koran auf seine Brust, und saget einige Gebete her, worauf der Leichnam ins Grab getragen wird, welches meist in einem kleinen Gehölze angelegt, und mit einer lebendigen Hecke eingeschlossen ist.

Aus dem bisher Gesagten erhellet, daß ihre Religion die mohämedanische ist, dabey aber genießen auch andre Religionen völlige Duldung. Das Land hatte bis 1683 seine eigene Regierungsform, in welchem Jahre es unter die Herrschaft der Kalmycken kam, denen es auch noch einigermaßen unterworfen ist, wiewohl die Kaiser von Sina die Oberherrschaft darüber haben.

Die Hauptstadt des Landes heißt Jerken oder Haskar, ein großer, von Backsteinen erbaueter Ort, in welchem auch eine Art Residenzschloß ist, in welchem ehemals die Khane der Bucharey residirten. Haskar.

Das Königreich Korea, welches die Eingebornen Tio-zen-koak, die Sinesen aber Tscha-ossen nennen, wurde ehemals von verschiedenen Völkerschaften bewohnet, welche ihre besondern Fürsten, Gesetze und Gewohnheiten hatten, sich aber nach und nach unter die Herrschaft eines einzigen Oberhauptes vereinigten, und in Ein Königreich zusammenschmolzen. Ki-tse gilt für den ersten König von Korea. Er war ein Prinz von sinesischem Geblüte, der auf Abentheuer ausgieng, nach Ko- 5) Korea.

rea kam, sich dasselbe unterwürfig machte, und sinesische Künste und Sitten hier einführte. Seine Nachkommen sollen mehr als neunhundert Jahr ununterbrochen regiert haben: ohngefähr zweyhundert und funfzig Jahr vor der christlichen Zeitrechnung aber, unterwarfen sich die Sinesen Korea, und nöthigten seine Beherrscher, ihnen einen jährlichen Tribut zu entrichten. Seit dieser Zeit hat Korea verschiedene Revolutionen erfahren, ist es bald unabhängig, bald den Sinesen, bald den Tatarn unterworfen gewesen, gegenwärtig steht es unter sinesischer Oberherrschaft, hat aber doch seine eigenen Könige.

Dieses Land ist eine große Halbinsel, welche gegen Norden an die Mandschutatarn, gegen die übrigen Seiten aber an die offene See gränzet, und an seinen Küsten große Felsenbänke hat, welche den Schiffen das Anlanden sehr beschwerlich machen. Seine Länge erstreckt sich auf hundert und funfzig, die größte Breite aber auf neunzig Meilen. Korea wird von zwey beträchtlichen Flüssen gewässert, von welchen der eine Yalu, der andre Vumen heißet, und die alle beyde auf dem hohen Gebirge entspringen, welches Korea von dem Lande der Mandschu scheidet. Das Klima des Landes ist, mit Ausnahme des südlichen Theiles, sehr kalt. Gegen Norden fällt oft so starker Schnee, daß man darunter hin Wege graben muß, um von einer Wohnung zur andern zu kommen. Die Bewohner dieser kalten Gegenden müssen fast allein von einer schlechten Art Gerste leben, und sich mit groben Röcken von Hanfgespinst oder Schaffellen bekleiden. Doch findet man in dem nördlichen Theile schöne Waldungen, einiges Pelzwerk, und vorzüglich die kostbare Ginsengwurzel.

Die

Die südlichen Gegenden sind dafür desto fruchtbarer, und bringen Reis, Hirse und andre Getraidearten, Baumwolle, Hanf, Seide u. s. w. hervor. Seit einem Jahrhundert etwan haben die Koreer von den Japanesen, der Tabacksbau gelernt, der vorher ganz unbekannt im Lande war, und den man jetzt so gut zu gebrauchen weiß, daß ihn selbst Kinder von sechs Jahren zu rauchen wissen. In den Bergwerken von Korea findet man Eisen, Bley und Silber, und an Thieren giebt es ausser den zahmen Thierarten, Bären, Wölfe, wilde Schweine, Tieger, Marder, Biber, Hirsche, viele wohlschmeckende Fische und Kaimans, eine Art Krokodille, deren Panzer von keiner Musketenkugel durchdrungen wird, und von denen einige wohl achtzehn bis zwanzig Ellen lang seyn sollen.

Die Bewohner von Korea haben eine vortheilhafte Gestalt und Gesichtsbildung. Sie sind artig und angenehm im Umgange, verbindlich und höflich gegen Fremde, diejenigen ausgenommen, welche durch Sturm an die Küsten geworfen, und die, ob sie gleich die beste Begegnung verdienten, ohne Umstände zu Sklaven gemacht werden. Die Koreer sind einfältig und leichtgläubig, zu gleicher Zeit aber auch betrügerisch, lügenhaft und zum Diebstahl geneigt. Der Betrug gilt so wenig für etwas Schändliches, daß sie vielmehr eine Art Ehre damit verbinden, wenn einer den andern mit recht viel Geschicklichkeit überlisten kann. Sie sind weibisch, dem Vergnügen ergeben, und mit Leidenschaft für Tanz und Musik eingenommen. Zum Kriege haben sie gar keine Neigung, und sie zählen es unter die größten Beschwerden, wenn einer genöthigt ist, die Waffen zu tragen. Fast eben die Furcht haben sie für Krankheiten, daher diejenigen, welche vorzüglich

züglich eine einigermaßen ansteckende Krankheit an sich haben, in kleine Strohhütten auf das freye Feld geschafft werden, wo sie oft ohne alle Hülfe sterben müssen. Ihre Kleidung ist ein langer Rock, mit langen weiten Aermeln, eine hohe Mütze von Leinwand, und Stiefeln von Leder, Leinwand oder Seide. Die Frauenzimmer zieren ihre Röcke, welche mit den männlichen Kleidern viele Aehnlichkeit haben, mit allerley Verbrämungen. Ihre Häuser sind nur armselige Hütten, die Wohnungen der Großen aber haben ein etwas besseres Ansehen. Gemeiniglich sind die Häuser mit Stroh oder Rohr gedeckt, niedrig und enge, und durch einen leeren Raum von einander geschieden. Sie stehen auch meist auf hölzernen Pfählen, die Mauern sind von Erde oder schlechtem Mauerwerk, und der innre Hausrath schränkt sich blos auf etliche Matten, Kessel und dergleichen äusserst nothwendige Bedürfnisse ein. Die Häuser der Großen sind angenehmer und weitläuftiger, haben auch gewöhnlich Gärten. Die Zimmer der Weiber sind in dem abgelegensten Theile des Hauses, wohin sich kein Fremder wagen darf.

Die Ehen sind bey ihnen bis in den vierten Grad der Verwandtschaft verboten, werden aber oft schon unter Kindern von sieben bis acht Jahren geschlossen. Das Mädchen wohnt von der Zeit an im Hause ihres Schwiegervaters. Ausser dem Hause kann der Mann so viel Weiber unterhalten, als er will, im Hause aber darf nur die rechtmäßige Frau wohnen, die aber nicht viel besser als eine Sklavinn gehalten wird. Die Kinder trauern, wie in Sina, drey Jahre lang um ihren Vater, und waschen sich auch nicht die ganze Trauerzeit über. Stirbt jemand, so laufen die Anverwandten auf den

Gasse-

Gassen umher, schreyen und raufen sich die Haare aus. Nachher wird der Leichnam in einen bemalten Sarg gelegt, in welchem er wohl zuweilen drey Jahre unbegraben stehen bleibt. Die Gräber sind gemeiniglich auf Bergen, und neben dieselben setzen sie alles, was der Verstorbne im Leben gebraucht hat. Andre Leichengebräuche haben sie mit den Sinesen gemein.

Manufakturen giebt es in Korea gar nicht, ausser daß eine Art Papier von Baumwolle gemacht wird, welche dem sinesischen Papier bey weitem vorzuziehen seyn soll; Handlung aber treiben die Koreer am meisten mit den Japanesen, welche zu Pusan, einer Stadt in Korea, ein Komtoir haben, wohin sie Papier, Pfeffer, wohlriechendes Holz, Alaun, Büffelhörner, und andre Waaren bringen, welche gegen Ginsengwurzel, Baumwolle, Bley und rohe Seite verhandelt werden. Geld kennt man gar nicht, bis auf eine Art kleiner Kupfermünze, daher die Geldzahlungen in kleinen Silberplatten geschehen.

Von den Sinesen haben die Koreer den Geschmack an den Wissenschaften erhalten. Sie haben Gelehrte, welche sich durch zwey an ihrer Mütze befestigten Federn von andern Ständen unterscheiden, und welche, ehe sie zu dieser Ehre gelangen, sich verschiedenen Prüfungen unterwerfen müssen. Alle ihre Wissenschaften aber beschränken sich vornämlich auf die Kenntniß der Moral aus den Schriften des Kong-fu-tse und seiner Schüler. Die Gelehrten bedienen sich auch der sinesischen Karaktere, und wenden viele Zeit auf Erlernung dieser Sprache, von welcher die Landessprache, welche auch mit eigenen Buchstaben geschrieben wird, gar sehr abgehet. Sie schreiben mit Pinseln, und drucken

cken mit hölzernen Formen, wie die Sineſen, haben auch eine Menge gedruckter und geſchriebener Bücher. Demohngeachtet ſind ſie äuſſerſt unwiſſend. So behaupten z. B. ihre Gelehrten, daß die Erde aus zwölf Königreichen beſtehe, welche alle zuſammen ehedem Sina unterworfen geweſen wären, ſeit der tatariſchen Eroberung aber ſich frey gemacht hätten.

Die Religion des Fohe hat viele Anhänger in Korea nicht allein unter dem gemeinen Haufen, ſondern auch unter den Großen. Ueberall findet man Götzentempel, die ſich aber auſſer den Städten befinden, weil innerhalb derſelben keine geduldet werden. Wer nicht Verehrer des Fohe iſt, bekennt ſich zu dem Syſteme des Kong-fu-tſe. Ueberhaupt aber bekümmern ſich die Koreer wenig um Religion und Gottesdienſt. Die Großen ſollen, wenn man den Miſſionaren glaubt, völlige Freygeiſter ſeyn, das Volk aber begnügt ſich mit einigen äuſſerlichen Gebräuchen. Bey gewiſſen großen Feſten verſammeln ſie ſich in den Tempeln, wo jeder ein Stückchen wohlriechendes Holz anzündet, welches vor dem Götzenbilde verbrannt wird. Dies, und eine tiefe Verbeugung, machet den ganzen Gottesdienſt aus. Das Land iſt voll Mönche, welche ſich ſchon etwas mehr mit religiöſen Uebungen beſchäftigen. Dieſe opfern den Göttern täglich zweymal, und bey großen Feyerlichkeiten erſchallt der Tempel von einem verworrnen Geräuſch kupferner Becken und kleiner Trommeln. Die Klöſter ſind gleich den Pagoden auſſerhalb der Stadtmauern, und man findet dergleichen Klöſter, in welchen fünf bis ſechshundert Mönche leben. Ohngeachtet dieſe Religioſen durch keine Gelübde gebunden ſind, und es ihnen frey ſteht, wieder in die

Geſell-

Gesellschaft zurückzukehren, wenn es ihnen nicht mehr in ihrer Einsamkeit gefällt, so führen sie doch ein sehr strenges, mühseliges Leben, und was noch mehr ist, sie müssen drückende Abgaben erlegen, und werden von der ganzen Nation verachtet. Alle scheeren sich die Haare und den Bart, alle müssen sie den Umgang mit dem andern Geschlechte vermeiden, und keine Fleischspeisen genießen. Sie leben von ihrer Handarbeit, vom Handel und vom Betteln. Eine andre, ebenfalls gemeinsamlebende Art von Andächtigen, darf auch kein Fleisch essen, trägt aber Bart und Kopfhare, und hat auch die Erlaubniß, sich zu verheurathen.

Ohngeachtet der König von Korea ein Vasall des sinesischen Kaisers ist, so herrscht er dennoch mit einer fast unumschränkten Gewalt über seine Unterthanen. Ihm gehört aller Grund und Boden, und keine Privatperson hat ein eigentliches Eigenthum im Lande. Der König giebt die Ländereyen, wem er will, und nach dem Tode des Besitzers, fallen sie wieder an den König zurück. Dieser hat einen, aus verschiednen Ministern bestehenden Staatsrath, der sich tagtäglich in seinem Pallaste versammelt. Keiner aber hat das Recht, ein Gutachten zu fällen, wenn er nicht ausdrücklich darum befragt wird. Die Einkünfte des Königs bestehen in den Domainen und den Abgaben, welche er seinen Lehnsleuten aufleget. Er hat den Zehnten von den Produkten des Meeres und der Erde: ausser dieser Abgabe, welche mit der Sache selbst entrichtet werden muß, muß auch jeder, der nicht Soldat ist, drey Monate des Jahres für den Monarchen Frohndienste thun.

Die Kriminaljustiz ist äusserst strenge: Aufrührer und Verräther werden mit ihrer ganzen Familie

milie ausgerottet, und ihre Wohnungen der Erde gleich gemacht. Andre Verbrecher werden lebendig begraben, mit dem Beile enthauptet, mit Lanzen durchstochen, geprügelt, mit Beinen zu Tode getreten u. s. w. Der König unterhält eine ziemlich starke Armee, welche mit Musketen, halben Piken, einer Art Harnisch und Helmen bewaffnet ist. Die Reuterey führt Bogen, Pfeile, Säbel und eine Peitsche mit eisernen Stacheln. Eine besondre Art Miliz besteht blos aus Mönchen, und macht die Garnisonen des Reiches aus. Korea hat auch Kriegsschiffe, welche gewöhnlich zwey Masten und dreyßig Ruder haben, und von denen jedes mit zwey bis dreyhundert Ruderern und Soldaten bemannt ist.

Das Reich besteht aus acht Provinzen, Kingki, Kiang-yuen, Hoang-hä, Ping-ngan, Tsüen-lo, Tschu-sin, Hieng-king, und Kingschan genannt. Die Hauptstadt aber heißt King-kitao.

Geschichte von Sina.

Die Sinesen wollen unendlich älter seyn, als sie wirklich sind. Sie spielen mit Millionen von Jahren, wie Kinder mit Federbällen, und daher kömmt es, daß ihre Geschichte einer Menge Schwierigkeiten unterworfen ist, die man, will man sie anders nicht auf Gerathewohl zerschneiden, kaum zu lösen, im Stande ist.

Die meisten sinesischen Geschichtschreiber machen den Fohi zum Stifter ihres Reiches, und lassen ihn ohngefähr dreytausend Jahr vor unsrer Zeitrechnung, und also lange vor unsrer biblischen Sündfluth regieren. Dieser Fohi soll Sina die erste Kultur gegeben haben, und aus Dankbarkeit von der Nation zum König erwählt worden seyn, welches

welches voraussetzt, daß damals Sina schon wenigstens etliche Jahrhunderte bevölkert gewesen seyn muß. Ja einige Schriftsteller setzen zwischen der ersten Gründung ihres Reichs und Fohis Regierung einen Zwischenraum von nicht weniger, als vierzigtausend Jahren fest. So irrig dies auch dem ersten Anblicke nach ist, so bleibt doch immer soviel gewiß, daß Sina ein sehr altes Reich ist, und daß man die Zeitrechnung, welche seine Dauer nothwendig voraussetzet, nur durch eine sehr unnatürliche Künsteley, mit andern Zeitrechnungen vereinigen kann. Da wir aber hier nicht gelehrte Streitigkeiten entscheiden, und über das Alter unsrer Erde, und die daraus fließende Möglichkeit oder Unmöglichkeit der sinesischen Angaben, Untersuchungen anstellen wollen, sondern es uns blos darum zu thun ist, unsern Lesern die wichtigsten Ereignisse der sinesischen Geschichte vor Augen zu legen, so interessirt uns diese ganze Untersuchung um so weniger, da die ganze Geschichte vor den Dynastien ein Gewebe dunkler, wahrscheinlich allegorischer Erzählungen ist, und überhaupt die Geschichte von Sina, erst zweyhundert Jahr vor Christi Geburt zuverläßig und umständlich zu werden anfängt.

Vor dem Fohi zählen die billigsten Sinesen eigentlich zehn Familien, vor welchen noch der erste Mensch, (denn sie fangen ihre Geschichte so gut als andre alte Völker, mit der Entstehung des Menschengeschlechts an) Namens Puon-ku vorher gehet. Fohi, über dessen Herkunft die sinesischen Schriftsteller gewaltig uneins sind, war, wie wir schon angeführt haben, der erste Gesetzgeber von Sina. Vor seinen Zeiten waren die Bewohner dieses Landes, ein wildes Volk, welches rohes Fleisch

aß, das warme Blut dazu trank, nackend in der Irre herumlief, und sich gleich den wilden Thieren begattete. Fohi polirte diese wilden Sitten: er führte die Ehe ein, und machte die Nation mit mancher Bequemlichkeit des Lebens bekannter. Er gab Gesetze, die mit den Buchstaben, die er erfunden hatte, niedergeschrieben wurden. Man schreibt ihm auch die Erfindung des Fischfangs, der Jagd und der Musik zu. Um seinen Einrichtungen mehrern Eingang zu verschaffen, nahm er seine Zuflucht zu einem Mittel, welches nach ihm mehrere Gesetzgeber, mit dem glücklichsten Erfolge gebraucht haben: er log sich zu einem von den Göttern besonders begnadigten Menschen, und gab vor, alles was er bekannt machte, auf dem Rücken eines wundervollen Drachen gelesen zu haben. Nach ihm und seinen zwey Nachfolgern folgten die Uti oder fünf Kaiser, unter denen Yao und Schin noch immer von der Nation mit den größten Lobeserhebungen belegt werden. Zur Zeit des erstern war noch ein großer Theil Sinas vom Wasser überschwemmt; also vermuthlich noch Meeresgrund.

Nach diesen fünf Königen regierte Yu, welcher nach den vorigen allen, durch die Wahl auf den Thron kam, und der Stifter der ersten Dynastie ward, die unter dem Namen Dynastie der Hia bekannt ist, und vierhundert und vierzig Jahr über Sina herrschte. Dieser Prinz theilte Sina in neun große Provinzen, und ließ, der sinesischen Angabe nach, zum Andenken dieser Theilung, eben so viel große eherne Gefäße verfertigen, auf deren jedem die Landkarte von einer der neun Provinzen eingegraben war. Nach ihm regierten noch sechszehn Prinzen seines Geschlechts, von welchen der letzte Kie hies. Dieser Fürst wird als ein Muster

1) Dynastie der Hia.

der

der Ausschweifung und Lüderlichkeit geschildert. Man erzählet, daß er eines Tages dreytausend seiner Unterthanen habe ersäufen lassen. Seine schändliche Aufführung reizte das Volk zum Aufruhr, welches den Tschin-tang, einen seiner Vasallen, auf den Thron setzte.

Tschin-tang oder Schang ward nun der Stifter einer neuen Dynastie, welche von ihm den Namen führt, und sechshundert sechs und vierzig Jahr über Sina herrschte. Ihm folgten noch sechs und zwanzig Prinzen dieses Geschlechts, und der letzte von ihnen ward ebenfalls des Reiches entsetzet. 2) Dynastie der Schang.

Die Dynastie der Tscheu regierte achthundert sechs und siebenzig Jahr über Sina. Unter der Regierung der Prinzen aus diesem Stamme ward Kong-fu-tse, und wahrscheinlicherweise auch Lao-tse geboren. Der Stifter dieser Dynastie hatte eine Menge kleine Fürsten gemacht, welche ihre Länder von Sina zu Lehn tragen sollten, sich aber nach und nach unabhängig machten, und endlich in einen blutigen Krieg unter einander verwickelt wurden, der das ganze Reich zerrüttete, und mehrere Jahrhunderte fortdauerte. Der fünf und dreyßigste und letzte Fürst aus diesem Geschlechte, mußte seine Krone einem dieser kleinen Fürsten abtreten, dessen Enkel der Stifter der vierten Dynastie ward. 3) Dynastie der Tscheu.

Die Dynastie der Ta-tsin dauerte nur neun und vierzig Jahr, brachte aber einen der größten Regenten hervor, den Sina gehabt hat. Dies war Tsching-wang, oder wie er sich in der Folge nannte, Schi-ho-ang-ti, welcher die große Mauer vollendete, die vor ihm schon angefangen war. Sein Befehl, daß alle alte Bücher verbrannt 4) Dynastie der Ta-tsin.

werden mußten, schrieb sich von seiner Vorliebe für die Schule des Lao-tse her, der er dadurch einen großen Dienst zu erweisen glaubte. Diese Dynastie endigte sich mit der gänzlichen Zersplitterung des Reiches, dessen Provinzen alle zusammen sich zu unabhängigen Staaten erhoben. Die Hiong-nu oder Hunnen, welche in der heutigen Mongaley wohnten, und wider deren Streifereyen eigentlich die große Mauer aufgeführt worden war, machten sich dieser innern Unruhen zu Nutze. Ihr Tan-ju oder Heerführer brach mit dreyhunderttausend Mann in Sina ein, und machte sich dasselbe wirklich zinsbar. Während dieser Unruhen endigte sich die Dynastie der Ta-tsin, und die Dynastie der Han trat an ihre Stelle.

5) Dynastie der Han.

Diese Dynastie, welche vierhundert sechs und zwanzig Jahr über Sina herrschte, ward von einem bloßen Ebentheurer, Namens Lieu-pan, gestiftet, der sich durch Raub, Mord und Verrath, auf den Thron schwang, durch seine gute weise Regierung aber die Wege vergessen machte, auf welchen er zur Regierung gekommen war. Unter dem Kaiser Wen-ti unterwarfen sich die Provinzen Quang-tong und Quang-si, und die innerlichen Unruhen, welche im hunnischen Reiche wüteten, machten es den Sinesen leicht, das Joch abzuwerfen, welches ihnen von den Hunnen war aufgelegt worden. Den Kaiser Wu-ti, welcher ohngefähr hundert und dreyßig Jahr vor der christlichen Zeitrechnung über Sina herrschte, zählen die Sinesen unter die besten Regenten ihres Reiches. Sie rühmen seinen Muth, seine Weisheit und seine Liebe zu den Wissenschaften. Wenn ihn gleich seine kriegerischen Neigungen zum Eroberer bestimmt zu haben schienen, so wußte er doch, seinen Ehrgeiz in den gehöri-

gehörigen Schranken zu halten, und blos die Sorge für den innern Wohlstand des Reiches beschäftigte die ersten Jahre seiner Regierung. Er ließ die alten Schriften sammeln, welche dem Sekteneifer des Schi-ho-ang-ti entgangen waren, und befahl den Gelehrten, sie wieder in den öffentlichen Schulen vorzutragen. Er schlug die Hunnen in verschiedenen Treffen, und ließ durch einen General die benachbarten Länder bereisen, der eilf Jahr mit dieser Reise zubrachte, und wahrscheinlich durch seine Erzählungen von den Reichthümern Indiens Ursache war, daß der Kaiser in Pegu, Siam, Kamboja und Bengalen Eroberungen machte. Ein andrer Kaiser aus dieser Dynastie machte Samarkand zinsbar, und unter dem Kaiser Wangwang, der zu des römischen Kaisers Augustus Zeiten regierte, waren den Sinesen alle Völker, von Korea an bis an das westliche Weltmeer unterworfen, und seine Nachfolger trieben diese Eroberungen noch weiter. Ming-ti, unter dessen Regierung auch die Religion des Fohe aus Hindostan nach Sina kam, bezwang die Völker von Khoten, und Ho-ti, sein Enkel, vernichtete die hunnische Monarchie, der Sina noch vor nicht ganz zweyhundert Jahren zinsbar gewesen war. Diese glücklichen Unternehmungen machten die Sinesen nach mehr und größern Eroberungen begierig, und Pantschao, der General, unter dessen Anführung diese Eroberungen gemacht worden waren, schickte ohngefähr im sieben und neunzigsten Jahre unsrer Zeitrechnung sogar einen seiner Offiziere bis an die Küsten des kaspischen Meeres, in der Absicht bis nach Ta-tsin, das ist, bis in die Länder des römischen Reiches vorzudringen. Der Ruf der Sinesen verbreitete sich auch durch alle diese Eroberungen soweit, daß ums Jahr 166 der christlichen Zeitrechnung, Gantun, König von

Ta-tsin, d. i. Antonin der Philosoph über Indien, Gesandte an den Kaiser Uon-ti schickte. So glänzend aber auch die Regierungen der Kaiser aus dieser Dynastie gewesen waren, ein so unglückliches Ende nahm doch die Dynastie. Ihre letzten Fürsten waren weichlich und grausam; es entstanden Faktionen, und zerrissen das Reich, um es zu theilen, bis nach einem verwüstenden Bürgerkriege, das drey in drey Theile zergliedert ward.

7) Dynastie der Tßin.

Neun und funfzig Jahr bestand diese gewaltsame Theilung, und die das Reich wieder unter ein Oberhaupt vereinigende Dynastie der Tßin herrschte hundert und fünf und funfzig Jahr über Sina. Die Prinze aus derselben waren weichlich, zur Regierung untüchtig und grausam. Dadurch entstanden wieder mehrere kleine Herrschaften, und endlich erfolgte das Nan-pe-tschao, oder eine gänzliche Zergliederung des Reiches in den Staat von Süden und von Norden.

8) Zertheilung des Reiches.

Sina war nun ein Schauplatz blutiger Unruhen, und die Geschichte desselben enthält zweyhundert und mehr Jahre lang nichts, als ein Gewebe scheußlicher Unthaten. Wir übergehen diese für uns ganz uninteressanten Begebenheiten mit Stillschweigen, und berühren nur das Merkwürdigste aus der Geschichte der beyden Reiche. Das nördliche Reich ward durch viele innerliche Kriege beunruhigt, und ward am Ende durch die Dynastie der Sui zu Grunde gerichtet. Das Reich von Süden war durch einen, aus dem niedrigsten Pöbel abstammenden Abentheurer gestiftet worden. Von seinen Nachkommen wird Wenti II. als ein gütiger und gerechter Fürst gerühmet, und ihm nichts als seine allzugroße Neigung gegen die Bonzen vorgeworfen. Er führte mit den Beherrschern des nördlichen

lichen Reiches blutige Kriege, und sein Ruhm breitete sich soweit aus, daß die meisten indischen Fürsten ihn mit Gesandtschaften beehrten. Sein Enkel Schün-ti II. wurde nach einer dreyjährigen Regierung von seinem Minister Siao-tao-tsching des Thrones entsetzet, und umgebracht. Die Familie dieses glücklichen Empörers behauptete den Thron nur drey und zwanzig Jahr, und ward auf dieselbe gewaltsame Weise von demselben gestoßen. Hehu-tschu war der letzte Regent dieses Reiches, ein weichlicher Fürst, der in seinem Pallaste verschlossen, blos den Vergnügungen nachhieng. Yangkien, der Stifter der Dynastie der Sui, der das nördliche Reich von Sina sich unterwürfig gemacht hatte, benutzte die Zerrüttungen, welche eine so weichliche Regierung hervorbringen mußte. Er schickte ein mächtiges Heer nach Süden, welches den Hehu-tschu in verschiedenen Treffen schlug, ihn gefangen nahm, und das ganze Reich ihrem Beherrscher eroberte, der dadurch wieder alleiniger Kaiser von ganz Sina ward.

9) Dynastie der Sui.

Der Stifter dieser Dynastie, welche Sina acht und dreyßig Jahr beherrschte, hatte sich ebenfalls, wie die meisten dieser Regenten, aus dem Privatstande empor geschwungen. Als Kaiser nahm er den Namen Wenti an, und die sinesischen Geschichtschreiber geben ihm das Lob eines klugen und gerechten Fürsten, der durch seine guten Veranstaltungen Sina sehr bald in einen blühenden Zustand versetzte. Er hatte das Unglück im vier und zwanzigsten Jahre seiner Regierung von einem seiner Söhne, Namens Yang-ti, ermordet zu werden. Dieser Mörder, der sein Verbrechen noch dadurch vergrößerte, daß er den eigentlichen Thronfolger, seinen älteren Bruder, ebenfalls ums Leben brachte,

regierte ganz so, wie man es von einem so entarteten Menschen erwarten konnte. Müde seiner Tyranneyen, ergriff das Volk überall die Waffen wider ihn, und ein Offizier Li-yuen, der Stifter der folgenden Dynastie, machte des Kaisers Enkel Yehu zum Kaiser, indessen er selbst sich mit dem Posten eines ersten Ministers begnügte. Yang-ti wurde in seinem Pallaste, von einem andern Aufrührer, mitten unter seinen Wollüsten ermordet. Liyuen, dem Kong-ti während dieser Zeit die Regierung überlassen hatte, nahm nun selbst den kaiserlichen Titel an, und war so glücklich, seine Nebenbuhler zu besiegen, und der Stifter einer Dynastie zu werden, welche Sina zwey hundert und neunzig Jahre beherrschte.

10) Dynastie der Tang.

Kao-tßu, so nennte sich Li-yuen als Kaiser, verminderte gleich bey dem Antritte seiner Regierung die Abgaben, und suchte das Reich, soviel als möglich, in Ruhe zu erhalten. Nach einer neunjährigen Regierung dankte er freywillig ab. Sein Sohn Tä-tsong I. war einer der größten Kaiser von Sina. Er war gewissermaßen der Wiederhersteller der Gelehrsamkeit in Sina, indem er in seinem Pallaste eine Akademie der Wissenschaften anlegte, in welcher man, unter Anführung der berühmtesten Lehrer, achttausend Schüler zählte. Beständig führte er die Worte in seinem Munde: ein Kaiser, der sein Volk unterdrücke und aussauge, um sich zu bereichern, sey einem Menschen gleich, der sein Fleisch zerstücken wolle, um seinen Magen damit zu füllen. Er bekam Gesandte von allen benachbarten Völkern, auch aus Persien, und von den Römern sogar. Nach seinem Tode kam Sina durch die Laster seiner Gemahlin, und einiger andrer in Verfall. Hiuen-tsong wurde durch seine Ein-

Einsichten und Tugenden der Wiederhersteller seiner Familie und des Reiches, und war klug genug, durch weise Vertheilung seiner Gunst sich alle Partheyen zu Freunden zu machen. Er war aber auch der erste, der den Verschnittenen des Pallastes an den Regierungsgeschäften Theil nehmen ließ; ein Versehen, welches in der Folge für das ganze kaiserliche Haus sehr traurige Folgen hatte. In den letzten Jahren seiner Regierung machte sich ein Aufrührer einen großen Theil des nördlichen Sina unterwürfig, den auch sein Sohn, Sa-tsong, erst gänzlich bezwingen konnte. Unter des King-tsong Regierung zeigten sich die traurigen Folgen von der großen Gewalt, welche den Verschnittenen war eingeräumt worden. Sie entsetzten ihn des Thrones, und besetzten von nun an den Thron nach ihrem Gutdünken. Die ohnmächtigen Kaiser riefen endlich sogar einen Haufen Straßenräuber wider die Verschnittenen zu Hülfe, deren Oberhaupt Tschuwen auch ihre Macht vernichtete, bald aber wenigstens ein eben so gefährlicher Feind ward, und zuletzt den Kaiser Tschao-tsang, und seinen Sohn Gnäti umbringen ließ.

Tschu-wen nahm nun den Namen Tä-tsu an, und ließ sich selbst als Kaiser ausrufen, besas aber nur zwey Provinzen, indem alle übrige eben so viel unabhängige Königreiche waren. Er wurde nach einer sechsjährigen Regierung von seinem eignen Sohne getödtet, der etliche Monate darauf von seinem jüngern Bruder umgebracht wurde; dieser jüngere Bruder aber verlor ein Treffen gegen einen der kleinern sinesischen Könige, und entleibte sich aus Verzweiflung mit eigener Hand. 11) Dynastie der Leang.

Die Geschichte der Dynastien, Hehu-tang, Hehu-tsin und Hehun-han, welche zusammen 12) Drey Dynastien.

sechs bis sieben und zwanzig Jahre über Sina herrschten, enthält keine merkwürdigen Begebenheiten. Der Stifter der darauf folgenden Dynastie

14) Dynastie Hehu-tschehu.

Hehu-tschehu, Tä-tsu II. nahm, da er keine eigenen Kinder hatte, den Schi-tsong an Kindesstatt an. Dieser Mann, dem seine Geburt kein Recht zur Krone gab, machte sich derselben durch seine Tugenden und Talente vollkommen würdig. Und wirklich müssen seine Verdienste sehr groß gewesen seyn, da verschiedene kleine Fürsten, welche sich seit geraumer Zeit unabhängig gemacht hatten, dadurch bewogen wurden, sich freywillig der kaiserlichen Herrschaft wieder zu unterwerfen. Sein Sohn und Nachfolger blieb nur einige Monate Kaiser, da, weil man ihn für unfähig zur Regierung hielt, sein Minister Tschao-quang mit der kaiserlichen Würde bekleidet ward.

15) Dynastie der Song.

Tschao-quang bestieg unter dem Namen, Tätsu III. den Thron von Sina, auf welchen er alle Eigenschaften mitbrachte, welche an Fürsten hochgeschätzt werden. Er befahl, daß die vier Thore seines Pallastes, welche gegen die vier Weltgegenden gerichtet waren, stets offen gelassen werden sollten, denn ich will, setzte er hinzu, daß mein Haus meinem Herzen gleiche, welches allen meinen Unterthanen offen steht. Seine Gelindigkeit bewog zehn kleine Fürsten, welche sich vom Reiche losgerissen hatten, daß sie sich demselben wieder unterwarfen, und sein Ruf verbreitete sich in alle Länder Asiens, aus welchen überall Gesandte ihm zu sehen und zu bewundern, kamen. Dieser vortreffliche Kaiser starb im Jahre 976 der christlichen Zeitrechnung. Unter seiner, und den folgenden Regierungen ward Sina häufig durch tatarische Einfälle beunruhigt, daher sich auch einige Kaiser zu einem

einem jährlichen Tribute verstanden. Hoeh-tsong, der ums Jahr 1100 den Thron bestieg, ein mehr gelehrter als staatskluger Fürst, suchte sich dadurch von diesem Tribute zu befreyen, daß er mit dem Tatarn von Niü-tsche ein Bündniß schloß. Nun halfen ihm zwar diese Tatarn das Königreich Leao-tong, dem er hatte Tribut entrichten müssen, zu Grunde richten, setzten sich aber dafür in den nördlichen Provinzen von Sina fest, nahmen den Kaiser durch Hinterlist gefangen, und führten ihn in die Wüste Kobi, wo er bis an seinen Tod verbleiben mußte. Auch unter der Regierung seines Sohnes Kin-tsong, setzten sie ihre Eroberungen fort, eroberten die Hauptstadt, nahmen auch den neuen Kaiser gefangen, und bemeisterten sich aller nördlichen Provinzen.

Koo-tsang, der ihm folgte, zog sich nun in den südlichen Theil des Reiches zurück, und erlegte nebst seinen vier ersten Nachfolgern dem Niütsche einen jährlichen Tribut, um im ungestörten Besitz der Reste des Reiches bleiben zu können. Der fünfte seiner Nachfolger rief die Mungln zu Hülfe, verwechselte aber nur die Feinde, indem diese, nachdem sie die Niü-tsche gänzlich aufgerieben hatten, die nördlichen Provinzen nicht allein für sich behielten, sondern auch in die südlichen einfielen, eine Stadt nach der andern eroberten, und sich Meister von ganz Sina machten.

16) Mogolische Dynastie der Yüen.

Kûblai-Khan, den die Sinesen Schi-tsû nennen, und der ein Enkel des großen Dschingis-Khan, war der erste der mogolischen Beherrscher von Sina. Ihm folgten noch neun andre mogolische Kaiser, welche zusammen drey und neunzig Jahr, alle aber so vortrefflich regiert haben, daß Sina nie eine so ununterbrochene Reihe guter Kaiser

ser gehabt hat. Blos darinnen haben diese Fürsten gefehlet, daß sie in Sina ihrer Tapferkeit vergaßen, und durch allzustarke Anempfehlung der sinesischen Sitten, ihre Mogoln zu Weichlingen machten, wodurch auch der letzte Kaiser dieser Dynastie, Schün-ti, ausser Stand gesetzt war, das Reich zu behaupten, und den Thron der Dynastie der Ming überlassen mußte.

17) Dynastie der Ming.

Tschu, der Stifter dieser Dynastie, und der Befreyer seines Vaterlandes vom Joche der Ausländer, war nichts als Bedienter in einem Bonzenkloster. Zu ihm sammelte sich ein Haufen misvergnügter Sinesen: er ward ihr Oberhaupt, und bemächtigte sich endlich der Stadt Nan-king. Der Sieg begleitete alle seine Unternehmungen, und da er noch überdies sich die Liebe des Volks, und die Achtung der Großen zu erwerben wußte, so war es jedermann zufrieden, als er sich 1368 in Nan-king, als Kaiser ausrufen ließ. Von dieser Zeit an verloren die Mungln ein Treffen nach dem andern, so daß sie endlich Sina gänzlich verlassen, und zusehen mußten, wie Tschu, der unter dem Namen Hong-wu oder Tä-tsu IV. bekannt ist, im ruhigen Besitze der Krone blieb. Sein Ruhm zog ihm Gesandtschaften vom Timur-leng, und dem konstantinopolitänischen Kaiserhofe zu, und seine ganze Regierung zielte blos dahin ab, seine Unterthanen zu bessern, und glücklichern Menschen zu machen. Er starb nach einer ein und dreyßigjährigen Regierung, und seine Dynastie, welche noch funfzehn Kaiser hatte, herrschte zweyhundert sechs und siebenzig Jahr über Sina. Sein Enkel und Nachfolger, Kien-wen-ti, ward nach einer vierjährigen Regierung von dem Yong-lo, einem Bruder des verstorbenen Kaisers, des Thrones entsetzt, und

bey

bey Eroberung der Hauptstadt, durch eine im Pallast entstandene Feuersbrunst verbrennt. Yong-lo nahm nun den Namen Tsching-tsu an, und ward einer der besten Kaiser, welche Sina gehabt hat. Unter der folgenden Regierung fielen die Tatarn wieder in Sina ein, und den vierten Kaiser nach Tsching-tsu, Tsching-tong mit Namen, der sie in ihrem eigenen Lande aufsuchen wollte, nahmen sie gar gefangen. Unter Wut-song III. unruhvoller Regierung kam Fernand Perez de Andreade, ein Portugiese, unter allen Europäern zuerst über Ostindien 1517 nach Sina, auch kam 1550 oder 1551 der große Heidenbekehrer, Franz Xavier, dahin, welcher aber, ehe er den Sinesen das Evangelium predigen konnte, auf der Insel San-cian starb. Unter der Regierung des Kaisers Schintsong II. regten sich die Ueberbleibsel der Tatarn von Niütsche, welche gegenwärtig unter dem Namen der Mandschu, Sina beherrschen. Die Sinesen überließen ihnen 1586 einige Plätze in Leatong, welche ihnen der sinesische Statthalter dieses Landes, einige Zeit darnach mit gewaffneter Hand wieder abnehmen wollte, woraus, so wie aus andern ihnen erwiesenen Mishandlungen ein Krieg entstand, in welchem sie sich Meister von verschiedenen festen Plätzen machten. Mitten in diesem Kriege starb der Kaiser Schin-tsong II. nachdem er acht und vierzig Jahr regiert hatte. Der Krieg dauerte unter den folgenden Regierungen mit ziemlich abwechselndem Glücke fort, so daß bald die Sinesen, bald die Tatarn die Oberhand hatten, bis im J. 1636 die Tatarn auf einige Zeit wirklich Sina zu bekriegen aufhörten. Nun würde sich das Reich wahrscheinlicherweise wieder erholt haben, wenn nicht innerliche Empörungen in demselben ausgebrochen wären. Der Mächtigste unter diesen Aufrührern war Listsching,

sching, ein Mensch von niedriger Abkunft, der aber alle Eigenschaften eines großen Bösewichts besas. Er erschien an der Spitze einer beträchtlichen Armee, machte wichtige Eroberungen, und nahm endlich den geraden Weg nach Pe-king. Kaum hatte er drey Tage vor dieser Stadt gestanden, als ihm einige Verräther die Thore eröffneten, worauf sich die Kaiserinn und viele Große des Hofes mit eigener Hand entleibten. Der Kaiser Tson-sching wollte sich mit sechshundert Mann seiner Leibwache retten, da ihn aber diese feigen Leute verließen, ermordete er seine Tochter, und erhieng sich selbst an einen Baum. Alles demüthigte sich nun für dem Empörer List-sching. Nur der Prinz Usan-gueh wollte ihn nicht für Kaiser erkennen, und rief deshalb die Tatarn von Niü-tsche, oder die Mandschu zu Hülfe. Die Tatarn schlugen den List-sching, und ernennten nun einen Prinzen ihrer Nation, Namens Schün-tschi, zum Kaiser.

18) Dynastie der Tsing.

Diese Dynastie besteht noch bis jetzo, und Sina hat bey der ganzen Staatsveränderung nichts verloren, als die Ehre, von eingebornen Prinzen beherrschet zu werden. Seit Schün-tschi, welcher sich durch lange und blutige Kriege die Alleinherrschaft über Sina erfechten mußte, haben noch drey Kaiser dieser Dynastie regieret. Kang-hi, welcher bis 1722 regierte, war einer der größten Kaiser, welchen Sina gehabt hat. Ihm folgte Yong-tsching, und diesem 1735 Kien-long, welcher noch bis gegenwärtig regieret.

VII.

Japan.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049913/phys_0703
DFG

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049913/phys_0704
DFG

a) Allgemeine Landesbeschaffenheit.

Beynahe sollte man glauben, die Natur habe diese Inseln zu einer besondern Welt bestimmt, indem sie dieselben, ausser aller Verbindung mit andern Theilen der Welt setzte, theils ihren Zugang durch Berge, steile Felsen, und ungestüme Meere erschwerte, und theils um aller fremder Hülfe entbehren zu können, alle Nothwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens darinnen mit einander verband, so daß sie des Handels und des Umganges mit fremden Nationen gar nicht benöthiget sind. Diese Inseln, oder wie wir in der Folge sagen werden, dieses große japanische Reich, welches von seinen Einwohnern Nipon oder Sipon genannt wird, liegt auf der äussersten östlichen Spitze von Asien, ohngefähr 40 Meilen von den Küsten von Korea, in einer sich nie gleichbleibenden Größe, da es überhaupt genommen, zwar schmäler als lang ist, indem die Länge von der Provinz Josen an, bis zum äussersten Ende der Provinz Osin, über 200 deutsche Meilen in gerader Linie beträgt, ohne der Küsten, und weit entferntern Inseln zu gedenken, welche mit unter der Herrschaft des japanischen Kaysers stehen.

Ueberhaupt genommen, versteht man darunter drey große, und eine starke Anzahl kleiner Inseln, wovon die größte, die Insel Niphon, von Osten gegen Westen 230 Meilen, und die Breite von Süden gegen Norden 35, 50 bis 100 Meilen beträgt. Ein schmaler Kanal oder Meerenge, voll von Inseln und Felsen, scheidet diese von der an-

dern Insel Kimo oder Saikoff genannt, etwa 75 Meilen im Umfange, und zwischen der erstern und andern liegt Sikoff, die dritte große Insel; alle zusammen aber umgiebt eine unnennbare Menge anderer Inseln, davon einige sehr klein, voller Felsen, und unfruchtbar sind, andere groß, reich und an nichts Mangel leiden.

Wäre auch die Behauptung der Japaner etwas zu stolz, daß nämlich ihr Land die glücklichste und angenehmste Himmelsgegend hätte; so ist doch soviel bewiesen, daß mit einiger Ausnahme das Klima gemäßigt ist. Plötzliche Veränderungen machen manche Ausnahme, heftige Kälte im Winter, große Hitze in den Sommer-Monaten, langer Regen, hier mehr als im Morgenlande gewöhnlich, machen mehr unangenehme als heitere Tage; öfterer Donner, von dem unruhigen und stürmischen Meere her kommende Winde, sind nicht immer angenehm, und also kann allenfals ein an sein Klima gewöhnter Japaner, gar wohl die Luft rein, gesund und vortrefflich finden, welche uns Ausländern minder zuträglich seyn würde.

Ein rühmlicher Fleiß der Einwohner, und eine glückliche Bewässerung von Quellen, Flüssen, Seen und mineralischen Wassern, hat selbst den von Natur bergigten und untragbaren Boden so sichtbar umgeschaffen, daß sie itzt alles haben, und alle Vortheile von ihrer Händewerk genießen, die sie bey ihrer andern Tugend, der Genügsamkeit, nur zu fordern scheinen. Der vornehmste Fluß im Lande ist der Yankon, der von Abend gegen Morgen fließt, und sich endlich bey der Stadt Yeddo in das östliche japanische Meer stürzet. Nicht genug, daß sie von dem Einbringen ihres Bodens und

ihrer

ihrer Produkte, hinlängliche Vortheile genießen, sie überlassen auch andern ihren Ueberfluß.

Es wachsen zum Beyspiel verschiedene Arten Reis, Weizen, Gerste, Bohnen, Hirse, Melonen, Feigen, Orangen, Zitronen nebst andern Obst, vortrefflicher Thee, und manche Gattung von Blumen und Kräutern. Die meisten Arten Bäume, so in Sina angetroffen werden, sind auch hier zu finden, und manche, als z. B. die Cedernbäume, übertreffen hier alle andre in Indien, an Höhe, Schönheit und gerader Länge. Der Maulbeerbaum, Firniß- Lorbeer- Kampher- Kastanienbaum, das Bambusrohr, viele Bäume, die Wolle tragen, denen besondere Gegenden angewiesen sind, und dergleichen mehr, sind theils Früchte ihrer nicht ungünstigen Himmelsgegend, theils ihres unermüdeten Fleißes. Ein anderer, und eben so auffallender Beweis ihres unerschütterlichen Eifers ist, daß kaum viel mehr Völker, so kluge und absichtsvolle Einrichtungen in dem Ackerbau zu treffen wissen, als eben sie, die sie nicht nur wenig große Ebenen zu Triften einräumen, sondern sogar den Bergen und Hügeln einige Fruchtbarkeit an Getraide, Reis und Hülsenfrüchten, nebst einer überflüßigen Menge von Küchengewächsen, abnöthigen. Selbst aus den Meer-Gewächsen suchen sie als Landes Einwohner Nutzen zu ziehen, und da sie die Geschicklichkeit besitzen, mit großer Geschwindigkeit in die Tiefe des Meeres zu fahren, und von da die Gewächse hervor zuholen, so werden sie auch allgemein als Landesprodukte angesehen und genoßen.

Auf diesen ihren grasreichen Wiesen, und durch Kunstfleiß angebrachten großen Gehölzen und Wäldern, den langen Rücken der Gebirge, welche eben-

falls zu Wiesen umgeschaffen werden, befindet sich eine ziemliche, wenn auch nicht überflüßige Anzahl von Rindern, Büffeln, Schafen und Schweinen. In großer Anzahl werden die Pferde gezogen, allein nicht ihr großes Gebäude, sondern vielmehr ihre Schnelligkeit und Schönheit macht sie erheblich. Eben so haben ihre Wälder Ueberfluß von wilden Thieren, als Elephanten, welche auch in Flecken und Städten, als zahm erzogen werden; allein von Löwen, Tigern oder andern Raubthieren sind sie befreyet, so wie von andern schädlichen Insekten, mit Ausnahme eines sehr schädlichen Wurmes, der unter dem Namen der weißen Ameise, bekannt ist. Weiß ist er wie Schnee, und selten ohne eine zahlreiche Gesellschaft zu finden, für deren Freßbegierde nichts, als Steine und Mineralien sicher ist. Kommen sie einmal in die Waaren der Kaufleute, denn ist der Schade unbeschreiblich, und nur ein einziges schwaches Gegenmittel kann sie davon abhalten, wenn man nämlich die Waaren mit Salz bestreuet. Uebrigens leben sie mit unsern europäischen Ameisen gleichsam in tödtlichen Hasse, so, daß wenn beyde zusammenkommen, heftige Anfälle geschehen, bis die schwächere der stärkern Macht weichet. Dabey können sie die Luft nicht vertragen, daher sie sich auf ihren Wegen, eine Art bedeckten Gang bauen, welcher sie deckt, und Aehnlichkeit mit einem Wespennester hat. Ein ungleich nützlicheres Insekt würden wir übergehen, wenn wir des Seidenwurmes nicht gedächten, dessen Nutzen schon an vielen Orten, von großer Erheblichkeit ist, und der im gegenseitigen Verhältniß alle Vermehrung verdienet. Ingleichen als eine Seltenheit, die wegen ihrer schönen Zeichnung, und wegen ihres vortrefflichen Gesanges, seltene Nachtigallen. Sehr große und

schöne

schöne Enten, mit Kronen auf dem Kopfe, und in mannigfaltiger Farbe. Ingleichen die Nachtfliege, von seltener Schönheit. Der zitternde Baum, welcher reihenweise an einem Busche, über hundert Blumen von verschiedenen Farben, fast wie in unsern Gegenden die Stachelbeerblüthen, trägt, welche Blumen einen sehr angenehmen Geruch von sich geben. Bey der geringsten Berührung der Zweige bewegt er sich, und zittert dermaßen, als ob er von dem stärksten Winde erschüttert würde, ohngeachtet er dicker als eine Espe wächst.

Japans größter Reichthum liegt in dem Innern seiner Erde verborgen. Kein Reich kann sich mit seinen mannigfaltigen Metallen und Mineralien messen, kein Reich so große und ergiebige Gold- Silber- Kupferminen aufweisen, und die große Anzahl warmer Bäder, die man hier antrift, nebst den feuerausstoßenden Bergen, zeigen sattsam, wieviel Schwefel und andre Mineralien, in erstaunlicher Menge, in den Eingeweiden der Erde anzutreffen seyn müssen, abgerechnet desjenigen Schwefels, der an verschiedenen Orten in erstaunlicher Menge gegraben wird. An Agath- Edelsteinen und Perlen hat Japan eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums kennen gelernt, seitdem sie die Sineser aufmerksam darauf gemacht, und durch einen sehr hohen Abkauf ihren Gewinn gereizt haben. Man findet sehr vielen grauen Ambra, rothe und weiße Korallen, vortreffliche Perlen, besonders in der Gegend von Saikokf, am Ufer des Meeres, das an die Provinz Satsinna gränzt, am Meerbusen von Oenura, und an den Küsten von Japan; ingleichen auch Bernstein. So unermeßliche Ausbeute die Gold- und Silber-

minen liefern würden, so dürfen sie doch nie, ohne die Erlaubniß des Kaisers geöffnet werden, wovon allemal zwey Drittheil des Gewinnstes ihm zugehöret. Die übrigen Metalle, als Kupfer, ist nicht nur sehr häufig, sondern wird auch allgemein gegraben, hat eine besondere Geschmeidigkeit, ist goldhaltig, und das beste in der bekannten Welt. Ximo liefert feines weißes Zinn, das alles Ansehen des Silbers hat, auch gutes Eisen, aber das letztere nur nicht in sehr großer Menge.

Alle diese unterirdischen Schätze sind aber auch mit einer sehr großen Anzahl Uebel verbunden, die durch ihre öftere große Verwüstung, jene seltenere Ausbeute verbittert. Man zählt nicht weniger als acht Vulkane oder feuerspeyende Berge in Japan, unter denen einige schreckliche Scenen geliefert, ja seit einigen Jahrhunderten ohne Unterlaß, Ströme von Feuer und Flammen von sich geworfen haben. Nahe bey Firando, wo ehedem die Holländer ihr Lagerhaus hatten, liegt eine kleine Felseninsel, die seit vielen Jahrhunderten, durch heftige Erdbeben erschüttert und furchtbar gemacht worden ist. Satsuma gegenüber liegt eine andere kleine Insel, welche bey den Japanern Fuogo, auf unsern Karten aber Vulcanus heißt, auf dieser ist ein Vulkan, der schon seit etlichen Jahrhunderten wechselsweise Feuerflammen ausgeworfen hat. Auf der Spitze eines Berges, in der Provinz Figo, zeigt sich eine große Oeffnung, wodurch ehedem Feuer und Dampf ausgestoßen worden ist. In einem andern Orte, in derselben Provinz, Namens Aso, berühmt wegen des Tempels, welcher dem eifersüchtigen Gott von Aso erbauet worden ist; in dessen Nachbarschaft fährt beständig Feuer aus einem Berge, welches zwar nur mehr zur Nachtzeit gesehen wird. In

der

der Provinz Tsikuken, nahe bey dem Orte Kuganosse, äussert sich ein anderer Feuerberg. Auch hat man bemerkt, daß ein schwarzer, dicker und stinkender Dampf aus der obersten Spitze des Berges Fesi, in der Provinz Suruga, hervorkömmt, ein Berg, dem nur der Pico auf der Insel Teneriffa vorzuziehen ist, dessen Höhe, Gestalt und Schönheit wohl das Meisterstück in der Natur genannt werden kann. Seine oberste Spitze ist stets mit Schnee bedeckt, der, wenn er zu schmelzen anfängt, und wenn die Dünste durch widrige Winde herumgetrieben werden, eine seltene Figur bildet. Ehedem sollen die Flammen aus der obersten Spitze hervorgekommen seyn, jetzt aber nachgelassen haben, seitdem die Gewalt des Feuers eine Oeffnung in den Berg gemacht hatte. Ein anderer hoher, rauher und feuerspeyender Berg, nahe bey Simabara, heißt Unsen, dessen Spitze beständig kahl und aschgrau aussieht, welches von dem Uebermaaß des in ihm und um ihn befindlichen Schwefels herkömmt. Man glaubt, der Berg stehe stets im Feuer, da so gar das Regenwasser, welches von ihm herabläuft, gleichsam siedend ist, und ein unerträglicher Schwefelgeruch auf viele Meilen weit verspürt werden kann. Um diesen Berg giebt es gewisse warme Bäder, die bey den Japanern als bewährte Mittel gegen venerische Krankheiten angesehen werden, wovon aber einige so heiß sind, daß sie siedendes Wasser übertreffen. Dies sind die Seltenheiten und Schrecknisse der Natur, für welche die Japaner zum Glück so abgehärtet worden sind, daß sie selten in große Furcht gesetzt werden, es sey denn, daß diese Ausbrüche zu groß werden, sonst hilft ihnen der Aberglaube dieses Uebel ungemein ertragen, und viele von ihnen halten dafür, die Ursache dieser Erderschütterung, sey nichts anders, als der

Hauch eines unter der Erde befindlichen großen Wallfisches, der bey seiner Bewegung diese Erschütterung verursachte.

b) Einwohner.

Man muß sich begnügen, zu wissen, daß Japan eine sehr große Anzahl Einwohner hat: wie viel ihrer aber eigentlich sind, kann aus sehr gegründeten Ursachen nicht genau bestimmt werden. Erstlich haben Empörungen und Erdbeben die alte Gestalt in sehr vielen abgeändert, die Anzahl der Menschen und ihre Wohnorte vermehrt oder verringert, zweytens hat es die Regierung, so monarchisch sie auch ist, nie dazu kommen lassen, es sey nun, daß sie es aus politischen Ursachen, und um der Ausländer willen nicht gethan habe, oder weil sie es nie für wichtig angesehen hat, und endlich, wehe dem Fremden, der sich in ihrer Mitte nach solchen Nachrichten erkundigen wollte. So unmöglich er Gewißheit davon erfahren würde, so wenig würde er, wenn es ja geschehen wäre, ihrer strengsten Rache entkommen. Nur aus einzelnen Umständen, aus der Anzahl ihrer Städte und Dörfer, aus der großen Volksmenge mancher einzeln großen Stadt, aus ihrem großen Kriegsheer, und aus der sehr großen Anzahl Reisenden, die aus Frömmigkeit, heilige Wallfahrten anstellen, und den richtigen Schluß bestätigen, daß das Land überaus volkreich sey, können wir auf ihre Bevölkerung schließen. Wenn die jährlichen Einkünfte des Kaisers auf 283 Millionen betragen; wenn sein Kriegsheer aus mehr als etliche hunderttausend Mann bestehet; wenn die Anzahl der Städte nur allein auf Niphon gegen 13000, der Dörfer aber über 909858 sind, in vorigen Zeiten wohl funfzig Königreiche waren, deren jedes seinen eigenen König hatte; so darf man sich fast die Anzahl nach solchen Verhältnissen will-

willkührlich groß entwerfen, und man wird sich selten irren.

c) Kultur.

Eine so große Anzahl Menschen erfordert dahero nicht nur eine große Aufmerksamkeit auf den Landbau, sondern auch ihre Abneigung, sich mit fremden Nationen einzulassen, erfordert, daß sie diesen Mangel, durch ihren eigenen Fleiß zu ersetzen trachten, und wie unermüdet sie hierinne sind, haben wir schon oben erwähnet. Man wird wenig unfruchtbare oder sumpfigte Gegenden finden, die nur auf Menschenhände warteten, um Früchte zu bringen; vielmehr lassen sie sich keine Mühe abschrecken, die unwegsamsten oder unebensten Flecken, zu tragbaren Aeckern zuzubereiten. Die Frucht der Erde, welche der Japaner bester Unterhalt ist, wird Gokoku genannt, welches soviel heißt, als die fünf Früchte der Erde: je nachdem diese wohl oder mißrathen, schätzt man auch die Güte des Bodens, die Fruchtbarkeit der Jahre, und den Reichthum des Besitzers. Sie bereiten hiervon ihre besten Speisen, und werden dadurch für das Verbot, Fleisch zu essen, schadlos gehalten, ein Verbot, welches ihnen die Gewohnheit und die Religion auflegt. Unter diese fünf Früchte gehöret erstlich der Reis, welcher nach der Landesgüte, in verschiedenen Gattungen wächst, und wo der beste davon, dem indianischen weit vorgehet. Er ist nicht nur ausnehmend weiß, sondern führt auch eine besondre Nahrhaftigkeit bey sich, daß Fremde, die ihn nicht gewohnt sind, mit sehr wenigem gesättigt werden. Zweytens das große Getraide, welches bey uns Gerste heißet, und auch bey ihnen meist zur Fütterung für Zuchtvieh und Pferde angewendet, selten aber in Kuchen gebacken wird. Das dritte ist vielmehr blos zum Kuchenbacken bestimmt, und

wird das kleine Getraide genannt. Nächst dem Reis schätzen sie das vierte Lebensmittel am meisten, und zwar Daid oder Bohnen, welche von der Größe der türkischen Erbsen sind, ja sie bereiten hieraus dasjenige, was sie Midsu nennen, und dessen sie sich statt der Butter, vielfältig an den Speisen bedienen. Endlich das fünfte sind die So oder Bohnen, welche auf dieselbe Art, wie die Wolfsbohnen wachsen: sie sind weiß, und haben etwas ähnliches mit den Linsen, auch werden aus ihrem mit Zucker abgekochten Mehl, allerhand Kuchen bereitet.

Eine so auffallende Thätigkeit und eine so unermüdete Sorgfalt, an nichts Mangel zu leiden, könnte auch den größten Einfluß auf ihre Manufakturen und Handel haben, wenn nicht die oben genannten Hindernisse, nämlich eine zu große Absonderung von andern Nationen, ihren Fleiß und Mühe entkräfteten. Beynahe aber ist es mehr Mißtrauen als Absonderung zu nennen, denn die Behandlung gegen Fremde wird uns in der Folge Beweise davon geben. Man irrt sich, wenn man die Japaner für Leute hält, die wenig oder nichts mit ihren Produkten anzufangen wissen, vielmehr äussern sie in allen Arten der Geschicklichkeit und des Verstandes große Talente, die nur darauf zu warten scheinen, daß ihre Wirksamkeit in Freyheit gesetzt werde. Sie verfertigen seidene, baumwollene und andere Zeuge von vorzüglicher Schönheit und Güte, künstliche Sachen von Elfenbein und Metallen, sehr schönes Porzelan, welches besser gemalt und gebrannt ist, als das sinesische, ehedem auch in Deutschland viel Verehrung fand, ja alle ihre Arbeiten werden wegen ihres guten Ansehens und ihrer dauerhaften Güte allemal mehr

geschätzt,

geschätzt, als der Sineser. Allein auch hiervon sind Ausnahmen zu machen, als z. B. die Manufakturen zu Nangasaki sind lange nicht so gut, als in andern Gegenden des Reiches, und demohngeachtet sind sie daselbst sehr theuer, wie wohl von Gold- und Silberwaaren hier nicht die Rede ist, welche hier mehr nach dem Geschmack der Ausländer, als der Einheimischen verfertiget, und sehr schön zubereitet werden. Hierher gehört ihre künstliche Bereitung des Papieres. Es wird von der Schaale junger Sprößlinge, die aus dem Stamme eines Baumes, Kanschey genannt, herausgewachsen sind, ein Brey gekocht, und aus diesem eine Materie zubereitet, woraus so gutes Papier, als das europäische verfertiget werden kann.

Demohngeachtet ist ihr Handel geringe, und das aus Ursachen, weil es die dahin handelnden Nationen anfänglich selbst versehen haben, und jetzt eine unversöhnliche Abneigung gegen alles, was Christen heißt, diesen Argwohn begünstiget, und von der Regierung streng verboten wird. Um nur vorläufige Kenntnisse der Geschichte und des Handels nach Japan zu erhalten, führen wir folgende Thatsachen an. Die Europäer lernten Japan erst in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts kennen, da einige Portugiesen durch Sturm auf ihrer Reise von Siam nach Sina, an die japanischen Küsten geworfen, und daselbst von den Einwohnern sehr freundlich aufgenommen wurden. Ohne viele Mühe erhielten sie die Erlaubniß, Handel nach Japan zu treiben, und brachten Jesuiten als Glaubensprediger hin, welche sich, wie in andern Ländern des Orients, durch ihre mathematische und besonders astronomische Kenntnisse, viel Achtung erwarben, und in ihrem Bekehrungsgeschäfte ganz glücklich waren,

ren, wie denn im Jahr 1585 eine japanische Gesandtschaft bey dem Papst zu Rom erschien. Dabey gieng auch die Handelschaft sehr gut für die Portugiesen, indem sie lange Zeit, jährlich mehr als drey Tonnen Goldes, aus diesem Reiche wegführten. Dieser glückliche Zufall währte bis gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts, wo durch die Verläumdung der Bonzen, durch den Stolz des vom Papst gesetzten japanischen Bischofs, und durch die Thorheit eines spanischen Piloten, der sich vernehmen ließ, sein König mache in den entferntesten Ländern durch geistliche Christen und durch Soldaten, so wie durch die Neubekehrten, sich die Länder unterwürfig, ganz natürlich Haß gegen die Missionarien, und gegen die Christen Verfolgung erregt werden mußte. Indessen hatte doch der portugiesische Handel seinen Fortgang, bis durch die Holländer, die sich 1609 auch in Japan einfanden, ein Brief erdichtet, oder wirklich entdeckt wurde, worin allerhand gefährliche Anschläge auf den Staat, und wider des Kaisers Leben zum Vorschein kamen, welche die Christen in Japan, mit Hülfe der Portugiesen, ausführen würden. Es mochte nun Wahrheit oder Erdichtung zum Grunde liegen, genug daß ihm die Regierung Glauben beymaß, und 1637 Befehl ertheilte, daß die Portugiesen, deren Handelsleute schon in die Insel Desima eingeschränkt waren, (die man zu dem Ende in den Hafen zu Nangasaki, erst durch Menschenhände angelegt hatte,) gänzlich aus Japan verbannt seyn sollten. Hierauf entstand 1638 eine Empörung der Christen in diesem Reiche, die aber durch Beyhülfe der Holländer bald gedämpft ward. Die Christen wurden ohne Verschonen getödtet, und der Verbannungsbefehl wider die Portugiesen wurde 1639 aufs strengste vollzogen, zugleich allen Fremden,

den, nur die Holländer ausgenommen, der Handel im Reiche verboten. Es versuchten zwar die Portugiesen im Jahr 1642 von neuem Zutritt zu erhalten; allein eben so vergebens, als in der Folge 1647 dieses Ansuchen durch eine Anzahl von 74 Personen erneuert wurde, wovon die letzten noch das Schicksal erfuhren, daß 61 von den Weißen geköpft, und die übrigen Schwarzen zurück geschickt wurden, jener Schicksal zu verkündigen. Zwar hatten die Holländer im Jahr 1630 beynahe dasselbe Schicksal, wie die Portugiesen erfahren, und zwar wegen des Uebermuthes, den ein Offizier der Kompagnie, Peter Nuytus, als Gouverneur der Insel Formosa, gegen zwey japanische Schiffe ausgeübt hatte. Allein die Sache wurde durch Nachgiebigkeit des Rathes von Indien 1634 beygelegt, und nach Verbannung der Portugiesen, blieben sie die einzige europäische Nation, die in Japan erscheinen durfte. Doch da sie sich wegen der auf der Insel Firando angelegten Befestigung eben so verdächtig machten, als die Portugiesen, so mußten sie diese Insel räumen, und sich, gleich den Portugiesen, in Desima einschließen lassen, wie es noch bis jetzt geschiehet, wo sie sich daselbst alles öffentlichen Gottesdienstes enthalten, weder Sonn- und Festtage, noch den Gebrauch des Namens Jesu, das Zeichen des Kreuzes und dergleichen, in Gegenwart der Japaner blicken lassen dürfen, und alles, was nur dem Christenthum ähnlich sieht, vermeiden müssen. Man erlaubt ihnen nicht einmal, über die Brücke zu gehen, die Desima mit Nangasaki verbindet. Lange Zeit erlaubte man ihnen nicht, ihre Todten zu begraben, sondern sie wurden in die See geworfen. Alle japanische Aufseher, Banjosen genannt, und alle Beamte müssen sich durch einen Eyd verpflichten, daß sie bey den Geschäften

mit

mit den Holländern, nichts von Neigung oder Vertraulichkeit blicken lassen wollen. Der einzige Hafen, wo fremde Schiffe einkommen dürfen, ist Nangasaki, und die Oberbanjosen sind fast mit den Mandarinen in Sina zu vergleichen. Es wird ihnen allezeit ein Platz im Schiffsverdeck eingeräumt, und einige derselben, (denn sie lösen einander ab) müssen stets gegenwärtig seyn, wenn fremde Schiffe ankommen, um genaue Obacht zu haben, was ein und ausgeladen wird. Ihrer Aufsicht entgeht nichts, sie zählen die Mannschaft, sie geben denen, so ans Land wollen, Pässe, und statten täglich von ihren Verrichtungen auf den fremden Schiffen, Bericht an den Gouverneur von Nangasaki ab. Sie haben die strengsten Befehle der Aufsicht: allein nichts gleicht auch ihrer pünktlichen Ausführung. Man schneidet die Betten auf und durchsucht sie, selbst die Breter der Küsten, welche Waaren enthalten, werden sorgfältig untersucht, ob sie etwan Contreband bey sich führen möchten. Butter, eingemachte Sachen, werden mit eisernen Instrumenten zerstochen, ja sogar Eyer werden zerbrochen, und zu geschweigen, welche Aengstlichkeit in der Aussuchung der Personen vorgenommen wird. Die Regierung hat dem Oberaufseher eine sehr große Gewalt über diese Handelsleute eingeräumt, und die 150 Personen, unter deren Augen die ganze Insel ist, auch holländische Dollmetscher heißen, sind mit gutem Vorbedacht von der Regierung so zahlreich bestimmt, damit den Holländern die Erlernung der Landessprache unnütz gemacht, und diesen der innere Landeszustand völlig unbekannt bleiben möge.

Es kommen jährlich vier holländische Schiffe hier an, und bringen allerley Glas, Spiegel, Häute, Hanf, Tücher und wollene Zeuge, rohe

rohe Seide, Quecksilber, Antimonium, Zucker, Bisam, allerley Gewürze und Spezereyen, Brasilien- Kalamba- und anderes Holz, und führen Reis, verarbeitete Seide und Baumwolle, Porzelan, japanische Arbeit, etwas Gold und Silber, viel Kupfer und geringere Metalle, kostbares Pelzwerk, Thee, Edelsteine, Perlen und Seemuscheln aus. Aller Handel hingegen mit Säbeln, Schwerdtern und anderm Gewehr, ist bey Lebensstrafe verboten, und doch ist der Contrebandhandel aller Strenge ohngeachtet sehr groß. Alle Waaren werden zollfrey ein- und ausgeführet, nur der geringste Unterschleif und Betrug wird mit der größten Strenge bestraft. Nächst den Holländern, die sie durchgängig für keine Christen halten, dürfen nur die Sineser jährlich 70 Fahrzeuge nach Japan schicken, und müssen sich gleichfalls alle Behandlungen gefallen lassen, die jenen wiederfahren; sie bringen unverarbeitete Seide, seidene Zeuge, Kampfer, Arzeneyen und finesische Bücher.

Sind die Schiffe der Holländer wieder abgegangen, so macht sich der Director ihres Commerzes, oder auch der Resident der ostindischen Compagnie, Reise fertig, um mit einem zahlreichen Gefolge an den Hof abzureisen, und die jährlichen Geschenke zu überreichen. Alle Fürsten des Reichs, die des Kaisers Vasallen sind, müssen diese Reise unternehmen: aber die holländische Gesandtschaft wird bey Hofe nur als eine Huldigung angesehen. Vor der Abreise werden ihnen die strengsten Verhaltungsregeln vorgelesen, und auf der Reise werden die Holländer in der härtesten Sklaverey gehalten. Ueberall umgiebt sie ein großer Haufen Wache, sie dürfen mit niemanden sprechen, ohne besondere

dere Erlaubniß dazu zu haben, und selbst bey Hofe werden sie und ihre Geschenke mit der größten Verachtung angesehen.

Die kleine Anzahl der Holländer, die nach Abgang der Schiffe auf der Insel Desima zurück bleiben, erhalten des Jahres nur etliche mal die Erlaubniß, auf das benachbarte Feld zu gehen, und die Tempel um Nangasaki zu besuchen, jedoch auch dies darf nicht ohne denn Oberaufseher geschehen, für den sie zur Dankbarkeit große Mahlzeiten in dem Tempel der Sekte Ikosju zubereiten lassen müssen. Sie dürfen keinen Brief aus dem Lande schicken, wenn er nicht erst von dem Gouverneur in ein besonderes Buch in Abschrift übergeben worden ist, so auch keinen ankommenden Brief öffnen, wenn es nicht in Gegenwart des Gouverneurs ist, am wenigsten Geschenke oder Nachrichten ausserhalb Landes senden, oder von Auswärtigen annehmen. Eine so demüthigende Behandlung sollte man glauben, müßte alle Holländer und Sinesen abschrecken, jemals mehr diesen Boden zu betreten, selbst wenn der Vortheil sehr groß wäre: und dennoch sieht man, daß sie diese Sklaverey willig ertragen, da noch, wie einige behaupten, der Gewinn äusserst mäßig ist, wenn man das abrechnet, was ihnen die große Mannschaft im Dienste, die Menge der Schiffe, Niederlagen und Festungen in Ostindien zu unterhalten kostet.

Die in Japan üblichen Münzen sind goldene, silberne und kupferne. Die goldenen Obans und Kobans haben eine länglichrunde Gestalt mit dem Namen des Kaisers bezeichnet, und wegen der Feinheit des Metalls sehr beliebt. Das Kupfergeld hat in der Mitte ein viereckigtes Loch, daß man viele Stücke zusammen hängen kann, und so pflegt man damit

damit geringe Dinge zu kaufen. Ein Oban hat zehnmal mehr Werth, als ein Koban, und beträgt ohngefähr zwölf Thaler zwölf Groschen. Gestalt, Gewicht und Zeichnung der Silbermünze aber ist sehr verschieden, sie fassen sie gemeiniglich in Rollen zusammen, davon jede 50 Taillos wiegt, und ein Tailio beträgt gegen anderthalb Thaler, dabey haben sie aber auch kleinere Zahlungsstücke, deren tausend etwa sechszehn Groschen betragen.

Künste und Wissenschaften können bey einer Nation, die alles entfernt, was fremdes Ansehen trägt, nicht leicht erwartet werden. Sie erschöpfen entweder ihre eigene Erfindungskraft, oder bleiben lieber auf der Stufe, wo sie einmal sind, stehen, als daß sie ihr eingewurzeltes Mißtrauen gegen andre Nationen, auf Kosten ihrer Landesprodukte, oder ihrer Staatsgeheimnisse, schwächen sollten. Fortschritte sind also bey ihnen kaum möglich, aber ihre Geschicklichkeit, Fortschritte zu thun, lieget in ihren Arbeiten am Tage. Sie haben weder große Meister in Künsten, noch mannigfaltige Kenntnisse, sie zu bilden, und dennoch beweisen sie in beyden die beste Möglichkeit. Sie sind z. B. grosse Liebhaber der Poesie, die in der Schreibart und Bildern, im Wohlklange und Erhabenen sehr vortheilhaft seyn soll. Ihre Sprache hat viel Aehnlichkeit mit der sinesischen, nur daß sie auch hierinnen, um jener nicht zu gleichen, einen überflüßigen Vorrath von Wörtern und Zusätzen angenommen haben, um sie zu verlängern. Daher sollen ihre Redner große Meister, und ihre dichterische Arbeiten, im japanischen Geschmack musterhaft seyn. Zu den höhern Kenntnissen, als Philosophie und mathematischen Wissenschaften, zu Vokal- und Instrumentalmusik, zur Arzneykunst

kunst und dergleichen, haben sie sich nie aufschwingen können, immer aus Ursachen, die wir schon angeführt haben, worin sie allemal ihrem eigenen Gange folgen. Sie lieben Musik, die aber unserm europäischen Ohr kaum erträglich seyn würde; sie rechnen fertig, und schreiben wie die Sinesen in Kolumnen, von oben bis unten, ausser daß sie sich ganz anderer Schriftzeichen bedienen; sie haben Universitäten, sie rühmen sich einer großen Geschicklichkeit, die Beschaffenheit, Ursache und Stuffen der Krankheit, durch den Puls und die Astrologie zu entdecken, allein, in den erstern übertreffen sie andre Nationen sehr weit, und in der letztern bedienen sie sich immer mehr der gewagtesten Hülfsmittel, als solcher, die von ihrem Verstande zeigten. Bey grausamer Kolik z. E. Senki genannt, bedienen sie sich als ein Hülfsmittel, den Leib auf eine künstliche Art mit goldenen oder silbernen feinen Nadeln zu durchstechen, oder sie reitzen bey andern Krankheiten, als bey Flüssen und der Gicht, den leidenden Theil, durch angezündete Baumwolle, eine Blase zu ziehen, so wie sie überhaupt durch ansteckenden, eckelhaften Aussatz zum öftern gezwungen sind, den Wohnort der übrigen zu verlassen, oder sich lieber selbst zu tödten, als einen lang anhaltenden Schmerz auszuhalten. In der Baukunst sind sie nicht fremd, so wie in der Mahlerey, sie wissen ihre Schriften durch den Druck zu vermehren, (wie sie sich denn auch die Erfindung der letztern, so wie des Schießpulvers zueignen,) allein es bleiben immer nur schwache Beweise einer natürlichen Geschicklichkeit, und redende Zeichen ihrer Abneigung vor alles, was nicht auf ihrem Boden vollkommen werden kann. Ihrer Baukunst würde man vielleicht zu nahe treten, wenn wir hier nicht etwas umständlicher seyn würden. Unter allen

zum

Gottesdienst gewidmeten Gebäuden, sind ohne Zweifel die Tempel der Buds oder ausländischen Götzen, die allermerkwürdigsten. Denn sie sind es, die es an majestätischer Höhe, an künstlichen und prächtigen Dächern, und an andern Zierrathen, die vermögend sind, die Bewunderung der Zuschauer zu erwecken, allen andern zuvor thun. Nicht genug, daß sie von den schönsten Cedern- oder Tannenholz erbauet, und inwendig mit geschnitzten Bildern gezieret sind. Nicht genug, daß die Anzahl dieser Tempel im Reiche sehr groß ist, (denn nur in der Stadt Miaco und der darum liegenden Gegend zählet man auf 3894) sondern ihre Lage macht sie zu dem angenehmsten Aufenthalt. Gemeiniglich befinden sie sich auf erhabenen und freyen Plätzen, in einer reitzenden Gegend, umgeben mit hellem, gesunden Wasser, mit Gehölz und angenehmen Spatziergängen, kurz überall suchen sie den Eindruck zu erhöhen, der in diesen feyerlichen Gebäuden das Herz erheben soll. Doch wir wenden uns zu ihrer nähern Bekanntschaft, die uns eine Beschreibung von ihrem Karakter und ihren Sitten verspricht.

So wie die Japaner in allen ihren Handlungen der Sitte ihrer Nation gemäß handeln und denken, eben so einseitig ist ihr Geisteskarakter, und die körperlichen Vorzüge ihrer Person. Es ist sehr leicht, einen Japaner zu erkennen, und durch folgende auszeichende, wie wohl uns nicht sehr gefallende Kenntzeichen zu unterscheiden. Der ächte Japaner hat meist eine mittelmäßige Größe, und fast allemal einen unregelmäßigen Wuchs, einen dicken Kopf, kleine Augen, stumpfe Nase, ein olivenfarbenes Gesicht, dicke Augenbraunen, platte Backen, fast gar keinen Bart, denn sie rupfen ihn

mit kleinen Zänglein aus, und schiefe Beine, kurz in der ganzen Figur, wie vorzüglich in seinem Gesichte, liegt keine Spur eines denckenden oder grossen Geistes. Dieser körperlichen, wenig versprechenden Figur ungeachtet, hält man sie mit gutem Grunde, in Absicht ihres Karakters, und ihrer Geistesfähigkeiten, für ganz andre Personen. Sie sind geschickt, durch Hülfe ihres leichten und guten Verstandes, alle Morgenländer an Gelehrigkeit und Scharfsinn zu übertreffen. Ihre Einfälle sind öfters sehr witzig, ihr Leben eine stete Thätigkeit und Beschäftigung, ihre Arbeit wird ihnen nie lästig, sie sind geduldig, höflich, dienstfertig, freygebig, unempfindlich für Glück und Unglück, sehr reinlich, lieben dabey im Umgange eine pünktliche Beobachtung von Wohlanständigkeit. Man kann nicht sagen, daß sie im Handel betrügerisch oder untreu wären, vielmehr verabscheuen sie den Betrug, (ausgenommen gegen die Holländer, gegen die sie sich alles erlauben,) sie geizen weder nach großen Reichthum, noch richten sie sich durch Trunkenheit oder Schwelgerey zu Grunde. Sie sind mit einem Worte, von ihrer guten Seite betrachtet, ein gutes unschädliches Volk, das von Niemanden gehaßt, noch beneidet zu werden verdienet. Allein man findet auch manche Fehler an ihnen, die manche gute Eigenschaft verdunkeln. Ein übertriebener Nationalstolz ist wohl die Grundlage ihres Karakters, der, durch das Mißtrauen gegen Fremde, destomehr genährt wird. Viele von ihnen haben sich nicht selten, durch Grausamkeit, Liebloſigkeit, Rachgier, Unkeuschheit und ausschweifende Wollust, verdächtig und unglücklich gemacht; allein wir sind weit entfernt, ein völliges richtiges Urtheil über ihre Tugenden, und ihre Laster zu fällen, einzelne Fälle sind lange nicht der richtige Maaßstab für alle, und

um

um sie genau zu beurtheilen, müßten erst jene Hindernisse weggeräumt seyn, die es Ausländern immer unmöglich machen werden, sich nicht zu irren. Was man von ihnen weiß, sind allgemeine Züge, und wir begnügen uns, sie so zu schildern, als uns glaubwürdige Beobachter versichern.

Ihre Kleidung, Speisen, Häuser, Heurathen, Begräbnisse, und selbst ihre Religion, von dem allen wir noch etwas sagen müssen, werden uns ein für allemal beweisen, daß sie fast immer für dasjenige den meisten Sinn haben, was wir als Europäer verabscheuen. So sind z. B. schwarze Zähne eine Schönheit, wie überhaupt die schwarze Farbe ein Zeichen der Freude, und die weiße Farbe, Traurigkeit anzeiget. Wir haben schon gesagt, daß die Gesichtsfarbe der Japaner meistentheils gelblich, obschon einige wenige, zumal unter den Frauen, ganz weiß sind, so auch ihre übrige Gesichtsbildung ist mehr sinesisch oder gleich den Tartarn. Sie haben schwarzes Haar, es herrscht aber ein ewiges Einerley, sich aufzusetzen, in Japan, daß vom Kaiser bis zum Bauer, ein und derselbe Haarputz zu sehen, und unveränderlich ist. Der männliche ist sehr sonderbar; von der Stirne an, bis sehr weit hinten, sind ihre Köpfe in der Mitte ganz glatt geschoren, die noch übrigen Haare aber, um die Schläfe herum und im Nacken, auf dem Kopfe wieder in einem Fingerlangen Busch hinauf, und zusammen gebunden, selbst mit den Kindern wird dieses unternommen. Diese Bürste von Haaren wird alsdann mit einem weißen Faden umwickelt, und etwas rückwärts gebunden. Die Weiber hingegen behalten alle ihre Haare, flechten und rollen sie auf dem Kopfe über eine Rolle zusammen, waschen sie täglich, beschmieren sie mit Eyern, befestigen sie mit

sehr verzierten Nadeln, und ziehen die Haare alsdann, auf beyden Seiten aus dieser kleinen Rolle heraus, so, daß sie die Gestalt von zwey Flügeln bekommen; hinter diesem Kopfputz wird hernach ein Kamm eingesteckt. Die Männer, ausgenommen alte und schwächliche Leute, gehen, selbst bey dem ungestümsten Wetter, mit bloßem Kopfe, und sehr wenige bedienen sich eines Schirmes. Nur die Priester und Aerzte machen von der allgemeinen Mode eine Ausnahme, denn ihre Köpfe sind alle ganz kahl geschoren, wodurch sie vor allen übrigen Landesleuten ganz besonders ausgezeichnet sind.

Ihre Kleidertracht ist noch immer dieselbe, wie sie von undenklichen Zeiten her Mode gewesen ist, jedoch nach den unterschiedlichen Inseln, Provinzen, Alter und Stande, Armuth oder Reichthum, sehr unterschieeden. Sie lieben in derselben, als eine Haupttugend, die Reinlichkeit und den Anstand, und bedienen sich dazu, wenn sie können, der baumwollenen oder seidenen Zeuge. Nach Beschaffenheit der Jahreszeit tragen sie einen oder mehrere Unterröcke, nebst einem langen Oberkleide, das bis auf die Knöchel herabgeht, worüber sie in den Häusern noch ein anderes, sehr weites anlegen. Weil ihre Kleider lang, weit und geräumig sind, so tragen sie auch weiter keine Hemden und Beinkleider, sondern schlagen ihre Kleider gegen die rechte Hand um, und binden sie mit einem breiten Gürtel fest. Nur Leute von Ansehen tragen Beinkleider, oder wenn sie reisen. Das weibliche Geschlecht unterscheidet sich in ihrer Tracht mehr durch die Länge, als durch andere Gestalt, sie tragen lange Schleppen, im Sommer sehr leicht, im Winter aber mit Federn und Baumwolle ausgefüttert, und besonders reizt das weibliche Geschlecht

schlecht durch das Prächtige in ihrem Anzuge. Daher findet man bey ihnen vielfältige reiche Stoffe, von Gold und Silber schwer. Diese Kleidung wird gemeiniglich an der Brust offen getragen, und die Ermel derselben sind sehr weit und lang, daß sie zum Theil wieder zurück fest genäht werden, und eine Art von Tasche machen, in welche sie ihre Hände sehr bequem verbergen können. Den vornehmen Stand der Frauenzimmer beurtheilet man nach der Menge der Unterkleider, welche oft über hundert steigen sollen, und wie schon gesagt, sehr leicht und zart sind. Ihren Kopf deckt eine schwarze Kappe, ohne die sie sich selten sehen lassen, und um ihre Reitze zu erhöhen, tragen sie eine Menge Federn, Perlen, Blumen, schwarz gefärbte Zähne und Nägeln an sich. Männer und Weiber tragen überall einen Fächer, gleich den Sinesen, und gehen, sonderlich die gemeinen Leute, im Sommer mit bloßen Füßen, oder an manchen Orten in Strümpfen, von Seide oder Baumwolle, die wie kurze Stiefeln gestaltet sind, und unten, entweder Pantoffeln ohne Absätze, oder Socken von Stroh, welche durch einen Bogen, der über den Fuß herüber gehet, getragen werden, an welchem, ein zwischen der großen und zwoten Fußzeh durchgezogener Riemen gebunden wird. Leute vom Stande zeichnen sich durch ein kurzes, leichtes Jäckchen aus, welches über die andern Kleider getragen wird. Alle haben an den Gürteln einen Beutel, der mit Bernstein oder Korallen ausgezieret ist, oder auch eine Büchse mit Arzeney und wohlriechenden Kräutern; den Säbel, den Fächer und eine Tabackspfeife. Edelleute und Soldaten vom ersten Range tragen zwey Schwerdter, von unterschiedlicher Länge an der linken Seite, davon das oberste immer das längste ist. Andre haben nur ein

Schwerdt, nebst einem Messer, welches sie bey dem Gefäß an der Scheide befestigen. Von allen diesen Kleidungen ist zwischen dem gemeinen Mann und dem Kaiser, wenig oder gar kein Unterschied, und doch geschieht es zuweilen, daß der Kaiser durch öffentliche Befehle an gewisse Leute verbietet, seidene Zeuge zu tragen, weil er vielleicht vorher sieht, seine Nation werde nur so lange der Ausländer entbehren können, als es jenen nicht gelingen wird, sie durch die Herrschaft der Mode unter ihre Gewalt zu bringen.

Dieselbe Zufriedenheit in ihren einfachen Speisen, in dem sehr mäßigen Genuß des Fleisches, der Fische und das Flügelwildprets, erhält sie in einer steten Herrschaft über ihre Begierden nach ausländischen Gerichten. Reis, Hülsenfrüchte, Obst und Kräuter, Wildpret, sind ihre Hauptleckereyen, bey denen weder fremde Namen, noch fremdes Gemische statt haben. Sie trincken hauptsächlich Thee, doch aber auch ein starkes Getränke aus Weizen, Reis, Obst, Birken und Palmsaft, deren sich aber nur die Männer bey Festen und Gastereyen bedienen. Dabey beobachten sie die Sitte aller Morgenländer, mit kreutzweis über einander geschlagenen Beinen zu Tische zu sitzen, sich der Eßspieße zu bedienen, den Becher beym Trinken nie an die Lippen zu setzen, und dergleichen mehr. Ueberhaupt gehen sie in Absicht ihres sittlichen Betragens, wenig von den übrigen Morgenländern ab, ausser daß ihnen, in Rücksicht uns Europäern, alles das eckelhaft und unschicklich ist, was wir in Speisen und Betragen schön finden.

Ihre Häuser sind einfältig, niedrig und nur von Holz gebaut, welches der öftern Erdbeben halber, sehr nothwendig ist. Die meisten davon stehen

hen auf graden Säulen, die Wände mit Bambusrohr ausgefacht, mit Kalk übertüncht, und sowohl in, als auswendig sehr reinlich. Sie sind ferner meist zwey Geschoß hoch, wovon das obere sehr niedrig und selten bewohnt ist, übrigens mit sehr breiten, schweren, aber niedlichen Hohlziegeln bedeckt sind. Der Fußboden ist gedielt, zwey Fuß hoch von der Erde erhaben, und auf diesen legt man doppelte, drey bis vier Zoll dicke, mit Stroh ausgestopfte Matratzen. Eigentlich besteht das ganze Haus aus einem großen und weitläuftigen Zimmer, welches aber nach Gefallen, vermittelst hölzernen Rahmen, auf welche gemahltes Papier ausgespannt ist, und welche man in die besonders dazu gemachten Fugen auf dem Fußboden und der Decke einschiebt, in verschiedene kleine Zimmer eingetheilt werden kann. Statt unserer Glasfenster bedienen sie sich hölzerner, ins Gevierte abgetheilter Rahmen, welche mit sehr feinem weißen Papier bespannt, und so ziemlich durchsichtig sind. Es ist sogar ein eigenes Reichsgesetz vorhanden, daß alle Tapeten von einerley Höhe und Breite seyn müssen, und selbst die Palläste des geistlichen und weltlichen Kaisers, wie der vornehmsten Reichsfürsten, sind ihre innere Auszierung abgerechnet, weder schön noch prächtig. An innerer Ausschmückung aber lassen sie es in keinem Stücke fehlen, denn ob man zwar weder Stühle noch Tische, Schränke, Betten, oder Bänke, sondern blos sehr reinliche Matratzen findet; so sind doch dafür ihre Thüren, die Auftritte, die Fenster, vollkommen schön gemahlt und gefirnißt. Die Decken sind mit Gold und Silberpapier auf das künstlichste ausgelegt und lackiret, eben so ihre bewegliche Wände, kurz man findet keinen Winkel des Hauses, wo nicht vollkommene Ordnung mit einer reitzenden Reinlichkeit anzutref-

sen sey. Selbst das Holz, zum Bau ihrer Häuser, ist meistens Fichten- oder Cedernholz. Ganz anders sind die Schlösser der japanischen Edelleute gebaut, sie sind entweder an großen Flüssen, oder auf einer Anhöhe errichtet, die einen großen Raum einnehmen, und aus verschiedenen Forteressen oder Mauern bestehen, wo immer eine die andre decket. Jede von diesen Einfassungen hat einen tiefen Graben vor sich, und nur das Innerste ist eigentlich der Hauptwohnort, der durch einen großen weißen, viereckigten Thurm unterschieden wird. Ihres harten Winters ohngeachtet, wodurch sie in die Nothwendigkeit versetzt werden, ihre Häuser vom November bis März zu heitzen, trift man bey ihnen weder Ofen noch Kamine an; statt derselben aber haben sie große kupferne Töpfe mit Füßen, welche inwendig mit Leimen bestrichen sind. Man füllt sie zu einer gewissen Höhe mit Asche, und zündet Kohlen darauf an, deren Dampf, mittelst einer gewissen Zubereitung, gar nicht schädlich zu seyn scheint. Ihrer Reinlichkeit zu folge, trift man in allen Häusern Bäder an, deren sich die ganze Familie täglich bedienet, und sie scheinen auch hierin lieber etwas mehr an Bequemlichkeit entbehren zu wollen, als an Erhaltung ihrer Gesundheit Schaden zu leiden.

Alle ihre Sitten und Gebräuche beweisen eine Vorliebe zu ihrer Nation, und so steif oder lästig sie uns Ausländern vorkommen mögen, so wenig mögen sie dieselben gegen unsre vertauschen. Man trift z. B. selten einen Mann an, der nicht sein eigenes Unterscheidungszeichen auf dem Ermel, und auf dem Rücken seiner Kleider aufgedruckt haben sollte, und zwar in der Farbe, die mit der Farbe seines Kleides einige Verwandtschaft hat. Es

werden

werden deshalb in den Manufakturen besondere weiße Flecke in den Zeugen und Stoffen gelassen, um diese besondere Zeichen hinein zu mahlen. Ingleichen zeichnen sie sich durch Gehorsam gegen ihre Eltern, und durch Ehrfurcht ihrer Obern, ganz besonders aus. Es ist zum Lachen, mit welchem Respect die Niedern im Volk den Höhern begegnen, denn beym Begegnen auf der Straße stehen sie still, bis der Vornehmere vorüber ist; kommen sie aber in einem Hause zusammen, so bleibt er in einiger Entfernung, mit einer Verbeugung des Kopfes bis auf die Erde, stehen; und da jedes eine ausnehmende Höflichkeit beobachtet, so wird auch ihre Jugend sogleich durch ihre Beyspiele dazu gereitzet. Eben so sind ihre Namen von den Namen aller andern Nationen unterschieden. Man gedenkt des Namens der Familie nie als bey Unterschriften, und der besondere Name, den man in den Gesellschaften führet, wird nach dem besondern Alter und Umständen abgeändert, so, daß man fünf bis sechs Namen in seinem Leben haben kann. Auch rechnen sie ihr Alter nach ganzen Jahren, ohne darauf zu sehen, ob sie am ersten oder letzten Tage des Jahres geboren sind, und man pflegt dahero von einem Kinde, wenn es auch nur einige Tage vor dem Neuen Jahre geboren ist, im nächsten Neujahr, daß es jährig sey, zu sagen.

Ihrer Liebe zur Pracht haben wir schon einigermaßen gedacht, aber diese ihre Leidenschaft bedarf noch einer etwas umständlichern Beschreibung. Bey so wenig Gelegenheit ihrer Liebe zur Pracht und Verschwendung Stoff zu geben, haben sie es doch zu einer Höhe gebracht, die sie kaum mehr steigern können. Nicht nur in der kostbaren Ausschmückung ihrer Wohnungen sind sie verschwenderisch,

risch, nicht nur daß ihre Säle mit einer Menge Porcelan, Schwerdter, Kanonen und anderer Rüstungen ausgeschmückt sind, sie sind es auch in ihrem Gefolge und Equipagen, prächtigen Wagen und Sänften, ja es sind wenige vornehme Herren, die nicht ein Gefolge von funfzig bis sechszig reichgekleideter und bewaffneter Diener zu Fuße und Pferde haben. Ein noch viel größeres Aufsehen machen die Prinzen oder die Großen des Reiches, wenn sie sich nach Hofe begeben, und es ist nichts Seltenes, in einem solchen Zuge auf zweytausend Personen zu sehen.

Alle Arten von Lustbarkeit krönet ihre Freuden und Zusammenkünfte. Musik, freylich sehr unvollkommen, Tanz, auch sehr mittelmäßig, Maskeraden und Komödien, freylich nicht nach europäischem Zuschnitt, sind Nationalvergnügungen, zu denen man beynahe noch, unter den Männern, die Liebe zum Taback hinzusetzen kann. Sie lernten es von den Portugiesen, und jetzt raucht hier alles, Männer, Weiber und Kinder, mit dem Unterschied von uns, daß sie den Rauch durch die Nasenlöcher blasen. Eine Tasse Thee und eine Pfeiffe Taback sind die ersten Höflichkeitsbezeigungen gegen Fremde. Ihre Tabackspfeifen haben Mundstücke und Köpfe von Erz oder weißem Kupfer, allein die Hohlung derselben ist so enge, daß kaum eine Erbse hineingehet. Sie pflegen daher den Taback fein wie Haar, in der Länge eines Fingers zu schneiden, in kleine Kugeln, wie Pillen zusammen zu rollen, und allemal einzeln zu rauchen.

Doch sie haben noch andre Sitten und Gebräuche, derer wir gedenken müssen, und zwar ihre Arten, sich zu verheurathen, und ihre Begräbnisse.

nisse. Bey der erstern folgen sie freylich einer sehr unnatürlichen Gewohnheit, indem die Einwilligung ihrer Kinder, selten mit in den Vertrag ihrer Eltern kömmt, und öfters versprechen Eltern ihre Kinder schon in der Wiege, wie sie denn überhaupt sehr jung heurathen. Beyde Verlobte bekommen einander vor der Verbindung nie zu sehen, und ihre Heurathen schließen einige Bonzen, unter einem Zelte vor dem Fußgestell eines ihrer Götzen. Während dieser Ceremonie der Trauung, hält Braut und Bräutigam eine brennende Lampe oder Fackel in der Hand, und wenn die Trauungsformel abgelesen ist, dann wünscht die anwesende Gesellschaft Glück, wobey die Braut gleichsam das erste Opfer an ihren Bräutigam bringt, indem sie alle ihre Spielsachen, oder vielmehr einige Kinderspiele ins Feuer wirft, wofür sie der Bräutigam beschenkt. Erst nach einem sieben bis achttägigen Schmausen, kömmt die junge Frau in ihr Zimmer, welches aber mehr ihr Gefängniß heißen könnte, denn nur des Jahres einmal darf sie dasselbe verlassen, und bey der Begräbnißfeyer ihrer Familie zugegen seyn. Dabey ist es auch den Männern erlaubt, neben der rechten, mehrere Frauen zu unterhalten, und ob die erste zwar den größten Vorzug hat, so darf er sie doch auch von sich weisen, und was noch grausamer ist, darf er sie tödten, wenn sie ihm zur Eifersucht Stoff giebt. Dafür darf auch nur die rechtmäßige Frau öffentlich mit ihm speisen, die andern hingegen müssen indessen aufwarten, auch erben die rechtmäßigen Kinder das väterliche Vermögen, und die andern erhalten nur geringere Theile. Diese unnatürliche Gewalt ist, wie bekannt, bey den Morgenländern herrschend, und ihre fehlerhaften Begriffe ruhen theils in ihrer Religion, theils in ihren Staatsgesetzen. Diesen zu

folge

folge behandeln sie auch ihre Verstorbenen mit einer seltenen Verehrung.

Die Reichen glauben ihren Todten mehr Ehre zu erweisen, wenn sie sie auf Scheiterhaufen von wohlriechendem Holz, Gummi, Spezereyen und Oel, verbrennen. Hier beweisen sich die Bonzen am geschäftigsten, sowohl durch blumichte Reden, Gesänge und Ceremonien, als auch am Schlusse derselben, bey dem üblichen, großen Gastmale. Ihren Begriffen nach können alle die Sachen den Verstorbenen auch in jener Welt noch nützen, die er hier benutzte, und deshalb werden seine Kleider, Waffen, Lebensmittel, Geld u. s. w. zugleich mit ihm verbrannt. Ja es geht so weit, und die geringe Liebe zum Leben ist so sichtbar, daß bey dem Tode eines sehr Großen oder eines Prinzen, sich freywillig zehn bis zwanzig Jünglinge seines Hauses entleiben, und den folgenden Tag ihre sämmtlichen Gebeine und Asche, in eine Urne gesammlet, und in die prächtigen Gebäude ihrer Vorfahren beygesetzt werden. Der gemeine Mann, oder denen es an der Bestreitung der Kosten mangelt, begräbt seine Verstorbenen, umpflanzt ihren Hügel mit Bäumen und wohlriechenden Gewächsen, und muß aber auch, nebst einer guten Mahlzeit an seine Anverwandte, den Bonzen etwas bezahlen, damit diese die bösen Geister vertreiben, die etwa dem Grabe der Verstorbenen zu nahe kommen könnten. Um das Andenken der Verstorbenen jährlich zu erneuern, oder um richtiger zu sagen, um neuen Vortheil aus dem Aberglauben zu ziehen, müssen jährlich feyerliche Besuche angestellt, und von den Bonzen, Trauergesänge, Reden, Verse und mancherley Geberden und Ceremonien vorgenommen werden, die, nach Verhältniß der Bezahlung, prächtig oder simpel

pel ausfallen. Diese und andre ähnliche Nationalsitten und Gebräuche haben, wie schon gesagt, einen starken Bewegungsgrund in den unwandelbaren Gesetzen ihrer Religion, und so, wie wir uns der Beschreibung von ihr mit mehrern nähern, werden wir auch noch oft Gelegenheit haben, auf andere Gebräuche zu kommen, die diese Wahrheit bestätigen.

d) Religion.

Ehe wir uns auf die dreyfachen Religionen in Japan näher einlassen, wollen wir nur einen Blick auf ihren ehemaligen Zustand richten. Die Freyheit des Gewissens, in so fern sie weder dem bürgerlichen Regiment, noch auch dem Frieden und der Ruhe des Staats entgegen ist, hat in Japan, wie in den meisten Gegenden von ganz Asien, einen sichern Schutzort gefunden. Hieraus läßt sich es auch erklären, wie die auswärtigen Religionen einen so leichten Eingang gefunden, und sich oft zum Nachtheil der alten einheimischen Religion ausgebreitet haben. Wiewohl von alten Zeiten her die heidnische Religion die herrschende in Japan gewesen ist, so fieng sich jedoch um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, die christliche Religion an auszubreiten, und zwar, der bekannte und berühmte Jesuit, Franz Xaver, wurde 1549 von dem Pabst nach Japan geschickt, in der Absicht, die Heiden zu bekehren. Dieser Anschlag entsprach im Anfang seiner Absicht vollkommen, zumal da die Missionarien, ihren Lehren durch einen exemplarischen Wandel, desto mehr Eingang verschafften; allein Xaver erlebte die Früchte seiner Bemühung nicht, sondern starb 1552 auf der Insel Formosa. Indessen war der glückliche Fortgang eines so gut gewählten Anfanges bald nach seinem Tode sichtbar. Viele tausend ließen sich taufen, und

wurden Christen, selbst Könige giengen hierin ihren Unterthanen zum Beyspiel vor, und es kam bald so weit, daß man eine Gesandtschaft an den Pabst zu Rom schickte, woraus die gute Vorbedeutung gezogen wurde, ganz Japan würde bald dem christlichen Stuhle unterworfen werden, da bereits mehr als eine Million Einwohner Christen hießen. Allein diese schmeichelhafte Hoffnung nahm gar bald einen traurigen Ausgang. War es Wahrheit oder Erdichtung, (das bleibt unerwiesen,) kurz, man gab den neuen Christen sowohl, als den Missionairen Schuld, sie hätten eine heimliche Verschwörung wider des Kaisers Leben im Sinne. Diese Beschuldigung veranlaßte die schärfste Verordnung wider die Christen. Es ergieng dahero im J. 1592 eine kaiserliche Verordnung, daß alle, die sich Christen nennten, durch sein ganzes Reich, auf das sorgfältigste untersucht, und vertilgt werden sollten. Martern, die ohne Beyspiel und ohne Menschlichkeit waren, wurden angewendet, dieser neuen Religion allen Muth zu benehmen, und selbst die Martern bewegten sehr viele, wieder Heiden zu werden, brachten es auch dahin, daß in der Zeit der vierzigjährigen Verfolgung es niemand mehr wagen mochte, und bis jetzt niemand gewagt hat, den Namen eines Christen auszusprechen, und selbst die Holländer, als die einzige christliche Nation, darf in dem Umgange mit ihnen, schlechterdings nicht bekennen, das sie Christen sind, da Japan bis jetzt noch keinen Unterschied unter einem Christen und unter einem Holländer zu machen verstehet.

Die drey Hauptreligionen, so gegenwärtig in Japan angetroffen werden, sind 1) die Religion Sinto, oder die alte Religion, 2) Budso, oder die Verehrung der auswärtigen Götzen, die

aus

aus Siam, Sina und von andern Ländern her, nach Japan gebracht worden sind, und 3) Sinto oder die Lehre ihrer Weltweisen. Jede von diesen drey Sekten hat ihren besondern Aberglauben, ihre Gebräuche und Meinungen, die wir hier nicht bis in ihre kleinsten Theile auflösen können. Wegen ihres hohen Alterthums, und wegen ihrer langen Dauer, ist die Religion Sintos die erste, und das drückt auch das Wort Sinto aus. Sin und Kami sind eigentlich die Namen derer Götzen, die der Gegenstand dieser Verehrung gewesen sind; hier den höchsten Grad des Glückes zu erreichen, ist die Grundlehre ihres Glaubens, und ob sie schon einige dunkle Begriffe von einem künftigen Leben haben, so sind sie doch nicht im geringsten darum besorgt, sondern beschäftigen sich nur damit, daß sie ihre Götter, welche die Angelegenheiten dieser Welt regieren, anbeten. Dabey haben sie eine ungeheure Menge unsterbliche Geister, da jeder tapfere Held, oder jeder kluge Rathgeber, in die Zahl dieser Kamis, wie sie dieselben nennen, aufgenommen wird. Ja ihre geistlichen Kaiser werden als Bilder ihrer Landesgötter angesehen, und haben dahero, nach ihrer Meinung, allemal im zehnten Monat des Jahres, einen Besuch von allen Kamis um sich, ob sie gleich nicht gesehen werden könnten, weswegen in diesen Monaten kein Fest gefeyert, und in keinem Tempel geopfert wird, da ihre Götter jetzt nicht in ihren Wohnungen, sondern am Hofe bey dem Dairi befindlich sind.

In keinem Lande ist eine so erstaunliche Menge von prächtigen Tempeln, in denen sich oft einige tausend vergoldete Götzenbilder befinden, und in den Städten, Flecken und auf dem platten Lande wieder nicht so viel Klöster anzutreffen, als hier.

Die Anhänger der Religion Sintos nennen ihre Tempel oder Kirchen Mia: alle diese Mia, wie überhaupt alle Klöster und Ordenshäuser dieser und anderer Sekten, sind in den fruchtbarsten und angenehmsten Gegenden des Landes angelegt, gemeiniglich in großen Städten, oder doch nahe bey denselben. Alleen, angenehme Gehölze, abhängige und grün bewachsene Hügel, oft viele solche Mias wechseln in diesen Gegenden mit einander auf das angenehmste ab, und nur die steinerne Tafel über der Tempelpforte zeigt an, welchem Götzen dieser Tempel gehöret. In einer gewissen Entfernung von diesen Mias stehen steinerne, mit Wasser angefüllte Becken, worin sich diejenigen, so ihre Andacht haben wollen, zuvor waschen müssen, und den Tempel gegen über ist ein hölzerner Kasten, worein die Allmosen gelegt werden. Von aussen haben diese Gebäude weder Gestalt noch Schönheit, sie sind von Holz, sehr niedrig und mit Sichndeln gedeckt, in vielen ist gar kein Götze, wo aber einer ist, da steht derselbe an den erhabensten Orte des Tempels, in einem verschlossenen Gehäuse, vor welchem die Anbeter niederfallen, und worin seine Kleider, Waffen u. s. w. befindlich sind. Diese Tempel sind ausserdem stets verschlossen, und auch der Götze wird nur alle hundert Jahr, am großen Feste des Königes, gezeiget.

Obschon diese drey Religionen friedlich untereinander leben, so behauptet doch die Religion der Sintos allezeit den Vorzug, und die übrigen müssen stets mit Ehrerbietigkeit von den beyden großen Gottheiten sprechen, und sich in keine Streitigkeiten einlassen. Sie haben mannigfaltige Feste, und zwar nach der Menge der Sekten und Gottheiten, die mit großer Pracht gefeyert, und alle Jahre an

den

den Gedächtnißtagen ihrer Götter erneuert werden. Processionen, Gesänge und Musik, erscheinen an solchen Tagen mit alle der Würde und Ehrfurcht, die sie ihren Beherrschern schuldig zu seyn glauben, wovon eine lange Lobrede auf die Götter, von einem der Bonzen gehalten, und herrliche Mahlzeiten den Rest des Tages ausmachen.

Der Hauptheil ihrer Andachtsübungen bestehet in Wallfahrten, vorzüglich nach Jxo oder Jsje zu dem Tempel des Tensiodaidsin, den sie für ihren Stammvater halten; die andern geschehen nach den drey und dreyßig Tempeln von Quamnon, die im Reiche hin und her liegen; endlich die dritte zu den Tempeln des Sin, Kami und Sotague, die sowohl wegen ihrer großen Wunderwerke, als auch wegen der Vortheile berühmt sind, welche die Pilgrimme und Wallbrüder von ihnen erhalten. Die letztere geschieht von den Budsoisten und Sintoisten ohne Unterschied, doch so, daß jeder Pilger sich dabey zu den Tempeln wendet, die den Göttern seiner Sekte besonders eigen sind. Unter allen japanischen Gottheiten ist keine größer als Tensio Dai Sin, weswegen auch sein Tempel, der Tempel des großen Gottes genennt wird. Der gemeine Mann nennt ihn Jsje Mia, nach einer der Provinz dieses Namens, darin er stehet. Weil er ihr ehrwürdigstes und heiligstes Haus ist, so wollen wir auch hier eine Ausnahme machen, und das Innere wie das Aeussere dieses Gebäudes etwas umständlicher beschreiben.

Dieser Tempel steht in einer Ebene, aber man würde ihn vielleicht für, wer weiß, was anders, als für das halten, was er seyn soll, wenn man ihn blos von außen beurtheilen sollte. Seine ganze Bauart ist elend, das Haus von Holz, niedrig,

mit Stroh überlegt, und demohngeachtet giebt man sich alle mögliche Mühe, es in diesem armseligen Zustande zu erhalten, damit es auch zugleich ein Denkmal von der Armuth ihrer Vorfahren, und des Stifters dieses Tempels sey. In der Mitte desselben sieht man inwendig nichts, als einem großen metallenen Spiegel, der nach ihrer Gewohnheit polirt ist, und übrigens, viel beschnittenes weißes Papier; daß erste stellt nach ihrer Auslegung vor, das Bild der durchschauenden Augen des großen Gottes, und als einen Abdruck der vollkommensten Erkenntnis, die Gott von der Reinigkeit seiner Anbeter hat; daß zweyte stellt die Reinigkeit des Orts vor. Noch umgeben diesen Haupttempel verschiedene kleine Kapellen, die zur Ehre ihrer geringern Götter erbauet worden sind, die aber oft kaum so groß sind, daß ein erwachsener Mensch, aufrecht darin stehen kann.

Ein jeder Sinto ist verbunden, diese heilige Reise wenigstens einmal in seinem Leben selbst, oder durch einen andern zu thun. Ausser der Pflicht, die sie dazu antreibt, gehören Ablaß der Sünden, die Versicherung eines glücklichen Zustandes in der künftigen Welt, Gesundheit, Reichthum, Würden, Kinder und andre unzählige Wohlthaten mehr. Ob schon diese Wallfahrten das ganze Jahr hindurch geschehen, so ist der Zusammenlauf dieser Pilgrimme doch am stärksten in den Monaten März, April und May, und es ist zum Erstaunen, welche Heerden von Menschen auf der Straße anzutreffen sind. Der Ausgang ihrer Reise und die Buße ist so gering, daß es nicht die Mühe lohnet, diese große Reise angestellt zu haben, noch der vielen Vorbereitungen, ehe sie diese Reise antreten dürfen. Nach der Ankunft in Isje begiebt man sich

zu

zu dem Camusi, den man kennet, und hat man ihn mit der tiefsten Ehrerbietigkeit begrüßt, so führt er die Fremden zum Tempel, und sagt ihnen die Namen der Götter, denen sie zu Ehren errichtet worden sind. Nach diesem gehen sie mit ihm in schüchterner Ehrfurcht, zum großen Tempel des Tensio, wo sie alle zur Erde niederfallen. In dieser Stellung sagen sie dem Gott ihre Bitten, und das ist das Ende ihrer Wallfahrt; ausser daß sie noch einen Ablaßbrief von den Camusi erhalten, welcher in einer länglicht viereckigten Büchse bestehet, die von zarten Schachtelholz verfertiget, und voll kleiner hölzernen Stückgen ist.

Dafür zeichnet sich die Religion Budso desto mehr durch Strenge und Grausamkeit aus. Man siehet, wie sich viele aus andächtigem Wahn nackend ausziehen, und auf hundert Krüge halbgefrornes Wasser über den Leib gießen lassen. Andere machen sich anheischig, ihre Götter tausendmal des Tages anzurufen, indem sie jedesmal die Erde mit der Stirne berühren. Einige unternehmen lange Wallfahrten über harte Wege, über spitzige Kieseln und über Dornenhecken, wo sie bey jedem Tritte blutende Spuren zurück lassen. Gewisse Bonzen versammlen sich alle Jahre in der Stadt Nava, acht Meilen von Meako, und eine große Menge Andächtige begiebt sich an eben diesen Ort, um in ihrer Gesellschaft, und unter ihrer Anführung einen Weg von ohngefähr achtzig Meilen zu unternehmen. Ihre Reise geschieht äusserst langsam, und durch so rauhe Wege, daß sie fast nie mehr als eine Meile des Tages zurück legen, dabey mit blossen Füßen, jeder seinen Vorrath von gedörrtem Reis auf dem Rücken, wovon ihnen Abends und Morgens eine Hand voll zu essen erlaubt wird. Acht

Tage lang geht der Weg in der unbewohntesten Wüste, ohne irgendwo eine Spur der Erfrischung anzutreffen, und gesetzt der Vorrath verdirbt, oder geht ab, oder die Pilgrimme werden krank, so bleibt ihnen nichts übrig, als auf diesem heiligen Wege zu verschmachten. Nach diesen acht Tagen kömmt man an steile, unwegsame Gebirge, wo die Bonzen die Wege führen, und an bestimmten Orten einander ablösen. Diese Führer bedienen sich, (dem Rufe ihrer Heiligkeit zufolge) einer grausamen Herrschaft über die elenden Nachfolger. Sie legen ihnen die härtesten Gesetze auf, ein stetes Stillschweigen, ein strenges Fasten, und eine Menge anderer Bußübungen. Wenn jemand diesen Gesetzen nur im geringsten Ungehorsam entgegen setzen wollte, so vollziehen diese Barbaren im Augenblick ihre Todesstrafen, und das geringste Mitleiden eines Vaters, Sohnes oder Gatten, hat im Augenblick dasselbe zu erwarten. Auf dem halben Wege kömmt man in eine Ebene, wo die Pilgrimme mit kreuzweiß über einander gelegten Händen und Füßen, und mit dem Kopf auf den Knien niedersitzen müssen. In dieser Stellung erhält man sie einen Tag und eine Nacht, ohne ihnen zu erlauben, sich im geringsten zu bewegen, wenn nicht die heftigsten Schläge folgen sollen. Die traurige Zeit ist eigentlich bestimmt, die Gewissen zu untersuchen, und sich zu dem großen Geständniß vorzubereiten, daß am Ende der Wallfahrt ihrer wartet. Nach etlichen Tagen gelangt man an eine Reihe Berge, aus deren Mitte sich ein steiler, einzelner Felsen erhebt, dessen Gipfel sich in den Wolken verlieret. Dieser fürchterliche Gipfel ist das Ende ihrer Buße, und leider, oft auch das Ende ihres Lebens. Hier läßt man sie die letzte Prüfung ausstehen, die härter und grausamer als die vorigen ist. Die Goguis oder

Prie-

Priester lassen vermittelst einer Maschine, eine lange eiserne Stange über den Felsen hinausragen, an deren Ende eine große Wage hängt; man setzt jedem Pilgrimme, einen nach dem andern, in die eine Schaale dieser Wage, und legt in die andre ein Gegengewicht. Hierauf dreht man diese Wage hinaus über den fürchterlichen Abgrund, und in diesem schrecklichen Zustande muß der Bußfertige in aller Anwesenden Gegenwart, mit lauter Stimme das Verhalten seines Lebens bekennen. Merkt man, daß er in diesem Geständniß freymüthig spricht, so wird er zurück gezogen, drückt er sich aber zweydeutig aus, oder seine Cameraden behaupten, daß er etwas verschweigt, so wird das Gewichte aus der Schale genommen, und der Elende zerschmettert in dem fürchterlichen Abgrunde.

Eine andre Art Bonzen, **Jammabos** genannt, sind Bergbewohner, und eine Art Eremiten, die sich das Gelübde der strengsten Lebensart erwählt haben, und das leichtgläubige Volk mit vorgeblichen Zauberkünsten, Heilung der Krankheiten und dergleichen zu bereden suchen, die Reichen wohnen in ihren Häusern, die Aermern gehen betteln.

Die Gewalt ihrer **geistlichen Regenten** bedarf also keiner nähern Beschreibung, da sie nur zu sichtbar aus dem Obigen hervorleuchtet. Die vollkommenste Gewalt hat der Oberste aller Priester in Japan, der **Dairi**, ein Mann, dessen Heiligkeit niemand zu fassen vermag. Selbst der Erdboden würde ihn, wenn er ihn berührte, entheiligen, daher man ihn allezeit auf den Schultern trägt. Sein Haupt darf die Sonne niemals bescheinen, er darf nie unter den freyen Himmel kommen, es dürfen ihm weder Haare, noch Nägel, noch Bart abgeschnit-

schnitten werden, und selbst seine nöthigste Reinigung muß gleichsam verstohlen, und im Schlafe geschehen. Alles was dieser Dairi hat und thut, wird für heilig gehalten; alles was er isset, wird in neuen irrdenen Töpfen zubereitet, und in neuen Schüsseln auf die Tafel getragen, auch sogleich wieder zerbrochen, weil sich niemand ihrer ohne Gefahr bedienen könnte. Er hat eigentlich zwölf Gemahlinnen, und dazu eine Menge Nebenweiber, wovon eine jede ihr eigenes Schloß bewohnet, derjenigen aber giebt er den Titel Kaiserin, die den Erbprinzen zur Welt bringt. Diese Schlösser sind in des Dairi Burg und stehen in zwey Reihen, sechs und sechs bey einander. In dieser seiner Wohnung befinden sich 365 Abgötter, von denen alle Nächte abwechselnd ein anderer vor das Bette des Dairi gesetzt wird, um für das Wohlbefinden des Priesters Sorge zu tragen; wiederfährt ihm demohngeachtet ein Unfall, so wird der Götze heftig geprügelt, und hundert Tage aus dem Schloße verwiesen. Ehedem ließ sich dieser Prälat des Morgens vier Stunden lang mit der Krone auf dem Haupte, in einer unbeweglichen Stellung, sitzend sehen, jetzt liegt nur die Krone auf dem Thron, und wenn er ja gesehen wird, so ist seine Tracht ein schwarzer Rock mit einem rothen Kragen, und über den Rock einen weiten gefalteten Ueberzug.

e) Regierung.

Seitdem der weltliche Arm den geistlichen Kaiser seinem glänzenden Vorrechte Schranken gesetzt hat, seitdem ist zwar die sklavische Verehrung des letztern geblieben, aber seine jetzigen Rechte sind nur nach Schatten ehemaliger Größe. Als er z. B. in den vorigen Zeiten alleiniger Oberherr war, so schlug er sein Hoflager auf, wo er wollte, und beehrte bald diese, bald jene Stadt mit seiner Gegenwart.

wark. Heut zu Tage aber ist ihm die Stadt Miako zu seiner beständigen Residenz angewiesen, und er hat mit seinem Hofstaat insonderheit den nordöstlichen Theil dieser großen Handelsstadt inne. Zwar hält der weltliche Kaiser stets eine Anzahl Soldaten am Hofe des Dairi, unter dem Vorwand, die Heiligkeit seiner Person zu sichern, eigentlicher aber um ihn hinderlich zu seyn, um die Krone wieder zu bekommen, die ihm von dem weltlichen Kaiser geraubt worden ist. Das Jahr 1558 nach Christi Geburt, war eigentlich das Ende dieser geistlichen Herrschaft, und seit dieser Zeit hat es ihm nie wieder gelingen können, sich in seine ersten Rechte zu setzen. Demohngeachtet hat er noch einen grossen Hofstaat, und wenn der Thron eines Mikado, (denn diesen Tittel führt er,) erlediget ist, so erhebt der geistliche Hof denjenigen an seine Stelle, welcher der vermeinte Erbe ist, ohne auf Geschlecht und Alter Rücksicht zu nehmen, weshalb bald unmündige Prinzen, unverheurathete Prinzessinnen, ja sogar die Witwe in der Regierung gefolgt sind. Kommen viele Kronerben zusammen, so, daß man wegen der eigentlichen Nachfolge unentschlossen ist, so sucht man sich, so gut man kann, in der Güte zu vergleichen, und jeder regiert eine gewisse Anzahl von Jahren. Oft geht man so geheimnißvoll damit um, daß ausser dem Hofe, kaum jemand erfährt, ob der Thron erledigt sey oder nicht, wenn nicht Streitigkeiten unter den Erben die Sache erhellen.

Alle Hofbediente dieses Prälaten stammen von den schon genannten Tensiodaidsin ab, und behaupten, kraft dieser Abkunft, eine vorzügliche Achtung und Würde. Ihre Zahl ist tausend, die theils am Hofe, theils in einträglichen Abteyen oder

Prioraten im Reiche versorgt sind. Unter dieser Klasse befinden sich auch fast allein die Gelehrten oder Liebhaber der schönen Wissenschaften, denn nicht allein die Hofcavaliers, sondern auch viele Personen weiblichen Geschlechtes haben sich durch Gedichte, Historie, durch Musik und dergleichen hervorgethan, übrigens sind Reiten, Ringelrennen, Tanzen, Fechten u. s. w. Lieblingsvergnügungen der jungen Hofleute. Der weltliche Kaiser spart nichts, was das Ansehen und das Wohlbefinden des Dairi befördern kann. Er hat ihm unter andern gewisse Einkünfte von der Stadt Miako und denen dazu gehörigen Departementt angewiesen; weil sie demohngeachtet aber immer noch nicht hinreichend sind, seinen Aufwand zu bestreiten, so wird das übrige dazu aus dem kaiserlichen Schatz genommen; ja er bezeiget ihn sogar alle fünf Jahre seine Ergebenheit, zwar nicht durch seine eigene Person, sondern durch Gesandte, und durch dieselben in prächtigen Geschenken: kurz er weiß sich durch diese kluge Nachgiebigkeit in seinen Despotismus desto mehr zu befestigen, und seinem Staaten Ruhe zu erhalten, indem er die Ruhe dieses geistlichen Oberhauptes begünstiget.

Die Regierungsform in Japan ist dahero monarchisch und despotisch; denn obschon funfzig bis sechszig kleine Königreiche im Lande sind, so bleiben deren Regenten doch alle dem Kaiser dergestalt unterwürfig, daß er nicht nur Gewalt über ihre Würden, sondern auch Gewalt über ihr Leben hat, so wie dem Kaiser die Gewalt über Leben und Tod von allen seinen Unterthanen zustehet. Daß diese Kaiser ehedem auch Oberpriester zugleich waren, ist schon gesagt, hier sehen wir, wie die meisten dieser Priester, ihr Leben in Unthätigkeit verschwelg-

schwelgten, und dafür die Gewalt in die Hände des ersten Ministers, Kuba genannt, legten; welche Gewalt einer dieser Kuba, Namens Fide-Josi, oder Taychosamme, so gut zu benutzen wußte, daß er dem Dairi alle bürgerliche Gewalt raubte, und ihm nichts ließ, als die Anbetung seiner sklavischen Verehrer. Auf diese Weise ist der Dairi Pabst, und der Kubo wirklicher Monarch von Japan. Das Wappen des Reichs führt sechs silberne Sterne, mit fünf Strahlspitzen im gelben Felde, so im Zirkel von gleicher Weite stehen, und in der Mitte befinden sich allezeit die Namen der vier Gevollmächtigten des Reiches.

Alle Gesetze und Justizverwaltung beruhet dahero blos auf dem Willen des Kaisers, denn dieser ist ihr Gesetz, geschriebene haben sie wenig. Alle Obere in ihren Distrikten haben das Recht, Verhöre, Urtheile, Leben und Tod zu bestimmen und zu entscheiden, so auch die Oberhäupter jeder Familie. Ihre Gesetze sind mit Blute geschrieben, und es ist nicht leicht ein Verbrechen, das nicht am Leben gestraft würde, und deren Leben man ja schonet, diese werden gemeiniglich auf wüste Inseln verwiesen. Grausam sind ihre Strafen bey schweren Verbrechen, oder beym Verbrechen gegen die Person des Kaisers. Enthaupten, Aufknüpfen, Verbrennen, in Oel sieden, mit Pferden zerreißen, zerhauen u. s. w. sind die üblichsten, und müssen alle Verwandten, Aeltern, Geschwister und Kinder, ja wohl gar eine ganze Nachbarschaft, ein Quartier, wo sich der Verbrecher befindet, hingerichtet werden. Nur den Großen des Reiches ist als ein Vorzug zugestanden, in Verbrechen die Strafe an sich selbst vollziehen zu dürfen, welche darin besteht, sie mögen sich in Gegenwart des Kaisers den Leib mit einem

nem Messer aufschneiden, und so glauben sie, einen viel rühmlichern Tod zu finden. Ist es Furcht für diese harten Strafen, oder ist es die friedliche Gesinnung dieser Bewohner, genug es sind demohngeachtet der Strafenvollziehungen lange nicht soviel, als in andern Ländern, deren Einwohner es doch sehr übelnehmen würden, wenn man ihre Sitten für schlechter, als die Sitten und Denkart dieser unaufgeklärten Völker halten würde.

Vorzüglich verdient die kluge und zweckmäßige Polizeyeinrichtung der Japaner allen Beyfall; jede Gasse einer Stadt hat ihren Ottona, der alle Unordnungen verhüten, eine genaue Obacht auf die Einwohner halten, kleine Streitigkeiten schlichten, und von allem, was in seinem Distrikt vorgeht, Rechenschaft geben muß. Die Einwohner der Gassen sind wieder in Rotten, jede zu fünfhundert Bürger, eingetheilet, die ihre besondere Oberherren haben, und zur Nachtzeit werden die Thore der Gassen verschlossen, wo indessen zwey Wachen auf und nieder gehen.

Dieser ihr mehr gefürchtete als geliebte weltliche Monarch hat also bey seiner uneingeschränkten Macht, auch eine seinem Glanz und Aufwand angemessene Einnahme. Man giebt sie zwar über alle Glaubwürdigkeit groß an, und man sagt, daß zu seinem eigenen Aufwande, zur Besoldung der Gouverneurs und anderer Bedienten, jährlich zwey hundert und drey und achtzig Millionen Gulden, erfordert würden; allein es fehlt zu sehr an der genauen Uebersicht seiner Einnahme und Ausgabe. Groß genug wäre sie demohngeachtet noch nicht, wenn man die unermeßlichen Reichthümer dazu rechnet, die seinem ohnedem großen Schatz an Edelsteinen, Perlen, Gold und Silber, kostbaren Geräthen

räthen u. s. w. zugehöret, welches, nebst seinem Pallast, allemal das Erbtheil seines ältesten Sohnes wird. Wenn dieser älteste Prinz das funfzehnte Jahr erreicht hat, so muß er vom Hofe weg, und zu Saranga wird ihm ein besonderer Hofstaat gehalten, bis er nach dem Tode seines Vaters zur Regierung gelangt. Man schäzt alle Einkünfte nach Mans und Kokfs Reis. Ein Mans ist 1000 Kokfs, und ein Kokfs 3000 Zentner, und die Summe aller Einkünfte soll sich auf 2328 Mans und 6200 Kokfs Reis erstrecken.

Diese großen Summen dienen aber auch, seine Leibwache von 6000 Mann zu unterhalten, die ihm überall zu folgen verbunden ist, und ausser der eine Armee aus 100000 Mann Infanterie, und 20000 Mann zu Pferde, die sowohl bey körperlichen Vorzügen, als auch bey einer geschickten Disciplin, gute Soldaten abgeben. Ihre Waffen sind Flinten, Bogen und Pfeile, Säbel und Dolche, die Reuterey hat eine völlige Rüstung, das Fußvolk aber nur einen Helm zur Vertheidigung. Im Nothfall muß jeder zinßbare Fürst eine bestimmte Anzahl Soldaten hergeben, und so hat man Armeen von 400000 Mann im Felde gestellt gesehen. Ehedem hatte Japan auch Kriegsschiffe, allein seit der Staatsveränderung von 1585 (da es zu einer Staatsmaxime geworden ist, die Nation von der übrigen Welt so viel als möglich abgesondert zu erhalten,) sind sie abgekommen, und man hat nur Küstenbewahrer und kleine Fracht- und Transportschiffe beybehalten. Uebrigens werden wir von der sklavischen Verehrung und dem blendenden Glanz dieses morgenländischen Kaisers in seiner Hauptstadt noch manches sehen, was uns die Wahrheit bestätiget, daß es ihm nur darum zu thun ist, daß ihn

seine

seine Unterthanen fürchten, wenn sie ihn auch nicht lieben können.

Ehe wir uns zu der genauen Beschreibung der uns bekannten Provinzen, ihrer Oerter und Merkwürdigkeiten wenden, wollen wir nur mit wenig Worten der Art und Weise zu Reisen gedenken. Daß hier die Straßen selten leer sind, haben wir schon bey ihrer Liebe zum Wallfahrten gesehen, aber dies läßt auch errathen, daß für die nöthige Bequemlichkeit gesorgt seyn wird, wo nicht unwegsame Gebirge oder Wüsten, Ausnahmen davon machen. Man trift daher in allen großen Dörfern und Flecken, eine Post, wo man um einen festgesetzten Preis, eine nöthige Anzahl Pferde, Träger, Knechte, und überhaupt alles zur Reise Nöthige haben kann; so wie man auch allenthalben Gasthöfe, Wirthshäuser und Theeschenken antrift. Eigentlich sind in diesem Reiche sieben Hauptstraßen, aber diese sind auch gewiß zuweilen so voll von Menschen, als kaum die Straßen einer europäischen Hauptstadt seyn können. Nächst den reisenden Pilgrimmen begegnet man auch den vornehmen Fürsten des Reichs in ihrem Gefolge, die alljährlich einmal an den Hof reisen, und deren große Anzahl Menschen und Pferde, ihre Tracht in schwarzer Seide, und eine ehrwürdige Stille und Ordnung, einen vortrefflichen Anblick gewähret.

Man macht hier zu Lande die Reisen gemeiniglich zu Pferde, behängt den Kopf desselben mit einem dünnen, aber dichten Netze, um die Augen vor den Mücken zu bewahren, auch bindet man ihnen an einige Ort Glöckgen. Die übrige nothwendige Reiseequipage bestehet in einer Papierlaterne, Wassereimer, und Säcken für Knechte und Pferde, letztere sind aus geflochtenem Stroh gemacht, und wer-

werden den Pferden mit Stichen an die Hufe, statt der Eisen gebunden. Ferner einen Mantel, aus starker Pappe, geölt und gefirnißt, dabey so weit, daß er Pferd und Reuter bedecket, einen großen Hut, aus Bambusrinde oder Stroh für die Sonne, dabey steigt der Reuter nicht, wie der Europäer, auf der linken Seite des Pferdes ab, sondern vor der Brust des Pferdes, und wenn also der Japaner auf die obig beschriebene Weise auf dem Pferde sitzt, so giebt seine unförmliche Verhüllung, sein kreuzweißes, über einander gelegtes Beinsitzen, einen seltenen und lächerlichen Anblick.

Es ist aber auch zu mehrerer Bequemlichkeit der Reisenden, von einer Provinz zur andern, eine große Straße geführt worden, die wieder ihre Nebenstraßen hat, und nach den Namen, wohin sie führen, benennt werden. Sie sind breit und sicher, nach Meilen abgezählt und bezeichnet, ja in den meisten Gegenden findet man, daß die Straßen zwischen Städten und Dörfern auf beyden Seiten mit Fichtenbäumen in gerader Linie besetzt sind, die einen angenehmen Schatten unterhalten. Zwar gehen auch die Hauptstraßen an vielen Orten über und zwischen die höchsten Berge, und die meisten Flüsse, die man in denselben antrift, stürzen mit einer ungestümen Gewalt herab, und leiden weder Stäge noch Brücken, daher man vielen davon durchwaden muß, wo es der Boden erlaubet.

Auf solche Weiße werden die fünf Provinzen dieses großen Reiches von Landeseinwohnern besucht, allein jedem Ausländer ist der Weg hierzu verschlossen, wenigstens nicht unter dem Namen eines Christen, daher unsre geographischen Kenntnisse von Japan immer noch sehr mangelhaft geblieben sind, und unsre Leser folgende Uebersicht,

in

in Ermangelung gültigerer Nachrichten annehmen müssen.

Provinzen. Drey große und vier und zwanzig kleine Inseln machen, nebst einer unbestimmten Anzahl noch kleinerer Inseln, das ganze Kaiserthum Japan aus, und unter diesen dreyen hat Niphon, als die Größte der Inseln den Vorzug. Man rechnet auf diesen drey großen Inseln ohngefähr 13,000 meist sehr volkreiche, offene Städte, deren Straßen in gerader Linie fortlaufen, und einander im rechten Winkel durchkreuzen. Diese Gassen sind nicht gepflastert, doch haben sie meist einen bequemen Weg für die Fußgänger. Sie enthalten nicht über sechszig, und selten weniger als dreyßig Häuser, die sämmtlich ein hölzernes Thor verschließt. In jeder Gasse ist zur Rettung bey Feuersgefahr ein besonderer fester Ort, und auch ein eigener verschlossener Brunnen. Als die erste Stadt im Reiche, und als die Residenzstadt des weltlichen Beherrschers, behauptet Jeddo den Vorzug, und nach ihr kommen die vier andern großen Reichs- und Handelsstädte, die zu den Krongütern und Domainenstücken des Kaisers gehören. Sie liegt eigentlich in der Provinz Musasi, in einer großen Ebene, am fischreichen Meerbusen, der zwar nicht sehr tief ist, weswegen auch die Schiffe bey der geringsten Ueberladung Gefahr laufen, auf dem thonigten Boden zu bleiben; daher sie eine Meile weiter im Hafen ausgeladen werden. Von der Seite des Meeres hat sie vollkommene Gestalt eines halben Mondes, und ist, nach der Behauptung der Japaner, sieben Meilen lang, fünf Meilen breit, und zwanzig Meilen im Umfange; dabey aber wie die andern Städte, ohne Mauern, nur mit Graben und Kanälen durchzogen, die zu beyden Seiten hohe Bollwerke haben.

Die Insel Niphon.

Jeddo.

haben. Ein großer Fluß, Jankon genannt, durchströmt die Stadt, und nimmt seinen Ausfluß in den Hafen, und die Hauptbrücke, die sowohl wegen ihrer Größe als Bauart die vornehmste ist, führt den Namen Niponbas, von welcher, als von einem allgemeinen Mittelpunkt, alle Entfernungen im ganzen Reiche abgemessen und gerechnet werden. Wenn man die Menge der Fremden, Geistlichen und der Bürger zusammen nimmt, so ist es gewiß nicht zuviel, wenn man die Zahl der Einwohner auf mehr als eine Million setzt, da hier die größten Reichsfürsten und Minister, den Aufwand des Hofes und die Pracht der Stadt vermehren helfen. In Vergleichung mit andern kleinern Städten, findet man in Jeddo, die eigentliche innere, rrgelmäßige Schönheit nicht, wenigstens ist Meako besser gebaut. Groß und weitläuftig ist sie genug, aber dafür giebt es auch genug große und weitläuftige Gegenden, die weder nach der Schnur angelegt, noch mit nur leidlichen Wohnungen besetzt sind. Wenige ausgenommen, sind die Häuser zu Jeddo ohnedem klein und niedrig, sie bestehen aus Tannenholz, und sind mit Thon leicht überlegt, inwendig machen dünne Schirme die Unterschiede, die Wände sind mit Tapeten behangen, die Dächer mit Schindeln gedeckt; mithin ist diese Wohnung so leicht der Zerstörung unterworfen, daß es gar nichts Seltenes und Befremdendes ist, wenn die größten Verwüstungen entstehen, wie ein solches Beyspiel 1658 dieser Stadt wiederfuhr, daß innerhalb zweymal vier und zwanzig Stunden über 100000 Häuser abbrannten, und mehr als 100000 Menschen, theils verbrannten, theils auf andre Weise unglücklich wurden. Diesem Unglück vorzubeugen, dienen die Bollwerke der Stadt mehr, als zur Vertheidigung.

In den schönsten Gegenden der Stadt befinden sich die Kirchen und Klöster, in denen eine ungeheure Anzahl Mönche wohnen. Zwar giebt es auch eine große Menge Häuser, die den Namen Palläste nicht ganz unwerth führen, wie man in der Residenz eines solchen unumschränkten Monarchens, und bey einem der blendendsten Gefolge, leicht erachten kann. Die Unterscheidungszeichen von den bürgerlichen Häusern sind unter andern, große Vorhöfe und prächtige Pforten, dazu man durch schön lackirte Stufen in die Höhe steigt, doch haben sie keine Thürme, wie die Schlösser der Fürsten und Großen des Reichs, darauf sie in ihren Erbstaaten wohnen. Das Schloß, darinnen der Kaiser residirt, könnte beynahe besser eine kleine Stadt, als eine Wohnung genannt werden. Es liegt in etwas runder Figur, fast in der Mitte der Stadt, und bestehet aus zwey Vorschlössern, und dem eigentlichen Raum, worinnen der Kaiser wohnet. Zur Seite sind zwey andre Schlösser, die wohl befestiget sind, und hinter dem Pallaste die großen und schönen Gärten. Das erste oder äussere Schloß nimmt einen großen Platz ein, und umgiebt das andere, zugleich aber auch einen Theil des eigentlichen kaiserlichen Pallastes, welcher eine starke Besatzung hat, und enthält eine unzählbare Menge Straßen, Kanäle, Graben und Brücken. Hier wohnen die Reichsfürsten mit ihren Familien, in prächtigen Zimmern. Das zweyte Schloß nimmt nicht soviel Raum ein, ist aber auch durch Gräben und Brücken von dem dritten geschieden, und ist gleichfalls die Wohnung der Kronbedienten. Das dritte auf einem Hügel gelegene Schloß, ist eigentlich die Wohnung des Monarchen, mit einer dicken Mauer von Quadersteinen umgeben, und auf europäische Art mit Bastionen bedeckt. Ein künstlicher Thurm, künstliche

Dächer,

Dächer, eine Menge von aussen angebrachte, vergoldete Drachen und dergleichen geben, nebst der Festigkeit dieses Gebäudes, ein gefallendes und sehenswerthes Ansehen. Die Gemahlinn des Kaisers hat ihren besondern vortrefflichen Pallast, und eben so die Nebenweiber in dreyßig verschiedenen Schlössern. Wenn der Monarch Audienz giebt, so geschieht es in dem großen, auf goldenen Säulen ruhenden Audienzsaal, und zwar auf folgende Weise. Wenn man durch die Menge von Strassen und Thore hindurch ist, und bis an das dritte Schloß kömmt, zu welchem eine Brücke führet, so wartet man auf die Erlaubniß des Eintrittes, welches geschiehet, wenn alle Staatsräthe beysammen sind. Wenn nun die Majestät herein getreten ist, wird auch der Fremde eingelassen, und sobald die Staatsräthe seinen Namen laut genannt haben, kriecht er auf Händen und Füßen zu dem Kaiser hin, und bückt sich so tief, daß er mit der Stirne den Fußboden berühret, alsdann kriecht er in derselben Stellung, ohne ein Wort zu sagen, langsam zurück, und die Audienz ist zu Ende. Kurz alles verkündiget sowohl in der kaiserlichen Wohnung, als auch in der Stadt selbst, daß hier ein Despot seinen Thron habe. Im weitern Bezirk verwalten zwey Gouverneurs wechselsweise das Kommando der Stadt, und nach diesen haben die vornehmsten Subalternen in denen ihnen angewiesenen Quartieren zu befehlen, denen die Ottona in den Straßen untergeordnet sind. Uebrigens fehlt es hier weder an Künstlern, noch an Kauf- und Handwerksleuten, vielmehr ernähren und vermehren sie sich in ihrem Schoos. Vergnügungen, Gesellschaften und dergleichen, sind eben so gut in Jeddo anzutreffen, als in jeder andern großen Stadt in Europa, und wenn auch nicht immer in einerley Geschmack, so

tragen doch leider beider ihre Laster und Thorheiten, einerley Namen.

Meako. Nach ihr folgt Meako, etwa zwanzig Meilen von der Stadt Osacka, gegen Norden, und ist, wie schon gesagt, die beständige Residenz des geistlichen Kaisers oder des Dairi. Bey der Stadt befindet sich ein großer und sicherer Hafen, und die Stadt selbst befaßt einen Umfang von etwa drey Stunden in der Länge, und zwey Stunden in der Breite, mit etwan 90000 Häusern. Da sie fast in der Mitte des Landes liegt, so ist sie ihres großen Handels wegen immer eine der ersten Städte, und auch ehedem die Residenz gewesen: das Letzte hat sie zwar verloren, aber dafür nichts von ihrem großen und ausgebreiteten Handel, und besonders in der Zeit, wenn der Kaiser den Dairi aus Cerimoniel besucht, oder besuchen läßt, scheint die Stadt zu klein für soviel Menschen zu seyn. Ausser der prächtigen Wohnung des Dairi, ob sie zwar nur von Holz errichtet ist, und ausser dem großen Zeughaus in der Stadt, ist nichts Merkwürdiges als die vortreffliche Bibliothek, welche die Bonzen und japanischen Pfaffen haben. Sie bestehet in Ermangelung gedruckter Bücher, dergleichen nicht anzutreffen sind, aus vielen indianischen Manuskripten, die nach hunderttausenden gezählt werden.

Osacka. Osacka hatte bisweilen auch die Ehre, daß sich der Kaiser in ihr aufhielt: sie liegt beynahe hundert Meilen von Jeddo gegen Westen, in keiner sehr angenehmen Lage, zwischen Felsen und Hügeln; obgleich eine Festung neben ihr angebracht ist, so ist sie doch gleich den übrigen eine offene Stadt, und hat bey den innerlichen Kriegen und bey der Aufnahme von Jeddo, sowohl ihren ehemaligen Reitz, als der ehemalige, so prächtige und berühmte Tempel,

Tempel, wo man den Teufel anbetete, von seinem Werthe verloren. Die kaiserliche Wohnung gab der jetzigen in Jeddo, weder an äusserer noch an innerer Schönheit etwas nach und noch sieht man, wiewohl entstellte Ueberreste ehemaliger Größe.

Surunga, eine weitläuftige, etwa zwanzig Meilen gegen Westen von Jeddo gelegene Handelsstadt, die nebst einem guten Hafen, alle Vorzüge einer japanischen Handelsstadt hat. Hierzu kommt noch, daß der kaiserliche Erbprinz hier seine Hofstadt hält. Die Bürger zu Surunga zeichnen sich auch durch ihre Tracht in etwas aus, wiewohl diese Abweichung nur in der Form ihrer Haare, und in der Pracht ihres Anzuges bestehet. Surunga.

Die letzte erhebliche Stadt auf der großen Insel Niphon ist Sakai, sie ist groß, liegt an der See, nicht weit von Osacka, und hat einen zur Handlung sehr bequemen Hafen. Sakai.

Nächst der Insel Niphon ist Ximo unter den übrigen japanischen Inseln die größte, wiewohl nicht die angenehmste, und Nagasaki der Haupt- und dritte große Ort im Reiche. Diese Stadt hat nebst ihrer großen Handlung, eine angenehme Lage, das Land selbst aber ist zwischen ungeheuern Felsen und hohen Bergen verschlossen, woraus der Stadt mannigfaltiger Abbruch geschieht, und die Bevölkerung nicht sehr groß ist. Die Einwohner sind meist vom niedrigsten Stande, und nur die bequeme, sichere Lage ihres Hafens, macht sie zum Sammelplatz aller fremden Schiffe. Die Stadt selbst liegt also am Ufer des Meeres in einem ebenen Thal, und ist dreyviertel Meilen lang, auch beynahe so breit. Die Hauptstraße, so auch zugleich die breiteste ist, führt längst diesem Thal zu dem entgegen stehenden II. Die Insel Ximo. Nagasaki.

Berge, und alle die Berge um die Stadt sind mehr steil als hoch, dabey aber nicht kahl und unfruchtbar, welches viel zur Verschönerung der Stadt beyträgt. Auf den Hügeln hinter der Stadt sind Tempel errichtet, mit Gärten und Terrassen umgeben; weiter hin zeigen sich eine große Anzahl Grabmäler, und endlich verliert sich das Auge in fruchtbaren, angebauten Feldern. Durch diese offene Stadt gehen drey Flüsse, die zur Bewässerung der Reisfelder sehr nothwendig, oft aber so wasserleer sind, daß der Mangel so gefährlich wird, als zur Regenzeit ihr Anschwellen gefährlich ist, und manche Wohnung mit sich fortreißet. Zu der Zeit, als die Portugiesen sichern Fuß hatten, war sie eine der blühendsten Städte, allein sie ist seit dieser Vertreibung nie wieder in ihren vorigen Zustand gekommen. Ausserhalb der Stadt wohnen die wenigen Holländer, und die Sinesen, nebst andern benachbarten Völkern, von ihrer Religion, wohnen hinter der Stadt auf einer Anhöhe. Ihre Wohnungen sind mit einer besondern Mauer eingeschloßen, sie werden auf das sorgfältigste bewacht, und wir haben schon gesagt, sie müssen sich alle mögliche Erniedrigung und Einschränkung gefallen lassen.

Um die Stadt und innerhalb derselben zählt man zwey und sechszig Tempel, fünfe, die den alten Landesgötzen erbaut sind, sieben Tempel der Bergpriester und funfzig für die auswärtigen, über das Meer gebrachten Götter. Allein diese Tempel sind nicht blos ihren Religionsübungen gewidmet, sondern sie sind auch ihre Vergnügungsplätze, weswegen um jeden eine Menge schöner Alleen, Gärten und Zimmer angelegt sind, ja sogar auch japanische Schauspiele darin aufgeführt werden. Wir können nicht entscheiden, wie gegründet das Urtheil ist, welches

welches über die ausschweifende Lebensart, und hier mehr als an andern Orten gemeinen lasterhaften Handlungen, allgemein bekannt ist, wenigstens verdienen sie diese Vorwürfe nicht ganz ohne Grund, weil Nangasaki nebst Miako und noch einer andern Provinz, einzig und allein das Recht hat, die Wollusttempel überall aufzurichten, und daß ihrer Legion sind, die in der ersten Jugendblüthe, angeführt durch ihre grausamen Eltern, als Priesterinnen der Wollust dienen. Bey einem gewissen Vorzug von guter Gesichtsbildung, und bey der großen Anzahl von Fremden treiben sie ihre Verführung ganz sichtbar, sie haben ihren besondern, in der Stadt angewiesenen Ort, und wem es ja an Gelegenheit fehlen sollte, wird gar bald willfährige Hände zu dieser Dienstleistung finden. Glücklicherweise rechnet es selbst die Nation nicht den Mädchen zur ganzen Schuld an, sondern mehr noch ihren Eltern, und es geschieht daher sehr häufig, daß diese öffentliche Verführte, ohne Vorwürfe in die besten Ehe treten.

Nangasaki ist übrigens, wie gesagt, eine zur Handlung bequeme und eingerichtete Stadt, es befinden sich in ihr fünf und dreyßig Brücken, zwanzig von Steinen, und die übrigen von Holz, allein man muß weder Schönheit noch Größe erwarten, sondern sie sind mehr da, um die Gewalt des Wassers aufzuhalten. Alle Häuser sind ebenfalls von Holz, ohne die geringste innere Ausmeublirung, und die Zahl der Einwohner an Kaufleuten, Kramern, Künstlern, Handwerksleuten, Bauern und dergleichen, sehr groß, ohne der vielen Armen zu gedenken, die eigentlich nur da sind, um den holländischen uud sinesischen Schiffen Dienste zu leisten. Zwar achtet man die zu Nangasaki verfertigte Waa-

ren für weniger gut, allein in der Stadt selbst ist dieses nicht sichtbar, das Gewühle von Menschen, und das Geräusche von Handwerkern verkündiget überall Nangasaki als den Ort, der für die Handlung sehr vortheilhaft, ob er gleich, wie wir oben gesehen haben, für die Holländer ein Gefängniß ist.

III. Insel Xikoko.

Ob schon die Insel Xikoko die dritte Hauptinsel ausmacht, so mangeln uns doch Nachrichten von ihrer nähern Beschaffenheit, und man weiß nur, daß sie in den vorigen Zeiten verschiedene Königreiche befaßte, daß jetzt der wichtigste Ort darauf Xikoko, eine große und volkreiche Stadt ist, allwo ein Gouverneur residiret, und eine Landesregierung angelegt ist.

Ausser diesen bereits bemerkten Inseln sind auch einige weit entlegene Länder vorhanden, die zwar eigentlich nicht zum japanischen Reiche gerechnet werden, aber doch den Kaiser von Japan für ihren Oberherrn erkennen, und unter seinem Schutze leben. Dahin gehört 1) die Insel Kiuku oder Liqueja, deren Einwohner sich Unterthanen von Prinzen Satsinna nennen, weil dieser sich ihrer im Kriege bemeisterte. Sie liegt unter der südwestlichen Küste von Ximo, und erstreckt sich fast bis an die Insel Formosa. Es sind zwar viele Inseln, und die größte und vornehmste darunter heißt Liqueja, die den übrigen den Namen ertheilet. 2) Tsiosin, die der dritte und niedrigste Theil von der Halbinsel Korea ist, und im Namen des japanischen Kaisers, durch den Fürsten von Iki und Tsußima regieret wird. Korea gränzt zwar an Japan, allein ob es zwar zweymal von den Japanern erobert, und ihnen das erstemal zu Anfange des dritten Jahrhunderts nach Christi Geburt durch die Tatarn, das zweytemal gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts durch die Sineſen entrissen

rissen ist; so scheint doch der Kaiser von Japan schon zufrieden zu seyn, wenn er nur Herr an der Gränze ist, und zu diesem Gebiete gehört noch die Landschaft Tsiosijen, an der Küste gegen der Insel Niphon über, eben so wie die Inseln Iki und Tsußima unter einem Regenten stehen, der ein Stadthalter des japanischen Kaisers ist. Zwischen Japan und Korea sind noch eine große Menge Felsen und kleiner Inseln, und unter der südlichen Küste von Niphon, in der weitesten Entfernung liegen einige, die gar nicht bewohnt, andre, die so steil sind, daß alles, was man dahin bringt, vermittelst eines Krans hinaufgewunden werden muß. Dahin werden gemeiniglich die Staatsverbrecher verwiesen, welche ihren Unterhalt durch Arbeiten verdienen müssen; wie denn die schönsten japanischen Stoffe von den Gefangenen auf dieser Insel gearbeitet werden. Die 3) Insel Jeso ist diejenige, die ausser den Gränzen des Reiches, am allerweitesten gegen Mitternacht liegt, und soviel man aus den sichersten Nachrichten abnehmen kann, eigentlich eine doppelte Insel ist. Die südliche, von den Japanern Jesogasima, d. i. die Insel Jeso genannt, steht unter dem japanischen Kaiser, der daselbst Besitzungen, und in der Hauptstadt Matzmai einen Gouverneur unterhält, obgleich zu Matzmai ein Fürst wohnt, der aber den Kaiser von Japan huldigen und Tribut geben muß. Die nördliche Insel, von den Japanern Oku-jeso, d. i. Oberinsel genannt, ist wahrscheinlicherweise unabhängig, und selbst den Japanern unbekannt. Dieses Jeso liegt nordwärts über der Insel Niphon, von der es durch die Meerenge Sangaar getrennet ist. Auf dieser Meerenge liegt auch die Insel Matsuma, neben welcher zu beyden Seiten noch viel kleine Inseln liegen. Man weiß heut zu Tage ge-

wiß, daß Jeso und Kamschatka, die man sonst für eins hielt, unterschieden sind, und daß es weder mit der Tartarey noch mit Amerika zusammenhängt.

Ohngefähr 750 deutsche Meilen von Japan gegen Osten und Norden von Niphon, liegen noch zwey Inseln, welche mit zu Japan gerechnet werden, wovon die nähere und größere Kinsima, d. i. Goldinsel, die kleinere und entferntere aber Ginsima, d. h. die Silberinsel genennt wird. Sie halten die Lage derselben sehr geheim, und die Bemühungen, welche die Spanier und Holländer, in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts anwendeten, um sie zu entdecken, sind fruchtlos geblieben. Die unruhige, unbekannte See, die hier sehr häufigen Wasserhosen und andre Unfälle haben es allemal verhindert, und der letzte Versuch, wo es den Holländern glückte, ans Land zu setzen, hat sie für immer abgeschreckt, mehrere Landungen zu wagen, indem ihr Kapitain nebst seinen Leuten gefangen genommen, in Ketten nach Jedo geschickt, und da grausam behandelt wurde.

1) Geschichte. Nach Sina ist Japan das älteste Reich, welches gegenwärtig auf der Erde vorhanden ist. Zuverläßig läßt sich der Ursprung seiner ersten Bewohner nicht angeben, wahrscheinlich ist es aber, daß sie Koreer oder Tatarn sind, zu welchen in der Folge einige sinesische Kolonien gekommen sind. Wie ihre erste Verfassung gewesen, ist völlig unbekannt, sie selbst aber geben sich ein ungeheures Alter, und machen ihre ersten Könige zu Göttern und Halbgöttern, welche mehrere Millionen Jahre regiert haben sollen. Die erste dieser Dynastien hatte sieben Könige, von welchen der letzte der Stifter der zweyten, weit minder vollkommnen Dynastie ward. Diese zweyte Epoche befaßt die Regierungen von

fünf

fünf Halbgöttern. Von dem ersten derselben, welcher zweyhundert und funfzigtausend Jahr regiert haben soll, leiten alle Einwohner von Japan ihre Abkunft her.

Von dem letzten dieser Halbgötter, bis auf den ersten Kaiser Sin-bû, hat die Geschichte Japans eine Lücke, ob es gleich gewiß ist, daß schon vor Sinbû Zeiten, zum Theil sehr wichtige, historische Veränderungen in Japan vorgegangen seyn müssen. Mit Sin-bû, welcher etwan sechshundert und sechszig Jahr vor der christlichen Zeitrechnung lebte, haben wir zuerst gewisse und bestimmte Nachrichten, wiewohl in den folgenden Zeiten noch manche zweifelhafte Begebenheiten vorkommen. Sin-bû kann in aller Betrachtung als wahrer Stifter des japanischen Reiches angesehen werden, und was ein auf der ganzen übrigen Erde unbekannter Fall ist: seine Nachkommen sind bis auf den heutigen Tag bey dem kaiserlichen Titel und Ansehen, und bey der unumschränkten Gewalt in geistlichen Dingen geblieben, wenn sie übrigens gleich durch die Seo-gûn oder sogenannten Kobo, gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts um die weltliche Herrschaft gebracht worden sind. Die Geschichte aller dieser Dairi aber ist äusserst trocken, theils weil Japan selbst zu wenig Verbindungen mit auswärtigen Staaten unterhalten hat, theils weil die japanischen Geschchtsbücher nichts als ein chronologisches Verzeichniß der Regenten enthalten, oder wenn es hoch kömmt, sich damit begnügen, daß sie eine seltene Naturerscheinung, die Erbauung eines Tempels, den Tod einer merkwürdigen Person und dergleichen anführen.

Bis zum Jahre 1180 der christlichen Zeitrechnung blieben die Dairi sowohl im Besitze der geistlichen als weltlichen Macht. In diesem Jahre aber bahnten

bahnten sich die Feldherrn des Reiches den Weg zum Throne, und ließen ihnen nur den Schein der äusserlichen Gewalt. In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts kamen die Portugiesen nach Japan, und erhielten auch ohne Mühe die Erlaubniß, Handel zu treiben. Die Jesuiten, welche sich bald unter die neuen Ankömmlinge mischten, fiengen auch an auf Bekehrungen zu denken, und ihre astronomischen Kenntnisse erwarben ihnen soviel Achtung, daß sie bald viele Proselyten zählten. Der Kobo Fide-schossi aber, der sich noch weit mehr Macht als seine Vorfahren erworben hatte, fieng schon gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts an, den Ausländern allerley Hindernisse in den Weg zu legen, und als Sheschassama an die Regierung kam, entstand eine schreckliche Verfolgung, die alles übertrift, was man in dieser Art Schreckliches in der Geschichte liest. Die Missionäre und ihre Neubekehrten sollen indessen selbst durch allerley der Reichsverfassung nachtheilige Anschläge an dieser Verfolgung Ursache gewesen seyn. Unter dem Fide-tada ward sie fortgesetzet, der portugiesische Handel aber hatte doch noch einigen Fortgang, bis auf Anstiften der Holländer, welche nicht Christen, sondern blos Holländer zu seyn vorgaben, die Portugiesen 1637 gänzlich aus Japan verbannt wurden. Seitdem ist dieses Reich allen Ausländern verschlossen geblieben, so, daß wir von seiner neuern Geschichte gar keine weiteren Kenntnisse haben.

VIII.

Thibet und die freye Tatarey.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049913/phys_0765
DFG

I.

Das Reich Thibet.

Thibet, welches von den Sinesen Tufan oder Kiang genennt wird, gränzet gegen Morgen an Sina, gegen Abend an die große Bucharey und die mogolischen Staaten, gegen Mittag an Hindostan und das Königreich Aschem, und gegen Mitternacht an die große Sandwüste Kobi, durch welche es von der kleinen Bucharey geschieden wird. Das ganze Land ist voller Gebirge, die vorzüglich nach Westen zu eine sehr hohe Lage geben, und an vielen Orten in den schrecklichsten Massen über einander gethürmt sind. Zwischen diesen Gebirgen fließen reißende Ströme, über welche man nicht anders als auf schwankenden Bretern, oder kreuzweiß gespannten, und mit Aesten bedeckten Stricken kommen kann; auch sind die Wege überhaupt so enge, und zwischen fürchterlichen Abgründen hinlaufend, daß man gemeiniglich nur mit einem Fuße sicher darauf gehen kann. Alle diese Gebirge sind mit ewigem Schnee bedecket, daher auch die Luft fast durchgehends kalt und scharf ist.

Thibet wird von einer Menge Flüsse durchströmet, von denen folgende die vorzüglichsten sind. Der Yaru, welcher sich in den bengalischen Meerbusen ergießet, der Hoang-ho, welcher in Thibet entspringt, und nach einem Laufe von zehn Tagereisen durch einen engen Schluft, zwischen zwey

Fel-

Felsen hindurch nach Sina tritt, und der Altankol, der in der Provinz Kokonor entspringt, und Goldsand bey sich führen soll. Von Seen, derer gleichfalls sehr viele sind, führen wir an den Hotun-nor, den Kokonor, den Tenkiri, den Lankeri und Mazama oder Anfang des Ganges, welcher hier Ganga heißet.

Das Land Thibet wird in drey Königreiche getheilet, nämlich in Klein-Thibet oder Beladistan, in Groß-Thibet oder Butan, und in Barantola oder Lassa. Einige fügen auch noch Kokonor und Tufan hinzu, allein Kokonor ist das Land der koschiotischen Eluthen, und Tufan wird ein kleiner Distrikt genennt, welchen zwey Völkerschaften bewohnen, die von den Sinesen, an welche sie gränzen, nach der Farbe ihrer Jurten in die schwarzen und gelben Sifans getheilet werden.

Wir wollen nunmehr die drey genannten Theile von Thibet etwas genauer beschreiben.

a) Klein Thibet.

Klein Thibet oder Beladistan liegt der hindostanischen Provinz Kaschmir gegen Nordwesten, ist ohngefähr dreyßig bis vierzig Meilen lang und breit, und ein kaltes, rauhes Land, das aber doch allerley Früchte, Reis, vorzüglich gute Melonen, besonders aber Bisam, Wolle und Kristalle erzeuget. Von der Verfassung dieses Landes, von den Sitten, Gebräuchen und andern Denkwürdigkeiten seiner Einwohner weiß man wenig oder gar nichts; nur das ist bekannt, daß die Einwohner ehedem Heiden waren, sich aber heut zu Tage zum Mohämedisme, und zwar nach den Lehrbegriffen des Aly bekennen, und daß ihre Regenten ehedem dem Gros Mogul zinsbar gewesen sind. Die Hauptstadt des Landes heißt Eskerdu.

Groß

Groß Thibet oder das Königreich Butan, liegt der Provinz Kaschmir gegen Nordosten, von welcher es das steile Gebirge Kantel scheidet. Die Luft ist hier weit kälter als in Klein-Thibet, und der Winter währt fast das ganze Jahr lang. Dennoch bringt der Boden Roggen und Gerste hervor, dagegen aber Früchte und Bäume nicht wohl gerathen. Bisam, Kristalle, Schafwolle und eine andere noch feinere Art Haare, Tur genannt, sind die köstlichsten Erzeugnisse des Landes. Auch findet man den Jaschen, einen blauen, rothadrigten Stein, aus welchem allerley Gefäße gemacht werden. Die Einwohner des Landes sind menschlich und gesellig. Es fehlt ihnen auch nicht an natürlichen Anlagen, ihre Unwissenheit aber ist ausserordentlich. Sie tragen wollene Kleider, und ihre Häuser werden von unordentlich auf einander gelegten Steinen erbauet. Es sind zwey Religionen in Groß Thibet; der Mohämedismus, welcher gegen die Gränze von Hindostan einige Anhänger gefunden hat, und die heidnische Religion, welche im übrigen Reiche herrschet. Ihre vornehmsten Gottheiten sind der Kinschok, welcher mit dem Fohe einerley zu seyn scheint, und der Urghien, der von einer Blume geboren ward, und zugleich Gott und Mensch ist. Sie verehren auch einige Heilige, und sagen Gebete nach einer Art von Rosenkranz her. Verschiedene Gelehrte glauben in diesem Religionsgebäude Spuren eines entarteten Christenthums zu entdecken. b) Groß Thibet.

Das Land steht unter der Botmäßigkeit eines Beherrschers, welcher Chiampo genennt wird, und um 1664 dem Gros Mogul zinsbar ward.

Lassa oder Barantola hat gegen Süden fast unersteigliche Gebirge, welche die Gränze gegen c) Königreich Lassa.

Bengalen machen, deren Gipfel beständig mit Schnee bedeckt sind, gegen Westen Groß-Thibet, gegen Norden die Wüste Kobi, und gegen Osten die koschiotischen Eluthen und Tusan. Wenn man aus Bengalen nach Lassa reisen will, hat man etliche Wochen über schreckliche Felsen zu klettern, wo man sich öfters von den Bergbewohnern auf dem Rücken tragen lassen muß. Kömmt man von Norden in das Land, so ist der Weg noch weit beschwerlicher, weil man durch Wüsteneyen muß, wo kein Obdach, kein Schatten, kein Tröpfchen Wasser zu finden ist. Das Innre des Landes ist aber fruchtbar genug, indem es Reis, Hülsenfrüchte und Wein hervorbringet, und große Viehheerden ernähret. Auch hat Lassa die beste Rhabarber und vielen Muskus, der eigentlich das geronnene Geblüt einer Art Rehböcke ist, welches sich an ihrem Bauche in einem Beutel, von der Größe eines Hünereyes sammelt. Diese Thiere heißen wohlriechende Rehböcke. Sie werden im Merz und Februar gejagt, wenn Hunger und unangenehme Witterung sie in die ebenen Gegenden jagen.

Die Einwohner von Lassa sind stark und von vortheilhafter Leibesgestalt. Die Weiber werden mehrentheils durch Kröpfe entstellet. Beyde Geschlechter tragen am linken Arme eine Menge Armbänder. Ihr Kopfschmuck besteht in einer Mütze, welche mit Stückchen Schildpatte, wilden Schweinszähnen, und ähnlichen Kostbarkeiten geschmückt ist. Um den Hals tragen sie eine seidene Schnur, welche bis auf den Magen herab geht, und an welcher Ambrakörner und Korallen hängen. Der Gürtel ist mit demselben Schmucke gezieret. Den Körper bedecken sie im Sommer mit einem Stück Zeug, welches aus Hanf gemacht wird, und im Winter mit

mit einer Art groben Filze. Leinewand kennen sie gar nicht, und ihre ganze Lebensart ist so unreinlich als möglich. Sie waschen sich nie, und essen das Fleisch roh, wenn ihnen die Zubereitung desselben zuviel Mühe macht. Die Weiber dürfen hier mehrere Männer heurathen, welche meist Verwandte oder gar Brüder sind, das erste Kind aber gehört dem ältesten der Männer. Sie entschuldigen diesen Gebrauch mit der geringen Anzahl von Weibern, die es in ihrem Lande giebt. Feuergewehr müssen die Bewohner von Lassa seit langer Zeit kennen. Ein Reisender, Tavernier mit Namen, welcher 1689 gestorben ist, sah bey einem Kaufmann von Lassa eine Flinte, welche, wie die darauf befindlichen Zeichen besagten, zweyhundert Jahr alt war. Der Lauf war mit Gold und Silber ausgelegt, die Mündung hatte die Gestalt einer Tulpe, und die Kugeln wogen zwey Loth. Sie haben auch eiserne Kanonen in ihren Zeughäusern, welche fünfhundert Jahr alt seyn sollen. Ihr Schießpulver besteht aus länglichen Körnern und thut sehr gute Wirkung. Die Kaufleute von Lassa treiben ihre Handlung vorzüglich nach Hindostan, besonders nach Patna und Kabul, wohin sie ihre Landeserzeugnisse bringen, und Pferde, Maulesel und Esel dafür eintauschen.

Ehe wir nun von der Religion und der damit verbundenen Staatsverfassung von Lassa sprechen, halten wir es für nöthig, die historischen Vorfälle dieses Landes anzudeuten, weil man ohne dieses, manches in der Religion und Staatsverfassung, nicht ohne Erläuterung verstehen würde.

Lassa mag ehedem mit Groß-Thibet verbunden gewesen seyn, im zwölften Jahrhundert aber eroberten die Sinesen Lassa, und ertheilten dem Lama

oder Priester Pa-sse-pa, den Titel eines Fürsten oder Königs. Im Jahr 1426 aber nahmen diese Lamas den Titel Dalai-Lama, oder Groß Lama an. Ihr Nachfolger beherrschten nun Lassa als geistliche und weltliche Herrn, und erkannten, soviel man weiß, den Kaiser von Sina blos als Schutzherrn, ohne ihm weiter irgend eine Lehnspflicht abzutragen. Nach 1710 wurde Lassa von dem Kontaisch der Eluthen erobert, als aber vor etlichen zwanzig Jahren die Sinesen den ganzen Staat der Eluthen zu Grunde richteten, kam es unter die Botmäßigkeit der Sinesen, unter welcher es noch bis gegenwärtig stehet.

Der Dalai Lama ist nicht, wie einige ununterrichtete Schriftsteller erzählen, die Gottheit des Landes selbst, sondern er wird nur hier sowohl als in andern Ländern, welche sich zur lamaischen Religion bekennen, für den Stellvertreter des Gottes Fohe gehalten, der ihrer Meinung nach leibhaftig in dem Körper dieses Hohenpriesters wohnet, und sich von Zeit zu Zeit, zufolge des Lehrbegriffs von der Seelenwanderung, einen andern Körper wieder zur Wohnung aussuchet. Deswegen wird er auch Konschü oder ewiger Vater genennt, ihm die Unsterblichkeit und alle andre göttliche Eigenschaften, sogar auch die Kenntniß der geheimsten menschlichen Gedanken zugeschrieben. Dieser Halbgott liegt in einer Art mit Küssen, und reichen Tapeten geschmückten Alkovens, in welchem auch sehr viele Lampen, alle aber nur ganz dunkel brennen. Seine Unterthanen erweisen in ihm den inwohnenden Gott göttliche Verehrung, und beständig wallfahrten unzählige Fremde aus den beyden andern Theilen Thibets, der Tatarey und Sina hieher, um ihn zu verehren, und seinen Segen zu empfangen.

Der

Der Dalai Lama nimmt diese Art von Anbetung selbst von dem größten Prinzen an, ohne sich auch nur im mindesten zu bewegen. Wie die Mandschu Sina eroberten, war er indessen staatsklug genug, nach Pe-king zu reisen, und dem neuen Kaiser Glück zu wünschen; ein Kompliment, welches so artig von dem Eroberer aufgenommen ward, daß er den Lamas, nach einer Verbannung von drey Jahrhunderten, wieder nach Sina zu kommen, erlaubte. Die Anbeter des Fohe sollen in ihrer abergläubischen Verehrung seines Lieutenants sogar soweit gehen, daß sie die Exkremente desselben sorgfältig sammeln, sie in Säckchen genäht, als Amulete am Halse tragen, und sie gar pulverisirt unter das Essen und Trinken mischen. Die geistliche Herrschaft des Dalai Lama erstrecket sich über einen großen Theil der Tatarey, ganz Thibet und andre Provinzen. Um eine so große Menge geistlicher Unterthanen zu regieren, hält er an verschiedenen Orten Hutuktus oder Statthalter, deren Anzahl sich auf zweyhundert belaufen soll, und welche im Namen des Dalai Lama alle priesterlichen Verrichtungen verwalten, und die Aufsicht über die vornehmsten Tempel, und über die gesammte Klerisey haben. Alle diese Lama beobachten eine ziemlich strenge Ordensregel, leben im ehelosen Stande, haben übrigens eine vernünftige Sittenlehre, und behaupten, daß die Götzenbilder nur als Symbole der Gottheit, oder als Vorstellungen ehemals wirklicher heiliger Personen verehrt werden müßten. Man schreibt ihnen auch eine Kenntniß von allerley Wissenschaften z. B. der Arzneykunst und Astronomie zu. Auch sollen sie Bücher haben, welche in einer besondern heiligen Sprache geschrieben sind. Die Aehnlichkeit zwischen dieser Religion und der katholischen ist übrigens so auffallend, daß, wie wir

schon berühret haben, viele Gelehrte auf die Vermuthung gekommen sind, die Religion des Fohe für verunstaltetes Christenthum zu halten. Die Lama, sagen diese Gelehrten, glauben einen einigen Gott, eine Dreyeinigkeit, Paradies, Hölle und Fegfeuer. Sie haben ferner den Gebrauch der Messe mit Brod und Wein, Beichte, letzte Oelung, Fasten, Weihwasser, Büßungen, priesterliche Einsegnung bey Heurathen; sie tragen Rosenkränze, und beten für die Todten; sie tragen eine Art christlicher Mönchskleidung, bescheeren sich den Kopf, tragen keine Bärte u. s. w. Allein zugegeben auch, daß sich diese Dinge wirklich gerade so befinden, woran man doch leicht zweifeln, und vielmehr glauben möchte, daß die Missionarien kleine Aehnlichkeiten zu großen Uebereinstimmungen erhoben haben, so läßt sich hieraus dennoch immer noch nicht Abstammung vom Christenthum schließen, weil man dann entweder annehmen müßte, daß die Religion des Fohe sehr jung sey, welches sie doch nicht ist, oder daß das erste apostolische Christenthum schon alle diese Gebräuche gehabt habe, welches wieder mit der Reinheit desselben nicht bestehen kann.

Mit den Regierungsangelegenheiten beschäftigt sich der Dalai Lama nicht, sondern diese überläßt er einem Statthalter, welcher Tipa genennt wird, von dessen Ansehen, Einkünften u. s. w. man aber so wenig, als von der übrigen politischen Verfassung Thibets weiß.

Dieses Land enthält übrigens mehr Städte, als die beyden andern Theile von Thibet zusammen genommen. Die Hauptstadt Lassa liegt am Fuße eines Berges, Putola genannt, nicht weit vom Flusse Keltyn, welcher sich in den Yaru ergießet. Lassa.

Hier

Hier und im übrigen Lande sollen zusammen drey und dreyßig Millionen Menschen wohnen.

II.

Tusan.

Daß das ganze Thibet diesen Namen führe, haben wir schon erwähnet, hier verstehen wir nur ein kleines Land unter dieser Benennung, welches gegen Osten an Sina, gegen Norden an das Land der koschiotischen Eluthen, und gegen Westen und Süden an Thibet gränzet. Die Beherrscher dieses Landes waren ehedem Meister vieler benachbarten Provinzen, und ihre Macht ward in Hindostan, der Tatarey und Sina gefürchtet. Im Anfange des neunten Jahrhunderts nach christlicher Zeitrechnung fieng Tusan an, in Verfall zu gerathen: es entstanden blutige, bürgerliche Kriege, und aus diesen eine Menge kleine Herrschaften, welche diese Monarchie bald gänzlich zu Grunde richteten.

Die gegenwärtigen Bewohner von Tusan werden, wie schon angeführt worden ist, von den Sinesen in schwarze und gelbe Sifans getheilet. Die schwarzen Sifans sind arm und unkultiviret. Sie haben verschiedene Familienhäupter, welche zusammen einem gemeinschaftlichen Khan unterworfen sind.

Dieselbe Verfassung haben auch die gelben Sifans, deren Prinzen zugleich Lamas sind. Diese Völker ziehen hordenweise im Lande, doch so, daß jede Horde ihren bestimmten Distrikt hat. Einige wohnen auch in Erdhütten, alle aber leben von der Viehzucht. Die Pferde dieses Landes werden, wenn sie gleich klein sind, wegen ihrer Stärke

und Gewandheit geschätzet. Seine Flüsse sollen auch Goldsand enthalten.

III.

Die große Bucharey.

Die große Bucharey ist ein Land, welches im östlichen Theile der asiatischen freyen Tatarey gelegen ist, von welcher wir jetzt, ehe wir die Bucharey selbst beschreiben, einige allgemeine Begriffe voranschicken wollen.

Die asiatische freye Tatarey ist ein ungeheurer Strich Landes, welcher das asiatische Rußland, Thibet, Sina, Hindostan, Persien und zum Theil auch sogar die asiatische Türkey (wenn einige freye kaukasische Völker hieher gerechnet werden) zu Gränzen hat. In den ältesten Zeiten hatten die Tatarn, welche in diesem Lande wohnen, mit den Mungln gemeinschaftliche Beherrscher, nachher aber zerstückte sich das Reich, bis es endlich, wie wir schon bey Beschreibung der Mongaley gesehen haben, gänzlich zu Grunde gieng.

Die große Bucharey, welche die Araber Marawa'lnhar nennen, liegt neben der schon beschriebenen kleinen Bucharey, und ist von Westen nach Osten hundert und neunzig Meilen lang, von Norden nach Süden aber, hundert und achtzig breit. Das Klima ist schön, und die Fruchtbarkeit groß, daher auch Reis, Weizen, Hafer, Bohnen, Linsen, bucharische Hirse (Holcus Sacharatus L.) Hanf, Lein, Sesam, Tabak, Röthe, und vorzüglich viel Baumwolle gebaut wird. Die Wiesen sind Manns hoch mit dem fettesten Grase bedeckt, und in den Gärten wachsen Aprikosen, Pfirsichen, Granatäpfel, Quitten, Pflaumen, Kirschen, Wein-

trauben, Melonen, und unsre meisten Küchengewächse. In den Gebirgen findet man Erzgruben und Lapis-Lazuli-Brüche, und aus den Betten der Bäche, die von den Gebirgen herabkommen, wird eine Menge Goldsand gesammelt. Die Viehzucht ist im Verhältniß des starken Landbaues nicht anders als klein; doch ziehen die Bucharen, Pferde, Hornvieh, Kamele, Ziegen, Schafe und Esel.

Die Bucharen halten sich für unvermischte Nachkommen der Utzen oder jetzigen Turkomanen, und behaupten, daß ihre Vorväter bey den westlichen Feldzügen der Tatarn hier sitzen geblieben, und von dem milden Klima eines so fruchtbaren Landes gereitzt worden wären, ihr schweifendes Hirtenleben zu verlassen, und sich ordentliche, feste Wohnungen zu erbauen. Sie sind meist von gewöhnlicher Grösse, wohlgestaltet, und von angenehmer Gesichtsfarbe. Ihre Weiber sind groß, wohlgebildet und haben schwarze Augen und Haare. Beyde Geschlechter tragen Hemden und Hosen von einem seidenen Zeuge, die Männer aber über dies einen Kaftan von gesticktem seidenem Zeuge, nebst einer runden Mütze mit einem großen rauchen Gebräme. Der Kaftan wird in der Mitte des Leibes mit einem Bande gegürtet, und im Winter beym Ausgehen noch ein langer Tuchrock darüber gezogen, der mit Pelzwerk gefüttert und aufgeschlagen ist. Ihre Stiefeln sind von Pferdeleder. Die Weiber tragen lange seidene Röcke, welche in weiten Falten bis auf die Füße gehen. Die Köpfe bedecken sie mit einer kleinen flachen, bunten Mütze, und die Haare lassen sie in Zöpfen, die mit Perlen durchflochten sind, auf den Rücken herabhangen. Ihre besten Häuser sind von leichtem Fachwerk und Ziegeln, keines aber größer,

als es die Nothdurft erheischet. Die Wohnungen der Aermern sind nur von Strauchwerk geflochten, und mit Thon beworfen. Ihre Stuben haben nach tatarischer Art Kamine, und an den Seiten breite Bänke, welche mit Teppichen belegt werden. Sie haben keine Fenster, sondern das Tageslicht fällt durch ein Gitterwerk in dem platten Dache, worüber ein Netz gespannt wird. Neben jedem Hause ist ein gewölbter Backofen, an der Seite mit einem Holzraum, und oben mit einer Oeffnung, aus welcher der Rauch gehet. In Absicht der Speisen haben sie die Gesetze andrer Mohämedaner. Fleischspeisen sind seltener bey ihnen als solche, die aus Vegetabilien zubereitet werden, überhaupt aber leben sie einfach und sparsam. Den Sommer über essen sie fast nur Brod, Obst und Weintrauben, im Winter ist gedörrtes Obst eine gewöhnliche Kost, und die Mahlzeiten werden mit Weintrauben, Arbusen, Melonen und dergleichen beschlossen. Einige schneiden Löcher in die Melonen und spinden Rosinen hinein, wodurch die Melonen einen sehr angenehmen, weinsäuerlichen Geschmack erhalten. Ihre Hauptgerichte sind, Reis- Hirse- und andre Breye mit Sesam, andern Oelen, Butter oder Milch bereitet. Ihr Brod ist von Weizen, und für ihre Sklaven von Hirse, und besteht in ungesäuerten platten Kuchen. Ihre Getränke sind, außer gesäuerter Milch und Wasser, Thee, den sie mit Sternanis trinken, und frischgepreßter, ungegohrner Traubensaft. Sie lieben den Rausch, daher Tabak und Opium bey ihnen sehr im Gebrauche sind.

Die Bucharen sind gutmüthige, muntre und fleißige Leute. Ihre Hauptgewerbe sind Ackerbau, Manufakturen und Handel. Städte und Dörfer haben

haben alle gemeine Professionisten; Färbereyen werden meistens von Juden betrieben, deren einige auch Seidenmanufakturen haben. Die bucharischen baumwollnen Zeuge werden von allem Frauenzimmer gewebet, Papier aber wird aus Baumwolle und Maulbeerbast verfertigt, auch macht man in Samarkand eine Art Seidenpapier, welches für das Beste im ganzen Orient gehalten wird. Ihre Kaufleute handeln mit Indien, Persien, Sina, Rußland und den kleinen tatarischen Staaten, welche Länder alle karavanenweise von ihnen besucht werden. Den indianischen Handel treiben sie in Kalut, der nächsten hindostanischen Stadt, funfzehn Tagereisen von Bochara, und in Multan, welche weiter entlegen ist. Die Indianer nehmen beynahe nur scheckige Pferde, die Bucharen aber ziehen aus Indien seidene und baumwollne Zeuge, Perlen, Smaragden, Hiazinthen, Gewürze und Kurkuma. Aus Persien holen sie Sammet, Leibgürtel, Safran u. s. w. Den Sinesen bringen sie Pferde, Esel und Schafe in die kleine Bucharey, und nehmen theils Rhabarber, theils Silber dagegen, wovon sie die erstere wieder in Persien verkaufen. Der Handel mit Rußland ist der beschwerlichste für die Bucharen. Sie müssen nicht allein durch die dürre, wasserlose kirgisische Steppe reisen, sondern auch seit einiger Zeit den Kirgisen für jedes Kamel, es mag beladen seyn oder nicht, den Werth von drey Dukaten für sicheres Geleit geben, dessen ungeachtet die Kierwanen oft geplündert, und die Kaufleute zu Sklaven gemacht werden. Jährlich kommen einige Kierwanen von hundert, bis zweyhundert Kamelen nach Orenburg, Troizk an der orenburgischen Linie und Astrachan, kleinere aber finden sich bisweilen in Sibirien in Petri-Paulisestung, Tomsk und andern Orten. Die bucharischen Kaufleute brin-

bringen vorzüglich nach Rußland bucharische und indianische baumwollne und halbseidene Zeuge, rohe und gesponnene Baumwolle, fertige Schlafröcke, Lämmerfelle, getrocknete Früchte, Rosinen, Zitwersaamen, Edelgesteine, Goldsand, rohen Salpeter, vor diesem auch natürlichen Salpeter. Dagegen ziehen sie aus Rußland feine, besonders rothe Tücher, Juften, Koschenille, Indigo, Glaskorallen, Messer, Drat, Nähenadeln und andern kurzen Kram. Ihr Khan schlägt Gold und Silbermünzen, von letztern aber nur wenig, weil sie selbst kein Silber haben. Die Goldmünze besteht blos aus Dukaten, die aus Waschgolde, am Werth den holländischen Dukaten ziemlich gleich geprägt werden.

Ihre Religion ist die mohämedanische, und ihre Sprache wird unter den tatarischen Mundarten für sehr schön gehalten. Ihre Schulen, besonders die große Akademie im Samarkand sind unter den tatarischen Nationen so berühmt, daß sich aus allen tatarischen Ländern junge Leute in der Bucharey einfinden, um in der tatarischen und arabischen Sprache, in der Geschichte, Erdbeschreibung, Sternkunde, Arzneywissenschaft und dergleichen, einigen Unterricht zu erhalten.

Die Bucharen haben einen eigenen Khan, der aus der alten khanischen Familie gewählt wird, und zwar mehr als die Khane ihrer Nachbarn zu sagen hat, dennoch aber nicht unbeschränkt herrschet, sondern bey einer schlechten Regierung abgesetzt werden kann. Indessen sind dergleichen Fälle selten, da das Volk biegsam ist, und die Khane ohne Pracht mehr von eigenem Vermögen, als von den Einkünften des Staats leben. Ausser den Gesetzen des Korans haben sie auch besondre geschriebene

Gesetze,

Gesetze, die alle gelinde sind, aber ohne Verzögerung vollstreckt werden. Uebrigens findet unter ihrer Regierung jeder, welcher sich ruhig hält, eine friedliche Aufnahme, daher viele Juden, Araber, Perser und andre Morgenländer unter ihnen leben, auch Zigeuner im Lande herumziehen.

Das Land wird in drey Provinzen, Bucharа, Samarkand und Balk getheilet. Die Hauptstadt heißt Buchara oder Bochara, und liegt am Flusse Sogd. Sie ist eine ziemlich große Stadt, auch gut bevölkert, übrigens aber von keiner sonderlichen Bauart. Nach ihr ist Samarkand die vorzüglichste der bucharischen Städte. Sie ist berühmt durch ihre Universität, noch berühmter aber dadurch, daß einer der größten Eroberer Asiens, Timur Begh oder Timur Leng, von uns gewöhnlich Tamerlan genannt, in ihren Mauern geboren ward. Dieser große Mann, dessen Herkommen nicht das vorzüglichste war, vereinigte anfänglich die kleinen Herrschaften der Bucharey in einen Staat, und eroberte von da aus, Persien, Korasan, Georgien und Armenien. Er verwüstete Rußland, und bezwang Ormuz. Im Jahr 1397 unternahm er die Eroberung Indiens, und bezwang innerhalb zwey Jahren den größten Theil desselben. Kurz darauf ward er mit Bajasid I. Sultan der Osmanen, in einen Krieg verwickelt, eroberte Haleb und Bagdhad, schlug seinen Gegner bey Ancyra in Natolien, und machte ihn selbst zum Gefangenen. Das Reich, das dieser große Mann gestiftet hatte, zersplitterte nach seinem Tode in mehrere Staaten, von denen denn die Bucharey ebenfalls einer war.

Buchara.

Samarkand.

IV.

Kirgisenland.

Daß die Kirgisen sich in drey Horden theilen, von denen die mittlere und kleinere Schutzverwandte von Rußland sind, haben wir schon anderwärts angeführt; hier sprechen wir nur von der großen Horde, welche für das Stammvolk der beyden andern gehalten wird, und jenseits Taschkent, um Turkestan und den dasigen Gegenden nomadisiret.

Anfänglich sollen die Kirgisen, welche man für Nogajer von Abkunft hält, in der Nähe der sinesischen Mauer gewohnt haben, ihre ältere Geschichte ist aber um so mehr ungewiß, da man vor der russischen Eroberung Siberiens gar keine weitern Nachrichten von ihnen hat. Die große Horde kann bis dreyßigtausend Mann stark aufsitzen, von welchen etwan der Drittheil zum Kriege tauglich seyn möchte. Räubereyen machen eine ihrer vorzüglichsten Beschäftigungen aus, und sie plündert nicht allein bey ihren ruhigen Nachbarn, sondern fällt auch die Kierwanen der Kaufleute an.

Die Kirgisen haben eine gute vortheilhafte Bildung, gesunden Verstand, der einer größern Ausbildung gar leicht fähig seyn würde, wenn dieser Ausbildung nicht die herumschweifende, unstete Lebensart im Wege stünde. Sie sind stolz, freundlich, wollüstig, und also auch nicht blutdürstig, denn ihre Räubereyen sind mehr eine Folge ihrer rohen Lebensart und irriger Nationalvorurtheile. Sie sind Nomaden, welche beständig in beweglichen Jurten wohnen, und der Viehzucht wegen in ihren Steppen herumziehen. Jagd und Fischfang sind nur Nebenbeschäftigungen, vom Ackerbau aber, der

ihnen

ihnen auch in ihren Salzsteppen die Mühe nicht lohnen würde, wissen sie gar nichts. Ihre Heerden enthalten Pferde, Kamele, Rindvieh, Schafe, und von diesen ziehen sie nicht allein Speise und Kleidung, sondern die Stärke der Heerden bestimmt auch die Stufe, welche jeder in der Gesellschaft einnimmt. Ihre Kamele werden im Winter mit Filzen umnähet, sie werden auch gemolken, das Fleisch wird gegessen, und die Haut zu großen Milchschläuchen benutzet. Die Jagd, ob sie gleich meist nur zur Lust getrieben wird, bringt ihnen doch einträglichen Nutzen. Ihre Steppen haben Wölfe, Füchse, Dachse, Rothwild, Antelopen, Hermeline, Iltiße, Murmelthiere und Zieselmäuse. Auch finden sich Gemse, Schakale, wilde Esel und Tieger. Sie fangen das Wild theils mit Fallen und Schlingen, theils jagen sie dasselbe zu Pferde mit Windhunden und abgerichteten Adlern. Von Handwerken und Künsten wissen sie wenig, und überhaupt sind sie aller Arbeit so ungewohnt, daß sie bey der geringsten Beschäftigung in Schweis gerathen. Ihre Weiber weben und machen Filze.

Als Nomaden betrachtet, leben die Kirgisen sehr gut. Sie wohnen, wie schon erwähnt worden, in beweglichen Filzgezelten. Der Feuerplatz ist in der Mitte, und um denselben liegen Filze oder persische Tapeten; die Wände sind bey Reichen mit bunten, oft seidenen Zeugen bekleidet. Umher stehen Schläuche, Kasten, und an der Wand hängen Waffen, Reitzeug und dergleichen. Sie kleiden sich morgenländisch, gewöhnlich aber besser als andre Tatarn. Die Männer scheeren den Kopf, und lassen einen Zwickelbart stehen. Die Hosen sind weit. Ihre Halbstiefeln haben lange, spitzige Absätze, und sind unter den Sohlen mit Nägeln beschla-

schlagen. Wenige tragen Hemden, statt derselben aber einen dünnen langen Leibrock, ferner ein Unterkleid und ein Oberkleid mit weiten spitzigen Aermeln. Statt des Gürtels dienet vielen die Säbelkoppel. Ihre Mütze gleicht einem Kegel, und hat oben einen bunten Quast. Mit ihren Pferden machen sie großen Staat. Sie schmücken sie mit schönen Sätteln, Decken und Zäumen. In Speisen und Getränken haben sie mohämedanische Gesetze: ihre allgemeinste Winterspeise ist Schaffleisch, und die fast einzige Sommernahrung Kymiß. Alle andre Speisen sind theils nur bey Festlichkeiten, theils blos zur Abwechslung im Gebrauche. Alle ihre Speisen sind auf das einfachste, nicht immer aber reinlich zubereitet. Gleich allen Tatarn lieben sie den Tabak, und rauchen ihn theils aus kleinen sinesischen und hölzernen Pfeifen, theils aus den hohlen Schienbeinknochen der Schafe. Sie rauchen auch in Gesellschaft, und zwar folgendermaßen: sie machen ein Loch in die Erde, füllen es mit Tabak, legen brennenden Zunder darauf, jeder von der Gesellschaft aber steckt einen hohlen, gedörrten Krautstengel so schräg in die Erde, daß er unten den Tabak berührt. Was sie nöthig haben, erhalten sie durch den Handel mit der Bucharey, Schiwa, Sina und andern Nachbarn. Aller Handel geschieht durch den Tausch, wobey Schafe gleichsam den Maasstab abgeben. Sie kaufen auch ihre Weiber, und zuweilen viere derselben, und noch über diese Beyschläferinnen.

Schulen haben sie gar nicht, daher auch keine Wissenschaft, wohl aber viele Zauberer, die sich in folgende Klassen legen: Falsche, die aus den Konstellationen des Himmels prophezeyen, glückliche und unglückliche Tage bestimmen u. s. w. Diagsa, welche

welche die Witterung vorher sagen, und auch machen oder verhindern können, Baksa, welche sich des Umgangs mit den bösen Geistern rühmen, Kranke heilen und dergleichen, Jaruntschi, die aus verschiedenen Dingen, als dem Zittern geschnellter Bogensehnen z. B. wahrsagen.

Die Kirgisen haben einen Khan, der aber weiter keine Folgsamkeit des Volks zu erwarten hat, als in so fern sie ihm sein Reichthum und Anhang unter dem Volke versichern. Ihre Gesetze gründen sich theils auf den Koran, theils auf das Herkommen, und sind nicht so hart, als man sie bey einem so unkultivirten Volke erwarten möchte.

V.

Turkestan und Taschkent.

Turkestan war ehedem einer der blühendsten und mächtigsten Staaten in diesen Gegenden, jetzt aber ist er klein, unbedeutend, arm, und der mittlern Horde der Kirgisen unterworfen. Es ist ein wohlbewässertes, ziemlich fruchtbares Land, das aber von den Einwohnern, ohngeachtet sie bleibende Wohnsitze haben, wenig gebaut wird. Die Hauptstadt Turkestan besteht aus etwan dreytausend leimernen Hütten. Turkestan.

Taschkent ist ein etwas größerer Staat, und die Stadt gleiches Namens, welche am Flusse Syr-Darga liegt, enthält auf sechstausend Häuser, die aber denen in Turkestan an Güte nicht vorzuziehen sind. Der Khan von Taschkent ist ein Prinz aus kirgisischem Geblüte, der auch gewöhnlich unter dem Schutz der großen kirgisischen Horde stehet.

VI.

Araler.

Die Araler bewohnen die Küsten und Inseln des Aralsees. Viehzucht ist ihr Hauptgewerbe. Sie sind ein usbekischer Stamm, der seine Khane, welche von niemand abhängig sind, aus kirgisischem Geblüte erwählet, aber nur bis fünftausend Reuter stellen kann. Städte haben sie nicht, wohl aber beständige Dörfer, in denen sie nach schiwinesischer Art leben. Ihre Religion ist die mohämedanische, doch haben sie weder Koran noch ordentliche Geistliche.

VII.

Karakalpaken.

Die Karakalpaken (Schwarzmützen), welche sich selbst Karakiptschaken, d. i. schwarze Viehhirten nennen, bewohnen die Flußufer des Syr Darja bis an den Aralsee. In alten Zeiten zogen sie an der Wolga, von wo sie durch die Nogajer vertrieben wurden. Ein Theil von ihnen steht unter russischem Schutze. Sie theilen sich in zwey Horden, und diese wieder in verschiedene Stämme oder Ulußen, deren Vorsteher sich für Abkömmlinge Mohämeds ausgeben, und die verschiedenen Klassen des Adels ausmachen. Ihre Verfassung hat viel Aehnlichkeit mit der baschkirischen. Sie wohnen gleich diesen in beständigen Winterhütten, und ziehen des Sommers mit beweglichen Filzzelten herum. Sie treiben auch einigen Ackerbau, wiewohl im Ganzen die Viehzucht ihr vornehmstes Gewerbe ist. Pferde halten sie wenig, aber desto mehr Hornvieh, dessen sie sich zum Ziehen und Reiten bedienen. Sie haben geschickte Handwerker unter sich,

welche

welche Messer, Säbel, Feuergewehr, Kessel, Schießpulver u. s. w. verfertigen, und an ihre Nachbarn verhandeln. Ihre Religion ist die mohämedanische, in welcher sie recht wohl unterwiesen sind. Sie rauben auch gern Menschen, weit häufiger aber gerathen sie in kirgisische Knechtschaft.

IX.

Karasm oder Schiwa.

Karasm, Karassen, Chiwa oder Schiwa ist größer, als die meisten dieser kleinen tatarischen Staaten, und besteht größtentheils aus weiten sandigen Ebenen, von denen einige durchaus Holz- und grasloſe Wüsteneyen, andre aber sehr gute Viehweiden sind. Doch streicht auch ein Zweig des indischen Gebirges in das Land hinein, der an einigen Orten Metalle, und unter diesen auch Gold enthalten soll. In verschiedenen Gegenden ist das Land, wo es Bewässerung hat, außerordentlich fruchtbar, und da wachsen denn schöne Weinstöcke, Melonen und andre Früchte. Die Aecker und Pflanzfelder werden gerade, wie in der großen Bucharey, besäet. Die Viehzucht aber hat noch weniger als bey den Bucharen zu bedeuten, daher sich die Einwohner bey den Kirgisen und Truchmenen mit Schlachtvieh versorgen. Alle erbaute Seide muß dem Khan roh um einen gewissen, bestimmten Preis geliefert werden, die Schiwinesen selbst sind so schlechte Weber und Färber, daß sie ihre rohen Produkte gegen russische und bucharische Zeuge vertauschen. In Kleidung, Speisen und Getränken kommen sie völlig mit den Bucharen überein. Ihre gewöhnlichsten Gerichte sind Nudeln, Reisbrey, Fladen von Weizen oder bucharischer Hirse, und erlaubte Fleischspeisen. Ta-

bak, Opium und Hanfblüten brauchen sie zur Berauschung.

Der Khan von Schiwa hat eine, nach morgenländischer Weise prächtige Hofhaltung, auch gute Einkünfte vom Lande, ist aber in beständiger Gefahr, abgesetzt, oder wohl gar ermordet zu werden. Er hat mehr Gewalt, als die meisten andern tatarischen Khane, allein demohngeachtet weiß man in Schiwa kein Beyspiel, daß ein Khan länger als acht Jahr regiert habe. Durch diese plötzlichen Revolutionen ist endlich die eigentliche khanische Familie erloschen, daher die Schiwinesen ihre Khane seit langer Zeit aus den Prinzen oder Saltanen der kirgisischen Khane erwählen.

Schiwa.

Sie wohnen gleich den Bucharen in Städten und Dörfern. Unter den erstern sind zwölfe bedeutend. Die Hauptstadt Schiwa liegt nahe an den Flüssen Amu und Uludarja, daher sie den Kanälen der Stadt frisch Wasser geben. Die Bauart und Einrichtung der Häuser ist völlig wie in der Bucharey. Sie hat auf dreytausend Häuser, und ist mit einer Mauer von Backsteinen umgeben. Hier liegt Palwan, ein berühmter Wunderthäter der Mohämedaner, begraben, zu dessen Grabe aus dem entferntesten Gegenden häufige Wallfahrten geschehen. Auch lassen sich vornehme Schiwinesen und Kirgisen aus Andacht hier beerdigen.

Diese bisher genannten tatarischen Staaten werden zur Osttatarey gerechnet; zur Westtatarey zählt man

I.

Die Kabardey.

Die Kabardey im weitläuftigen Verstande wird von verschiedenen tatarischen Völkerschaften bewoh-

bewohnet, und macht einen Theil des kaukasischen Gebirgslandes aus.

Die hieher gehörigen Völker, welche aber kein reines tatarisches Blut haben, sondern mit verschiedenen andern Völkern, die sich während der tatarischen Eroberungen in den Kaukasus flüchteten, vermischt sind, werden zusammen gemeiniglich Gebirgstatarn genannt. Sie haben auch alle viel ähnliches mit einander, um ihre Verschiedenheiten aber genauer zu bestimmen, nennen wir sie einzeln.

Die Oseten, welche in den mittlern Gegenden des hohen Gebirges wohnen, bestehen aus mehreren kleinen Stämmen, von denen einige eigene Mursen, die meisten aber einen gemeinschaftlichen Fürsten haben. Das ganze Volk kann bis fünftausend Reuter aufsitzen lassen. Ihr Khan ist ein Schutzverwandter von Rußland, die Mursen aber stehen unmittelbar unter dem Zaar Herakleus von Georgien.

Die Kistinzen oder Kisten können ebenfalls fünftausend Reuter stellen. Sie bewohnen die in viele Bezirke getheilte Provinz Kistetien, im Mittelgebirge der kleinen Kabardey, und sind Schutzverwandte Rußlands.

Die Kumücken wohnen in den sandigen Ebenen am Fuß des Gebirges, und am Flusse Terek. Auch sie sind russische Schutzverwandte. In ihrem Gebiete befinden sich die kisliärischen oder braguischen Bäder, welche die größte Aehnlichkeit mit denen zu Aachen haben.

Alle diese kleinen Völkerschaften bestehen aus vielen, theils kleinen Stämmen, deren mancher nur ein einziges Dorf befasset. Die mannigfalti-

gen Völkerreste, welche in diesen Gegenden leben, sind nach und nach den Tatarn sehr ähnlich, aber doch nicht so gleich worden, daß sie nicht bey einiger Aufmerksamkeit von ihnen unterschieden werden könnten. Sie haben alle beständige Wohnsitze, diese bestehen aber nur aus Dörfern, jedes von zwanzig bis funfzig Höfen, und mit einem breiten, steinernen Thurme versehen, der ihnen bey feindlichen Ueberfällen zu einem Zufluchtsort für ihre Familien dienet. Ihre Wohnungen in diesen Dörfern sind kleine hölzerne Hütten, Fürsten- und Mursenwohnungen aber sind von Stein, und um sie her die Hütten und Zelte der Hofleute, Ställe u. s. w. Die Hauptgewerbe dieser Völker sind Ackerbau und Viehzucht, viele treiben auch Professionen und Handel. Sie bauen Gerste, Hafer, Hirse, Flachs, Tabak, und hie und da vorzüglich Reis. Die Kumücken haben auch Baumwollpflanzungen, und gewinnen Seide. Wein wächset wild, wird aber gar nicht genutzet. Die Viehzucht hat wenig zu bedeuten. Ihre Pferde stehen den arabischen nur sehr wenig nach, daher sie auch theuer bezahlt, und von den Mursen viele Stuttereyen gehalten werden.

Ausser den gemeinen nothwendigsten Handwerken haben sie auch gute Eisenarbeiter, welche Säbelklingen, Panzerhemden, Dolche und dergleichen, im türkischen Geschmacke verfertigen. Pulver machen sie auf Handmühlen, und Kornmühlen sind bey einigen Fürsten von Russen erbaut worden. Ihre Weiber spinnen und weben Leinewand, baumwollne Zeuge, und schlechte wollene Tücher. Ihre Handlung geht nach Rußland, Georgien, Persien, und der Türkey mit Pferden, Schafen, Häuten, Lämmerfellen, Talch, Butter, Honig, Wachs, Getraide, Baumfrüchten, Baumwolle, Safran, Waffen

Waffen und dergl. dagegen sie Metalle, feine Tücher, seidene Zeuge und andre Manufakturwaaren, Pelzwerke, feine Leinwand, Zucker u. s. w. ziehen. Räubereyen an Menschen und Vieh können ebenfalls unter die Gewerbe einiger von ihnen gezählt werden, an denen sogar zuweilen selbst die Fürsten Theil nehmen.

Alle tragen sie lange morgenländische Kleider, scheeren den Kopf und lassen den Zwickelbart stehen. Wenn sie wohlgekleidet sind, tragen sie Hemden, weite Hosen, saffianische Stiefeln, ein seidenes, gegürtetes Unterkleid, einen langen Oberrock mit aufgeschnittenen, zurückgeworfenen Aermeln von feinem Tuch oder seidenem Zeuge, und eine flache Mütze. Nicht leicht sieht man einen ohne Dolch am Gurt des Oberrocks, und ohne Säbel an einem ledernen Gehänge. Die Frauenzimmer tragen Hemden, Beinkleider, Kamisöler, Röcke, mit und ohne Aermel, Ohrgehänge, Halsbänder und Schleyer. Ihre Speisen sind völlig tatarisch, aber gewürzter; auch essen sie an Tischen, und auf Stühlen sitzend. Sie lieben starke Getränke, und schränken das Verbot des Gesetzes blos auf den Wein ein, Branntweine, Meth und starkes, selbst gebrautes Bier aber trinken sie ohne Umstände. Sie sind alle Mohämedaner, aber äusserst unwissend, und ihr Gottesdienst ist mit Spuren des Christen- und Heidenthumes vermischet. Hie und da findet man auch noch Grabsteine mit christlichen Inschriften, welche wahrscheinlicherweise Ueberbleibsel aus den Zeiten des byzantinischen Kaiserthums sind. Ihre Khane und Mursen haben nicht alle gleiche Gewalt, manche herrschen despotisch, manche aber sind keinen Augenblick für Absetzung und Ermordung gesichert.

II.

Lesgistan und terekemische Tatarey.

Lesgistan liegt im östlichen Kaukasus, vorzüglich an der Südseite des Hauptgebirges, und besteht aus vielen Bezirken, welche eigene Fürsten haben.

Die Truchmenen oder terekemischen Tatarn, welche ehedem Turkomanen hießen, wohnen an der Ostseite des kaspischen Meeres, zum Theil in Derbent, Schirwan, und weiter unter persischer Herrschaft. Sie sind unvermischte Tatarn, und nomadisiren als Schutzverwandte Rußlands. Sie theilen sich in zwey Horden, von denen jede ihren besondern Khan hat. Beyde besitzen viele Pferde, Schafe, Ziegen, Kamele und Hornvieh. Die Handwerker und Künstler sind unter ihnen geschickter als bey andern Nomaden.

Dies sind die wichtigsten Nachrichten, welche sich von diesen sowohl, als den kleinern tatarischen Staaten Diketien, Alanien, Kabalka, Swanetien, Rascha, und andern geben lassen. Alle diese Gegenden werden theils zu wenig besucht, theils unterscheiden sie sich nebst ihren Bewohnern zu wenig von einander, als daß man weitläuftiger von ihnen sprechen könnte.

IX.

Asiatisches Südindien.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049913/phys_0793
DFG

Nachdem schon alle andre Gegenden der Erde entdeckt, und zum Theil auch häufig besucht waren, erlangten die Europäer erst nach und nach durch mehrere wiederholte Reisen, die Kenntniß der Länder, von deren einigen wir hier eine kleine Beschreibung liefern wollen. Noch ist diese Kenntniß ziemlich unvollständig, und man kennt immer nur die Küsten der Inseln, welche unter dem Namen Südindien, Australien, oder auch Polynesien begriffen werden. Die Erdbeschreiber haben einen fünften Welttheil aus diesem Südindien gemacht, da aber dergleichen Abtheilungen meist willkührlich sind, und einige wenige ausgenommen, die übrigen Inseln alle nur geringen Umfang haben, der sie nicht zu der Benennung eines fünften Welttheils zu berechtigen scheinet, so wollen wir die südindischen Inseln so theilen, daß wir den Theil, welcher Asien am nächsten liegt, hier beschreiben, den andern aber bey Amerika mitnehmen. Allgemeine Vorkenntnisse.

Südindien besteht also nicht aus einem Stück zusammenhängenden Landes, wie die andern vier Erdtheile, sondern aus theils größern, theils kleinern Inseln, welche auf dem zwischen Asien und Amerika befindlichen stillen Oceane zerstreut herum liegen. Man rechnet dazu:

1) Neu-Holland
2) Neu-Guinea
3) Neu-Brittannien

4) Die

4) Die Admiralitätsinseln
5) Neu-Kaledonien
6) Neu-Seeland
7) Die Neu-Hebridischen Inseln
8) Die Charlotteninseln
9) Die freundschaftlichen Inseln
10) Die Harveysinseln
11) Die Gesellschafts- oder Societätsinseln
12) St. Georgs- und Palliserinseln
13) Die Markesasinseln
14) Die Oster- und Pfingstinseln
15) Die Sandwichsinseln.

Alle diese Inseln (denn die neuesten englischen Entdeckungen haben gelehret, daß es Inseln sind, und gegen den Südpol zu weiter kein großes, festes Land befindlich ist,) liegen theils im heißen, theils im gemäßigten Erdstriche. Sie wurden nicht auf einmal, sondern seit beynahe zweyhundert Jahren von den Spaniern, Franzosen, Engländern und Holländern entdecket. Alle diese Nationen waren nämlich von dem Daseyn eines südlichen festen Landes eingenommen, welches an Schätzen und Reichthümern allen andern Ländern der Erde vorzuziehen seyn sollte. Nicht die Bereicherung unsers Ideenkreises, sondern die Bereicherung der Schatzkammern war ehedem die Quelle der Entdeckungsreisen, und also strebte alles, dieses so sehnlich gewünschte Land zu entdecken. Jeder Seefahrer schmeichelte sich mit den kühnsten Hoffnungen, aber alle wurden sie von den ungeheuern Eisfeldern, welche wie im Norden, so im Süden auf unsrer Erdkugel befindlich sind, in ihren Unternehmungen gestöret, und alles was sie entdeckten, waren entweder Inseln, welche nichts weniger als Gold und Diamanten

ten enthielten, oder Küsten, welche die allgemeine Erwartung eben so wenig zu befriedigen im Stande waren. In unserm Jahrhundert endlich fiengen die Monarchen Europens an, auch auf die Vervollkommnung der menschlichen Kenntnisse zu denken. Englands Könige vorzüglich wendeten in dieser Absicht unsägliche Kosten auf, und ihren Seefahrern, vorzüglich dem berühmten Cook, und seinen Begleitern Banks, Solander und Forster verdanken wir das meiste von dem, was wir von Südindien wissen.

Ob die Inseln des Südmeers ehedem ein einziges großes, festes Land ausgemacht haben, das durch irgend eine Revolution der Erde von einander gerissen worden ist, ob sie (die kleinern wenigstens wie die Insel Kameni im Archipelag) aus dem Schooße des Meeres empor gekommen, oder endlich, ob sie von der schöpferischen Hand der Natur, gleich bey Bildung der Erde, in ihrer jetzigen Gestalt ihren Platz angewiesen bekommen haben? dies ist eine Frage, welche sich blos durch Muthmaßungen, die ausserhalb der Gränzen unsers Zweckes liegen würden, beantworten läßt. Einige dieser Inseln scheinen die Gipfel eines unter dem Meere hinstreichenden Gebirges zu seyn, viele haben selbst hohe Berge, und mehrere dieser Berge sind Volkane.

Obgleich die meisten dieser Inseln unter einem angenehmen Himmelsstriche liegen, so sind sie doch nicht gleich angenehm und fruchtbar. Einige sind kaum mit etlichen Moosarten, und einer sparsamwachsenden Pflanze begabet, andre prangen mit den herrlichsten Gewächsarten, mit immergrünenden, mit den köstlichsten Früchten bedeckten Bäumen. Die Thierarten schränken sich allenthalben nur auf wenige Gattungen ein, blos die Vögel und

Fische

Fische ausgenommen. Schweine, Hunde, wilde Katzen, Känguruhs, Fledermäuse, Ratten, und verschiedene Robbenarten sind die einzigen Säugthiere, welche bisher in Südindien entdeckt worden sind. Weit beträchtlicher ist die Anzahl und die Verschiedenheit der Vögel, wohin unter den bekannten Arten, Hühner, Papagoien, Tauben, Enten, Raben, Sturmvögel und Spechte gehören. Von Amphibien hat man noch nichts als Schildkröten, Eidechsen und Wasserschlangen gefunden. Dafür ist das Südmeer desto reicher an Fischen, welche größtentheils eine sehr gesunde und wohlschmeckende Speise sind; weniger Insekten aber, als die Südländer hervorbringen, wird man schwerlich anderwärts finden, Neu-Holland und Neu-Kaledonien ausgenommen.

Eben diese beyden letztern Länder, nebst Neu-Guinea, sind dafür wieder am allerschwächsten bevölkert, ohngeachtet sie bey weitem die größten der Südländer sind. Die Gesellschaftsinseln, die freundschaftlichen und die Markesasinseln haben die mehresten, und auch die wohlgestaltesten Bewohner, dahingegen Neu-Holland die häßlichsten unter allen hat.

Auch die Kultur ist auf den kleinern Inseln zu einer weit beträchtlichern Höhe gestiegen. Schon die Neu-Seeländer treiben mit gutem Erfolge Ackerbau, auf den Gesellschafts- und freundschaftlichen Inseln findet man überall Spuren des größten Fleißes, Pflanzfelder, Zierlichkeit in den Gebäuden, Verstand in Verarbeitung der Landesprodukte zu nützlichen Manufakturwaaren und Reinlichkeit, Artigkeit, nnd einen hohen Grad der Civilisirung in dem häuslichen und geselligen Leben. Auch die Staatsverfassung ist hier zwar nicht durch

feine,

feine, oft kaum merkliche Fäden aneinander geknüpfet, doch aber weit vorzüglicher als in den übrigen Südländern, wo Befriedigung der thierischen Bedürfnisselfast allein das ganze Band ausmachet, welches Menschen mit Menschen vereiniget. Grausamkeit und andre gemeinschädliche unmoralische Handlungen, darf man die Bewohner der Südländer nur wenig beschuldigen. Die europäischen Reisenden rühmen die Menschlichkeit und Gastfreyheit der meisten dieser Insulaner, und beschweren sich blos über einige kleine Diebstähle, die man diesen Leuten aber nicht so hoch anrechnen darf.

Die Bewohner Neu-Seelands sind schon wilder, sie fressen das Fleisch ihrer Feinde, und zeigen in ihrem ganzen Betragen ungleich weniger Sanftheit, als die übrigen Insulaner. Die Neu-Kaledonier, Neu-Guineer und Neu-Holländer stehen allen andern Südländern, so wie an Aufklärung, so auch an moralischen Vorzügen nach.

Die nähern Nachrichten über die Südländer, ihre Bewohner und deren Kultur wird dieser und der letzte Theil unsers Werkes enthalten. Hier werden wir blos von Neu-Holland, Neu-Guinea, Neu-Brittanien, den Admiralitätsinseln Neu-Kaledonien und den Neuen Hebriden handeln, die Beschreibung der übrigen Inseln aber, welche Amerika näher als Asien liegen, werden wir als einen Anhang zu Amerika liefern.

I.

Neu-Holland.

Neu-Holland, oder wie Kapitän Cook die östliche Küste desselben genannt hat, Neu-Südwallis ist die größte aller südindischen Inseln, und

da

da ihr Flächeninhalt auf hundert drey und vierzigtausend Quadratmeilen angegeben wird, so ist sie nicht viel kleiner als das ganze Europa, welches hundert ein und siebenzigtausend dergleichen Meilen befasset. Südwärts ist das Land flach und niedrig, nach Norden zu aber wird es immer bergigter, nirgends aber so sehr, daß es ordentlich gebirgigt genennt werden könnte. Die Fruchtbarkeit ist nicht sehr groß, wenn der Boden gleich an wenig Orten kahl, sondern überall mit schönem fetten Grase bedeckt ist. Rings um die Bayen her, sind die Gestade wohl auf eine Meile weit ins Land hinein, voll Mangrovebäume, die in einem fetten, schlammigen Boden wachsen. Weiter ins Land hinein, soweit nämlich Europäer gekommen sind, nimmt der Boden immer eine anmuthigere Gestalt an, auch scheint er sehr gut bewässert zu seyn, vorzüglich durch eine Menge kleine Bäche und Teiche, denn große Flüsse hat man in diesem Lande gar nicht entdecket, ohngeachtet die Küsten ziemlich genau untersuchet worden sind.

Die bisher entdeckten Produkte dieses großen Landes, sind nur von geringer Anzahl. Man hat nur zwey Baumarten gefunden, deren Holz zur Zimmerarbeit tauglich zu seyn scheinet. Der eine dieser Bäume ist der höchste von allen hier wachsenden Arten, er hat schmale Blätter, welche den Weidenblättern sehr ähnlich sehen, und aus seiner Rinde schwitzet ein Gummi, welcher sehr viel Gleichheit mit dem Drachenblut hat. Die andre Gattung von Bäumen wächst so gerade wie die Fichte, gleicht aber übrigens unsern Eichen, und giebt ein schweres, sehr festes Holz. Von Palmbäumen fand man drey verschiedene Arten, von denen zwey sehr wohlschmeckenden Palmkohl tragen, die dritte aber

Nüsse

Nüsse hervorbringt, welche, wie die Engländer erfuhren, als ein heftiges Brech- und Purgiermittel wirken. Ausser diesen giebt es noch verschiedene kleine Bäumchen und Stauden, die in andern Erdtheilen gar nicht gefunden werden. Eines dieser Bäumchen trägt eine den Kirschen ähnliche Frucht, welche aber ausser einer kühlenden Säure weiter keinen Geschmack hat; ein andres bringt eine Art elende Feigen, und auf einem dritten wächst eine Art purpurrother Aepfel, die ohngefähr den Geschmack der Pflaumen haben. Von Pflanzen giebt es eine ungeheure Menge, so daß die englischen Naturforscher in einer einzigen Bay, welche deswegen auch die botanische Bay genannt ward, auf vierhundert neue Arten derselben fanden. Eßbare Pflanzen aber sind nur wenige darunter; doch gehören dahin eine Art Bohnen, zwey Gattungen Yams, und etliche Pflanzen, welche mit dem Spinat, der Petersilje, und dem Portulak eine entfernte Aehnlichkeit haben.

Unter den vierfüßigen Thieren dieses Landes verdient der Känguruh die vorzüglichste Stelle. Dieses Thier ist so groß als ein Schaf. Der Kopf, der Hals und die Schultern sind im Verhältniß gegen die andern Theile des Leibes nur klein; der Schwanz ist so lang als der Leib, und an Gestalt einem Rattenschwanze nicht unähnlich. Die Vorderfüße sind über die Hälfte kürzer als die Hinterfüße; wenn es sich daher von einem Ort nach dem andern hin bewegen will, so hüpft es, statt zu laufen, mit sehr großen Sätzen, wobey es sich immer aufrecht auf den Hinterfüßen hält, die Vorderfüße aber dicht an die Brust gebogen hat. Sein Haar ist dunkel mausfahl, Kopf und Ohren aber sind von Farbe schmutzig braungelb. Sein Fleisch fanden die Engländer äusserst wohlschmeckend. Die-

ses Thier ist das einzige, welches in großer Menge da zu seyn scheinet. Ein andres Thier ist der Opossum, welchen man ehedem blos für einen Bewohner von Amerika hielt, wo er auch umständlicher von uns beschrieben werden soll; ferner der Quoll, eine Art Iltis, braun von Farbe, mit weiß gesprengt, und einem ganz weißen Bauche, eine Art wilde Katzen und strohgelbe Hunde, welche die einzigen zahmen Thiere Neu-Hollands zu seyn scheinen. Fledermäuse giebt es verschiedene Arten, unter andern eine, welche so groß als ein Rebhuhn ist. Von Seevögeln fanden die Engländer verschiedene Arten von Gänsen, Meerraben, Bubys oder Tölpel, Reiher, Enten, Courlieus, welche lange krumme Schnäbel und lange Beine haben, und grau mit rothen und schwarzen Flecken gezeichnet sind, sehr große Pelikane und andre mehr. Die bemerkten Landvögel sind Raben, Papagoien, Kakadus von zweyerley Arten, von denen die eine weiß, die andre aber schwarz gefiedert ist, Tauben in ungeheurer Menge, Wachteln, Trappen, Falken, Adler und viele kleine zum Theil sehr angenehme Gesangvögel. Die See an den Küsten ist ungemein fischreich, die wenigsten der hiesigen Fischarten aber sind in Europa bekannt, zwey derselben werden für giftig gehalten, von denen die eine der bey Sina bemerkte O-ka-o ist. Von ganz besondrer Art ist ein kleiner Fisch, welcher vorn an der Brust zwey sehr starke Floßfedern hat, vermittelst welcher er auf trockenem Lande so hurtig als ein Frosch davon hüpfen kann. An manchen Orten ist der ganze Boden des Meeres mit Krebsen gleichsam bedecket, von denen zweyerley Gattungen entdeckt worden sind. Die eine von Farbe völlig Ultramarin blau, und der Unterleib schneeweiß, die andre nur an den Gelenken und Füßen blau, übrigens aber braungeflecket. Schildkröten giebt es in Menge, von denen viele drey-

hundert

hundert und mehr Pfund wiegen, auch Meerschnecken, von deren einer das Fleisch zwanzig Pfund wiegt, sind nicht selten, und die Felsbänke sind reichlich mit Austern und Perlmuscheln besetzet. In den Buchten hat man auch die Art kleine Krokodille, welche in Amerika Alligators genennt werden, gefunden. Was endlich die Insekten und kriechenden Thiere betrift, so hat Neu-Holland verschiedene, nicht unmerkwürdige Gattungen derselben. Dahin gehören einige Arten Schlangen, die zum Theil sehr giftig sind, ferner Skorpionen, Tausendfüße und mehrere Eidechsenarten. Schmetterlinge giebt es ausserordentlich viel, so daß sie auf einem Fleck, der kaum etliche Acker beträgt, nicht allein zu Tausenden herumfliegen, sondern auch alle herumstehende Bäume bedecken. Am merkwürdigsten sind die Ameisen, von denen es verschiedene Gattungen giebt, die einer kurzen Beschreibung nicht unwürdig sind. Die erste Art ist den ostindischen weißen Ameisen fast vollkommen ähnlich. Diese Thiere haben zweyerley Wohnungen, eine, welche an den Aesten der Bäume hängt, die andre, welche auf der Erde angelegt ist. Die ersten sind ohngefähr drey bis viermal so groß als ein Mannskopf, und aus einer zerbrechlichen Substanz bereitet, die aus Theilchen verschiedener Pflanzen zusammengesetzt scheinet, welche durch eine harzartige Materie, die sie wahrscheinlicherweise aus ihrem Körper ziehen, an einander befestigt sind. Zerbricht man diese äussere Rinde, so findet man eine Menge kleine Zellen, welche in mancherley Richtungen, schief und gerade durch einander herum gehen, und alle mit Ameisen angefüllt sind. Aus diesen Zellen können sie von einem Neste zum andern, und von den Nestern herab, vermittelst eines breiten bedeckten Weges zu der untern Wohnung kommen. Diese un-

tere Wohnung ist gemeiniglich an der Wurzel eines Baumes, in Gestalt eines umgekehrten Kegels aufgeführet, der oft über sechs Fuß hoch ist. Die äussere Seite dieser Erdnester bestehet aus einem wohlverarbeiteten Thon, und inwendig sind sie ebenfalls voll kleiner Zellen. Eine andre Art fanden die englischen Naturforscher in der Wurzel einer Pflanze, welche, wie die Eichenmistel aus der Rinde des Baumes heraus wächst, und welche gänzlich von ihnen ausgehöhlt wird. Viele dieser Wurzeln sind nicht größer als Haselnüsse, demohngeachtet aber bewohnet. Diese Ameisen sind nur halb so groß, als die gemeine Art in Europa, und ihr Stich ist nicht sehr empfindlich. Die dritte Art ist ganz schwarz, und wohnt inwendig in den Aesten eines gewissen Baumes. Diese Ameisen machen den ganzen Baum, bis an das Ende der dünnsten Zweige, durchaus hohl, und demohngeachtet bleibt er eben so gesund und grünend, als ob er sein völliges Mark noch hätte. Noch giebt es grasgrüne Ameisen, welche auf Bäumen wohnen, und sich Nester von verschiedener Größe, und sehr künstlicher Bauart verfertigen. Sie bestehen nämlich aus mehrern Baumblättern, deren jedes eine Hand breit ist, und welche sie an den Spitzen so an einander kleben, daß das Nest ohngefähr die Gestalt eines Beutels erhält. Der Stich derselben ist so wie der schwarzen, äusserst empfindlich.

So groß dieses Land auch ist, so ist seine Bevölkerung doch nur sehr unbeträchtlich, und die Bewohner desselben gehören zu den armseligsten aller Menschengattungen, die man in der Südsee gefunden hat. Die Europäer haben zwar zur Zeit noch nur von den Küsten des Landes einige Kenntnisse, allein eben diese Küsten waren äusserst schlecht

bevöl-

bevölkert, und es ist sehr wahrscheinlich, daß der innre Theil des Landes noch weniger Einwohner hat, denn ohne Ackerbau würden diese Leute ihren Unterhalt gar nicht finden, und bey den Küstenbewohnern findet man auch nicht die mindeste Spur von demselben. Die Engländer machen folgende Schilderung von ihnen: Die Männer (denn Weiber ließen sich nur von weitem sehen) sind von Mittelgröße, wohlgebildet, starkgliedrig und in ihren Bewegungen gewandt und hurtig. Ihre Gesichtsbildung war nicht ohne Ausdruck, und ihre Aussprache so sanft, daß sie fast unmännlich genannt werden konnte. Ihr ganzer Leib war so schmutzig, daß sie beynahe so schwarz als Neger aussahen, und ihre eigenthümliche Farbe kaum zu bestimmen war, doch schien ihre Haut ursprünglich von rothbrauner Farbe zu seyn. Sie haben weiße ebene Zähne, und schwarzes langes Haar, das sie aber kurz zu sengen pflegen. Ihre Bärte sind von eben der Farbe, buschigt und stark, sie lassen sie aber selten über die Länge eines Fingers wachsen, und mögen sie gleich den Kopfhaaren mit Feuer absengen. Beyde Geschlechter gehen ohne alle Bekleidung, und ihr vornehmster Putz besteht darinnen, daß sie die Scheidewand zwischen den beyden Nasenlöchern durchbohren, und einen Knochen hindurch stecken, welcher eines guten Fingers dick, und fünf bis sechs Zoll lang ist, so daß er queer über das ganze Gesicht reichet, und sie den Mund weit aufgesperrt halten müssen, wenn sie Othem schöpfen wollen. Ausser dieser so unbequemen als häßlichen Zierrath tragen sie auch Halsbänder, die aus an einander gereiheten Muscheln bestehen, Armbänder von kleinen Schnüren, und einen aus Menschenhaar geflochtenen Faden um den Unterleib. Auch bemahlen sie sich mit weißer und rother Farbe. Von der letztern

pflegen sie große Flecken auf Schultern und Brust zu schmieren, und die weiße tragen sie in schmalen und breiten Streifen auf, von denen die schmalen über die Arme und Beine, die breiten aber über den Leib herablaufen. Von der weißen Farbe machen sie sich auch Flecke ins Gesicht, und einen Kreis um die Augen. Alle diese Zierrathen hielten sie so hoch, als ob es die größten Reichthümer wären, und die Engländer konnten sie nicht bewegen, ihnen auch nur das Mindeste davon zu überlassen. Ueberhaupt war ihre Gleichgültigkeit gegen alles, was sie sahen, Lebensmittel ausgenommen, über alle Erwartung, und statt daß andre mit europäischen Waaren unbekannte Völker den Eigenthümern immer etwas davon zu entwenden bemüht sind, legten diese die Kleinigkeiten, welche ihnen die Engländer geschenkt hatten, als unnütze Dinge auf einen Haufen zusammen.

Beständige Wohnsitze scheinen die Einwohner von Neu-Holland nicht zu haben, wenigstens sahen die Engländer, so weit ihre Augen reichten, nichts was einem Dorfe ähnlich gewesen wären. Ihre Hütten sind die elendesten, in welchen ein menschliches Geschöpf seine Wohnung aufschlagen kann, und meist kaum so hoch, daß ein Mann aufrecht darinnen zu sitzen im Stande ist. Sie bestehen aus beugsamen Baumzweigen, die ohngefähr eines starken Fingers dick sind: diese werden bogenförmig gekrämmet, mit beyden Enden in die Erde gesteckt, und alsdann mit Blättern oder großen Stücken Baumrinde bedecket, so daß die ganze Wohnung, der äussern Gestalt nach, mit einem Backofen die größte Aehnlichkeit hat. An dem einen Ende ist ein großes Loch, welches die Thüre ausmachet, und welchem gegenüber das Feuer angezündet wird.

Gegen

Gegen Norden ins Land hinauf wurden diese elenden Löcher noch schlechter; keines war über vier Fuß lang, und die eine Seite war völlig offen. Diese Hütten erbauen sie sich da, wo sie ihrer für ihren jetzigen Aufenthalt bedürfen, weil sie nicht länger, als sie Lebensmittel haben, an einem Orte verbleiben, und wenn solche seltener werden, weiter ziehen. Wie die Hütten sind, von eben so dürftiger Beschaffenheit ist auch der Hausrath, denn dieser besteht blos in einer Art länglichtrunder, von Baumrinde verfertigter Gefäße: die beyden äussern Ende der Rinde aber sind mit Ruthen zugebunden. Ausser diesem Gefäß, das ihnen vielleicht zum Wasserschöpfen dienet, haben sie einen kleinen Sack, ohngefähr so groß als ein kleines Handnetz, welcher aus einer Art Gras netzförmig geflochten ist, und den sie gemeiniglich an einer dünnen Schnur auf dem Rücken tragen. Er enthält meistentheils ein paar Stückchen Schminkfarbe, etwas Harz, etliche Angelhaken von Muschelschale, Spitzen für Wurfspieße und ihren übrigen Putz in sich. Ihre Angelhaken sind sehr sauber gearbeitet. Die Schildkröten fangen sie mit einem eigenen Werkzeuge, welches von Holz, einen Fuß lang, und mit starken Widerhaken versehen ist. Zu diesem Werkzeug gehört ein Stecken, so dick als der Vorderarm am Handgelenke, und sieben bis acht Fuß lang, dessen unteres Ende bis auf eine gewisse Tiefe zylinderförmig ausgehöhlt ist, in welche Oeffnung das vorgedachte Werkzeug hinein passet. Nun haben sie eine drey bis vier Klafter lange Schnur, von welcher das eine Ende an den Stecken, das andre an das darein gesteckte Werkzeug gebunden wird. Wenn das Thier nun getroffen ist, bleiben die Wiederhaken stecken, der Stecken aber fährt hinweg, und dient, da er an die Schnur befestigt, und aus

einem leichten Holz gemacht ist, zu einem Anzeigen, wodurch sie der Schildkröte solange nachspüren können, bis sie dieselbe einholen und ans Land bringen. Die Schnuren sind von verschiedener Dicke, und bestehen gleich den Angelschnuren aus den Fasern einer Pflanze.

Fische sind ihre vorzüglichste Nahrung, und die einzige Pflanze, die man als ein wirkliches Nahrungsmittel ansehen kann, ist die Yamwurzel, wiewohl sie auch ohne Zweifel die verschiedenen Baumfrüchte ihres Landes essen mögen. So viel sich vermuthen läßt, essen sie keine Fleischart roh, sondern rösten es entweder auf Kohlen, oder backen es, vermittelst heis gemachter Steine. Die Neu-Holländer, welche die Engländer sahen, hatten auch beständig einige Blätter im Munde, welche dem Anschein nach von einer Art Betel waren.

Feuer wissen sie in der größten Geschwindigkeit hervorzubringen, und, so weit sie wollen, auszubreiten. Zu diesem Ende nehmen sie zwey Stücken dürres, weiches Holz, von denen das eine rund, das andre flach ist. Das runde machen sie an dem einen Ende etwas spitzig, stellen es alsdann mit dieser Spitze auf das andre Stück, und drehen es dann so geschwind sie können, kreisförmig herum. In weniger als zwey Minuten fängt dann das Holz an zu glimmen, und dann ist ihnen ein kleiner Funken genug, das größte Feuer im vollen Laufe hervorzubringen. Sie nehmen dann einen Funken, wickeln ihn in eine Hand voll dürres Gras, und fangen aus Leibeskräften an zu laufen: sobald nun das Gras brennt, bücken sie sich, legen es nieder, wickeln einen neuen Funken ein, und wiederholen dieses Experiment so lange, bis eine ganze große Strecke in vollen Flammen steht. Auf diese

Art

Art zündeten sie einmal das Gras an, als ihnen die Engländer keine Schildkröten geben wollten, und die Flamme ward so heftig, daß die Waldungen auf den benachbarten Bergen alle in Brand geriethen.

Die Waffen der Neu-Holländer bestehen in Spießen oder Lanzen, von denen sie verschiedne Arten besitzen. Einige haben vier Zacken, deren jede mit einer Spitze von Knochen, und diese wieder mit Wiederhaken versehen ist. In dem nördlichen Gegenden hat die Lanze nur eine Spitze. Der Schaft besteht aus Rohr, und wird von acht bis vierzehn Fuß lang gemacht, besteht aber nicht aus einem einzigen Stück, sondern ist aus mehrern Absätzen zusammen gefügt, die einer in den andern gesteckt, und dann fest gebunden werden. Die Spitzen sind theils aus einem harten, schweren Holze, theils aus Fischknochen gemacht, und statt der Wiederhaken, kleinere Gräten oder scharfe Stücken von zerbrochnen Muschelschalen daran befestigt. Eine solche Lanze ist in der That ein sehr fürchterliches Gewehr, und wenn sie einmal eingedrungen ist, so kann man sie nicht wieder aus der Wunde reißen, ohne das Fleisch mit zunehmen, oder gar zu verursachen, daß die Splitter der Gräten und Muschelschalen in der Wunde zurückbleiben. Die Neu-Holländer wissen diese Lanzen mit eben soviel Stärke als Geschicklichkeit zu schleudern, und können sechszig Fuß weit aus freyer Hand damit werfen. Wenn sie noch weiter werfen wollen, so bedienen sie sich eines ebenen glatten Steckens, von glattem, röthlichtem Holze, welcher zween Zoll breit, einen halben Zoll dick, und drey Fuß lang, und an dessen einem Ende ein kleiner Haken, an dem andern aber ein ohngefähr drey bis vier Zoll langes Queerholz befindlich ist. Der am vordersten Ende befind-

liche Haken greift in eine kleine Fuge oder Rinne ein, die zu diesem Behuf am Schaft der Lanze, nicht weit von der Spitze eingeschnitten ist, und aus welcher er auf den geringsten Stos leicht herausfähret. Wenn die Lanze der Länge nach auf diese Maschine gelegt, und durch den Haken in der gehörigen Richtung fest gemacht wird, so legt sie derjenige, welcher sie werfen will, über seine Schulter, und wirft sowohl die Lanze als den Wurfstock aus allen Kräften; da aber der letztre, vermittelst des Queerholzes, welches wider die Schulter fährt, aufgehalten wird, so fliegt die Lanze mit der größten Geschwindigkeit fort, und so gerade nach dem abgezweckten Ziele, daß sie auf hundert und funfzig Fuß weit viel richtiger trift, als wir mit einer Kugel zu thun vermögen. Ausser diesen Lanzen haben sie Schilder von Baumrinde verfertigt, auch glaubten die Engländer in der Ferne, Pfeile und Bogen bey einem Manne zu erblicken.

Die Kähne der Neu-Holländer sind so schlecht als ihre Hütten; am Südtheile der Küste bestehen sie blos aus einem Stück Baumrinde, das ohngefähr zwölf Fuß lang, an den Enden zusammengebunden, und in der Mitten durch kleine Stecken aus einander getrieben wird. Im seichten Wasser werden diese elenden Fahrzeuge mit Stangen fortgestoßen, und wo es tiefer ist, gebrauchen sie flache Ruder, welche ohngefähr achtzehn Zoll lang sind, und von denen der Schiffer in jeder Hand eines hält. Die Bequemlichkeit dieser Kähne besteht darinnen, daß sie nicht tief im Wasser gehen, und so leicht sind, daß man damit bis auf die seichtesten Schlammbänke hinkommen, und Schalenfische auflesen kann. Gegen Norden haben die Kähne schon ein besseres Ansehen, denn dort bestehen sie

nicht

nicht aus Baumrinde, sondern aus Baumstämmen, welche vermuthlich durch Feuer ausgehöhlt sind. Diese Kähne sind ohngefähr vierzehn Fuß lang, aber sehr schmal. Sie werden mit langen flachen Rudern fortgetrieben, die von der gewöhnlichen und gehörigen Größe sind, so daß der Ruderer mit beyden Händen daran arbeiten muß. Wie sie die Bäume dazu fällen und sonst bearbeiten, ist unbekannt, weil die einzigen Werkzeuge, welche man bey ihnen gefunden hat, steinerne elende Beile und Keile, und hölzerne Hämmer sind.

In der Gegend dieses großen, noch wenig bekannten Landes, liegen die Cumberlands, Franklands und andre Inseln, welche theils bergigt, theils flach, theils öde, theils mit Menschen bewohnt sind, die sich durch nichts in ihrem Aeussern von den Neu-Holländern unterscheiden. Auf einer dieser Inseln fanden die Engländer ein ungeheuer großes Vogelnest, welches mit langen dünnen Knüppeln auf der Erde erbaut war, und sechs und zwanzig Fuß im Umkreise, zwey Fuß acht Zoll aber hoch war.

II.

Neu-Guinea.

Im Norden von Neu-Holland, von welchem sie durch die Endeavours Straße getrennt wird, liegt die Insel Neu-Guinea, nach Neu-Holland das größte unter allen im Südmeer gelegenen Ländern. Dieses Land ist vor mehr denn zweyhundert Jahren von den Spaniern entdeckt worden, die ihm entweder, weil sie glaubten, daß es dem afrikanischen Guinea gerade gegen über liege, oder weil die Einwohner den Bewohnern jenes Landes gleichen,

chen, den Namen Neu-Guinea beylegten. Die Holländer haben die Küsten dieser Insel gleichfalls mehreremal besucht, demohngeachtet aber ist Neu-Guinea uns fast noch unbekannter, als es Neu-Holland ist. Alles, was man davon weiß, schränkt sich vornehmlich auf folgendes ein.

Die Küsten dieses Landes sind meist mit einem dicht verwachsenen Walde bedecket, auch bringt es sonst noch Kokos, Brodfrucht, Plantanen und andre fruchtbare Gewächse hervor, welche die Südseeinseln, Neu-Seeland und Neu-Holland mit einander gemein haben. Als Cook auf die Küste dieses Landes kam, widersetzten sich die Einwohner seiner Landung, und da er, um alles unnöthige Blutvergießen zu sparen, von der Landung wieder abstand, so sind unsre Kenntnisse über Neu-Guinea auch nicht weiter vermehrt worden. Diese Einwohner waren fast von einerley Ansehen mit den Neu-Holländern, ohngefähr von derselben Leibesgestalt, mit eben so kurzen Haaren; auch giengen sie gleich jenen völlig nackend, die Farbe ihrer Haut aber schien nicht so ganz braun, wie jener ihre zu seyn. Sie hatten einen kurzen Stock, der wahrscheinlicherweise ein hohles Rohr war, in den Händen, welches sie etlichemal im Kreise herumschwenkten, worauf man augenblicklich Feuer und Rauch herauskommen sah. Was dieses seyn mochte, konnten die Engländer nicht unterscheiden. Auch hatten sie eine Art leichter Wurfspieße, vier Fuß lang, deren Schaft von Bambusrohr, die Spitze aber von Holz, und mit Wiederhaken reichlich versehen war. Sie warfen diese Lanzen mit so großer Stärke, daß sie bey den Engländern vorüber flogen, ohngeachtet diese auf hundert und achtzig Fuß weit von ihnen entfernt waren. Aeltere Reisende wollen

len auch Spuren eines ordentlichen Landbaues auf der Küste dieses Landes wahrgenommen haben.

III.

Neu-Brittannien.

Nordwärts von Neu-Guinea lieget **Neu-Brittannien**, **Neu-Ireland** und **Neu-Hanover**, drey Inseln, welche wir hier unter dem gemeinschaftlichen Namen, Neu-Brittannien, zusammen nehmen wollen.

Die Küste von Neu-Brittannien ist meist felsigt, das Land aber hoch, bergigt und mit einer Menge Bäume, welche zum Theil sehr hoch sind, bedeckt. Vorzüglich bemerkt zu werden verdienen, der Muskatenbaum, der Kokosbaum, Arekabaum, das Betelkraut, mehrere Arten Aloe, Rottings, Bambus und viele andre unbekannte Gewächse. In den Wäldern giebt es allerhand Vögel, als Tauben, Dohlen, Papagoien u. a. m. Von vierfüssigen Thieren hat man keine, als eine Art kleine, den Hunden ähnliche Thiere entdeckt, welche zu scheu sind, als daß sie gehörig hätten untersucht werden können. Fische hat die See häufig, auch viele sehr große Muscheln, und von Insekten sind Tausendfüße, Skorpionen und Schlangen nicht selten. Die wenigen Einwohner gehören zu der elendesten Klasse von Wilden.

Zwischen Neu-Brittannien und Neu-Ireland ist die St. Georgs Straße, in welcher noch mehrere Eylande liegen. Neu-Ireland ist ebenfalls bergigt, und hat mit der vorigen Insel ohngefähr dieselben Produkte. Die Einwohner kamen in Kähnen, welche zierlich gebauet, schmal und auf neunzig Fuß lang waren, an das Schiff des engli-

schen

schen Kapitain Carteret. Sie waren gleich den Negern schwarz, ihr Haar war auch eben so wolligt, nur hatten sie weder flache Nasen noch dicke Lippen. Sie giengen ohne alle Bekleidung, hatten aber einige wenige, aus Muscheln verfertigte Zierrathen um die Arme und Beine befestigt. Sonderbar genug ist es, daß man bey diesen rohen Kindern der Natur einen Gebrauch fand, den unter uns die Mode geheiligt hat, den Gebrauch des Puders nämlich: denn sie hatten sich nicht nur die Wolle auf ihren Köpfen, sondern auch die Bärte schneeweiß gepudert, welches gegen ihre übrigen schwarzen Figuren, einen sonderbaren Kontrast machte. Ausser dieser Kopfzierde hatten sie noch eine andre, indem die meisten von ihnen gerade über dem einen Ohr Federn stecken hatten, welche den Schwanzfedern eines gemeinen Haushahns vollkommen ähnlich waren. Ihre Waffen waren Spieße und lange Stangen, Bogen und Pfeile aber ließen sie nicht sehen. In ihren Kähnen lagen auch Fischernetze, welche sehr künstlich gestrickt waren.

Von Neu-Ireland wird Neu-Hanover durch die Byronsstraße geschieden. Diese letztre Insel ist groß, und mit vielen fruchttragenden Bäumen bedeckt, zwischen denen man überall angebaute Felder gewahr wird. Weiter ist Neu-Hanover noch nicht bekannt, so wenig als die in den beyden Straßen, und an den dortigen Küsten herumliegenden Inseln.

IV.

Die Admiralitätsinseln.

Nord-Westwärts von Neu-Brittannien liegt ein Archipelag von zwanzig bis dreyßig großen, und

und kleinen Eylanden, welche von ihren Entdeckern, den Engländern, die Admiralitätsinseln benennt worden sind, einzeln aber wieder verschiedene besondre Namen führen. Alle diese Inseln, von denen eine so groß seyn soll, daß sie für sich allein ein beträchtliches Reich ausmachen würde, haben eine überaus angenehme Ansicht; das Land ist allenthalben mit dem schönsten Grün bedecket, die Wälder sind hoch und groß, mit dazwischen gelegenen Stellen, wo das Holz ausgereutet, das Land im Gegentheil aber angebaut ist. Die Einwohner scheinen zahlreich, und weit kultivirter als in Neu-Ireland zu seyn. Noch hat man nicht mit ihnen in freundschaftliche Verbindungen treten können, denn als sich das englische Schiff der Küste näherte, wurde es von einer Menge Kähne angefallen, aus denen die Wilden ihre Wurfspieße aus aller Macht nach dem Orte auf dem Verdecke warfen, wo die Engländer am dichtesten standen. Sie waren auch so erbittert, daß sie sich nicht eher zum Rückzug bequemten, bis mit Musketen unter sie gefeuert, und einer von ihren Leuten getödtet ward. Darüber sprangen die andern in großer Bestürzung in die See, und ließen ihren Kahn im Stiche. Dieser war vollkommen funfzig Fuß lang, dennoch aber einer der kleinsten von allen; er war sehr plump aus einem einzigen Baume verfertigt, hatte aber eine Seitenrahme. Die Engländer fanden darinnen sechs schöne Fische und eine Schildkröte, einige Yamwurzeln, eine Kokosnuß und einen Sack voll einer Art Pflaumen, die von süßem Geschmack waren. Ferner zwey irrdene Töpfe, die weite Mündungen und kleine Handhaben hatten; auch lag eine beträchtliche Anzahl Matten in dem Kahne, deren sich die Insulaner als Segel und Schirmdächer gegen üble Witterung bedienen. Die Insulaner waren

ren von dunkler Kupferfarbe, hatten wolliges Haar, und waren nicht nur gepudert, sondern auch noch mit weißen Streifen im Gesichte gemahlet.

Auf einer andern Insel waren die Einwohner desto friedliebender; sie kamen sogleich an Bord des englischen Schiffes, und unterschieden sich auch von den vorigen durch ihr äusseres Ansehen. Ihre Farbe war kupferfarben, auch hatten sie langes, schwarzes Haar, angenehme Gesichtsbildungen, und weiße ebene Zähne. Sie waren von Mittelgröße, äusserst gewandt und hurtig in ihren Bewegungen, und so freymüthig in ihrem ganzen Betragen, als ob sie alte Bekannte der Engländer wären. Sie hatten wenigstens einige Bekleidung, welche in einem Stück um den Unterleib gewundener Matte bestand. Ihre Kähne waren aus einem hohl gemachten Baume, und die Seitenwände ordentlich von Bretern verfertigt. Einer von ihnen blieb freywillig auf dem englischen Schiffe, starb aber auf den moluckischen Inseln.

V.

Neu-Kaledonien.

Die große Insel Neu-Kaledonien, welche auf der Ostseite von Neu-Holland und Neu-Guinea gelegen ist, wurde im Jahr 1774 von den Engländern entdecket. Es ist eines der unfruchtbarsten von den Südseeländern, und der Boden in den mehresten Gegenden nicht urbar. Da, wo die Engländer zuerst landeten, war das Land mit einem weißlichten Grase nur sparsam bedecket; Buschwerk war nirgends zu sehen, auf den Bergen aber standen hie und da einige einzelne Bäume, die meh-

mehrentheils weiße Rinde, und viele Aehnlichkeit mit unsern Weiden hatten. Am Fuß der Gebirge dehnte sich eine schmale Ebene hin, in welcher hin und wieder Kokosbäume und Pisangs standen. Auch in den meisten andern Gegenden hatte das Land eine sehr öde Gestalt, entweder morastig und mit Manglebäumen überwachsen, oder so dürr, daß kaum ein paar magre Grasarten darinnen fortkommen können; auf den Bergen aber findet man an manchen Orten nicht einmal eines Zolls hoch Erde, sondern den bloßen eisenschüßigen Glimmer, und große nackte Quarzstücken. Doch wachsen Kokos, Feigen und andre Bäume, und die Bewohner von Neu-Kaledonien haben ordentliche Pflanzungen, welche mit Muschelkalk gedüngt werden, und zum Theil eine große Mannigfaltigkeit von Pflanzen enthalten. So sahen die Engländer eine, wo förmliche Alleen von Pisangs mit Yam und Arumwurzelfeldern, mit Zuckerrohr und andern Pflanzen abwechselten, so, daß also diese Leute schon mehrere Fortschritte in der Kultur gemacht haben, als alle diejenigen, von denen bisher die Rede gewesen ist.

Wir wollen nun bey den übrigen wenigen Nachrichten von dieser Insel, den Nachrichten der ersten Entdecker folgen, und soviel möglich, ihre eignen Worte beybehalten: Als sich die Engländer der Küste näherten, sahen sie verschiedene Kähne, welche zwey Segel, eines hinter dem andern führten, von welchen ihnen die Insulaner, statt wie auf mehrern andern Inseln sich drohend und feindselig zu bezeigen, mit aller Freundlichkeit zuwinkten. Sie sahen auch Hütten am Lande, welche kegelförmig, fast wie große Bienenkörbe gestaltet waren, und statt der Thüre blos eine Oeffnung hatten. Sobald

das Schiff geankert hatte, kamen viele der Insulaner sogleich an Bord, und da die Engländer an das Land gestiegen waren, begegneten ihnen die Einwohner völlig als Freunden. Diese Einwohner waren große, wohlgewachsene Leute mit schwarzen, beynahe wolligten Haaren, und von sehr dunkler Kastanien-Farbe. Einige trugen das Haar auf dem Scheitel zusammengebunden, andre ließen es blos an den Seiten wachsen, und hatten das übrige abgeschnitten. Statt aller Kleidung trugen sie blos eine Schnure um den Leib, an welcher ein kleines Stückchen braunes Zeug, aus der Rinde ihrer Feigenbäume verfertigt, befestigt war. Um den Hals hatten sie eine andre Schnur, an welcher kleine kugelrunde Stückchen eines hellgrünen Steines hiengen. Einige trugen eine Mütze, welche bald wie eine Husarenmütze aussahe, aus einem Stücke groben schwarzgefärbten Zeug bestand, und mit einem Busch von allerhand Federn geschmückt war. In den Ohrläppchen trugen sie mehrere, aus Schildkrötenschale verfertigte Ringe. Ihre Waffen bestehen aus Keulen, Spießen und Schleudern. Die erstern haben sie von mancherley Gestalten und aus verschiedenen Holzarten gemacht, sämmtlich aber kurz und kaum über drey Fuß lang. Die Speere sind funfzehn bis zwanzig Fuß lang, und von schwarzem Holz, oder wenigstens mit schwarzer Farbe angestrichen. Die zierlichsten haben in der Mitte einen Höcker, daran bisweilen eine Art von Menschengesicht ausgeschnitzt ist. Diese Speere werfen sie vermittelst eines kurzen Riemens, der an dem einen Ende einen Knoten, an dem andern aber einen Ring hat, und aus der rothen Wolle einer großen Fledermaus verfertigt wird. Die Schleudern bestehen aus dünnen Schnüren, und die Steine, welche damit geworfen werden, sind eine Art von weichen

chem Seifenstein, länglicht gestaltet, und an beyden Enden zugespitzt.

Die Weiber, welche die härteste Arbeit verrichten müssen, welche sie an einer andern Stelle sahen, waren von eben der Farbe wie die Männer, durchgehends plump gebauet, und durch ihre Tracht noch mehr verunstaltet. Diese bestand aus einem kurzen Rocke, der aus einer Menge an einen langen Strick befestigten Schnüre verfertigt war. Dieser Strick ward mehreremal um die Hüften gewickelt, so, daß die kurzen Schnüren schichtweise über einander zu liegen kamen, folglich von der Mitte des Leibes an, gleichsam ein dichtes Strohdach ausmachten. Vor einer der räuchrigten Hütten, in welcher diese Weiber waren, lag ein irrdener Topf, welcher ohngefähr fünf Kannen halten mochte. Vor den Hütten lagen gewöhnlich zwey bis drey beysammen, und zwar gewöhnlich unter hohen Feigenbäumen, deren Aeste so dicht in einander verschlungen waren, daß man den Himmel kaum durch das Laub erblicken konnte. Von Hausthieren bemerkte man nichts als Hühner von großer Art und schönen Federn, und überhaupt spürte man bey diesen gutherzigen Leuten sehr große Armuth, daher sie auch den Engländern nur sehr wenig Lebensmittel überlassen konnten. Vierfüßige Thiere kannten sie gar nicht, daher kamen die Engländer auf einer dicht an der Küste liegenden Insel Balabia, als sie von einem Rinderknochen aßen, in den Verdacht, als ob sie Menschenfresser wären, und die Neu-Kaledonier ließen sich mit vieler Mühe bereden, etliche Schweine anzunehmen, mit welchen ihnen von den Engländern ein Geschenk gemacht wurde.

Aus der Nachbarschaft mit Neu-Holland, sagt der Schriftsteller, aus dem wir diese Nachrichten gezogen haben, hätte man vermuthen sollen, daß die Neu-Kaledonier mit den dasigen Einwohnern einerley Ursprung hätten, allein zwischen beyden ist auch nicht die mindeste Aehnlichkeit.

VI.

Die Neuen Hebriden.

Auf eben der Reise und in eben demselben Jahre, in welchem Neu-Kaledonien entdeckt ward, wurde auch ein Archipelag von Inseln entdecket, oder wenigstens genauer bekannt, von denen schon ein spanischer Seefahrer Quiros, und ein französischer Bougainville einige Nachrichten gegeben hatten, und welche die Engländer mit dem Namen der Neuen Hebriden oder Neu-Hebridischen Inseln belegten.

Die erste dieser Inseln, zu welcher die Engländer von Osten her kamen, war Aurora-Eyland, welches Bougainville zuerst entdeckt hatte, eine kleine, reichlich mit Palmbäumen besetzte Insel. Die Einwohner waren zum Theil vom Kopf bis auf die Brust schwarz gemahlt, giengen nackend, außer daß sie einen Strick um den Leib, und etwas weisses auf dem Kopfe hatten. Nur einer von allen trug ein Stück Zeug wie ein Ordensband, von der einen Schulter zu der gegenüberstehenden Hüfte, von da es in Gestalt einer Scherfe um die Lenden geschlagen war. Von Farbe waren diese Leute dunkelbraun, und mit Bogen und langen Pfeilen bewaffnet. Auf dem Abhange eines Hügels lag eine umzäunte Plantage, und an den Bäumen hatte sich eine Menge Schlingpflanzen angerankt, welche

welche natürliche Guirlanden bildeten. Pfingst-Eyland und die Insel der Aussätzigen, welche beyde Bougainville gleeichfalls entdeckt hat, liegen in demselben Striche und dem Anscheine nach leben ihre Bewohner vom Landbau. Von da kamen sie an eine Insel, von welcher ihnen die Einwohner mit grünen Zweigen ans Land zu kommen winkten, ob sie gleich mit langen Spießen, Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, also auf Krieg und Frieden gefaßt zu seyn schienen. Diese Leute waren von ausserordentlich schlankem Wuchs, dabey aber nicht gut gestaltet. Arme und Beine waren gemeiniglich dünne und lang, die Farbe der Haut schwarzbraun, und die Haare ebenfalls schwarz und wie Wolle gekräuselt. Sie hatten flache breite Nasen, eine kurze Stirn, und giengen nackend, ein Stück Zeug ausgenommen, welches um den Unterleib gewickelt war. Sie waren äusserst geschwätzig und fröhlich; auch begriffen sie die Gebehrden der Engländer so schnell und richtig, als ob sie schon lange mit ihnen umgegangen wären. Sie hatten Löcher in den Ohren und dem Nasenknorpel, durch welche sie zur Zierde ein Stückchen Holz oder auch ein Stück weißen Selenit oder Alabaster gesteckt hatten. Am Obertheil des Arms trugen sie Armbänder von schwarzen und weißen Muscheln, welche recht artig an einander gereihet waren. Ihre Bogen bestanden aus dunkelbraunem Holze, und die Pfeile steckten in runden, von Blätterngeflochtenen Köchern, und waren aus zween Fuß langen Rohrstäben, die mehrentheils eine zwölf Zoll lange Spitze von Ebenholz hatten, verfertigt. Etliche dieser Pfeile waren auch vergiftet. Ausserdem hatten sie noch Keulen, an einem dicken von Gras zusammengedrehten Strick über die rechte Schulter han-

gen, welche sehr sauber gearbeitet und schön geglättet, aber nicht über dritthalb Fuß lang waren.

Die Weiber, welche die Engländer sahen, waren klein von Statur, und von der unangenehmsten Bildung. Einige trugen Schürzen, welche von den Hüften bis auf die Knie reichten, andre aber blos eine Schnur um den Leib, an welche ein Strohwisch gebunden war. Einige hatten sich das Haar mit gelbem Puder bestreuet, andre hatten sich das Gesicht, und noch andre den ganzen Körper damit bestrichen. Diese gelbe Schminke machte den ganzen weiblichen Staat aus, andres Putzwerk schien blos den Männern erlaubet zu seyn.

Ihre Hütten waren bloße Strohdächer von Palmblättern, die auf einigen Pfosten ruheten, aber so niedrig waren, daß man nicht aufrecht darunter stehen konnte. In der Nachbarschaft derselben liefen zahme Schweine und zahmes Federvieh im Grase herum.

Diese Insel hat der Spanier, Quiros, Manicolo genennt: die Einwohner aber nennten sie Mallicolo. Im Innern des Landes liegen grosse, mit Wald bedeckte Berge, aus denen gute Quellen und Bäche entspringen mögen. Der Boden ist fruchtbar, und es schien alles in demselben sehr gut zu gedeihen. Kokosnüsse, Brodfrucht, Pisangs, Arumwurzeln, Kurkuma und Orangen fanden die Engländer häufig. Von vierfüßigen Thieren entdeckte man nichts, als die zahmen Schweine, Vögel aber gab es in Menge, und zum Theil von ganz unbekannten Arten. Die Einwohner, deren Anzahl ohngefähr auf funfzigtausend geschätzt wird, wohnen auf den freyen Plätzen der ungeheuern Waldung, welche die ganze Insel bedecken.

decken. Sie müssen, wie ihre Bildung, Sprache und Sitten beweisen, von ganz andrer Abkunft seyn, als die Bewohner der weiter ostwärts gelegenen freundschaftlichen und Societätsinseln. Ihre Nahrungsmittel müssen größtentheils aus dem Pflanzenreiche genommen seyn, wie sie denn auch förmlichen Landbau treiben. Sie pflegen aber nicht leicht eher zu arbeiten, als bis sie von der Noth dazu getrieben werden, und einen großen Theil ihrer Zeit mit Musik und Tanz zu verbringen.

Eine andre Insel ist **Ambrrym**, auf welcher ein feuerspeyender Berg befindlich ist: die vorzüglichste von allen Hebriden aber, ist die Insel Tanna, die auch, wie das Betragen der Einwohner, während der Anwesenheit der Engländer zeigte, noch von keinem europäischen Schiffe besucht gewesen war. Schon den Tag vorher, ehe die Engländer dieses Eyland entdeckten, hatten sie auf einer andern Insel mit den Indianern Händel, so, daß sie sich genöthigt sahen, sie mit Musketen und Kanonenfeuer zu begrüßen, und hier hatten sie ebenfalls nicht eher Frieden, bis sie den Insulanern durch einige Schüße Achtung gegen sich gelehrt hatten. Sobald dies geschehen war, kamen ihnen auch die Einwohner mit grünen Zweigen in den Händen entgegen. Sie waren schwarzbraun von Farbe, mittler Größe, aber weit stärker und besser gebaut als die Mallikoleser. Sie haben ein männliches, offenes, gutherziges Ansehen, starke gekräuselte Bärte, und schwarzes dickes Haar, das sie in lauter kleine Zöpfe gewickelt tragen, und mit Pisangblättern oder einer ordentlichen Art von Mütze bedecken. Der Nasenknorpel ist fast bey allen durchbohrt, und durch die Oeffnung ein Rohrstab

oder

oder ein Stein gesteckt. Statt der Ohrgehänge tragen sie Ringe von Schildkrötenschale. Um den Hals binden sie zuweilen eine Schnure, von welcher eine einzelne Muschel oder ein Stückchen Talkstein auf die Brust herabhängt. Am Obertheil des linken Arms tragen sie meist ein Armband, welches aus einem Stück Kokosschale bestehet, und entweder künstlich geschnitzt, oder auch nur ganz glatt, allemal aber schön polirt ist. Einige gehen mit einer Binde von grobem Zeuge umgürtet, andre begnügen sich mit einer dünnen Schnur um den Leib, ausserdem aber gehen sie völlig nackend. Zu ihren Zierrathen gehören auch noch verschiedene Arten von Schminke, und allerhand in die Haut geritzte Figuren. Die erste ist blos fürs Gesicht, und besteht entweder aus rother Ochererde, oder aus weißem Kalk, oder aus einer schwarzen, wie Bleystift glänzenden Farbe. Diese werden mit Kokosöl eingemacht, und in schrägen, zwey bis drey Zoll breiten Streifen aufgetragen. Das Aufritzen der Haut geschieht vorzüglich am Obertheil des Arms und auf dem Bauche. Die Waffen der Tanneser, ohne welche sie sich niemals sehen lassen, bestehen in Bogen, Pfeilen, Keulen, Spießen und Schleudern. Die Bogen sind sehr stark, vom schönsten elastischen Holze gemacht, und sehr gut geglättet, Die Pfeile bestehen aus einem, beynahe vier Fuß langen Rohrstab, und die Spitze aus eben der Art, von schwarzem Holze, welche von den Mallikolesen zu gleichem Behuf gebraucht wird. Die Spitzen sind dreyeckigt, über zwölf Zoll lang, und mit Widerhaken versehen. Die Schleudern werden aus Kokosfasern gemacht. Zu ihren Spießen nehmen sie knotige, ungestaltete Stecken, kaum zweines halben Zolls dick, aber neun bis zehn Fuß lang, deren Spitze dreyeckigt und mit ohngefähr zehn Widerhaken

ken versehen zu seyn pflegt. Dazu haben sie auch eine Art Wurfriemen, und damit sind sie in einer Entfernung von dreyßig bis vierzig Fuß im Stande, einen vier Zoll dicken Pfahl zu durchbohren. Ausser diesen Waffen haben sie noch fünferley Arten Keulen, von denen die längsten fünf, die kürzesten aber anderthalb Fuß lang sind.

Die Weiber sind kleiner als die Männer. Sie tragen einen kurzen Rock von Blättern gemacht, einige auch nur vorne und hinten einen Büschel Gras, an einem Strick befestigt. Ihre Ohrgehänge bestehen aus Ringen von Schildkrötenschale, und die Halsbänder aus aneinander gereiheten Muscheln. Sie waren weit schüchterner als die Männer, wurden aber nach und nach immer dreuster, und überhaupt merkte man bey den Tannesen einen hohen Grad von herzlicher Gutmüthigkeit, der ihrem moralischen Karakter viele Ehre macht. Daß sie mistrauisch gegen die Engländer waren, und ihnen gewisse Gegenden der Insel nicht zu betreten erlaubten, darf ihnen nicht zum Vorwurf angerechnet werden; sie betrugen sich doch übrigens weit gemässigter, als sie den Begriffen des Naturrechts zufolge dazu berechtigt waren, indem sie den Tod eines ihrer Leute, den ein englischer Soldat erschossen hatte, an niemand rächten, ob sie dies schon an etlichen Herrn, die im Lande auf Entdeckungen in der Naturgeschichte ausgegangen waren, gar leicht hätten thun können.

Von der ganzen Insel überhaupt wissen wir ohngefähr Folgendes: In der Mitte derselben liegt ein feuerspeyender Berg, der damals, als die Engländer auf der Insel waren, gerade in vollem Aus-

bruche war. Alle fünf Minuten wenigstens stieg mit einem dem Donner ähnlichem Geräusch eine hohe Feuersäule aus demselben; er warf Felsenstücke von der Größe eines Schiffsbootes in die Höhe, und die Luft war beständig mit einer scharfen beißenden Asche angefüllt, mit welcher auch die ganze Insel bedeckt lag. Eben diese volkanische Asche mit einem Zusatz von guter schwarzer Erde, macht den trefflichen fruchtbaren Boden dieser Insel aus. Den Volkan näher zu untersuchen, erlaubte das Mistrauen der Einwohner nicht, doch entdeckte man etliche heiße Quellen, und gediegenen Schwefel in einer Gegend, von welcher beständig ein weißer Dampf in die Höhe gieng.

Das Pflanzenreich ist hier von großem Umfange. In den Wäldern gab es viele ganz unbekannte Gewächse, und in den Plantagen wurden mehr als vierzig verschiedene Arten gezogen. Unter den wildwachsenden verdient die Muskatennuß besonders erwähnt zu werden, auch gab es Orangen, Feigen, Yams, Pisang, Kokos u. s. w. Hühner und Schweine sind das einzige Zuchtvieh der Einwohner, und von wilden giebt es blos Ratten und Fledermäuse. In den Wäldern halten sich unzählig viel Vögel auf, Fische sind in großer Menge und Mannigfaltigkeit vorhanden, Muscheln aber sind selten.

Die Bevölkerung mag sich höchstens auf zwanzigtausend Seelen belaufen, mit dem Anbau des Landes aber ist man noch nicht weit gekommen, und überhaupt kennen die Bewohner von Tanna ungleich weniger Bequemlichkeiten des Lebens, als die Einwohner auf den freundschaftlichen oder Societätsin-

tätsinseln. Ihre Häuser sind bloße Schoppen, von Kleidung wissen sie noch gar nichts, ja es fehlt ihnen sogar an der Reinlichkeit, deren Mangel für die Aufnahme des geselligen Lebens immer ein grosses Hinderniß ist. Nur in der Kochkunst und in der Musik hat man es hier weiter als auf andern Südseeinseln gebracht. So wissen ihre Weiber Pasteten zu backen, deren Teig aus Pisang und Arumwurzeln, die Fülle aber aus Kokoskernen und Blättern bestehet, und welche selbst den englischen Herrn ein köstliches Essen zu seyn schienen. Ihre Staatsverfassung schien völlig patriarchalisch zu seyn; von Religion aber spürte man nicht das Mindeste, ausser daß die Engländer jeden Morgen in einer Gegend, wohin man ihnen nicht zu gehen verstattete, einen langsamen, feyerlichtönenden Gesang anstimmen hörten.

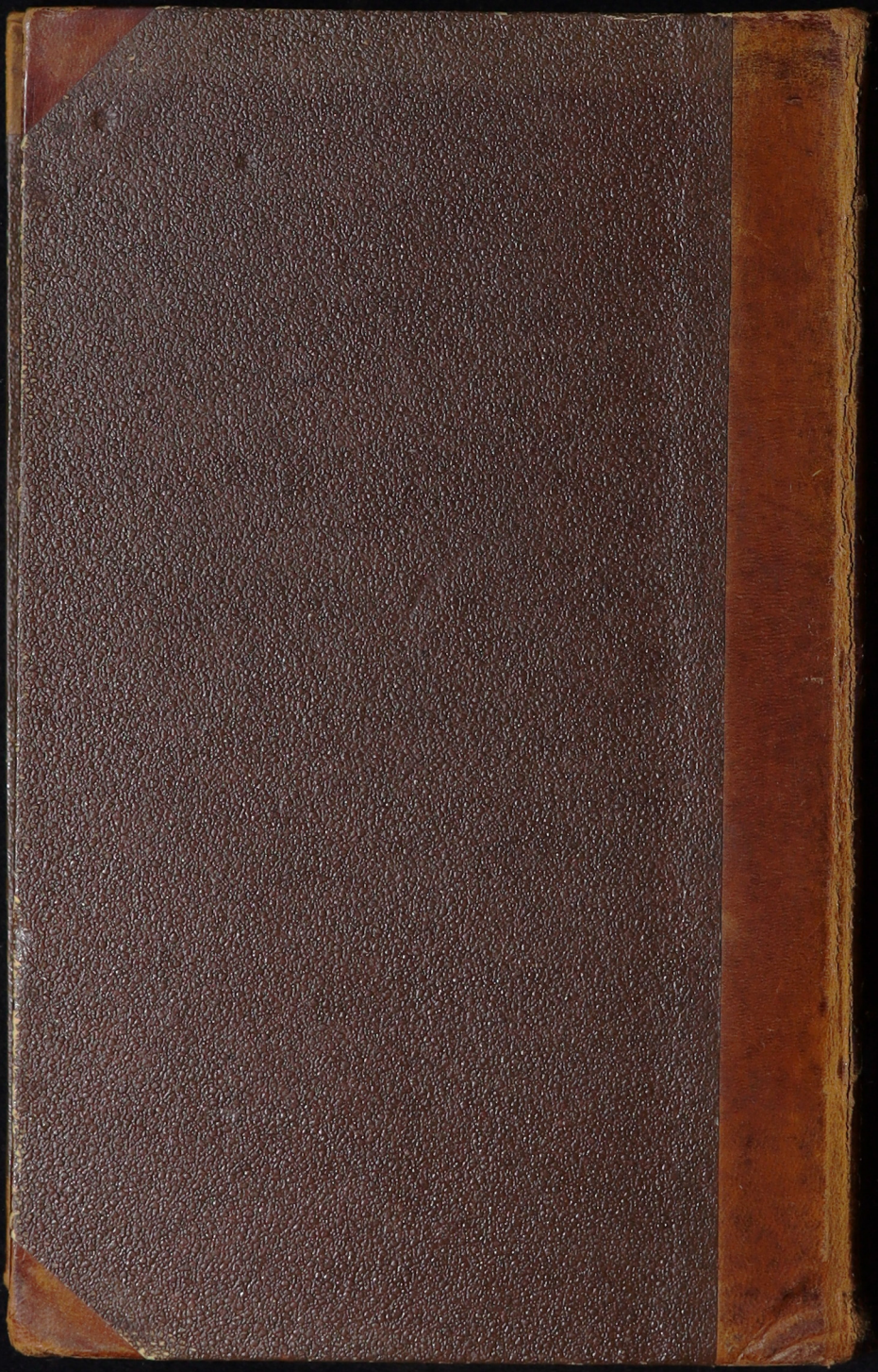
Andre zu diesem Archipelag gehörige Inseln sind **Irronan**, **Annatom**, welche ein sehr fruchtbares Ansehen hat, **Irromanga**, **Apih** und **Tierra del Espiritu Santo**, eine sehr große, schon von Quiros entdeckte Insel, welche die größte unter allen Hebriden, von den Engländern aber nicht besucht worden ist. Was sie sahen, bestand auf viele Meilen weit, theils aus Hügeln von mittelmäßiger Größe, theils aus breiten, fruchtbaren und dem Anscheine nach gut bewohnten Thälern. Die Kähne, welche von der Küste nach dem Schiffe kamen, hatten dreyeckigte Segel. In jedem saßen vier bis fünf Mann, die ganz nackend waren, auf dem Kopf einen Federbusch trugen, oder eine weiße Muschel an die Stirne gebunden, oder ein Sagoblatt um den Kopf gewickelt hatten. Sie nahmen die Geschenke, welche ihnen vom

Schiffe

Schiffe heruntergelassen wurden, mit großer Freude an, und gaben einen Zweig des Pfefferbaumes wieder dafür zurück.

Soviel für jetzt von den Inseln Südindiens, der letzte Theil unsers Werkes wird uns mit andern Inseln bekannt machen, welche unstreitig unter allen die kultivirtesten und merkwürdigsten sind.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049913/phys_0828
DFG


Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049913/phys_0832
DFG

keppen die Mühe nicht
ar nichts. Ihre Heer-
mele, Rindvieh, Scha-
e nicht allein Speise und
ke der Heerden bestimmt
r in der Gesellschaft ein-
den im Winter mit Fil-
ch gemolken, das Fleisch
t zu großen Milchschläu-
, ob sie gleich meist nur
ngt ihnen doch einträgli-
en haben Wölfe, Füch-
Antelopen, Hermeline,
Zieselmäuse. Auch fin-
e, wilde Esel und Tie-
ld theils mit Fallen und
e dasselbe zu Pferde mit
hteten Adlern. Von
wissen sie wenig, und
beit so ungewohnt, daß
äftigung in Schweis ge-
ben und machen Filze.

htet, leben die Kirgisen
ie schon erwähnt worden,
. Der Feuerplatz ist in
ben liegen Filze oder per-
de sind bey Reichen mit
n bekleidet. Unther ste-
nd an der Wand hängen
rgleichen. Sie kleiden
hnlich aber besser als an-
r scheeren den Kopf, und
ehen. Die Hosen sind
haben lange, spitzige Ab-
Sohlen mit Nägeln be-
schla-